image
not
available

236 B8

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

D. HEINRICH STEFFENS.

Digitized by Google

Dr. Johann Georg Krünitz's

ökonomiſch-technologiſche

Encyklopädie,

oder

allgemeines Syſtem

der

Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthſchaft,

und der Kunſtgeſchichte

in alphabetiſcher Ordnung.

Früher fortgeſetzt

von

Friedrich Jakob und Heinrich Guſtav Floerke,

und jetzt von

Johann Wilhelm David Korth,

Doktor der Philoſophie.

BODLEIANA BIBL

Hundert und vier und funfzigſter Theil,

welcher die Artikel Sieda bis Sklave und Sklaverey enthält.

Mit Kupfern und einem Portrait.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächſ. Privilegien.

Berlin 1831.

In der Pauliſchen Buchhandlung.

Pränumer.-Preis 3 Thlr. Laden-Preis $4\frac{1}{3}$ Thlr.

Digitized by Google

Digitized by Google

S. S.

Sieda, Sida, Siede, Sammetpappel, Sida Linn., eine Pflanzengattung, welche in die fünfte (nach Willdenow achte) Ordnung der ſechzehnten Klaſſe (Monadelphia Polyandria) des Linneiſchen Pflanzenſyſtems gehört und folgenden Charakter hat: Der Kelch iſt einfach, eckig, fünfſpaltig, die Krone fünfblättrig, der Griffel vieltheilig. Sie hat 5 bis 30 ein- oder dreiſamige aufſpringende Kapſeln. Willdenow hat die Arten, wie folgt, geordnet:

a) Mit ſchmalen, lanzettförmigen, länglichen und eyförmigen Blättern; foliis angustis, lanceolatis, oblongis, ovatisque. — b) Mit keilförmigen Blättern; foliis cuneiformibus. — c) Mit herzförmigen, ganzrandigen Blättern, foliis cordatis integerrimis. — d) Mit herzförmigen, gezähnten Blättern und einblümigen Blumenſtielen, foliis cordatis, dentatis, pedunculis unifloris. — e) Mit herzförmigen, gezähnten Blättern und vielblümigen oder traubenartigen Blumenſtielen, foliis cordatis,

Digitized by Google

dentatis, pedunculis multifloris vel racemosis. — f) Mit herzförmigen, dreiſpitzigen oder an der Baſis eckigen Blättern, foliis cordatis, tricuspidatis vel basi angulatis. Es giebt von dieſer Pflanzengattung weit über hundert Arten, von denen ich nur die vorzüglichſten, die auch hin und wieder in unſern Gärten gezogen werden, hier anführen will:

1) Gemeine Sida, Sammetpappel, Sida Abutilon, foliis subrotundo cordatis indivisis, pedunculis folio brevioribus, capsulis multilocularibus corniculis bifidis. Roy. lugdb. 349, Hort. cliff. 346. Althea Theophrasti, flore luteo. Bauh. pin. 316. Abutilon foliis tomentosis. Hall. Helv. nr. 1075. Engl. Common yellow Sida.

Die ganze Pflanze iſt mit feinen weichen Haaren bekleidet und hat einen aufrechten, 3 bis 4 Fuß hohen Stängel, der nach der Verſchiedenheit des Standortes oder des Bodens auch höher oder niedriger iſt. Die ziemlich großen Blätter ſind rundlich herzförmig, langgeſpitzt, gezähnt und geſtielt. Die Blumen ſtehen einzeln in Blattwinkeln auf filzigen Stielen, die kürzer, als die Blattſtiele ſind; ſie haben gelbe Kronenblätter und hinterlaſſen ſchwarze, behaarte Früchte. Die Kapſeln ſind abgeſtutzt, zweigrannig und dreiſamig, und ſtehen oft zu funfzehn beiſammen in einem Kreiſe. Das Vaterland iſt Indien und Sibirien; auch findet man ſie in der Schweiz wildwachſend. Man zieht ſie in verſchiedenen Deutſchen Gärten als eine Zierpflanze aus Samen, den man an der beſtimmten Stelle ins Land ſäet. Die Blüthezeit iſt der July und der Auguſt.

2) Weiße Sida, Sida alba, foliis cordatis subrotundis, stipulis setaceis, axillis subtrispinosis. Linn. Spec. plant. Tom. II, p. 960. Malva bicornis, sanguisorbae folio villoso et glabro. Dill. elth. 214, t. 171, f. 210. Althaea rostrato. Pluk. alm. 26, t. 9, f. 3. Engl. White Sida. Das Vater-

land dieſer Pflanze iſt Oſtindien. Sie gleicht der dornigen Sida, ſ. weiter unten, hat länglich-herzförmige, rundlich-ſtumpfe, gezähnte Blätter, borſtenförmige Afterblätter, und winkelſtändige Blumenſtiele, die ſo lang, als die Blattiſtiele ſind. Die Blumen ſind weiß, die Spitzen der Kronblätter purpurröthlich, die Staubfäden ſind roth und die fünf Samenkapſeln zweiſchnäbelig. Der Same wird ins Miſtbeet geſtreut und die Pflänzchen dann einzeln in Töpfe geſetzt und in Sommerkaſten geſtellt. Sie müſſen aber in Miſtbeeten, von denen man im Sommer die Fenſter abnimmt, bis ſie zur Blüte und zum Reifwerden des Samens herangewachſen ſind, bleiben.

3) Elſenblättrige Sida, die Sammetpappel mit Erlenblätter, Sida alnifolia, foliis orbiculatis plicatis serratis. Hort. cliff. 336. Hort. ups. 200. Malvinda stellata alnifolia. Dill. elth. 215, t. 172, f. 211. Engl. Aldes leavd Sida. Dieſe Pflanze hat rundlich umgekehrt-eyförmige, gezähnte, an der Baſis ganzrandige Blätter, viele winkelſtändige Blumenſtiele, die kürzer, als die Blätter ſind, und gelbe Blumen. Die Kapſeln ſind mit zwei hornartig hervorragenden Spitzen verſehen und ſtehen zu 6 bis 7 beiſammen. Vaterland und Kultur wie die weiße Sida.

4) Aſiatiſche Sida, Sida asiatica, foliis cordatis indivisis, stipulis reflexis, pedunculis longioribus, capsulis multilocularibus hirsutis calyce brevioribus. Amoen. acad. 4. p. 324. Abutilon indicum, flore luteo minore, Fl. Zeyl. 520. Alceae affinis indica abutilon dicta. Pluk. phyt. 126. f. 5. Dieſe einjährige Pflanze hat Indien zum Vaterlande und blüht in unſern Gärten vom July bis Auguſt. Die Blätter ſind länglich-herzförmig und gezähnt, die Afterblätter zurückgeſchlagen. Die Blumenſtiele, die länger, als die Blattſtiele ſind, ſtehen einzeln und ſind einblumig; die kleinen Blumen ſind gelb. Die abgeſtutzten, unbe-

Digitized by Google

wehrten, ſpitzigen, dreiſamigen Kapſeln ſtehen oft zu 20 beiſammen in einem Kreiſe. Man behandelt die Pflanzen, wenn man ſie in den Gärten ziehen will, wie die weiße Sida.

5) Baumartige Sida, die großblumige Sammetpappel, Sida arborea. Linn. Suppl. 307; Sida peruviana. Cavan diss. 1. p. 36. t. 7. f. 8. et diss. 5. p. 276. t. 130. Engl. The great flowerd Sida. Der Stamm dieſer perennirenden Pflanze iſt baumartig, aufrecht, und wie die rundlich-herzförmigen, gekerbten Blätter mit weichem Filze bekleidet. Die Afterblätter ſind lanzettförmig, gefranzt, abſtehend. Die Blumenſtiele entſpringen in den Blattwinkeln, ſind einblümig, länger, als die Blattſtiele, die Blumen ziemlich groß, glockenförmig, von gefälligem Anſehen; 13—15 abgeſtutzte, unbewehrte, vielſamige Kapſeln. Das Vaterland iſt Peru.

6) Eibiſchblättrige Sida, Sida althaeifolia. L'Herit. Stirp. 1. p. 112. Althaea flore luteo. Sloan. hist. 1. t. 136. f. 2. Engl. Marshmallow-leavd Sida. Dieſe perennirende Sidaart wächſt im ſüdlichen Jamaika und verlangt eine Stelle im Treibhauſe in der zweiten Abtheilung deſſelben. Der Stängel iſt ſtrauchartig, 2—3 Fuß und darüber hoch. Die Blätter ſind geſtielt, herzförmig, gezähnt, filzig; die Blumenſtiele ſtehen oft einzeln, ſelten zu 2—3 beiſammen, ſind cylindriſch, filzig, einblümig, kürzer, als die Blattſtiele. Die Blume iſt feuergelb und hat 10—12 rundlich-zuſammengedrückte, einſamige Kapſeln.

7) Hainbuchenblättrige Sida, Sida carpinifolia. Linn. suppl. 307. Jac. ic. rar. 1. t. 135. Cavan. diss. 5. t. 134. f. 1. Sida planicaulis. Cavan. diss. 1. t. 3. f. 11. Der Stängel dieſer Sida iſt ſtrauchartig, mit abſtehenden, behaarten Zweigen verſehen, die, wie die Blätter, zwei Reihen bilden. Die Blätter ſind kurz geſtielt, ey-lanzett-förmig, ſägezäh-

Digitized by Google

mig; die Afterblätter borſtenförmig, länger, als die Blattſtiele. Die Blumen ſtehen in den Blattwinkeln oft zu vieren doldenartig beiſammen auf kurzen behaarten Stielen, haben einen unbehaarten Kelch, gelbe Kronblätter und hinterlaſſen acht zweiſamige Kapſeln. Dieſe in Madeira wildwachſende Sidaart wird bei uns im Glashauſe überwintert. Die Blumen entwickeln ſich vom Juny bis Auguſt, auch früher oder ſpäter.

8) Krauſe Sida, Sida crispa, foliis cordatis sublobatis, crenatis tomentosis, capsulis cernuis inflatis multilocularibus crenatis repandis. Loefl. it. p. 240. Abutilon vesicarium crispum, floribus melinis parvis. Dill. elth. 6. fsfs. Abutilon americanum. Mart. cent. 29. t. 29. Abutilon aliud vesicarium. Plum. ic. 15. t. 25. Der Stängel dieſer einjährigen Pflanze iſt filzig, nicht mit langen Haaren bekleidet; er trägt pfriemenförmige, abſtehende Afterblätter und länglich-herzförmige, langgeſpitzte Blätter, davon die oberſten ungeſtielt ſind. Die Blumenſtiele ſtehen einzeln in den Blattwinkeln, ſind haarförmig, niedergebogen-hängend, länger, als die Blattſtiele, die Kronblätter weiß, die Kapſeln ſtumpf, zuſammengedrückt, welche oft zu zwölfen beiſammen ſtehen. Dieſe Art wächſt in Carolina auf der Inſel Providence, und blüht im Sommer. Den Samen ſäet man ins Miſtbeet oder an der beſtimmten Stelle ins Land.

9) Dornige Sida, Sida spinosa, foliis cordato-oblongis serratis, stipulis setaceis, axillis subspinosis. Hort. ups. 199. Alcea spinosa, sarpini folio. Comm. hort. 1. p. 3. Althaea carpini folio, flosculis luteis. Bocc. sic. 11. t. 2. Althaea virginiana bidens. Pluk. alm. 25. t. 9. f. 6. Engl. Thorny Sida. Man findet dieſe Sidaart in Oſtindien, im glücklichen Arabien, am Senegal, in Jamaika und Gujana; ſie hat ey-lanzettförmige, undeutlich und herzförmige gezähnte Blätter, rundlich-herz-

Digitized by Google

förmige, ſtumpfe, unbehaarte Samenlappen, faſt einzelne winkelſtändige Blumenſtiele, oft dornige Blattwinkel, borſtenförmige Afterblätter, welche länger, als die Blumenſtiele ſind, gelbe kleine Blumen und zweiſchnäbelige Kapſeln. Man ſäet den Samen dieſer Pflanze ins Miſtbeet, ſetzt die daraus hervorſprießenden Pflänzchen in Töpfe und ſtellt dieſe in Sommerkaſten, oder läßt ſie auch in Samenbeeten ſtehen. Die Blütezeit iſt der July und Auguſt.

10) Dreikantige Sida, **Sida triquetra, foliis cordatis serratis subtomentosis, ramis triquetris. Sida trisulcata, caule trisulcato. Jacq. amer. 26.** Engl. **Triangular stalked Sida.** Dieſer in Südamerika einheimiſche Strauch wird ungefähr 3 Fuß hoch, ſeine Zweige ſind dreikantig, faſt filzig, die Blätter herzförmig, weich, undeutlich filzig, ſtumpf gezähnt und langgeſpitzt. Die Blumenſtiele ſtehen einzeln in Blattwinkeln, ſind einblumig, die Kronenblätter gelb, an der Baſis purpurroth, die Staubfäden gelb. Die fünf Kapſeln ſind dreiſamig, unbewehrt und abgeſtutzt.

11) Gefranzte Sida, **Sida ciliatis, foliis ovalibus retusis serratis, stipulis linearibus ciliatis, seminibus mnricatis. Amoen. acad. 5. p. 401. Malva minima supina. Brown. jam. 282. Malva minor supina. Sloan jam. p. 96.** Dieſe Sida hat lanzettförmige, abgeſtutzte, gezähnte, an der Baſis faſt keilförmige Blätter, lienienförmige gefranzte Afterblätter, die länger, als die Blumen ſind, einzelne rothe, faſt ungeſtielte Blumen, und weiche, ſtachelige Kapſeln. Dieſe nur niedrige, ſtrauchartige Pflanze wächſt in Jamaika, an ſonnigen graſigen Orten; auch auf der Inſel St. Domingo, und verlangt daher einen Stand im Treibhauſe oder im Sommerkaſten.

12) Herzblättrige Sida, **Sida cordifolia, foliis cordatis subangulatis serratis villosis. Malva bicornis, ballotes folio molli. Dill. elth.**

Digitized by Google

211, t. 171. f. 209. Althea madera spatana, subrotundo folio molli et hirsuto multipilis. Pluk. alm. 25. t. 131. f. 2. Engl. Heart leav'd Sida. Der Stängel dieſer einjährigen Sida iſt behaart, 2—4 Fuß hoch, trägt herzförmige, faſt eckige, ſägezähnige, behaarte Blätter, und gelbe Blumen, mit behaarten Kelchen. Sie hat 7—10 zweihörnige Kapſeln und wächſt in Indien auf dem Kap. Den Samen ſäet man in's Miſtbeet und die Pflanzen bleiben entweder in dem Samenbeete, wovon im Sommer die Fenſter abgenommen werden, bis zur Blüte und Samenreiſe ſtehen, oder ſie werden in's freie Land geſäet.

13) Aufgeblaſene Sida, Sida vesicaria. Cavan diss. 2. p. 55. t. 14. f. 3. Eine ungefähr 3 Fuß hohe Pflanze, mit aufrechten, mehr oder weniger filzigen Blättern. Die Blätter ſind herzförmig, einfach und faſt dreilappig, in beiden Fällen langgeſpitzt, gezähnt, mit ſehr feinem Filze bekleidet. Auf der Unterfläche iſt ſie blaßgraulich, und die Afterblätter ſind ſehr klein und abfallend. Die Blumenſtiele ſtehen einzeln in Blattwinkeln, ſind aufrecht, einblümig, länger, als die Blattſtiele, unter der Blume oft mit einem Knoten oder Gelenke verſehen. Die Kronenblätter ſind gelb, die Kapſeln aufgeblaſen, unbewehrt, abgeſtutzt, fünfſamig und ſtehen zu 10 bis 11 beiſammen. Dieſe Pflanze ſtammt aus Mexico, variirt zuweilen mit blaßgelben oder weißen Blumen und wird in der zweiten Abtheilung eines Treibhauſes überwintert.

14) Rautenförmige Sida, Sida rhombifolia, foliis lanceolato rhomboidibus serratis, axillis subbispinosis. Vir cliff. 68. Hort. cliff. 346. Malvinda unicornis, folio rhomboide perennis. Dill. elth. 216. t. 172. f. 212. Althea carpini folio, flosculis luteis. Bocc. sic. 11 t. 6.

Digitized by Google

f. 2. Alcea pernambucana, carpini folio. Moris. Hist. 2. p. 528. f. 5. t. 19. Der Stängel dieſer Pflanze iſt ſtrauchartig und aufrecht. Die Blätter ſind länglich-lanzettförmig, gezähnt, an der Baſis keilförmig, ganzrandig, die Blumenſtiele viel länger, als die Blattſtiele, die Kronenblätter gelb, die Kapſeln zweihörnig. Sie verlangt einen Platz in der zweiten Abtheilung eines Treibhauſes, weil ſie in Oſtindien und Jamaika einheimiſch iſt.

15) Canariſche Sida, Sida canariensis Willd. Sida alba Cavan. diss. 1. p. 22. t. 3. f. 8. Die Blätter ſind eylanzettförmig, faſt gleich breit, gezähnt und unbehaart. Die Blumenſtiele ſtehen einzeln aufrecht, ſind winkelſtändig und ſo lang, als die Blätter. Die Blumen ſind weiß, mit purpurrothen Narben und 9—10 zweihörnigen Kapſeln. Das Vaterland ſind die Canariſchen Inſeln und die Ueberwinterung geſchieht im Glashauſe.

16) Gelbliche Sida, Sida flavescens Willd. Sida prostrata. Cavan. diss. 1. t. 13. f. 3. Der Stängel dieſer Pflanze iſt ſtrauchartig und die Blätter ſind eyrund-herzförmig, ſtumpf, ungleichgezähnt und auf der Unterfläche mit gelblichem Filze bedeckt. Die Blumenſtiele ſind gehaart, oft zweiblumig und kürzer, als die Blattſtiele. Die Blumen ſind gelb und unbewehrt. Die Kapſeln ſtehen zu fünf beiſammen. Sie wächſt an Felſen in Braſilien. Man pflanzt ſie in einen Blumentopf, der auf dem Boden einige Zoll hoch, mit kleinen Steinen belegt und mit leichter Dammerde gefüllt wird. Die Ueberwinterung geſchieht in der zweiten Abtheilung eines Treibhauſes.

17) Wohlriechende Sida, Sida fragrans, L'Herit. Stirp. 1. p. 111. t. 53. Dieſe ſtrauchartige Sida hat ungefähr 3 Zoll lange, tief herzförmige Blätter, deren Lappen langgeſpitzt ſind und übereinander liegen. Die Blumenſtiele ſind drei- bis

viermal kürzer, als die Blattſtiele und die fünf Kapſeln ſind einſamig und zweiborſtig. Dieſe Pflanze wächſt in Neu-Spanien und wird in der zweiten Abtheilung eines Treibhauſes oder im Glashauſe überwintert.

18) Virginiſche Sida, glatte Napata, Sida Napaea, Cavan. diss. 5. p. 277, t. 132. f. 1. Napaea hermaphrodita, pedunculis nudis laevibus, foliis glabris, floribus hermaphroditis. Linn. Spec. plant. Tom. II. p. 965. Malva Virginiana, ricini folio. Herm. lugdb. 22, t. 23. Engl. Smooth Napaca. Dieſe perennirende Pflanze, welche in Virginien zu Hauſe gehört, wird in unſern Gärten im Freien gezogen und blüht vom July bis September. Sie treibt äſtige, glatte, 4 bis 6 Fuß hohe Stängel und hat einen buſchigen Wuchs. Die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, ſind behaart, herzförmig; die untern handförmig, fünflappig, die obern meiſtentheils dreilappig, die Lappen langgeſpitzt, gezähnt. Die Blumen ſind winkelſtändig, länger als die Blattſtiele, nackt; ſie tragen drei, vier oder mehrere geſtielte, doldentraubenartig geordnete, weiße, zuweilen in's Violette ſpielende Blumen, die unbewehrte, langgeſpitzte Kapſeln hinterlaſſen. Die Vermehrung geſchieht durch Samen und durch Zertheilung.

Von den oben angeführten Sidaarten werden die meiſten als Zierpflanzen in den Luſtgärten unterhalten. Der Doctor Dietrich zu Eiſenach hat in dem dortigen Großherzoglichen Garten von 115 Sidaarten 61 Arten cultivirt, welche theils im Sommer, theils in den erſten Monaten des Herbſtes Blüten und Samen getragen haben. Die Kultur derſelben iſt nur leicht, weil ſie alle aus Samen ohne Mühe zu erziehen ſind, welcher in unſern Gärten, wenn die Pflanzen in Rückſicht auf Standort und Boden eine gute Behandluug genießen, vollkommen reif wird. Der Same wird in ein warmes Miſtbeet

Digitized by Google

geſäet und man ſetzt die jungen Pflanzen hernach, wenn ſie einige Zoll hoch ſind, an den Ort ihrer Beſtimmung. Die Sträucher und perennirenden Arten, welche in beiden Indien zu Hauſe gehören, pflanzt man einzeln in Töpfe, in ein lockeres nahrhaftes Erdreich, und ſtellt ſie ins Treibhaus. Auch die einjährigen, in warmen Ländern einheimiſchen Arten verlangen zur Entwickelung und Ausbildung ihrer Blüten und Samen einen warmen Standort, und gedeihen daher am beſten im Sommerkaſten, doch wachſen auch manche ſehr gut im Freien. Die perennirenden Kappflanzen nehmen mit Durchwinterung im Glashauſe vorlieb, und dürfen im Winter nicht oft und viel begoſſen werden. Wenn die Wurzeln den Erdballen durchwebt, und ſowohl an den Wänden, als auf dem Boden des Topfes ſich angehäuft haben, ſo werden die Pflanzen mit dem Erdballen in größere Gefäße geſetzt, und die Zwiſchenräume mit friſcher Erde ausgefüllt. Uebrigens müſſen die verſetzten Pflanzen, beſonders wenn man ſie aus dem Samenbeete hebt, einige Tage beſchattet werden. Die Kultur der perennirenden, im Freien ausdauernden Arten fordern wenigere Umſtände; denn man vermehrt ſie durch Samen und durch Zertheilung. Die Namen der übrigen, oben nicht abgehandelten Sidaarten findet man in folgendem Werke abgehandelt:

Dietrichs Lexicon der Gärtnerei und Botanik ꝛc. 9r Bd. Berlin, 1809, S. 155 u. f.

Sie wachſen in Südamerika, werden bei uns nur in botaniſchen Gärten gezogen und erhalten die oben am Schluſſe des Artikels Sieda angeführte Kultur.

Sieda (Aſiatiſche), ſ. oben, S. 3.
— (aufgeblaſene), ſ. daſ., S. 7.
— (baumartige), ſ. daſ., S. 4.
— (Canariſche), ſ. daſ., S. 8.
— (dornige), ſ. daſ., S. 5.
— (dreikantige), ſ. daſ., S. 6.

Sieda, (Eibiſchblättrige), ſ. oben, S. 4.
— (Elſenblättrige), ſ. daſ., S. 3.
— (gefranzte), ſ. daſ., S. 6.
— (gelbliche), ſ. daſ., S. 8.
— (gemeine), ſ. daſ., S. 2.
— (Hainbuchenblättrige), ſ. daſ., S. 4.
— (herzblättrige), ſ. daſ., S. 6.
— (krauſe), ſ. daſ., S. 5.
— (rautenförmige), ſ. daſ., S. 7.
— (Virginiſche), ſ. daſ., S. 9.
— (weiße), ſ. daſ., S. 2.
— (wohlriechende), ſ. daſ., S. 8.

Siede, in der Landwirthſchaft, dasjenige Futter des Viehes, welches mit heißem Waſſer eingebrannt oder eingebrühet wird, ehe man es dem Viehe giebt; es beſteht aus Heckerling, geſchnittenem Futterſtroh und Grummet, geſtampften Rüben, Möhren, Krautſtängeln, Blättern und dergleichen Abgängen von Küchengartengewächſen. Man giebt es dem Rindviehe, beſonders den Kühen, in den Ställen. In den Städten miſchen die Viehmäſter dergleichen zerſtampfte Feldfrüchte und Abgänge von Gartengewächſen unter den Branntweinstrank, und geben es den Milchkühen. Von ſolchem, mit heißem Waſſer angebrannten Futter oder Siede giebt das Rindvieh beſſere Milch und daher auch ſchmackhaftere Butter, als wenn man denſelben kein warmes Futter und Getränk giebt. In einigen Gegenden wird dieſes Futter auch das Geſott genannt. Beide Benennungen ſtammen von dem Zeitworte ſieden her, weil dieſes Futter, wie ſchon oben angeführt worden, mit ſiedendem Waſſer angebrühet wird.

Siedebottich, ſ. Siedefaß.

Siedefaß, Siedebottich, Geſottbottich, in der Landwirthſchaft, ein großes Gefäß von Böttcherarbeit, worin dem Rindvieh, die Siede eingemacht wird.

Es iſt oben weiter, als unten am Boden, und hat ſeinen Platz am beſten im Kuhſtalle unter einem ordentlichen Brodenfang und Brodenröhre. Man nimmt dazu auch große ſteinerne Tröge, und läßt dergleichen Gefäße von Böttcherarbeit mit eiſernen Reifen beſchlagen oder belegen, damit ſie bei dem täglichen Gebrauche nicht gleich ſo ſehr abgenutzt werden können.

Siedehütte, derjenige Theil einer Alaun- oder Salpeterhütte, wo die Lauge in bleyernen Keſſeln eingeſotten wird, zum Unterſchi.de von der Laugehütte; ſ. unter Salpeter und Alaun.

Siedekaſten, in der Landwirthſchaft einiger Gegenden, ein Name der Futterbank, worin das zur Siede beſtimmte Futter geſchnitten wird; die Häkkerlingsbank.

Siedekunſt, diejenige Kunſt, durch welche man vermittelſt des Siedens und Abdampfens gewiſſe Salze aus den Laugen herausbringt, als Küchenſalz, Alaun, Salpeter, Vitriol oder Schwefelſaures Eiſen u. ſ. w.; ſ. die genannten Artikel.

Siedel, in der Haushaltung, ein langes verdecktes Behältniß in Geſtalt einer Bank mit einer ſchmalen Lehne, in welches man ſogleich allerhand Gegenſtände aus den Händen legen und verwahren kann, welches man gewöhnlich in den Stuben gemeiner Leute in einigen Provinzen des nördlichen Deutſchlands antrifft. Ueberhaupt bedeutet dieſes Wort, nach Adelung, 1) ein Ort, worauf man ſitzt, oder vielmehr der Gegenſtand, welcher zum Sitzen dient, als ein Stuhl oder Seſſel, ein Sattel u. ſ. w., welche Benennung im ſüdlichen Deutſchland gehört wird. — 2) Ein Wohnhaus auf dem Lande mit den dazu gehörigen Grundſtücken, ein Landgut, Landſitz; auch im ſüdlichen Deutſchland. Daher werden noch in vielen Gegenden freie Bauernhöfe, die keine Frohendienſte verrichten dürfen, Siedehöfe und Sattelhöfe

Digitized by Google

genannt, — 3) Der Ort, wo ſich ein Ding auf eine dauerhafte Art befindet, der Sitz, auch nur im ſüdlichen Deutſchland. Der Mund iſt ein Siedel der verſuchenden Kraft der ſel, Buch der Natur 1483. Die Siedel des Gehördes iſt gegen den hintern teyl des Hauptes, eben daſelbſt; ſiehe Land-Siedel.

Nach dem vorher erwähnten Schriftſteller ſtammt das Wort Siedel vermittelſt des Suffixi-el von dem veralteten ſeden, ſieden her, deſſen Intenſivum das heutige ſitzen iſt, damit ſind Seſſel und Sattel genau verwandt. Die Ableitungen ſiedeln, ſeinen dauerhaften Aufenthalt an einem Orte haben; der Siedler, welcher ſeinen dauerhaften Aufenthalt an einem Orte hat; die Siedeley, ein ſolcher Ort, ſind im Hochdeutſchen theils nur in Zuſammenſetzungen üblich, als z. B. Einſiedler, Einſiedeley, theils kommen ſie auch in Gedichten vor; in der Umgangsſprache ſind ſie aber nicht mehr gebräuchlich.

Siedeley, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Siedelhof, ſ. daſelbſt. In einem alten Gedichte auf den heiligen Anno iſt Sedilhove in weiterer Bedeutung die Reſidenz.

Sieden, ein unregelmäßiges Zeitwort, welches eigentlich den ziſchenden Laut nachahmt, welchen ein, in eine innere Bewegung gebrachter, flüſſiger Körper von ſich giebt. Es iſt in doppelter Bedeutung üblich. — I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung mit dem Hülfsworte haben, dieſen ziſchenden Laut von ſich geben, und in weiterem Verſtande, in der inneren Bewegung befindlich ſeyn, mit welcher dieſer Laut verbunden iſt. Er macht, daß das tiefe Meer ſeudet (ſiedet) wie ein Töpfen, Hiob 41, 22. Beſonders, wenn ein flüſſiger Körper durch ein unter ihm oder auf allen Seiten angebrachtes Feuer zu einem ſolchen mit

Digitized by Google

Ziſchen verbundenen Aufwallen gebracht wird, nemlich: das Waſſer ſiedet, hat geſotten. Siedend heiß, da es denn auch häufig theils von den in dem flüſſigen Körper befindlichen feſtern, theils auch von dem Gefäße gebraucht wird. Die Fiſche ſieden ſchon. Das Fleiſch hat noch nicht geſotten. Der Topf, der Keſſel ſiedet. Sieden drückt eigentlich, wie ſchon oben bemerkt worden, den ziſchenden Laut aus, der das Aufwallen begleitet; man braucht es daher nur in ſolchen Fällen, wo dieſer Statt findet; ſetzt man nun das Feuer fort, ſo fängt der flüſſige Körper an zu kochen, das iſt, einen dumpferen Laut von ſich zu geben. Fiſche, Krebſe, Eyer u. ſ. w. kochen daher nicht, ſondern ſieden nur. Man pflegt in der Umgangsſprache ſehr häufig kochen und ſieden mit einander zu verwechſeln oder ſie für gleichbedeutend zu halten, und pflegt daher ſowohl in dieſer neutralen, als in der folgenden thätigen Bedeutung in der anſtändigern oder höhern Schreibart lieber ſieden, als kochen zu gebrauchen, welches Letztere in der Sprache des gemeinen Lebens am gangbarſten iſt; ſ. den Art. Kochen, Th. 42, S. 220 u. f. — II. Als ein thätiges Zeitwort, das ziſchende Aufwallen durch Hülfe des Feuers hervorbringen, und in noch weiterm und häufigern Verſtande, auf ſolche Art zubereiten; daher ſagt man Fiſche ſieden; Eyer ſieden, Seife ſieden; Alaun, Salpeter, Salze, Thran, Aether, Silber, Vitriol u. ſ. w. ſieden. — Wie das Sieden geſchieht, iſt unter Kochen, Theil 42 angeführt worden, ſo wie auch bei den verſchiedenen Artikeln, die durch das Sieden gewonnen werden, wie Salz, Salpeter, Silber, Vitriol u. ſ. w. das Nöthige darüber geſagt worden und werden wird.

Siedeofen, kann man einen jeden Ofen nennen, worin man Etwas ſiedet und der eine ſolche Einrichtung

Digitized by Google

dazu erhalten hat. Im eigentlichen Verſtande verſteht man aber darunter den Ofen in den Münzſtätten, worin die Münze weiß geſotten wird. Er iſt von gebrannten Steinen aufgeführt, 3 Fuß 6 Zoll lang ins Gevierte und 1 Fuß 3 Zoll hoch; er iſt mit einer Eiſenplatte belegt. S. auch unter Münze und Münzwiſſenſchaft, Th. 97.

Siedepfanne, bleyerne, kupferne auch eiſerne Pfannen oder Keſſel, worin verſchiedene Laugen und Salze gekocht und kriſtalliſirt werden, z. B. in den Vitriol-, Alaun-, Salpeter- u. ſ. w. Hütten, in den Salzſiedereyen u. ſ. w. Man nennt ſie auch Gutpfanne. Die bleyernen Pfannen zum Vitriolſieden ſind 8 Fuß lang und breit, und 2 Fuß tief. Man ſehe die Artikel Salz und Salzſiederey, Salpeter, Alaun u. ſ. w. nach, in welchen Artikeln man dieſe Pfannen beſchrieben findet.

Sieder, eine Perſon, welche ſiedet, in großen Siedereyen und chemiſchen Fabriken dieſes Geſchäft verrichtet, daher die Benennungen Seifen-, Salz-, Salpeter-, Thran-, Vitriol- u. ſ. w. Sieder. Was die Eigenſchaften und Beſchäftigungen eines Sieders anbetrifft, ſo findet man ſolches in den oben angeführten Artikeln erwähnt.

Siederey, der Ort oder die Anſtalt, wo eine Waare durch Sieden zubereitet wird, daher die Benennungen Alaun-, Vitriol-, Salz-, Salpeter-, Seifen-, Thran- u. ſ. w. Siederey, wofür man in vielen Fällen auch nur das einfache Wort gebraucht. Die Einrichtung einer Siederey findet man unter den oben angeführten Artikeln beſchrieben.

Siedeſchale, in der Münze, die Schale, worin die Münze im Siedeofen weiß geſotten wird. Es iſt eigentlich ein flacher, kupferner Keſſel mit zwei Handgriffen, welche im Einſetzen in das Ofenloch

Digitized by Google

über demſelben bleiben; ſ. im Art. Münze und Münzwiſſenſchaft, Th. 97.

Siedland, Siedländereyen, die niedrigen Gegenden in einer Sielacht.

Sieg, die Handlung, der Zuſtand, da man ſeinen Gegner in einem Wettſtreite überwindet. Dieſes Ueberwinden, Siegen, kann nun real und verbal geſchehen; real z. B. bei oder in den Kampfſpielen der Alten, wenn ein Krieger den andern beſiegte oder über denſelben den Sieg davon trug, und dann im Kriege, wo ein Heer das andere, entweder durch überlegenen Muth und Tapferkeit, oder durch Liſt, oder durch Uebermacht beſiegt oder über daſſelbe den Sieg davon trägt; daher die Ausdrücke: den Sieg erhalten, erfechten, davon tragen. Den Sieg über Jemanden erfechten. Ein blutiger Sieg, wenn dabei viel Blut vergoſſen worden. Der Sieg blieb lange zweifelhaft. Den Sieg in Händen haben. Die dichteriſche Schreibart macht mit dieſem Worte allerlei Zuſammenſetzungen. Mit ſieggewohnter Rechte, Raml. Siegprangend u. ſ. w. Verbal, den Sieg in einem Rechtsſtreite, in einem Prozeſſe davon tragen, wenn man den Prozeß gewinnt. Den Sieg über Meinungen gewinnen u. ſ. w., u. ſ. w. Was die allegoriſche Darſtellung des Sieges, ſo wie andere auf Sieg Bezug habende Gegenſtände betrifft, ſo ſehe man darüber die unten folgenden Artikel Siegesgöttin, Siegesmähler, Siegeszeichen u. ſ. w. nach.

Der Sieg, als Folge eines Gefechtes oder einer Schlacht, iſt nur dann als vollſtändig und wirklich zu betrachten, wenn mit der Niederlage des Feindes auch für uns wichtige Vortheile verbunden ſind. Wenn daher ein Sieg gewonnen worden, ſo muß

Digitized by Google

der Sieger auch denſelben zu benutzen verſtehen; es iſt daher nöthig, den Feind, den Beſiegten, unablässig zu verfolgen, damit er nicht ſobald zu Athem kommen kann. Man verhindert dadurch, daß er ſich ſammeln kann, unter welcher Zeit ſich die eigenen in der Schlacht engagirt geweſenen Corps, ſich nun wieder ſammeln und mit erneueter Kraft dem Feinde die Spitze bieten können, wenn er einen neuen Angriff wagen ſollte.

Siegel, **Sigillum**; Franz. **le Cachet**, **le Sceau**; Engl. **the Seal**, der Abdruck, welcher mit dem Pitſchafte in eine weichgemachte Materie, als Siegellack, Siegelwachs und Oblaten gemacht wird, und wodurch nicht nur die Briefe und Gepäcke verſchloſſen werden, ſoodern auch gerichtliche Dokumente, Diplome und andere Schriften eine größere Gültigkeit erhalten; ja ein ſolches Siegel giebt völligen Glauben, auch ohne Unterſchrift; daher man verſchiedene Briefſchaften nur mit einem aufgedruckten Siegel findet. — Die Siegel ſind auf die alten Siegelringe gefolgt, und geben viele Gelegenheit zu Unterſuchungen; entweder von Seiten des Namens oder Wappens, der Materie und der Farben, oder von Seiten der Form. Dieſe Dinge ſind in der Diplomatik, ſo wie in der Alterthumskunde nicht gleichgültig zu betrachten. Meiſtens findet man ſie nur in gewiſſen Zeiten, bei gewiſſen Perſonen und bei gewiſſen Arten von Diplomen. Die Stempel und die Bänder der Siegel, die ſich ſo oft verändern, geben noch einen reicheren Stoff zu Unterſuchungen. Was die Form der alten Siegel betrifft, ſo iſt dieſelbe ſehr verſchieden. Einige ſind ganz=oval- und länglichrund, und dieſes ſind die gemeinſten; die andern, nur ſelteneren, ſind dreieckig, wie die kleinen Wappenſchildchen, viereckig, achteckig, rautenförmig, ſechseckig, fünfeckig, und auch von unregelmäßiger Figur. Auch bei der Befeſtigung der Siegel bemerkt man eine große Verſchiedenheit; denn einige ſind feſt

Digitized by Google

aufgemacht, andere hängen herab. Die erſten ſind gemeiniglich ganz rund, die andern dagegen oval oder länglich, und zugeſpitzt. Doch dieſe Regel hat viele Ausnahmen, weil man feſt aufgemachte Siegel findet, welche eyrund ſind, als die Siegel des Stephans von Metz vom Jahre 1136, und von Albert, Erzbiſchof zu Trier, vom Jahre 1149. Man gewahrt dagegen hängende Siegel, die ganz rund ſind, als die Siegel Kayſer Heinrich des Sechſten, vom Jahre 1192; des Rathhauſes zu Toul, vom Jahre 1300; der Probſtei zu Pont a mousson vom Jahre 1469 u. ſ. w. Die alten Siegel der Franzöſiſchen Könige waren urſprünglich nur ſehr klein, weil ſie nur in Ringen waren; ſie hatten nämlich keine andern Stempel, als den königlichen Ring. Nach der Zeit ſind ſie aber größer geworden, und ſchon unter dem dritten Stamme beträchtlich, nachdem die großen Buchſtaben der Nachſchrift und auf die Siegel gegrabenen Bildniſſe einen größeren Raum erforderten. Vorzüglich zeichneten ſich die Karolingiſchen Könige durch die Pracht und Größe ihrer Siegel aus, ſowohl das eine, wie das andere erreichte im 14. und 15. Jahrhunderte die höchſte Stufe. Auch die Herzöge von Lothringen und Bar bedienten ſich im Jahre 1544 der großen Siegel. Das große Siegel der Könige in Frankreich, welches der Kanzler in Verwahrung hat, hat 4 Zoll im Durchſchnitt. Die Siegel der Parlaments-Kanzley waren viel kleiner, und die Siegel der Präſidenten und anderer königlichen Juſtizbeamten ſind noch kleiner. Die Größe des Siegels richtet ſich alſo nach dem Stande deſſen, der es führt. Dieſer äußerliche Unterſchied wurde in Frankreich auch in Anſehung der Siegel der Königin, der Königlichen Kinder, der Prinzen vom Geblüte, welche auch ihre Kanzley haben, beobachtet. In Deutſchland ſind die alten Siegel viel kleiner, als in den letzten Jahrhunderten. Unter Kaiſer Karl dem Fünften hatten ſie nur 3 Zoll im Durchſchnitte, und unter ſeinem Nach-

Digitized by Google

folger **Ferdinand** hatten ſie ſchon fünf. Die Siegel der andern Herren der Kirchen, Klöſter und Gemeinheiten waren jederzeit, nachdem ihr Stand, von dem Stande des Oberherrn mehr oder weniger verſchieden war, größer oder kleiner. In Abſicht auf den Inhalt der zu beſiegelnden Sachen, haben die Kayſer zwei Arten von größeren Siegeln gehabt. Das Eine wurde nur zu außergerichtlichen, das iſt, Staats-, Gnaden- und dergleichen Sachen gebraucht, das andere aber zu gerichtlichen Sachen. Die erſte Art war das ſogenannte **Majeſtäts-Siegel**, welches am Ende der Urkunden mittlerer Zeiten ſo oft gedacht wird, und über deſſen Beſchreibung und Beſtimmung die Gelehrten unter ſich nicht einig ſind. Den Namen hat es ohne Zweifel daher erhalten, weil auf demſelben der Kaiſer auf ſeinem Throne ſitzend und die Reichskleinodien in Händen haltend dargeſtellt wird, welches man auf den Kaiſerlichen Siegeln zu gericht- und rechtlichen Sachen nicht erblickt, nämlich in älteren Zeiten, da in neueren zu Staats-, Gnaden- und Rechtſachen einerlei Siegel gebraucht wird; auch ſind in neueren Zeiten verſchiedene vormals unbekannte Arten von größeren Kaiſerlichen Siegeln aufgekommen; das größeſte derſelben wird jetzt das **Majeſtätsſiegel** genannt, zum Unterſchiede des auch großen, aber gemeinen Kanzleyſiegels. Dergleichen Unterſchiede der Siegel waren nicht nur am Kaiſerlichen Hofe, ſondern auch außer demſelben üblich. So z. B. hatte die Reichsſtadt Frankfurt verſchiedene Arten von Siegeln zu den wichtigern Sachen, ad causas, oder zu gemeinern und zu gerichtlichen Sachen, und endlich noch insbeſondere zu den Contracten gehabt und hat ſie auch noch. — Was die Kaiſerlichen Siegel, welche in älteren Zeiten zu den Rechtsſachen gebraucht worden, anbetrifft, ſo führt darüber der Reichs-Hofrath Freiherr von **Senkenberg** in ſeinen Meditationibus, Jus publicum, privatum et Historiam concernentibus Fasciculo 2. p. 332

ſeq. des Kaiſer Friedrichs des Zweiten Satzung vom Jahre 1235 an, in welcher der Kaiſerlichen Hofrichter Siegel gedacht wird; §. 12 beſchreibt er das Siegel eines Hofrichters Kaiſer Ludwigs des 4., und §. 13 eines Kaiſer Karls des 4., deſſen Siegel er zugleich in Kupfer vorſtellt, und dabei unter andern meldet: Das Siegel dieſes letzteren Kaiſers und Römiſchen Königs ſtellt ihn mit dem Zepter und Schwerdte vor, indem des Erſteren erſcheint der Kaiſer mit dem Reichsapfel. Die Könige immerwährend ſtehend, welche zuweilen auch zu ſitzen pflegen. §. 14 beſchreibt und ſtellt der genannte Schriftſteller in Kupfer die Siegel zweier Hofrichter unter Kaiſer Wenzeln dar, das eine ohne, das andere mit einem Rückſiegel, von welchem er ſchreibt: Keiner von beiden iſt von dem andern verſchieden, nicht allein in der Geſtalt, als auch in der Inſchrift. Die ganze Verſchiedenheit beſteht nur in dem größeren oder kleineren Durchmeſſer. Auf beiden Seiten ſteht der König, in der einen Hand das Schwert, in der andern den Reichsapfel haltend, mit der dreiſeitigen Krone und der Inſchrift: Sigillum judicis curie Wenceslai Dei gratia Romanorum Regis semper Augusti et Boemie Regis. §. 15 werden die Siegel der Hofrichter des Kaiſers Ruprechts und Friedrich des Dritten oder Fünften beſchrieben. §. 16 wird von den Haupt- und Rückſiegeln, wie auch von dem Gebrauche der größern und kleinern Siegel gehandelt; und §. 17 und 18 wird endlich unterſucht, in welchen von der Regel ausgenommen gerichtlichen Fällen das eigentliche Kaiſerliche Siegel oder das Majeſtätsſiegel gebraucht worden ſei.

Was die Kaiſerlichen Siegel betrifft, welche in den Angelegenheiten des Landfriedens gebraucht worden, ſo iſt davon kaum irgendwo eine Spur anzutreffen, nur merkt der verſtorbene Regierungs-Rath Datt*) an,

*) de pace publ. Lib. 1, cap. 5. num. 35. p. m. 31.

Digitized by Google

daß Kaiſer Ludwig der Vierte in einer von ihm ausgeſtellten, den Landfrieden betreffenden Urkunde ſich eines größeren wachſernen Siegels mit der Umſchrift: Juste judicate Filii Hominum, bedient habe; dieſes Siegel habe er aber auch bei Gelegenheit des im Jahre 1341 mit dem Könige von Frankreich getroffenen Bündniſſes gebraucht. Die Landfriedensſiegel waren eigentlich keine unmittelbare und eigentliche Kaiſerliche Siegel, ſondern der Kaiſer ließ nur um des mehreren Anſehns und Nachdrucks Willen geſchehen, daß man ſich ſeines Namens und Siegels bediente, auf eben die Weiſe, wie ſpäterhin das nun aufgehobene Kaiſerliche Reichs-Kammergericht Alles unter Kaiſerlichem Namen und Siegel ausfertigte, und wie der Kaiſer hier und dort Reichshauptleute beſtellte, die den Landfrieden handhaben ſollten und bei einer entſtehenden Unruhe das Reichspanier fliegen laſſen durften*). Bei dem ſilbernen Landfriedensſiegel iſt niemals üblich geweſen, daß man in irgend einer Urkunde das Metall, woraus der Stempel eines in Wachs abgedruckten Siegels beſtanden, gedacht hätte. Da hingegen iſt bekannt, daß wenn ein Siegel nicht aus Wachs, ſondern aus Metall beſteht, ſolches zu Ende der Urkunde angemerkt zu werden pflegt, wie ſolches von den Kaiſerlichen goldenen Bullen bekannt iſt. Einige Schriftſteller wollen aber nichts von dem Gebrauche eines maſſiven ſilbernen Siegels in Deutſchland wiſſen; denn da der Landſiegel zuweilen nur gewiſſe Gegenden betraff, ſo iſt auch zu vermuthen, daß ſich die beſonderen Landfriedensrichter auch ihrer beſonderen Siegel bedient haben, wenigſtens iſt jeder derſelben durch ein Kennzeichen von dem andern unterſchieden geweſen. Man findet über dieſen Gegenſtand in des Director Kaiſers Diſſertation de Judicis Pacis in Imp. Rom. germ. Aufſchluß, worin er von dem Landfriedensſiegel §. 21 ſagt: Prae-

*) v. Thucelii Elect. Jur. publ. curios. p. 144.

Digitized by Google

terea Judices Pacis singulari Sigillo Jurisdictionis, quod das Landfriedensſiegel vocatum; et Imperiali Sigillo plerumque non absimile fuit gaudebant etc. Man hat zwar auch hin und wieder Originalabdrücke, Kupferſtiche und Beſchreibungen von Kaiſerlichen Siegeln und Kaiſerlichen Landfriedensſiegeln, indeſſen verdient doch der Originalſtempel eines ſolchen Siegels eine beſondere Aufmerkſamkeit für den Liebhaber der deutſchen Alterthümer und der Diplomatie. Man hat denſelben im Würtembergiſchen, bei der Stadt Giengen auf dem Ackerfelde gefunden, der Staatsamtmann und Verwalter des benachbarten Herzoglich-Würtembergiſchen Kloſters Königsbronn hat ihn an ſich gebracht, und dem Herrn Johann Jacob Moſer und von demſelben iſt er der Königlichen Bibliothek zu Hannover überlaſſen worden. Der Stempel iſt von Meſſing und noch ſehr gut erhalten. Die Umſchrift, welche das Mehrere an die Hand giebt, iſt mit ſogenannter Mönchsſchrift, und lautet: S. (Sigillum) Pacis. Per Dnm (Dominum) Wenceslaum Romanorum et Boemie. Regem. Ordinate. Da nun bekannt iſt, daß Kaiſer Wenzel im Jahre 1389 zu Eger einen allgemeinen Landfrieden hat anbefehlen laſſen, welches bis auf die neueſte Zeit gerechnet, über 400 Jahre beträgt, ſo iſt alſo dieſer Stempel ſo viel alt, oder doch nicht viel weniger, weil er etwas ſpäter verfertiget worden. Kaiſer Wenzel erſcheint darauf, wie auf dem Siegel der Kaiſerlichen Hofrichter, ſtehend. In der rechten Hand hält er das Schwerdt mit der Spitze quer über den Leib; in der linken ausgereckten Hand hält er den Reichsapfel. Auf dem Haupte iſt die Krone mit den drei großen und drei kleinen Spitzen, welche ſich mit Kreuzen oder Roſen und Lilien endigen. Der Mantel und die übrige Kleidung fallen ſehr deutlich in die Augen, ſo wie auch ſein bekannter dicker Leib ſehr natürlich und ſehr erhaben vorgeſtellt iſt. Zu beiden Seiten des Hauptes ſind zwei Wappenſchilde;

Digitized by Google

der eine zur Rechten, mit dem einfachen Reichsadler, der andere zur Linken, mit dem gekrönten Böhmiſchen Löwen mit doppeltem Schwanze. Der leere Raum des Siegels iſt mit ſchöner Zierrath ausgefüllt. Zu unterſt zeigt ſich noch, wo der Leib des Kaiſers aufhört, ein Fiſch, welches Zeichen wahrſcheinlich das Unterſcheidungszeichen dieſes Landfriedensſiegels von andern dergleichen iſt. Was das Zeichen aber eigentlich bedeutet, iſt ſchwer zu ſagen. Bekanntlich waren zu den Zeiten des Kaiſers Wenzel verſchiedene Geſellſchaften, die zum Theil von Thieren den Namen entlehnten, z. B. die Löwengeſellſchaft; und im Jahre 1484 florirte in Schwaben eine Geſellſchaft von Grafen, Rittern und Knechten vom Fiſch. Es iſt nun möglich, daß ſolche zu Kaiſer Wenzels Zeiten auch ſchon geweſen und ſie ſich dieſes als ihres eigenen Landfriedenſiegels bedient habe. Endlich hat dieſer Stempel eine, aus gleichem Metalle auf beſondere Weiſe abgeſetzte Handhabe, durch welche ein Loch geht, ſich aber auf derſelben Anzeigen finden, daß dieſer Stempel mehrere Male gebraucht ſein müſſe.

Was die Materie betrifft, woraus die Siegel beſtehen, ſo wird, unter Siegellack, das Nöthige davon geſagt werden. Hier nur noch ſoviel, daß auch Gold, Silber und Bley Materien ſind, worauf die Siegel geprägt worden, die den Diplomen, Bullen oder andern öffentlichen Papieren den letzten Grad von Glaubwürdigkeit verſchaffen mußten. Der goldenen Siegel haben ſich beinahe ganz allein die unumſchränkten Fürſten und Herren bedient; ſie waren nach den verſchiedenen Jahrhunderten größer oder kleiner. Das Kapitel der berühmten Kirche des heiligen Martins zu Tours verwahrt zwei Siegel oder goldene Bullen von Ludwig dem Frommen und Karln dem Kahlen, die nicht größer ſind, als die Franzöſiſchen 24 Sousſtücke. Die Kirche von Toul beſitzt auch eine goldene Bulle, die an einem Diplome Kaiſer Friedrichs des Zweiten vom Jahre 1225

befeſtiget iſt. Das Diplomen beſtätiget die Privilegien der Kirche. Das Siegel hat 19 Linien im Durchſchnitt; auf der Vorderſeite iſt der Kaiſer vorgeſtellt, auf einem Throne oder Lehnſtuhle mit einem Fußtritte ſitzend, einen Scepter in der rechten Hand, der mit einem doppelten Kreuze geziert iſt, und in der linken einen Reichsapfel mit einem einfachen Kreuze. Die Umſchrift des Hauptgepräges iſt folgende: + FRIDERIC 9. DI GRA. ROMANORV. IMPATOR. SEP. AUG. und in dem kleinen untern Zirkel ST. 9 (als die Endſylbe des Wortes Augustus) REX SICILIAE. Die Rückſeite ſtellt ein Stadtthor von Rom mit dieſer Umſchrift vor: + ROMA CAPUT MUNDI REGIT ORBIS FRENA ROTUNDI. (Bei der Abkürzung bediente man ſich damals nur des Mitlauters V, und einiger anderer ineinander geſchlungener Buchſtaben.) Das Siegel iſt mit rothen und gelben ſeidenen Schnüren befeſtiget und hat viele Aehnlichkeit mit demjenigen, wovon der Geſchichtſchreiber Matthias Paris redet (ad annum 1229). Die Kirche zu Lyon rechnet unter ihre koſtbarſten Monumente zwei Diplome vom 12ten und 13ten Jahrhunderte von dem Kaiſer Friedrich dem Erſten und Friedrich dem Zweiten, da die Stadt Lyon noch kaiſerlich war; an dieſen Diplomen hingen goldene Siegel, wie an den Urkunden der Kirche zu Toul.

Das goldene Siegel, welches mit ledernen Riemen an einem Diplome Kaiſer Karls des Vierten befeſtiget iſt, und auch die Beſtätigung der Privilegien des Rathhauſes zu Toul betrifft, hat 27 Linien im Durchſchnitt, und gleicht vollkommen der goldenen Bulle vom Jahre 1356. Wie ſchon oben bemerkt worden, ſollen ſich nur unumſchränkte Herren, Kaiſer und Könige, der goldenen Siegel bedient haben; allein es giebt auch Fälle, wo auch nicht unumſchränkte Fürſten und Herren ſie gebrauchten, wie z. B. Franz von Lothringen, Herzog von Guiſe, Vertheidiger der Stadt Metz, welcher ſein goldenes Sie-

Digitized by Google

gel an die öffentlichen Briefe hängen ließ, die er den Benedictinermönchen des heiligen Arnulf's ertheilte, als die Stadt von Karl n dem Fünften belagert ward. Sie enthielten Gründe, warum die Kirche und das Kloſter dieſer Königlichen Abtei niedergeriſſen werden mußten, und daß die Reliquien und andere Gegenſtände, auch die Gräber fürſtlicher Perſonen von Frankreich, die in dieſer Abtei des heil. Arnulfs befindlich waren, mit Feierlichkeit in die Kirche der Predigermönche gebracht werden ſollten, und ihr Haus ſollte in eine neue Wohnung der Benediktiner verwandelt werden. Das Siegel iſt mit leinenen und ſeidenen Schnüren befeſtiget, hat 2 Zoll im Durchſchnitt und iſt 3 Linien dick. Es iſt, obgleich hoch, ſchwer, nicht geprägt, ſondern gegraben und eingeſchmelzt. Auf der einen Seite erſcheint der Prinz, als der Befreier in voller Rüſtung, den Degen in der Hand, den Schild auf der Bruſt, auf einem geharniſchten Pferde ſitzend. Die Umſchrift iſt Franzöſiſch: Franz von Lothringen, Herzog von Guiſe, Pair von Frankreich; auf der Rückſeite erblickt man das vollkommene Lothringiſche Wappen, darauf die Herzogliche Krone mit dem Ordensbande des heil. Michaels. — Die ſilbernen Siegel ſind ſehr ſelten; die bleyernen findet man hin und wieder an den Urkunden der Biſchöfe; ſo fand le Moine bei einer Einrichtung der Archive der Grafen von Lyon viele bleyerne Siegel der Biſchöfe von Lyon vom Ende des 12. bis zu Anfange des 14. Jahrhunderts. Die alten Aebte des Ordens des heiligen Rufus', wovon der Hauptſitz zu Valance im Delphinat war, hatten ihre Siegel um das 13. Jahrhundert von derſelben Materie. Die Akten der Conſtanzer Kirchenverſammlung waren auch mit Bley geſiegelt. Die Römiſche Kanzlei ſoll bleyerne Siegel im Gebrauche gehabt und auch noch haben. Die Könige von Frankreich ſollen ſich niemals der bleyernen Siegel bedient haben. Auch Privatperſonen haben ſich der bleyernen Siegel be-

Digitized by Google

dient; ſo führt der D. Vaiſſette eine Urkunde des Raimunds von St. Gillgen, Grafens von Touloufe vom Jahre 1088 an, welche ein bleyernes Siegel gehabt. — Das Wachs war allein zu allen Zeiten, ſowohl bei Fürſten, als Privatperſonen, die gewöhnlichſte Materie der Siegel; nur bei alten Siegeln iſt es nach vielen Jahrhunderten hart, trocken und ſpröde geworden, und läßt ſich zerreiben. Ein fetteres und ein zäheres Wachs giebt eine neuere Zeit zu erkennen; daher muß man bei dem Erkennen der alten Siegel aus Wachs genau hierauf merken. Ein noch friſches Wachs an einem alten Documente befeſtiget, erregt, nach D. Taßin, den Verdacht, daß man es betrügeriſch von einem Documente weggenommen, und an ein andres geheftet oder gemacht habe, und ſo auch umgekehrt. — Was die Farben der Siegel anbetrifft, ſo ſehe man den Artikel Siegellack weiter unten, darüber nach. —

Die Umſchriften auf den Siegeln verdienen auch betrachtet zu werden. Die Umſchriften auf den Siegeln der Päbſte, welche, wie ſchon oben angeführt worden, immer von Bley waren, ſind ſehr lakoniſch. Ueber den Häuptern des heiligen Petrus und des heiligen Paulus lieſet man folgende Umſchrift mit Buchſtaben: **S. P. A. S. P. E., Sanctus Paulus, Sanctus Petrus.** Nach Einigen ſoll Pabſt Sixtus der Vierte, der Erſte geweſen ſeyn, der dieſe Buchſtaben anders geſetzt hat. Sie ſind, wie folgt, geordnet:

S. S.
P. P.
A. E.

Seit ſeinem Pontificate bis auf unſere Zeiten, wie man es an einer Bulle vom 1ſten July 1479 gewahrt, und von Leo dem Zehnten ſind die Bänderzierrathen abgeſchafft worden, welche die Bildniſſe dieſer zwei Apoſtel ohne einigen Reiz umgaben, und da die Künſte zu der genannten Zeit wieder in Italien auflebten, ſo ſind dieſe

Digitized by Google

durch ein Kreuz abgeſonderte Bildniſſe auch beſſer gezeichnet. Auf der Rückſeite des Siegels des oben zuletzt genannten Pabſtes ſteht: LEO PAPA X etc. Bei den Erzbiſchöfen und Biſchöfen war die Umſchrift, ihr Name, die Stadt, wo ſie ſaßen, ihre Würden und zuweilen Monogramme. Der Erzbiſchof zu Trier im Jahre 1149 hatte die Umſchrift ALBERO DEI GRA. TREVERORV. ARCHIEP., und die Erzbiſchöfe zu Toul im Jahre 1136 Henricus Di Gra. Leucorum Eps. Im Jahre 1234 +. S. (Sigillum) ROGERI DEI GRA. TVLLENSIS EPISCOP etc. Im Jahre 1562 S. R. P. D. (Sigillum Reverendissimi Patris Domini) TVSSANI EPI. AC. COMITIS TVLLENSIS SACRI IMPERII PRINCIPIS. Wenn man die Aufſchriften der Kaiſerlichen Siegel aus den frühern Jahrhunderten mit denen der ſpäteren vergleicht, ſo wird man gewahren, daß ſich die neuern ſehr weit von der Einfalt der alten entfernen. Der Kaiſer Arnulf (im Monat November des Jahres 891) bediente ſich keiner andern Umſchrift, als dieſer Worte: ARNOLFVS REX. Heinrich der Sechſte im Jahre 1192 hatte zur Umſchrift: HENRIC 9 DI GRA. ROMANORVM IMPR. ET SEMP. AVGVSTVS. Zu dieſen Titeln ſetzte der Kaiſer Ferdinand in einem Diplome vom Jahre 1561 noch den Titel eines Königs, eines Infanten von Spanien, Erzherzogs, Herzogs, Grafen, Markgrafen, mit den Namen aller ſeiner Fürſtenthümer und Beſitzungen, ſo daß die Umſchrift ſeines Siegels, welches 4½ Zoll im Durchſchnitte hat, zwei völlige Zirkellinien einnimmt. Unter der Regierung deſſelben Kaiſers, im Jahre 1563 und unter den folgenden ſieht man ein anderes, viel kleineres Siegel, und die Titel in der Umſchrift verringert. Die Franzöſiſchen Könige haben zu keiner Zeit eine andere Umſchrift gehabt oder gebraucht, als die einfachen Worte: CAROLVS, FRANCISCVS, LVDOVICVS, DEI GRATIA FRANCORVM

Digitized by Google

REX; oder Ludwig der Vierzehnte, von Gottes Genaden, König zu Frankreich. Dieſe guten Regenten, ſagten die Herren le Moine und Battenen, *) haben keinen andern Titel nöthig, als König der Franzoſen, um ſicher zu ſeyn, daß ſie von ihnen geliebt werden. **) Die Herzöge von Lothringen entfernten ſich nicht eher von ihren kurzen Umſchriften, als ſeitdem ſie genauer mit dem Kaiſerthume vereiniget worden; denn im Jahre 1424 war die Umſchrift S. KAROLI DVCIS LOTHA. ET MARCH. (Sigillum Karoli Ducis Lotharingiae et Marchionis); im Jahre 1424 und ein Jahrhundert darnach, 1544, nimmt Franz der Erſte folgende pomphaftere Umſchrift an: S. FRANCISCI D. G. CALABR. LOTHAR. BAR z (&) GELD. DUCIS PONTIS A.MON. MAR. PVIE. VADE. z. ZVTP. COMITIS oder Franciskus von Gottes Genaden, Herzog von Lothringen, Bar und Geldern, Marchis, Markgraf zu Pont à Mouſſon, Graf von Provence, Vaudemont und Zutphen. Dieſen Titel behielt der Großherzog Leopold bei. Die Umſchriften der Herren, der Kapitel, der Beamten, der Städte und der Privatperſonen waren gemeiniglich ſehr beſcheiden. So ſetzte Thederich von Romont auf ſein dreieckiges Siegel von grünem Wachſe an einer Urkunde vom Jahre 1234 dieſe einfache Umſchrift: † S. THEDERICI de BR. — — — (hier fehlt eine Stelle, weil ſich das Wachs geſchiefert hat.) DN I. DE ROMONT. Die Umſchrift des Kapitels zu Toul, vom Jahre 1300: SIGILLUM SANCTI

---

*) Praktiſche Anweiſung zur Diplomatik und zu einer guten Einrichtung der Archive. Aus dem Franzöſiſchen der Herren le Moine und Battenen. Nürnberg, 1776, S. 69.

**) Die Liebe der Franzoſen zu ihren guten Königen, hat ſich im Jahre 1789 — 93 glänzend gezeigt, und auch in neueſter Zeit zeigt ſich dieſelbe, und ſomit wären die Worte der genannten Herren: König der Franzoſen, als ein Titel, von der Güte des Volkes ausgehend, wahrlich, auf die neue und neueſte Zeit angewendet, im prophetiſchen Geiſte geſprochen. Kth.

Digitized by Google

STHPHANI TULLENSIS CAPITVLI. Die Umſchrift der Stadt Toul im Jahre 1304: S. Vnivsitat. Civ. Tull. (Sigillum Universitatis Civitatis Tullensis); und die Umſchriften der Archidiakone zu Toul, die im Jahre 1288 eine beſondere Gerichtsbarkeit hatten: S, CVRIAE IACOBI DE — — (verlöſchte Stelle) ARCHID. TVLL.; und des Stadthalters von Toul, durch welchen die Verträge in ſeinem Gerichtsſprengel geſchloſſen wurden: S. CVRIAE. TVLLENSIS. Die Aebte, Aebtiſſinnen und Prioren nahmen nichts weiter zu ihren Umſchriften, als ihren Namen und den Namen des Kloſters, das ihrer Aufſicht anvertrauet war. Die Umſchriften der Gegenſiegel ſind gemeiniglich eine Abkürzung von den Umſchriften der großen Siegel, zuweilen gewahrt man nur ein Wort: TVLLVM (das Gegenſiegel der Stadt Toul, vom Jahre 1485.) SECRETVM, nämlich Sigillum; oder das Gegenſiegel hat gar keine Umſchrift, als z. B. bei den Franzöſiſchen Königen, welches jedoch ſehr willkürlich war. Uebrigens muß bei den Umſchriften bemerkt werden, daß 1) die Worte, woraus ſie zuſammengeſetzt ſind, nicht ganz ausgedruckt werden, welches das Leſen derſelben ſchwer macht, beſonders bei denen, die mit großen Gothiſchen Buchſtaben geſchrieben ſind, welche ſehr eng und lang ſind, ſo wie man ſie das ganze vierzehnte Jahrhundert hindurch auf den Siegeln gebrauchte. — 2) Daß dieſe Buchſtaben gemeiniglich große Römiſche und mit einigen Gothiſchen untermiſcht ſind, und niemals den Selbſtlauter U haben. — 3) Daß die auf die Siegel gegrabene Namen nicht jederzeit mit denen, welche zu Anfange der Urkunde ſtehen, einerlei ſind; vielleicht deswegen, weil ſich ein Herr, ein Abt, ein Prior und eine jede andere Perſon im Anfange der Beſitznehmung des alten Siegels ihres Vorgängers bedient haben. — 4) In den mittleren Jahrhunderten erſcheinen die Buchſtaben der Umſchriften öfters umgekehrt; woran entweder die Unachtſamkeit oder die Ungeſchick-

Digitized by Google

lichkeit des Siegelgrabers ſchuld war. — 5) Man findet zuweilen Siegel ohne Umſchriften, aber ſehr ſelten; es würde ſogar ſchwer ſeyn, Beiſpiele davon anzuführen, weil vor dem 12. Jahrhunderte die meiſten Siegel, die von weißem Wachſe ſind, nichts anders, als ungeſtaltete und verſtümmelte Fragmente vorſtellen. Bei den Gegenſiegeln iſt es etwas ſehr gemeines, daß man gar keine Umſchrift ſieht. — 6) Sind die Inſchriften eines und eben deſſelben Fürſten zuweilen ſehr verſchieden, welches von den oft neu hinzugekommenen Beſitzungen herrührt, z. B. bei der Beſitznahme eines neuen Domainenguts; einige von den Herzogen von Lothringen waren in dieſem Falle. — 7) Endlich können auch die Charaktere, woraus die Umſchriften beſtehen, und der Styl ſelbſt dazu dienen, daß man das Alter des Siegels beſtimmen kann, welches etwa von einem Dokumente abgenommen worden, um es an einem andern zu befeſtigen, wodurch der Betrug entdeckt wird. Die Auszierungen oder Verzierungen der Siegel haben denſelben Endzweck.

Die Auszierungen der päbſtlichen Siegel oder Bullen ſind nur einfach: zwei Köpfe des heiligen Petrus und des heiligen Paulus; ſie ſind niemals abgeändert worden. Die Biſchöfe erſchienen in ihren Siegeln auf einem biſchöflichen Stuhle ſitzend, in der einen Hand den Stab haltend und in der andern ein Buch oder die zwei Finger, der Zeig- und Mittelfinger, erhaben, um den Segen zu ertheilen. Auf dieſe Weiſe findet man vorgeſtellt, Albero, Erzbiſchof von Trier, im Jahre 1149; Heinrich und Renat, Biſchöfe von Metz, der eine im Jahre 1136 und der andere 1307; ſo auch Heinrich, Biſchof von Toul, im Jahre 1142, und ſeine Nachfolger bis auf Thomas von Bourlemont, welcher im Jahre 1331 eine Jungfrau und unten den Märtirertod des heiligen Stephans vorſtellen ließ, und im Jahre 1340 einen ſegnenden Biſchof mit zwei kleinen Wappenſchildern an den Seiten und einem andern unten. Heinrich de Ville, im

Digitized by Google

Jahre 1414, hat ſein Siegel wieder ändern laſſen, es iſt nämlich ein heiliger Stephan aufrecht ſtehend, und unten ein Biſchof in betender Stellung, mit zwei Schilden an der Seite. Die andern Biſchöfe von Toul haben die Auszierungen ihrer Siegel auch nach Gefallen abgeändert, und nur ihre Wappen ohne Vorſtellung der Heiligen genommen; und alle dieſe Veränderungen, die nach und nach vorgegangen, nach dem Geſchmacke oder vielmehr der Mode eines jeden Jahrhunderts, und ſo iſt es mit allen Siegeln in Frankreich gegangen. Die nächſten Nachfolger Karls des Großen nahmen in ihre Siegel nur ein Bruſtbild, den Kopf nach Art der Köpfe auf den Römiſchen Medaillen mit Lorbeer bekränzt; ſo war das Siegel Arnulfs vom Jahre 891, ſ. oben, S. 27. Heinrich der Sechſte erſcheint auf einem Kaiſerlichen Stuhle ſitzend, die offene Krone auf dem Haupte, in der rechten Hand ein Zepter haltend und in der linken die Erdkugel, oben mit einem Kreuze. Die goldene Bulle Friedrichs des Zweiten vom Jahre 1225 iſt eben ſo. Friedrich der Dritte, einer von ſeinen Nachfolgern im Jahre 1451 ſitzt auf einem prachtvollen Throne, mit einem Baldachin nach Gothiſcher Bauart bedeckt, die geſchloſſene Kaiſerkrone auf dem Haupte, den Zepter und Reichsapfel haltend. Das Feld des Siegels iſt mit acht kleinen Wappenſchilden angefüllt, um die verſchiedenen Beſitzungen des Kaiſers anzuzeigen. Das große Siegel iſt in weißem Wachſe; die Umſchrift macht zwei Zeilen aus, und iſt mit Gothiſchen Buchſtaben geſchrieben. Der Stempel des Siegels Kaiſer Karls des Fünften vom Jahre 1532 hat einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln und zwei gekrönten Köpfen, und auf der Bruſt den Wappenſchild des Kaiſers; und ſo bleiben dieſe Siegel bis auf Ferdinand, im Jahre 1561, wo ſie einen ſchönen Schild vorſtellen, der von zwei Adlern gehalten wird; oben darüber erblickt man die große kaiſerliche Krone, und eilf kleine, gekrönte Adler füllen das

Digitized by Google

leere Feld zwiſchen dem Ordensbande des goldenen Vließes und der doppelten Reihe der Umſchrift aus. In den Jahren 1563 und 1564 iſt das große Kaiſerliche Siegel beinahe um die Hälfte verringert worden. — Die Franzöſiſchen Könige vom dritten Stamme erſcheinen auf ihren großen Siegeln mit den Inſignien des Königreichs, auf einem Throne ſitzend, der von vier Löwen getragen wird, welche die unumſchränkte Gewalt vorſtellen, welches erſt ſeit Karl dem Siebenten vom Jahre 1449 beſteht, mit einem Königlichen Mantel bekleidet, der auf der rechten Schulter zuſammengebunden iſt, und die Toga iſt nach den Zeiten kürzer oder länger, den Scepter und die Hand der Gerechtigkeit haltend; die offene Krone auf dem Haupte, aber nur bis auf Heinrich den Zweiten, nämlich bis auf 1547; dieſer und ſein Nachfolger hatten die Krone geſchloſſen. Auf den Himmel von Gothiſcher Bauart, welcher den Königlichen Thron Karls des Siebenten im Jahre 1549 noch bedeckte, folgte unter Ludwig dem Eilften im Jahre 1561 ein ſchöner Baldachin, deſſen Draperie nach der alten Gewohnheit mit unzähligen Lilien überſäet war. Dieſe reiche Draperie ſcheint zum erſten Male in dem Siegel Heinrichs des Zweiten, im Jahre 1585, da er eben die geſchloſſene Krone annahm, aufgerichtet worden zu ſeyn. Die andern königlichen Siegel ſind nach der höheren oder niedern Gerichtsbarkeit größer oder kleiner, und haben jederzeit das Franzöſiſche Wappen mit vielen Lilien, deren Anzahl verſchieden iſt. Vor dem 12. Jahrhunderte hatten die Franzöſiſchen Könige keine Wappen in ihren Siegeln; nach dieſer Zeit haben ſie unbeſtimmte Lilien in dem Wappen, wie an einem Patente Philipp des Schönen vom July des Jahres 1309 zu ſehen iſt; ſpäterhin, unter der Regierung Karls des Sechſten ſind ſie, nach dem Herrn von Ferminville, auf drei gebracht worden. Die Herzöge von Lothringen haben ſich allezeit auf den Siegeln ganz

Digitized by Google

bewaffnet gezeigt, den Helm auf dem Haupte, den Schild auf der Bruſt, den Degen an der Seite, auf einem geharniſchten Pferde. Die Siegel ſind vom Jahre 1343 an ſchon gut gegraben und die Draperie wohl gelegt. Das Siegel der Lothringiſchen Regierung vom Jahre 1546 iſt ſehr gut geordnet. Das Feld des Siegels zeigt eine Stadt in der Ferne oder Siegeszeichen, wie in dem Siegel des Herzogs Leopold. Die kleinern oder Gegenſiegel dieſer Herzöge haben nur den Wappenſchild unter einem reichen Helme, oder einem bloßen Schilde von einem Engel getragen. Andere vornehme Herren, Ritter, Edelleute ꝛc. haben ſich nach dem Geſchmacke eines jeden Jahrhunderts gerichtet, und haben den großen unumſchränkten Herren nachgeahmt. Zuerſt erſcheinen dieſe Herren auf den Siegeln bewaffnet, in der Folge iſt es bloß ein quer liegender Schild, unter einem Helme, als wenn das Wappen an einem Baume hinge; endlich iſt der Schild mit einem Schildhalter und dem Familienwappen geziert worden, und dieſe Art hat man ſeit zwei Jahrhunderten unveränderlich beibehalten. — Die Aebte haben auf den alten Siegeln Biſchoffsſtäbe und Mützen, ſitzen auf einem Stuhle und erheben die Finger, um das Volk zu ſegnen. Die Aebtiſſinnen ſind im großen Chorhabit und halten den Hirtenſtab. Auf dieſe Vorſtellungen ſind die Wappen gefolgt; ſ. weiter unten. — Die Städte, die Gerichtsſchreibereien und Probſteien, ſelbſt die Beamten und alle diejenigen, welche eine Gerichtsbarkeit auszuüben hatten, ſtellten auf ihren Siegeln Thürme, Schlöſſer und Stadtthore vor. Das Siegel der Stadt Toul ſtellt im Jahre 1418 ein befeſtigtes Stadtthor vor, und da es eyrund iſt, ſo zeigt ſich in der untern Ecke der Martyrertod des heiligen Stephans, als des Schutzpatrons der Stadt; von dieſer Vorſtellung war das große alte Siegel vom Jahre 1304 meiſtens angefüllt. Seit dieſer Zeit iſt das Stadtwappen von Toul ein Gothiſches T, die einzige Vorſtellung auf dem Siegel.

Digitized by Google

Das Siegel der Probſtey und der Stadt Pont à Mouſſon vom Jahre 1464, ſtellt eine Brücke vor, die an beiden Enden durch zwei hohe Thürme beſchützt wird; auf der Brücke geht ein bewaffneter Mann. — Siegel mit Geſchlechtswappen findet man nicht vor dem 12. Jahrhunderte, und wenn man dergleichen frühere vorzeigt, ſo ſollen ſie verdächtig ſeyn, oder den Verdacht zulaſſen, daß ſie verfälſcht worden. Ein Mehreres über die Siegel mit Geſchlechtswappen ꝛc., ſ. unter Wappen und Wappenkunſt, in W.

Was die Befeſtigung der Siegel anbetrifft, ſo iſt dieſe bei Unterſuchung alter Siegel von großer Wichtigkeit, weil ſie verhindert, daß man ein altes Siegel nicht an ein neues, und ſo umgekehrt, bringen kann. Die erſte und älteſte Art die Siegel an den öffentlichen und Privat-Urkunden zu befeſtigen iſt folgende: Es wurde ein Kreuzſchnitt in das Pergament gemacht, welches man beſiegeln wollte, und wenn man die vier Winkel des Pergaments durchſtochen hatte, ſo zog ſich das noch weiche Wachs durch dieſe Oeffnung; ein Theil blieb inwendig und der andere auswendig; und auf der inwendigen Seite wurde geſiegelt, welches man feſt aufgemachte Siegel, Sigilla membranae affixa, nannte. Ein Diplom Karls des Dicken vom Juny des Jahres 883 zeigt ein ſolches feſt aufgemachtes Siegel; ein gleiches von Conrad dem Zweiten, vom Jahre 1028; eine Urkunde von Biſchof Hindelm vom Jahre 898; ein anderes vom heiligen Gerhard, Biſchof zu Toul, vom Monat October des Jahres 971; ein gleiches vom Biſchof Heinrich vom Jahre 1141; derſelbe Biſchof hat auch eine Urkunde vom Jahre 1146 mit einem hängenden Siegel verwahrt. Albero, Biſchof von Trier, machte ſeine Siegel im Monat July des Jahres 1149 noch feſte; ſein längliches Siegel iſt 4 Zoll hoch, da die Siegel der Biſchöfe von Toul kreisförmig ſind, und nur 2 Zoll im Durchſchnitte haben. Die Zeit hat die meiſten

Digitized by Google

dieſer alten Siegel verderbt; nur die braune Farbe, welche ſie bei dem Einſchnitte auf dem Pergamente inwendig und auswendig zurückgelaſſen haben, beweiſet die Glaubwürdigkeit, und ſie wird immer dazu dienen die Kopien von den Originalen zu unterſcheiden. Einige Perſonen, welche die Wichtigkeit der Siegel in der Diplomatie nicht eingeſehen, haben die erhöheten Winkel von den Kreuzſchnitten bei alten Siegeln für unnütz gehalten und ſie weggeſchnitten, um die Oeffnung rund zu machen. Die Urkunde des Biſchofs von Toul, Udon, vom Jahre 1065, welche eine Schenkung bekräftiget, iſt auf dieſe Art verſtümmelt; dieſes iſt aber ſehr zu tadeln, weil nur durch das Unverletztſeyn ſolcher Siegel nicht nur ihre Glaubwürdigkeit documentirt, ſondern auch ihr Alter dargethan werden kann. Nur die Siegel von Wachs konnte man ſo feſt anmachen, die metallenen müſſen aber an die Urkunden gehängt werden, welches die zweite Art zu ſiegeln betrifft. Unten wurde das Pergament eingebogen, hierauf ein Schnitt oder Loch durchgemacht, und ein Band oder eine Schnur von Pergament, Seidenfaden, Leder ꝛc. durchgezogen. Die beiden Enden des Bandes wurden zuſammen geleimt, und mit einem Stücke weichen Wachs oder Metall umgeben, worauf das Siegel desjenigen geprägt war, der das Recht, es daran zu hängen, hatte. Wenn mehr Siegel daran zu hängen waren, ſo machte man mehrere Löcher oder Schnitte (die Schnitte waren für das Pergament, die Löcher für die Schnüre). Die Siegel der päbſtlichen Legaten oder Subdelegaten zu den Kommiſſionen von Rom oder Bannbullen ꝛc. waren gemeiniglich in einer Verbindung von weißem Wachſe, nach der Figur des Siegels oval oder rund; ſie hingen an roth oder grün ſeidenen Schnürchen, die durch die zwei Löcher gezogen wurden, welche unten an dem eingebogenen Pergamente gemacht waren; man fand eines dergleichen mit der Jahreszahl 1422; die Verſchiedenheit der Bänder für die Siegel, bezeichnete

Digitized by Google

ehemals den Stand der Perſon oder die Natur der Sachen; ſo zum Beiſpiel gebrauchten die Kaiſer ſchöne Schnüre von gelber und ſchwarzer Seide, und ſeit Karl dem Fünften von Goldfaden und ſchwerer Seide; die Könige von Frankreich bedienten ſich der Seide von verſchiednen Farben; die Biſchöfe und Herren, ſo auch Leute vom Stande gebrauchten ſeidene Bänder, gemeiniglich grüne, die nach einem Cylinder von ſechs Linien im Durchſchnitt gemacht waren. Die Privatperſonen bedienten ſich leinener Schnüre, Riemen, und die Notarien und andere öffentliche Perſonen ſcheinen ſich ausſchließungsweiſe des Pergaments bedient zu haben. Bei den päbſtlichen Bullen bezeichneten die ſeidenen Bänder eine bewilligte Gnade, ſo wie die Schnüre eine Strenge anzeigten, welches jedoch nicht als eine allgemeine Regel angeſehen werden kann. Ueber das Alterthum der hangenden Siegel hat man verſchiedene Meinungen. Nach dem Ducange reicht der Urſprung derſelben nicht über das 12te Jahrhundert hinaus, und die angeführte Urkunde des Erzbiſchofs Albero von Trier vom Jahre 1149, und des Biſchofs Heinrich von Toul, vom Jahre 1142 hat noch feſtaufgemachte Siegel; dieſes beweiſet, daß man die hangenden Siegel erſt nach der Mitte des 12ten Jahrhunderts in die nördlichen Provinzen Frankreichs eingeführt habe. Man ſiegelte auch die Akten auf den Seiten des Pergaments, wie es der Dr. Taſſin behauptet, welches aber ſehr ſelten geſchah, und nur in dem Falle, wenn die Pergaments-Akten auf verſchiedene Pergamentshäute geſchrieben waren, die man entweder zuſammenleimte, oder nähete. Um zu verhindern, daß kein Blatt herausgenommen und ein anderes in die Stelle gethan würde, hat man auf verſchiedene Zuſammenfügungen ein Siegel gedruckt; man zog ein ſtarkes Pergamentband mit einem doppelten Knoten durch und vereinigte die linken Enden des Bandes durch ein Sieg elvon gelbem Wachſe, welches das kleine Siegel der Hofkanzelley war, dieſe

Verſicht wurde im 15ten und in den folgenden Jahrhunderten gebraucht. Seitdem die Hefte ſtatt der alten Rollen eingeführt worden ſind, hat man allezeit an den Bändern, wodurch ſie zuſammengefügt worden, ein kleines Siegel angebracht. Nach der dritten Art die Siegel anzuhängen, ſchnitt man unten an der Urkunde ſelbſt einen Pergamentſtreif ab, und drückte einen Siegel in Wachs darauf. Dieſe ſchnelle Art zu ſiegeln, war nur für Akten, die keine lange Dauer hatten. Wenn mehrere Siegel von Partheien oder Zeugen aufzudrucken waren, ſo machte man an dem Pergamente ſo viele Einſchnitte, als Siegel waren; gemeiniglich gebrauchte man dazu nur kleine Siegel oder Ringſiegel, welche jederzeit unten aufgedrückt wurden; die Einſchnitte lieſen mit der unteren Zeile parallel. Dies waren die Siegel an einem einfachen Bande zum Unterſchiede der doppelten Bänder. An die Königlichen Briefe von geringer Wichtigkeit wurden auch ſolche Siegel befeſtiget, woran man auch die Papiere erkennen kann, die aus der Franzöſiſchen Kanzelley gekommen ſind, welches ein neues äußerliches Kennzeichen der Diplomatie ausmacht. Faſt gegen die Mitte des 13ten Jahrhunderts hat man dieſe Art zu ſiegeln erfunden; die oben angeführten Herausgeber der Diplomatie haben keine älteren Siegel geſehen, als von den Jahren 1245, 1259 und 1296. Dieſer Gebrauch hat ſich bis auf unſere Zeiten in den Kanzelleyen der Parlamente, der obern und niedern Gerichte zur Beſtätigung der Befehle und Urtheile erhalten. Man könnte noch eine vierte Art die Siegel aufzudrücken angeben, nämlich diejenige, wenn das Wachs zwiſchen zwei Papieren war. Man machte dann zwei gleichlaufende Querſchnitte in das Dokument auf Pergament oder Papier nahe an den Unterſchriften oder unten am Rande der Urkunde; zwiſchen die beiden Schnitte wurde ein Papierband gezogen, auf das Papier weiches Wachs gelegt, das Papierband darüber geſchlagen, und das Siegel

Digitized by Google

darauf geprägt, welches wahrſcheinlich mit einer Preſſe geſchah, damit das Gepräge nicht nur in dem Papiere, ſondern auch in dem Wachſe ausgedruckt ward. Ein ſolches Siegel gewahrt man an einem Königlichen Befehle Karls des Neunten vom 14ten Mai 1516, welcher die Pfarrhäuſer in Toul von den Einquartierungen befreit, welches nur das kleine Siegel der Franzöſiſchen Kanzelley war. Beiſpiele von dieſer Art von Siegeln, die auf geheimen Papieren entweder feſt aufgemacht oder angehängt ſind, findet man ſehr häufig. Man findet noch eine größere Zahl von dergleichen Siegeln, die an den Urkunden hängen, und ſolches mit einem doppelten Pergamentbande, auf welchen Letzteren man auch Gegenſiegel anbringen könnte, welches aber ſelten geſchieht. Bei den feſt aufgemachten kann es nicht geſchehen. Dieſe vierte Art, die Siegel auf Wachs zwiſchen zwei Papiere zu drucken, iſt erſt gegen Anfang des 16ten Jahrhunderts geſchehen. Auf dieſe Art geſiegelte Urkunden, welche die oben genannten Verfaſſer der Diplomatik unter den Händen hatten, fand man die Jahrzahlen 1521, 1554, 1561 und 1593; auch in dem folgenden Jahrhunderte ſah man ſie noch häufig.

Was die Gegenſiegel oder kleinen Siegel betrifft, die man auch Secretinſiegel, Signum secretum contrasigillum nennt, ſo ſcheinen ſolche an die Stelle der Ringe gekommen zu ſeyn, die man im 11ten Jahrhunderte noch zum ſiegeln gebrauchte. Anfangs bediente man ſich derſelben nur bei ordentlichen Briefen und in geheimen Geſchäften, und ſpäterhin haben ſie den Urkunden eine größere Glaubwürdigkeit verſchafft, und das Nachahmen oder die Verwechslung der Siegel ſehr ſchwer gemacht. Der Urſprung der Gegenſiegel läßt ſich nicht genau beſtimmen. Die Briefe Heinrichs, Grafen von Bar, vom Monat März 1213, haben ein großes Siegel, auf der Hinterſeite mit einem ganz kleinen Gegenſiegel. Das Wachs iſt zuſammengeſetzt; es iſt eine

Digitized by Google

Miſchung von rothem und weißem. Eine Urkunde Stephans, Vogts der Stadt Toul (Stephanus Tullensis Advocatus) vom Monat März 1221, hat kein Gegenſiegel, welche Gewohnheit noch nicht ſehr gemein war. An einem Patente von Philipp dem Schönen vom Jahre 1309 war ein Gegenſiegel, und ſeit dieſer Zeit hatten die Siegel beinahe jederzeit ein Gegenſiegel, ausgenommen 1) eine Art von feſt aufgemachten Siegeln, wie ſchon oben bemerkt worden; 2) diejenigen, welche in einer Vertiefung von ungeläutertem weißem Wachſe waren, und 3) diejenigen, wo man unten auf das große Siegel mit dem Daumen eines oder mehrere Zeichen machte, welches Letztere in der Diplomatik eine beſondere Beachtung verdient. Der Siegler nahm nämlich, wenn das Wachs noch weich war, ſeinen Daumen und machte einen oder mehrere Einſchuitte. Nach le Moine und Battenay ſoll die Anzahl dieſer Zeichen nicht ganz willkührlich geweſen ſeyn. Das Siegel des Thomas von Bourlemont und des Biſchofs zu Toul, vom Jahre 1331 hat fünf Einſchnitte, welche neue Art der Gegenſiegel damals noch nicht lange erfunden geweſen. Das Siegel des Amtes Neuſſchatel war noch im Jahre 1430 mit einem Einſchnitte bezeichnet, 1502 und 1509 mit dreien. Die Kanzelley des Herzogs von Lothringen an ſeinem Hofe zu Nancy hatte im Jahre 1583 auch drei. An einer Urkunde vom Jahre 1446 gewahrte man drei hängende Siegel an einem doppelten Bande. Das erſte von dem Kapitel zu Toul auf der rechten Seite; das andere von dem Convente des Prediger-Ordens; und das dritte von dem Prior des Conventes ſelbſt. Das Siegel des Capitels hat anſtatt des Gegenſiegels zwei Einſchnitte; das Siegel des Convents nur einen, und das Siegel des Priors gar keinen, welches ein ſehr merklicher Unterſchied des Standes ſeyn ſoll, woraus man ſchließen kann, daß die Anzahl der mit dem Daumen gemachten Vertiefung den Stand derjenigen

Digitized by Google

bezeichnet, welche die Siegel führten. Das Siegel des Kapitels zu Toul in den Jahren 1557 und 1593 hat weder Gegenſiegel, noch Zeichen mit einem Daumen, welches vermuthen läßt, daß ſich dieſe Gewohnheit wieder verlor. Die Notarien oder diejengen, welche ſiegelten, hingen, außer dem Siegel, Gegenſiegel oder Zeichen mit dem Daumen, unten noch ein kleines Ringſiegel an, welches entweder an einem doppelten Pergamentbande oder an einem einfachen, das unten an der Urkunde eingeſchnitten war, befeſtiget wurde. Es war gewöhnlich ein Monogram des Notarius, welcher die Urkunde verfertiget hatte. Dieſe neue Vorſicht zur Sicherheit der Sieglung ſoll nicht viel über ein Jahrhundert gedauert haben. Die oben genannten Schriftſteller haben kein Beiſpiel vor dem Jahre 1368 und nach dem Jahre 1434 geſehen. Die Gegenſiegel waren entweder von den Auszierungen oder von Umſchriften des Siegels im kleinen genommen. Das Gegenſiegel der Franzöſiſchen Kanzelley hat jederzeit nur einen Schild mit drei Lilien gehabt, das von einem oder zweien Engeln gehalten wurde. Auch die Ritter haben ihre Wappen als Gegenſiegel gebraucht, da ihr großes Siegel einen gewaffneten Ritter vorſtellte.

Ueberhaupt war das Siegel nothwendig zur Glaubwürdigkeit einer Urkunde, ſo daß ſie von dem Augenblicke an nicht mehr authentiſch war, ſobald es abgenommen oder zerbrochen wurde, welches ein förmliches Geſetz war. Die entfernten Jahrhunderte haben aber dieſem Geſetze ſeine Kraft benommen; ein neu angehängtes oder feſt aufgemachtes Siegel konnte lange Zeit, ohne zu brechen, erhalten werden; je weiter man ſich aber von der Zeit der Sieglung entfernte, je ſchwerer iſt es, wohlbehaltene Siegel zu finden. Wenn verſchiedene Partheien bei einer Handlung zugegen waren, ſo ſetzte ein jeder Contrahent ſein Siegel bei, um die Urkunde zu beſtätigen. Man findet in einer Verhandlung vom Jahre 1247 über das Eigenthum eines Hauſes in der breiten

Digitized by Google

Straße zu T— fünf Siegel, von den zwei Hauptperſonen und von drei Zeugen. Dieſe Siegel ſind eyrund, in weißem Wachs, mit Umſchriften und Gegenſiegeln, das Siegel einer Aebtiſſin ausgenommen, hat kein Gegenſiegel, welches vielleicht daher kommt, weil ihr Siegel ſchon gegraben worden, ehe die Gegenſiegel aufkamen, welches auch nach dem 13. Jahrhunderte noch oft geſchehen iſt. In dem Archive von Frankreich ward eine Urkunde vor der Revolution aufbewahrt, woran wohl zwanzig Siegel waren; ſie enthält die Berathſchlagung der theologiſchen Facultät zu Paris, und die Beitretung zur Appellation, welche Philipp der Schöne wider die bekannten Bullen Bonifacius des Achten einlegte. Da nun ſo viele Siegel an einer Urkunde ſich ſo leicht zerſchlagen mußten, weil ſie ſich beſtändig aufeinander rieben, ſo haben ohne Zweifel die Glieder der Verſammlung ein gemeinſchaftliches Siegel graben laſſen, in welchem alle ihre einzelnen Siegel vereint waren und daher ihre Stelle vertreten mußten. Von dergleichen gemeinſchaftlichen Siegeln haben wir nur wenige Beiſpiele. Man findet verſchiedene alte Urkunden, die nach le Moine und Battenay, keine von den Formalitäten haben, die man bei andern Urkunden von gleichem Alter antrifft, man muß ſie aber dennoch nicht verwerfen, wenn ſie nur mit einem Siegel von einer öffentlichen Perſon verſehen ſind. Das Siegel allein verſchafft ihnen alle Glaubwürdigkeit. Auch Siegel, welche von Staatsperſonen auf Anſuchen der contrahirenden Theile zu einer Urkunde geſetzt worden ſind, finden Glauben vor Gericht, weil dieſe Zeichen ein öffentliches Anſehen haben. Große Archive enthalten auch viele Urkunden, welche mit dem Siegel der Biſchöfe oder Herren des Ortes bekräftiget worden ſind, beſonders ehe die Notarien aufkamen. In verſchiedenen Jahrhunderten erſetzten die Siegel den Mangel der Unterſchrift; denn durch ein Geſetz vom Jahre 1358 wurde dem

Königlichen Rathe in Frankreich auferlegt, daß die Glieder des Raths ihre Siegel oder Petſchafte auf die Briefe drucken mußten, die bei dem Rathe vorgekommen waren, welches die Unterſchrift erſetzte. Dieſe Gewohnheit, den Mangel der Unterſchriften in den Urkunden durch Siegel zu erſetzen, hat gedauert, bis ſich die Wiſſenſchaften wieder erhoben. Durch die Siegel erhielten die Urkunden nicht nur Glaubwürdigkeit, indem ſie die Stellen der Unterſchriften vertraten, ſondern ſie erhielten auch die alten Documente, die ſich auf ein Geſchäft bezogen, indem man ſie mit den neuern unter ein Siegel brachte; ſo z. B. hing man an einem Kaufkontracte, der ſchon ſein beſonderes Siegel hatte, die alten Documente des Eigenthums unter einem andern Siegel, welches auf dieſe Weiſe allen gemein wurde, und die Stellen aller alten zerbrochenen oder verlorenen Siegel vertrat. Die oben genannten Schriftſteller führen ein Paquet von acht Stücken an, welche im Jahre 1459 auf dieſe Weiſe vereiniget worden ſind. In den Franzöſiſchen Kanzelleien hatte man noch dieſen Gebrauch bis zur Zeit der Revolution 1789, aber auf eine bequemere Art. Unſere Vorfahren fügten ſie in der Mitte zuſammen, und die Documente wurden völlig ausgebreitet, da wir ſie zuſammengelegt an einander ſetzen, entweder in der Mitte, am Rande, oder zu Ende des Documents.

Die Urkunden ſtatt des Siegels nur mit ſeinem Daumzeichen zu bedrucken, iſt von den Schriftſtellern, die von den Siegeln geſchrieben haben, größtentheils übergangen worden, obgleich ſie ehemals ſo ſehr unbekannt nicht geweſen ſeyn muß; denn ein Schriftſteller ſagt darüber in den Hannöverſchen Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1752, 46. St.: „Ich habe wenigſtens acht Niederſächſiſche im 14ten und 15ten Jahrhunderte gefertigte Original-Urkunden geſehen, an welchen unter andern auch ein Daumſiegel befindlich war. Man pflegte auch zuweilen zu mehrerern Bekräftigung in das Siegel-

zichen ſelbſt den Daumen zu drücken. Zwei von den Briefen, welche mir vorgekommen ſind, thun des Daumdruckes ſelbſt Erwähnung. Der erſte iſt vom Jahre 1374, wo die Nachſchrift heißt: Et ego Arnoldus de Oldenesche omnia ac singula premissa, in absentia mea gesta, plenarie approbo, et pro supra predictis bonis liberis Warandiam inviolabilem, firmam atque justam, omni dolo et fraude profligata compromitto. In cujus rei testimonium Sigillo loco pollice meo corroboravi presens scriptum. Presentibus etc. worin alſo geſagt wird: Ich habe mich zur Bekräftigung der gegenwärtigen Schrift meines Daumens als Siegel in dieſem Zeugniſſe bedient. Der andere iſt vom Jahre 1408 wo Gewert von Gröpelinge die Beſtätigung eines Briefes alſo ſchließt: „Nademe dat alle de Stücke, deghedinge un Koep von mienen leven Vedder ſel. Gedachtniß und mit mienen guden Willen un Fullbort iß geſchehen, ſo vorſchoeven iſt, ſo hebbe ick oeck to mehrer Bekänntniſſe, do ick mien Ingeſegele nich en hadde, mein Duym-Teken gedrucket an deſen Breef, datum anno Domini 14. 8 ipso die Valentini Martyris.“ Man gewahrt hieraus, daß das Daumſiegel vornämlich nur im Fall der Noth, wenn man ſein Siegel nicht hatte, gebraucht worden. Zu empfehlen war dieſe Art des Siegeldruckes eben nicht: denn wenn gleich der Siegler ſelbſt ſeinen Daumen leicht recognosciren konnte, ſo war es doch, im Fall die Zeugen verſtorben waren, für einen Dritten, der ſolche Daummaſſe nicht hatte, eine mißliche Sache. In den neuern Zeiten, da man über das hängende Siegel ſeinen Namen eigenhändig zu ſchreiben pflegte, und daher das Petſchaft beinahe nur zum Zierrath angehängt worden, hatte es damit weniger zu bedeuten. Es ſind daher noch im 17ten Jahrhunderte die Daumſiegel gebraucht worden, wie aus einem Kaufbriefe über das

Digitized by Google

Gut Löderode vom Jahre 1643 und aus einem andern von 1639 zu erſehen geweſen.

Die Siegel der Fürſten und Prälaten wurden nach ihrem Tode unbrauchbar gemacht, damit keine untergeſchobenen Briefe in ihrem Namen ausgefertiget werden könnten. Als Herr von Fieux, Biſchof von Toul, zu Paris im Monat März des Jahres 1687 ſtarb, wurde ſein Siegel in das Kapitel gebracht, und weil der biſchöfliche Stuhl nicht beſetzt war, als unnütz zerbrochen. Die Trümmer dieſer biſchöflichen Siegel gehörten, wenn ſie von Silber waren, den Münzſtätten. Man findet von der Mitte des 12ten Jahrhunderts an Urkunden, die niemals geſiegelt waren, ſie ſind aber dennoch glaubwürdig. Mabillon ſchreibt die Urſache dem Mangel der Siegel zu; es ſind aber auch oft die Herren erſucht worden, ihre Siegel nachher noch aufzudrucken, auf welche Art die Frage aufgelöſet wird: Warum eine Urkunde zwei von einander entfernte Data hat?

Die Bewahrung des Siegels gehört in den Kanzelleyen der hohen und niedern Gerichten, der verſchiedenen Departements des Staates ꝛc. demjenigen an, der die Ober-Aufſicht der Expedition hat, und iſt die Uebergabe deſſelben eine öffentliche Einweihung in das Amt, wie es bei Beſtellung der Reichskanzler in verſchiedenen Reichen, der Großſiegelbewahrer, des Großveſiers bei den Türken, zu geſchehen pflegt. In Frankreich ward bei feierlichen Einzügen das große Reichsſiegel in einem koſtbaren Käſtchen auf einem eigenen Pferde dem Könige vorgeführt, und in England wird es dem Großkanzler, wenn er in den Rath geht, durch einen eigenen Bedienten in einem Beutel vorgetragen; der Großveſier muß es aber beſtändig in einem Beutel am Halſe tragen, ſo wie es auch ehemals die drei geiſtlichen Churfürſten oder Erzkanzler in Deutſchland um den Hals hängen hatten. In China hat ein jeder hoher Landesbeamter ein beſonderes Amtsſiegel, welches er ſorgfältig verwahren muß; denn wenn es ver-

Digitized by Google

loren ginge, ſo erfolgt nicht nur der Verluſt ſeines Amtes, ſondern noch eine empfindliche Strafe darauf. An manchen Orten findet ein Unterſchied der Siegel ſtatt. In Frankreich war das große Siegel, le grand Sceau, womit alle Edicte, Privilegien ꝛc. beſiegelt wurden, und das geheime Siegel, womit die Briefe, die aus der geheimen Kammerkanzelley ergehen, lettres de cachet, bedruckt werden. In England müſſen auch Sachen das geheime Siegel, the Privy Seal, paſſiren, dagegen andere unter das große Siegel, the great Seal, gehören; ſie müſſen aber auch erſt unter dem geheimen Siegel durchgehen.

Die Siegel werden, wie ſchon oben bemerkt worden, entweder auf das Papier abgedruckt oder in einer Kapſel angehängt. Das Letztere wird nur bei Lehnbriefen, Privilegien und andern dergleichen gewöhnlichen Sachen betreffenden Ausfertigungen gehalten. Ein aufgedrucktes Siegel giebt völligen Glauben, auch ohne Unterſchrift, daher verſchiedene Briefſchaften nur allein mit dem Siegel beſtärkt zu werden pflegen. Bei den Alten ward das Siegel ſehr hoch gehalten, ſo daß wer etwas mit ſeinem Siegel beſtätiget hatte, und es nachher nicht hielt, in den Turnieren als ein Siegelbrüchiger vor dem geſammten Adel beſtraft wurde. Wenn ein Siegel von Alter oder durch Zufall ſchadhaft geworden, ſo wird die Verſchreibung dadurch nicht entkräftet; wenn aber ein Siegel von Jemandem wiſſentlich erbrochen oder abgeriſſen wird, ſo wird dadurch die Verſchreibung vernichtet. Wer fremde Siegel nachmacht, wird mit Leibesſtrafe bis zum Staubbeſen belegt, jetzt bekommt er Zuchthausſtrafe.

Mittel die Siegel zu erhalten. Was die Siegel anbetrifft, welche am Kaiſerlichen Hofe ausgefertiget worden, ſo findet man noch viele derſelben in den Städten Frankreichs, welche von Karln dem Einfältigen dem Reiche abgetreten worden, und nachher wieder mit der Franzöſiſchen Krone vereiniget worden

Digitized by Google

ſind. Dieſe Siegel von rothem und zuweilen weißem Wachſe, waren, wie bereits oben angemerkt worden, unten an die Diplome mit Bändern von Goldfäden und ſchwarzer Seide gehängt, und in eine Vertiefung von weißem Wachſe geleimt, welches dem Siegel eine dauerhafte Hülle verſchafft und das Reiben des Pergaments hindert. Späterhin gebrauchte man die Vorſicht, Alles miteinander in hölzerne oder eiſerne Büchſen von eben der Form zu legen, wodurch man glaubte, ſie ſorgfältiger zu erhalten und zu machen, daß das Diplom und Siegel einen kleineren Raum einnehmen. Allein auch dieſe Verwahrungsart entſprach nicht der Zerſtörungswuth der Zeit; denn 1) ſind die hölzernen Büchſen ausgetrocknet, haben ſich geöffnet, ſind geriſſen und erhalten nicht mehr das anvertraute Gut; 2) hat das Blech einen Roſt verurſacht, der ſich an das Pergament der Diplome hängt und es an verſchiedenen Orten befleckt. Dieſer doppelten Unbequemlichkeit abzuhelfen, mußte man Büchſen von dickem Papiere eben ſo wie die metallenen verfertigen, welche aber nur zuſammengenähet, nicht geleimt werden müſſen, weil der Leim oder Kleiſter eine Lockſpeiſe der Inſekten iſt. Die Siegel in einer weichen Materie oder in weichem Wachſe haben durch die Länge der Zeit am meiſten gelitten; denn beinahe alle vom 11. und 12. Jahrhunderte ſind in Staub verwandelt. Um die Ueberbleibſel zu erhalten, hat man ſie in kleine lederne Beutel gethan, oder, welches noch ſchlimmer iſt, in grobe Hanfleinwand oder in Paquete von Baumwolle, und Faden, die in Leder oder Pergament eingenähet waren. Beide Arten haben aber gleich große Unbequemlichkeiten; denn ſo oft man dieſe Siegel öffnen will, um zu ſehen, ob ſie urſprünglich an der Urkunde waren, woran ſie hingen, ſo oft lief man Gefahr, ein Stück daran zu zerbrechen; denn die Bänder an den Säcken und Beuteln ſind mit der Zeit hart geworden, und der Faden von der Leinwand hat ſich durch die Zeit ſo genau mit dem

Digitized by Google

Wachſe vereiniget, daß man ihn ohne Trümmer nicht los machen kann. Nach der Meinung einiger Diplomaten ſoll Folgendes ein ſicheres Mittel ſeyn, die Siegel lange zu erhalten: Man mache kleine Papierſäcke, welche man mit Nadeln zuſammenſteckt oder, wenn man ſie mit Kleiſter zuſammenklebt, ſo muß man unter denſelben etwas Bitteres, wie z. B. Colloquinten, Aloe ꝛc. miſchen. Die Oeffnung verwahre man mit ein Paar Stecknadeln. Auf die Siegel in weißem Wachſe folgten andere in einer weichen gefärbten Materie, wozu Terpentin genommen wurde. Die erſten Siegel dieſer Art gehen nicht über das Jahr 1300 hinaus. Dieſe haben ſich beſſer, als die von den drei vorhergenannten Jahrhunderten erhalten, man kann ſie alſo ſo gut verwahren, als es möglich iſt. Bei den Siegeln im gelbem Wachſe hat man nichts zu befürchten; ſie haben mit der Zeit eine Feſtigkeit erhalten, die allen Erſchütterungen, die nicht mit Willen geſchehen, widerſtehen kann. Bei allen Arten von Siegeln muß man darauf ſehen, daß: 1) die Faſcikel dünner gemacht werden, wenn die Documente viele Siegel haben; 2) daß man die Faſcikel ſo ſchließt oder zubindet, daß ſie nicht gepreßt werden, und dadurch nichts von ihrer Schönheit verlieren.

Zu verhüten, daß ein Siegel nicht geöffnet werden kann. Man lege, wenn das Siegellack aufgetröpfelt oder aufgetragen worden, ein Goldblättchen darauf, und drucke das Siegel oder Petſchaft darauf; wenn nun Jemand daſſelbe mittelſt eines Amalgamas abdrucken will, ſo bleibt das Goldblättchen an dem Amalgama hangen und verhindert, daß das Siegel wieder aufgedruckt werden kann. Man kann auch vorher, ehe man das Siegellack darauf tröpfelt, die Stelle, wo der Brief beim Zuſammenlegen ineinander geſteckt wird, mit Mundleim ſtark beſtreichen und dann beide Theile feſt aneinander drücken, und hierauf das Siegellack auftragen und mit dem Petſchafte bedrucken, ſo wird man den Brief, ohne ihn zu verletzen,

Digitized by Google

nicht öffnen können. Es verſteht ſich hier, daß beide zuſammengelegte Theile etwas tief ineinander geſchoben werden müſſen, weil es ſonſt keinen Vortheil bringen würde, indem die verletzte Stelle leicht mit dem Siegel bedeckt werden kann.

Einen Brief dergeſtalt zu ſiegeln, daß das Siegel verſchiedene Farben habe, ohne heimlich entſiegelt werden zu können. Wenn z. B. das Petſchaft aus vier Farben beſtehen ſoll, z. B. die Cortouche des Schildes ſei gelb, wie die Krone, das Innere des Schildes roth, der Grund des Siegels grün, die Schildhalter, wenn welche vorhanden ſeyn ſollten, ſchwarz, ſo mache man anfangs ſo viele Siegel oder Abdrücke des Pettſchafts, als man farbigen Lack hat, auf ſehr dünnem Papiere; von dieſen ſchneidet man mit der Scheere ſo viele Stücke aus, als man gebrauchen will, nämlich erſt das Schild, welches man auf der hintern Seite mit ein wenig Speichel benetzt, und es auf das Petſchaft an der Schildſtelle aufklebt. Daſſelbe nimmt man auch mit der Cartouche oder Einfaſſung vor, ſo wie mit den Schildhaltern oder Aufſätzen. Wenn Alles ſeine Lage bekommen hat, ſo läßt man das grüne Lack, welches den Grund ausmachen ſoll, am Lichte ſchmelzen, als wenn man den Brief nach gewöhnlicher Art zuſiegeln wollte. Man ſetzt nun das Petſchaft mit allen aufgeklebten Siegelfragmenten auf den grünen Grund, woraus dann ein vielfarbiges Siegel entſteht, an deſſen minder gefloſſenen Figuren man leicht den Verſuch des geheimen Entſiegelns entdecken kann. Eine ähnliche Art mit ſchwarzem oder rothem Siegellack, ſ. unten, unter Siegellack.

Unter Siegel, Petſchaft, Signum, verſteht man auch dasjenige Werkzeug, womit ein jeder Privatmann ſiegelt. Ein aufgedrucktes Petſchaft führt Beweis, auch ohne Unterſchrift, wenn es nur mit Wiſſen und Willen deſſen, dem es gehört, aufgedruckt worden.

Digitized by Google

Wer ein fremdes Petſchaft braucht, eine Verſchreibung zu beſiegeln, iſt ſchuldig, ſolches zu erinnern und die Urſache anzuführen. Bei Beſiegelung eines Teſtaments können einige Zeugen einerlei Petſchaft brauchen. Ueber das Petſchaft, ſ. dieſen Art., Th. 109, S. 335, u. f. Das Wort, Hand und Siegel iſt auch von ſolchen Verſchreibungen zu verſtehen, wo das Siegel ohne Hand, oder die Hand ohne Siegel ſich befindet. Man ſagt auch Brief und Siegel über etwas haben, das heißt: eine beſiegelte, mit einem Siegel verſehene Urkunde. S. auch den Art. Siegellack.

Aufklärungen in der Geſchichte und Diplomatik ꝛc. von Spieß. 1791, S. 32 und f.

Beckmanns Beiträge zur Geſchichte der Erfindungen. 2r Bd. Leipzig, 1783, S. 553.

Gerken, in deſſen Reiſen, Th. 3, S. 455., wie auch Bd. 69 der allgemeinen teutſchen Bibliothek, S. 511.

Einige Bemerkungen von dem älteſten Gebrauche des Spaniſchen Wachſes von Joh. Philipp Roos.

Siegel, (bleyernes), ſ. oben, unter Siegel, S. 25.

— (Daum=), ſ. daſelbſt, S. 43.

— (Gegen=), Rückſiegel, bei den Alten, wenn, nachdem das große Siegel aufgedruckt worden, die Könige oder Fürſten ꝛc. ihr kleines Siegel auf die andere Seite drückten, zum Zeichen, daß dieſes große Siegel, nebſt dem Documente ihnen zur Hand gekommen ſei; ſ. auch oben, S. 29, 38 u. f.

— (geheimes=), ſ. unter Siegelbewahrer.

— (großes), ſ. daſelbſt, S. 18, 19.

— (goldenes), ſ. daſ., S. 24.

— (Kanzelley=), ſ. daſ., S. 19.

— (Kirchen=), ein Siegel, welches jede Kirche in ihren Angelegenheiten, in Kirchenſachen, gebraucht.

— (kleines), ſ. oben, S. 38.

— (Landes=), wird das große Königl. Siegel genannt.

— (Landfrieden=), ſ. oben, S. 21.

— (Majeſtäts=), ſ. daſ., S. 19.

Digitized by Google

Siegel, (Privat=), ſ. unter Siegelbewahrer.
— (päbſtliches), ſ. oben, S. 30.
— (Raths=), ein Siegel, welches der Stadtrath gebraucht.
— (Rechts=), ſ. daſelbſt, S. 19.
— (Reichs=), ſ. daſelbſt.
— (Ring=), ſ. daſ., S. 40.
— (Rück=), ſ. Siegel (Gegen=).
— (ſilbernes), ſ. oben, S. 25.
— (Stadt=) ein Siegel, welches der Magiſtrat ꝛc. in den Stadtangelegenheiten gebraucht. Es führt das Zeichen der Stadt, in Berlin einen Bären.
— (Univerſitäts=), ein Siegel, welches jede Univerſität in ihren Angelegenheiten führt.
— (Wappen=), Geſchlechtswappen, ſ. oben, S. 34.

Siegelbank, bei den Tuchmachern, derjenige Tiſch, worauf die beſichtigten Tücher mit dem bleyernen Siegel verſehen werden.

Siegelbewahrer, Engl. The. Lord Keeper, in England, drei verſchiedene Perſonen, wegen der dreierlei Siegel, als des großen, des geheimen und des kleinen oder Privatſiegels. Der Großſiegelbewahrer iſt gemeiniglich zugleich Großkanzler von England. Das kleine oder Privatſiegel wird durch den geheimen Rath verwahrt, der zuweilen einige Perſonen als Commiſſarien dazu abordnet. Der geheime Siegelverwahrer iſt unter den Kronbedienten Englands der Ordnung nach der fünfte, und deſſen Bedienung erfordert den Titel eines Lords oder Grafen, wenn er ſonſt gleich von Geburt nur ein Edelmann iſt. Im Staatsrathe hat er ſeinen Sitz gleich nach dem Präſidenten. Alle Urkunden, Acten, und Gnadenbezeugungen, die der König unterſchrieben, müſſen durch ſeine Hand gehen und mit ſeinem Siegel geſiegelt werden, bevor ſie das große Siegel erhalten können; auch darf er keine Acte, noch einen Gnadenbrief ſiegeln, ohne

Digitized by Google

eine vorhergehende, mit des Königs Hand unterſchriebene und mit dem kleinen Siegel bekräftigte Order. Er muß dafür ſtehen, daß kein Mißbrauch unterlaufe, und das Siegel nicht unter Acten gedruckt werde, die der Conſtitution entgegen ſind, auch daß der König nicht hintergangen werde. — In Frankreich war der Siegelbewahrer, Garde des Sceaux, zu den Zeiten der Könige vor der Revolution 1789 gleichfalls ein hoher Kronbeamter. Er hatte das große Königliche Siegel, das beſondere Siegel, deſſen man ſich für die Provinz Dauphiné bediente, und die kleineren Nebenſiegel von dieſen beiden, unter oder in ſeiner Verwahrung. Da in Frankreich ehemals der Reichs-Kanzler der Verwahrer der Siegel war, ſo hatte derſelbe große Vorrechte, unter denen beſonders das wichtigſte war, daß er nach des Königs Belieben nicht abgeſetzt werden konnte; doch hat man in der ſpäteren Zeit dazu ein Mittel gefunden, indem man ihm die Siegel abgefordert und ſolche einem andern Beamten übergeben, wodurch er alſo in ſeiner Amts-Verrichtung gehemmt wurde. Gegenwärtig führt in Frankreich der Miniſter der Juſtiz das große oder Reichsſiegel. — In den anderen Staaten Europa's führt das Reichsſiegel auch ſtets einer der erſten Staats-Beamten.

Siegelcapſel, ſ. Siegelkapſel.

Siegeler, ſ. Siegler.

Siegelerde, Terra sigillata; Fr. Terre à cacheter, eine fette und ſchwere Thonerde von verſchiedener Farbe, anhaltendem Geſchmacke und erdartigem Geruche, die an verſchiedenen Orten, ſowohl im Oriente, als auch in Deutſchland gegraben, in runde Kuchen gebildet oder geformt, und mit mancherlei Zeichen bedruckt wird, daher ſie auch den Namen Siegelerde bekommen. Die vornehmſten Sorten ſind: die Lemniſche Erde, der Lemniſche Bolus, Sphragit, Terra Lemnia. Sie iſt die eigentliche Terra sigil-

lata, die ſeit Homers Zeiten bis jetzt als Heilmittel, beſonders im Oriente, angewandt wird. Man findet ſie auf der Inſel Lemnos (Stalimene), wo ſie noch gegenwärtig von Geiſtlichen gegraben, in Kugeln geformt und dann beſiegelt wird. Die weiße Siegelerde von Samos, Terra sigillata alba, hat ähnliche Merkmale, als die Lemniſche Erde. Die Siegelerde von der Inſel Malta, Terra sigillata Melitensis, iſt weiß, wie Kreide, und führt das Bild des Apoſtels Paulus mit einer Schlange aufgedruckt. Man erhält dieſe Siegelerde von der Inſel ſelbſt, oder auch von Genua und Livorno in größeren und kleineren runden Kuchen und Formen. Dieſe drei Siegelerden waren ehemals und ſind zum Theil auch noch jetzt officinell. Die Ungariſche Siegelerde iſt gelb, wird bei Gran gegraben, und führt zum Zeichen drei Thürme. Die Böhmiſche Siegelerde iſt weiß oder roth; die Mähriſche, Strigauiſche und Goldbergiſche iſt weiß; die Liegnitz'ſche oder Liegnitzer in Schleſien, welche den Namen Axungia Lunae, und die Strigauiſche, welche Axungia Salis genannt wird, iſt grau, auch gelb. Sachſen liefert mehr, als eine Siegelerde, worunter die Greifenſteiniſche, die dunkelgelbe oder Weißlaubach'ſche die vornehmſten ſind. Die Franzöſiſche Siegelerde, welche bei Blois gefunden wird, iſt röthlich. Ueberhaupt ſind die orientaliſchen Siegelerden meiſtens röthlich oder fleiſchfarben, wie z. B. die Arabiſchen; die Böhmiſchen, Schleſiſchen, Sächſiſchen ꝛc. meiſt gelblich und grau. Die Farbe der Erde rührt von metalliſchen Oxyden her, ſo z. B. die röthliche vom Eiſen. Außer dem mediciniſchen Gebrauche bildet man aus dieſen Erden Tabakspfeifenköpfe, Becher, Krüge ꝛc. Aus der rothen Siegelerde brennen, beſonders die Türken und Wallachen, verſchiedene feine Gefäße, Pfeifenköpfe ꝛc. Ein Mehreres über dieſe Erde, beſonders was ihre Eigen-

Digitized by Google

ſchaft anbetrifft, ſ. unter Thon, in T. Ueber die Laybacher Siegelerde im Herzogthume Krain, Terra Labacensis, ſ. Th. 66, S. 602; über die Siegelerde unweit der Stadt Laubach, ſ. Th. 65, S. 633.

Siegelfälſcher, derjenige, welcher ein Siegel vorſätzlich verfälſcht; ſ. oben unter Siegel.

Siegelgeld, jedoch nur von mehreren Summen, dasjenige Geld, welches für die Unterſiegelung oder Beſiegelung einer Urkunde den Kanzelleibedienten entrichtet wird.

Siegelgraber, ſ. Petſchierſtecher, Th. 109, S. 344.

Siegelkapſel, eine hölzerne, rund gedrechſelte Büchſe mit einem Deckel, worin ſich das angehängte Siegel einer Urkunde befindet; ſ. oben, unter Siegel.

Siegelkunde, eie Kunde oder Kenntniß der älteren Siegel, Sphragistica; ſ. oben unter Siegel, und unter Wappenkunde.

Siegellack, Spaniſches Lack, Brieflack, Briefwachs, Spaniſches Wachs, Cera hispanica; Franz. Cire d'Espagne, Laque à cacheter, eine chemiſch zubereitete Maſſe, welche zum Siegeln der Briefe ꝛc. gebraucht wird. Die Diplomatie nennt, außer den Metallen, noch fünf verſchiedene Materien, deren man ſich zum Siegeln oder Verſiegeln der Briefe und Paquete von jeher bediente, als Siegelerde, Kütt, Kleiſter, Wachs und Siegellack, hierzu kommt noch in neuerer Zeit Mundleim und Oblate. Siegelerde, Siegelwachs und Siegellack werden auch hauptſächlich zum Unterſiegeln der Documente, Diplome ꝛc. gebraucht. Von wem das Siegeln erfunden, oder wer zuerſt eine der oben genannten Materien, beſonders aber die Siegelerde zu dieſem Zwecke angewendet hat, iſt ungewiß, doch iſt die Letztere von den Alten zu dieſem Zwecke ſchon

Digitized by Google

gebraucht worden. Plinius ſpricht den Aegyptiern die Siegel gänzlich ab; allein man weiß zuverläſſig, daß dieſes Volk ſchon den Gebrauch der Siegelerde kannte, und daher ſcheint ſie auch wohl die erſte Materie geweſen zu ſeyn, welche da angewandt wurde. Die Aegyptiſchen Prieſter banden nämlich an die Hörner der zum Opfer auserſehenen Thiere ein Stückchen Papier, worauf ſie in Siegelerde ihre Siegel druckten, und nur ein auf dieſe Weiſe bezeichnetes Thier durfte geopfert werden. Beim Lucian läßt ein Wahrſager dasjenige, was jeder von ihm fragen will, auf einen Zettel ſchreiben, ſolchen zuſammenlegen, und mit Wachs oder Siegelerde, oder womit man ſonſt wollte, unterſiegeln. Auch Cicero, der Scholiaſt, Servius und Andere geben Nachricht von dem Gebrauche der Siegelerde bei den Alten. Eine ſolche Erde ſoll ſogar noch von den Byzantiniſchen Kaiſern zum Siegeln gebraucht worden ſeyn; denn auf der zweiten Nicäniſchen Kirchen-Verſammlung wollte Jemand dadurch den Bilderdienſt vertheidigen, daß er erinnerte: Niemand glaube, daß derjenige, welcher vom Kaiſer einen Befehl erhielte und das Siegel verehrte, dieſerhalb die Siegelerde oder das Papier, oder das Bley anbete. Ob aber das γη σημαντρις des Herodots, und das πηλος des Lucians und der Byzantiner ein und dieſelbe Erde geweſen, iſt eben ſo wenig mit Gewißheit zu entſcheiden, als die Frage: ob von beiden die Creta, welche einige Lateiniſche Schriftſteller als eine Siegelerde angeben, verſchieden ſei. Diejenige Erde, der wir jetzt den Namen Kreide geben, war nicht die Creta der Alten, welche ſie zum Siegeln gebrauchten, ſondern ſie muß, wenn ſie eine natürliche Erde geweſen, aus Thon beſtanden haben, welcher den Eindruck von irgend einem feſten Gegenſtande, z. B. Metall, annimmt, und ſolchen auch behält, wenn er durch Austrocknung erhärtet. Daß auch die Römer unter dem ſonſt unbeſtimmten Namen Creta oft einen Thon verſtanden haben, beweiſen viele Stellen ihrer Schriften,

Digitized by Google

als im Columella, Virgil, Varro ꝛc. und es ſcheint gewiß zu ſeyn, daß auch πηλος eine thonigte Erde bedeutet. — In den älteſten Zeiten brauchte man in Europa das Wachs überall zum Siegeln, ob nun ſolches gelb oder weiß war, oder ob vielmehr die Reihe zuerſt das gelbe oder das weiße Wachs getroffen, darüber ſind die Diplomatiker nicht einig. Nach dem Hofrath Gatterer ſoll man zuerſt mit weißem Wachſe geſiegelt haben, nach Beckmann's Behauptung ſoll aber das gelbe Wachs wegen ſeines geringen Preiſes zuerſt und am häufigſten gebraucht worden ſeyn. Mit der Zeit oder ſpäterhin färbte man das Siegelwachs roth, und dann in Deutſchland, jedoch nicht vor dem 14. Jahrhunderte, grün, auch ſchwarz. Daß die Patriarchen aus Konſtantinopel, der Hochmeiſter des deutſchen Ordens in Preußen, der Großmeiſter der Maltheſerritter, und einige Edelleute ſchwarz zu ſiegeln pflegten, wußte man, daß aber auch der Meiſter der Tempelherren mit ſchwarzem Wachſe ſiegelte, iſt erſt durch Herrn Hofrath Schmidt bekannt geworden. Er beſchreibt ein ſolches Siegel aus dem Fürſtlichen Hauptarchive zu Wolfenbüttel. Dieſes hängt an einer von dem Meiſter Widekins (Frater Widekindus magister fratrum de templo per Allemaniam, wie er ſich ſelbſt in dem Documente nennt) ausgeſtellten, auf Pergament geſchriebenen Urkunde an zuſammengedreheten weißen und blauen, durch daſſelbe gezogenen Zwirnsfaden hängt. Blaues Siegelwachs war zur Zeit noch gar nicht bekannt. Kaiſer Friedrich der Dritte ertheilte zwar dem Hans Schenk, Herrn zu Tautenberg, und Kaiſer Karl der Fünfte im Jahre 1524 dem Nürnberger Doctor Stockhammer das Vorrecht, ſich des blauen Wachſes zum Siegeln zu bedienen; allein die Kunſt, Wachs blau zn färben, iſt bis jetzt noch nicht entdeckt worden; denn alles Blau, ſowohl im Siegelwachſe, als Siegellack iſt immer ſchmutzig, und fällt nie rein, ſchön hell- oder himmelblau aus. Alle

Saftfarben werden in der Vereinigung mit dem Wachſe graulich, und Erdfarben miſchen ſich nicht mit dem Wachſe, ſondern ſetzen ſich beim Schmelzen wieder zu Boden; Mineralfarben ſind daher noch die einzigen, welche aber dazu eigens präparirt werden müßten; z. B. der Ultramarin aus dem Lapis lazuli, oder das Blau aus dem Kobalt ꝛc., und dieſerhalb, ſagt ein gewiſſer Schriftſteller, iſt ein blaues Wachsſiegel, welches nicht etwa bloß auf der Oberfläche blau bemalt wäre, eine eben ſo große technologiſche als diplomatiſche Seltenheit und ein Problem für unſere Chemiker, man muß daher die dem Schenk von Tautenberg, und dem Doctor Stockhammer ertheilte Begnadigung derjenigen gleich achten, welche die Gewerke im Fürſtenthume Halberſtadt und der Grafſchaft Reinſtein noch im Jahre 1704 erhielten, nämlich, außer andern Mineralien, auch auf Indigo zu bauen, und Schenk und Stockhammer konnten gewiß eben ſo wenig blaues Wachs zum Siegeln finden, als jene Gewerke Indigo in der Erde. Auch unterſiegelte Hans Schenk von Tautenberg, ungeachtet ſeines Privilegiums, einen Vereinigungs-Brief verſchiedener Sächſiſcher und Weſtphäliſcher Fürſten, Grafen und Herren, Kraft deſſen ſie ſich auf 30 Jahre mit einander verbanden, und verordneten, wie ſie ſich zur Zeit gemeinen Friedens und Unfriedens gegen einander verhalten wollten, d. d. zur Lippe Donnerſtag nach Miſericordias Domini (12. Mai) 1519, wie Bundesverwandten mit grünem Wachſe. Nach Häberlin's Behauptung ſoll an eben dieſer Urkunde die Siegel der Reußiſchen Häuſer, nämlich des Heinrichs Rewß zu Plauen, der beiden Heinriche zu Gera, Schleitz und Lobenſtein, und Heinrichs zu Weida und Wildenfels aus blauem Wachſe beſtanden haben; allein dieſes iſt wahrſcheinlich nur auf der Oberfläche blau gefärbt geweſen, oder der genannte Schriftſteller hat ſchmutziges graues Wachs für blaues gehalten. Daß das Wachs

Digitized by Google

mit den oben angeführten Farben blau gefärbt werden kann, iſt ſehr zu vermuthen, geſehen habe ich dergleichen gefärbtes Wachs noch nicht, auch nicht gehört, daß der Verſuch, wenigſtens mit der blauen Farbe aus dem Kobalt, gemacht worden; denn die Färbung des Wachſes mit Ultramarin möchte wohl zu koſtbar ſeyn, und höchſtens könnte der Verſuch im kleinen nur geſchehen, um zu ſehen, ob das Wachs dieſe Farbe annehme. Auch Beckmann giebt die Hoffnung nicht auf, weil man bis jetzt noch nicht ſo glücklich geweſen, das Wachs blau zu färben, daß es noch geſchehen werde. Uebrigens iſt es ſchwer zu unterſcheiden, zu welcher Zeit man zuerſt ſich des farbigen Wachſes zum Siegeln bedient habe, weil die Farben ſich mit der Zeit verändern; denn nach einer Reihe von Jahrhunderten bekommt z. B. das weiße Wachs eine gräuliche und Aſchfarbe, und löſet ſich wohl gar jetzt in Staub auf; das grüne Wachs fällt ins Braune, nur dasjenige, welches mit Terpentin vermiſcht worden, iſt inwendig noch grün; das Gelbe erſcheint röthlich, nur das rothe hat ſeine urſprüngliche Farbe, das heißt, die ihm zuerſt gegeben worden, noch am beſten erhalten, und wo der Glanz erloſchen iſt, erhält es denſelben wieder durch ein Gemiſch aus Waſſer und Branntwein.

Was nun die verſchiedenen Epochen der Veränderungen der Farben betrifft, ſo ſind die Siegel der Carolingiſchen und erſten Capetingiſchen Könige in Frankreich ſämmtlich von weißem Wachſe; von dem 13ten Jahrhunderte an wird es ſelten, und nur bei den Königlichen Briefen gebraucht, die Conceſſionen enthalten, die nur eine gewiſſe Zeit dauern ſollen, welches ſelbſt die Verordnung des Geſetzes war. Man kann hier zum Beiſpiel anführen: 1) ein Patent Philipp des Schönen, vom Monat July des Jahres 1309, und eins von Karl dem Sechſten vom 12ten März 1408. Seit der Regierung Karls des Sechſten bis auf Ludwig den Zwölften und Franz den Erſten hat man

Digitized by Google

grünes Wachs gebraucht. Der Gebrauch des gelben Wachſes in der Franzöſiſchen Kanzelley iſt neuer. D. Mabillon ſetzt ihn nicht über das zwölfte Jahrhundert hinaus; und es iſt kaum zu glauben, daß ſich die Franzöſiſchen Monarchen deſſelben vor dem 13ten Jahrhunderte bedient haben. Ludwig der Eilfte bediente ſich deſſelben im Jahre 1467. Die Artikel der Verhandlung zu St. Germain vom Jahre 1583 ſetzen das gelbe Wachs zum beſtändigen Gebrauche bei den Siegeln der Franzöſiſchen Könige feſt, jedoch nicht ſo unveränderlich, daß man gar kein Beiſpiel des Gegentheils ſähe. Die Briefe, wodurch die Prozeſſe an das oberſte Gericht gezogen werden, vom Monat October 1663, die Beſtätigungsbriefe, worin Ludwig der 14te der Kirche zu Toul ihre Privilegien erneuert, vom Monat Juny 1724, ſind mit grünem Wachſe geſiegelt. Nach dem D. Mabillon haben ſich die Franzöſiſchen Könige vom dritten Stamme auch gewöhnlich des rothen Wachſes bedient; er führt keinen ältern an, als Ludwig den Jungen. Man ſcheint aber dazu kein natürlich gelbes Wachs gebraucht zu haben, an welchem die Farbe bald ſchmutzig und unangenehm wird, ſondern rothes, welches dem Purpur und dem Zinnober näher kommt. — Die Deutſchen Kaiſer gebrauchten es auch ſeit langer Zeit bei ihren Siegeln, um die Kaiſerliche Würde zu erheben. Kaiſer Heinrich der Sechſte bediente ſich in einem Siegel an einem Diplome vom Jahre 1192 noch des weißen Wachſes. Das kleine Siegel Siegmunds vom Jahre 1431 iſt in rothem Wachſe, und das große Siegel Kaiſer Friedrichs des Dritten, vom Jahre 1451, welches 5 Zoll im Durchſchnitt hat, iſt in weißem Wachſe. Der Kaiſer erſcheint auf einem prachtvollen Throne ſitzend, an deſſen Fuß ein kleiner Siegelring in rothem Wachſe iſt, 7 Linien hoch und 5 Linien breit. Dieſes Siegel iſt daher merkwürdig, weil man kein Beiſpiel mehr an den Diplomen der Kaiſer findet. Seit dieſer Zeit haben die Deutſchen

Digitized by Google

Kaiſer bei ihren Kaiſerlichen Diplomen allezeit rothes Wachs gebraucht, weil ſie die edelſte und prachtvollſte Farbe iſt. — Die geiſtlichen und weltlichen Fürſten und Herren, die Kapitel, die Abteien und die Städte, haben ſich auch des rothen Wachſes bedient, einige eher, andere ſpäter; nachher haben ſie es nach ihrem Belieben oder vielmehr nach der Mode eines jeden Jahrhunderts geändert. Theobaldus, Herzog von Lothringen, hat ſich im Jahre 1310 am erſten des rothen Wachſes bei ſeinen Siegeln bedient, ſeine Vorfahren bedienten ſich des weißen. So hat man auch vor Eduard dem Erſten, Grafen von Bar, im Jahre 1319, und Robert dem Erſten, Herzoge von Bar, im Jahre 1367 bei den Siegeln der Grafen und Herzoge von Bar kein anderes, als urſprünglich weißes Wachs geſehen, und ſeit 1300, grünes. Die Lothringiſche Kanzelley hat eigentlich erſt ſeit der Vereinigung der Herzogthümer Lothringen und Bar, unter Renatus dem Erſten das rothe Wachs bei den Herzoglichen Siegeln für beſtändig angenommen; auch Stanislaus der Wohlthätige hat ſich deſſelben bedient. Das Siegeln mit weißem Wachſe ſoll bei Privatperſonen ungefähr bis in die Mitte des 13ten Jahrhunderts gedauert haben; das grüne bis in die Mitte des 16ten Jahrhunderts, und von da das rothe bis auf die neueſte Zeit, beſonders bei denen, die ſich ſolches vermöge ihrer Hoheit zueigneten. Zu Anfange des 16ten Jahrhunderts wird das noch weiche rothe Wachs zuweilen mit einem weißen Papiere überzogen, ſo daß das Siegel inwendig roth und die Oberfläche weiß war. Dieſe Art Siegel haben durch die Zeit viel gelitten, das fette Wachs iſt trocken geworden, das Papier hat ſich los gemacht, das Wachs war alſo dem Zerſtoßen und Zerreiben bloß geſtellt, und das Gepräge mußte nothwendig Schaden leiden; von dieſer Gattung findet man noch ſehr wenig in gutem Stande. Seit ungefähr 2½ Jahrhunderten hat man ſtatt des rothen und grünen zähen Wachſes in den

Digitized by Google

Secretariaten der Biſchöfe, der Kapitel, der Gemeinheiten und in den kleinen Kanzelleyen der Untergerichte, eine rothe oder weiße, zuweilen auch eine grüne, ſelten eine ſchwarze Siegelmaſſe genommen, ſ. weiter unten. — Neuer, wie das Siegelwachs, ſind die in Mehlkleiſter, Brodteig oder Oblate abgedruckte Siegel; eigentliche Diplome ſollen aber nie mit Oblate geſiegelt worden ſeyn. In einer anſehnlichen diplomatiſchen Sammlung findet man kein Oblatenſiegel, das viel über 200 Jahr alt zu ſeyn ſcheint. Dem Hofrath Spieß in Weimar iſt kein älteres, als von 1624 vorgekommen, jedoch ſollen Könige vor der Erfindung des Siegellacks, ihre Briefe mit Kleiſter geſchloſſen haben. Der Profeſſor der Diplomatik zu Peſt, Martin Schwartner, hat noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts unter den Handſchriften der dortigen Univerſitätsbibliothek drei Schriften mit Oblaten geſiegelt gefunden, welche älter ſind, als 1624. Das älteſte Siegel iſt in einem Reiſepaß aufgedruckt, den drei nach Wien abgehende Jeſuiten vom Pater Viſitator in den Niederlanden erhielten, datirt zu Brüſſel 1603, mit der gewöhnlichen Jeſuitenſiegel-Inſchrift.

Was nun die Erfindung des eigentlichen Siegellacks anbetrifft, ſo reicht ſolche in das 16te Jahrhundert hinauf. Das erſte Siegellack ſoll eine Art Kütt, Siegelkütt, geweſen ſeyn, der Malthe genannt worden, und der aus harzigen Subſtanzen beſtanden. Dieſes letztere hat wegen ſeiner Bequemlichkeit bald die früheren Siegelmaſſen verdrängt, und noch mehr hat dieſes das Spaniſche Wachs oder das heutige Siegellack gethan, ſowohl wegen ſeiner Bequemlichkeit, Wohlfeilheit und ſchönen Ausſehens, als auch wegen des leichten Abdruckes der Petſchafte; es zerbröckelt aber, und ein darin abgedrucktes Petſchaft kann am leichteſten nachgemacht werden. Die älteſte Erwähnung des Siegellacks in gedruckten Schriften, findet man in des Garcia ab Orto Atoma-

tum et simplicium aliquot historia, die im Jahre 1563 zuerſt gedruckt wurde, und die ausdrücklich bei dem Gummilack der Stangen erwähnt, die man zum Briefſiegeln gebraucht. Um dieſes Jahr ſcheint daher bei den Portugieſen der Gebrauch dieſes Siegellacks ganz gewöhnlich geweſen zu ſeyn, und da Tavernier der Bereitung des Siegellacks in Oſtindien erwähnt, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß es die Portugieſen von den Indianern lernten. Man nannte es anfangs Hiſpaniſches Wachs, und der Name Siegellack ſoll erſt aufgekommen ſeyn, als man ſtatt des gemeinen Harzes Gummilack oder Schellack genommen. Nach einigen Schriftſtellern ſoll ein Franzoſe, Namens François Rouſſeau, das Siegellack im Jahre 1640 erfunden haben. Sie führen an, daß Rouſſeau ſich lange in Perſien und Oſtindien aufgehalten, und als er ſein Vermögen in den letzten Regierungsjahren Ludwigs des Dreizehnten durch einen Brand verloren habe, ſei er auf den Einfall gerathen, Siegellack aus Gummilack zu bereiten, welches er in Indien hatte machen ſehen. Dieſe Angabe, auf Frankreich bezogen, kann richtig ſeyn, wenn man nämlich annimmt, daß die Franzoſen vor der Erfindung Rouſſeaus daſelbſt, das Siegellack nicht gekannt haben; denn bei uns in Deutſchland iſt dieſes Lack, wie es jetzt gebräuchlich iſt, ſchon um die Mitte des 16ten Jahrhunderts bekannt geweſen, und wahrſcheinlich geſchah die Erfindung daſelbſt zwiſchen 1550 und 1560; denn das älteſte bekannte Siegel iſt vom Jahre 1554. Der Hofrath Spieß fand in dem Anſpachiſchen Archive ein Diplom vom Jahre 1563, und Anton in Görlitz eines von 1561 mit rothem, und ein anderes von 1620 mit ſchwarzem Siegellack geſiegelt. Auch iſt der Gebrauch des rothen und ſchwarzen Siegellacks bei Briefen aus den Niederlanden in dem Archive zu Dillenburg ſchon vom Jahre 1554 bekannt. Der wirkliche Brandenburgiſche Regierungsrath zu Culmbach, oberhalb Gebürge,

Phil. Ernſt Spieß ſagt in dem 104ten Stücke des Hannöverſchen Magazines, 13ten Jahrg. vom Jahre 1775 folgendes über die Erfindung des rothen Siegellacks:

Es meldet der gelehrte und berühmte Herr Hofrath Gatterer zu Göttingen in ſeinen Elementis artis diplomaticae p. 296. §. 338. aus dem daſelbſt angeführten Nouveau Traitè de Diplomatique, daß das Spaniſche-Siegelwachs oder der Siegellack, womit man heut zu Tage Briefe zu verſiegeln pflegt, in Frankreich ungefähr um das Jahr 1640 von einem Franzöſiſchen Kaufmann, Namens Rouſſeau erfunden worden ſei, mit dem Beiſatze: daß dieſer Spaniſche Siegellack von dem ſchon vorher im Gebrauch geweſenen ſogenannten Gummilack wohl zu unterſcheiden ſei. Ohne auf dieſen Unterſchied ein ſcharfes Augenmerk zu richten, erregte gleichwohl die Sache an ſich ſelbſt eine Begierde in mir auszuforſchen, zu welcher Zeit denn der Siegellack überhaupt möchte erfunden worden ſeyn, zumal der Gebrauch deſſelben allerdings eine wichtige Epoche in der Sphragiſtik macht. Ich hielt es alſo der Mühe werth, eine kleine Nachſuche deswegen anzuſtellen. Nun bin ich mittelſt gemeinſchaftlicher Bemühung des Herrn Hof- und Regierungsraths und geheimen Archivars Stiebers zu Onolzbach bis auf das Jahr 1574 zurückgekommen, in welchem ſich ein Brief, welcher mit einem Siegellack geſiegelt war, vorfand. In Anſehung des ſchwarzen iſt mir aber bisher noch kein älteres Siegel, als vom Jahre 1620 zu Geſicht gekommen. Weil ich aber vermuthe, daß ſich anderwärts noch ältere Spuren von beiden Sorten vorfinden möchten, ſo habe ich den Liebhabern der Diplomatik, und beſonders allen Herrn Archivarien hierdurch nicht nur vorläufig anzeigen wollen, wie weit ich in der Sache gekommen bin, ſondern bitte dieſelben zugleich inſtändigſt, daß ſie aus Liebe zur Ergründung der Wahrheit, die Mühe über ſich nehmen mögen, in den Archiven nachzuſpüren, ob ſich der Gebrauch des Siegellacks überhaupt in Deutſchland nicht noch weiter in das 16te Jahrhundert zurückſetzen laſſe. Nach meinen bisherigen Beobachtungen ſollte ich beinahe vermuthen, daß der Siegellack in Deutſchland

erfunden worden, und dem oben erwähnten Rouſſeau nichts als einige Verbeſſerungen deſſelben, beſonders in Anſehung der höheren rothen Farbe, zuzuſchreiben ſeyn möchten. So wie ich mir aber ſelbſt noch mehr Mühe geben werde, dem Urſprunge deſſelben bei dermaliger Einrichtung des Pleſſenburgiſchen Archives näher zu kommen, ſo angenehm wird es mir ſeyn, wenn meine Bitte Statt finden und ich von weiteren Entdeckungen in dieſer Sache gütige Nachricht erlangen ſollte.

Außer den oben von Herrn Spieß ſelbſt und von einigen Andern angeführten Nachrichten an andern Orten, iſt in dem oben genannten Magazine nichts erſchienen, was zur fernern Entdeckung der Erfindung des Siegellacks hätte führen können. Nach dem Burſcheidſchen Amtmann zu Merxheim J. Philipp Roos ſoll in dem Hochrheingräflich Dhaunſchen Archive das älteſte bekannte Siegellack anzutreffen ſeyn; denn an einem Schreiben an den Rheingrafen Philipp Franz von Gerhart d. d. 16. September 1553, mit arabiſchen Zahlen ausgedruckt, zeigen ſich ſo viele Spuren, daß man behaupten kann, daſſelbe ſey mit Spaniſchem Siegellack beſiegelt geweſen; auch trifft der Inhalt des Schreibens, die ferneren Dienſte des Rheingrafen bei der Krone England betreffend, mit der Staatsgeſchichte der gedachten Zeit gleichfalls vollkommen überein, ſo daß die Jahreszahl keine andere, als 1553 ſeyn kann. Auch finden ſich unter den Briefen des Geſchäftsträgers Gerhard Herrmann 2 Stück d. d. 28. December 1553 und 8. Februar 1554, welche mit ſchwarzem Spaniſchen Wachſe ſo geſiegelt worden, daß ſolches noch ganz unverſehrt vorliegt und in dem Siegelbilde die Anfangsbuchſtaben G. H. des oben erwähnten Namens zu ſehen ſind. Auch der Inhalt dieſer Schreiben zeigt auf die Geſchichte in England von dem Ausgange des Jahres 1553 und zu Anfange des 1554. Jahres hin. Daß Herrmann ſich bei der Sieglung dieſer beiden Schrei-

Digitized by Google

ben des ſchwarzen Spaniſchen Wachſes bedient hat, kann die öffeutliche Trauer wegen des ein halbes Jahr vorher erfolgten Todes des Königs Eduard veranlaßt und er ſich zu der Beobachtung derſelben verbunden gehalten haben, da nach der Unterſchrift zu urtheilen, er bei dem Königlichen Hof in England in einer gewiſſen Dienſtverbindung geſtanden hat. Obgleich man in den früheren damaligen und nächſtgefolgten Zeiten nicht die geringſten Spuren findet, daß das gemeine ſchwarze Wachs zur Anzeige einer Trauer gebraucht worden, und auch die bewährteſten Diplomatikkundigen, z. B. ein Gatterer und Gruber, an den Stellen, wo ſie von dem eigentlichen Gebrauche dieſes Wachſes reden, nichts von einer ſolchen Gewohnheit gedenken, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß das Erſtere, als es dergleichen gegeben, als Traueranzeige bei der Beſieglung der Briefe iſt gegraucht worden, und von der Zeit an, iſt es eine Gewohnheitsregel geworden, deſſen Gebrauch in Trauerfällen einzuführen. Dem oben erwähnten Roos ſind noch einige von Standesperſonen erlaſſene, mit rothem Wachſe beſiegelte Trauerſchreiben vom Jahre 1606 bekannt geworden, und zwei erſt aus der Mitte des 17ten Jahrhunderts, die mit natürlichem ſchwarzen Wachſe geſiegelt worden ſind. Das eine Schreiben vom Pfalzgraf Leopold Ludwig an den Rheingrafen Johann Ludwig zu Dhaun d. d. Lutzelſtein, den 4. October 1644, worin das am 29. September 1654 erfolgte Abſterben des Pfalzgrafen Georg Hanſen gemeldet wird; das andere vom Herzog Eberhart von Würtenberg an den genannten Rheingrafen d. d. Stuttgart den 10. July 1655, worin gemeldet wird, daß ſeine am 22. Juny d. J. verſtorbene Gemahlin Anna Catharina, mit ſeiner zu Strasburg verſtorbenen und einſtweilen in der Kirche zu St. Thomas beigeſetzten Frau Mutter in dem fürſtlichen Repoſitorio zu Stuttgard beigeſetzt worden; allein dieſes Alles ſind Einzelnheiten, die auf das Ganze

Digitized by Google

keine Anwendung finden; denn ſo iſt ein Brief von Herrmann vom 16. Septbr. 1553 zu einer Zeit geſchrieben und roth beſiegelt worden, wo der Tod des Königs Eduard ſchon erfolgt war, dagegen waren die ſchon oben erwähnten Schreiben vom 28. Dec. 1553 und 8. Februar 1554 mit ſchwarzem beſiegelt worden. Der einzige mögliche Fall, der hier eintreten konnte, wäre, daß Hermann bei dem erſten Briefe nicht mit ſchwarzem Siegellack verſehen geweſen und der Brief Eile gehabt habe. Roos iſt jedoch der Meinung, daß wenn bei den mehrſten Fällen, wo das ſchwarze Spaniſche Wachs gebraucht worden, eine Trauerbegebenheit bei den Briefausſtellern vorgewaltet, ſo laſſe ſich auf einen einzelnen ähnlichen Fall ſehr leicht der Schluß machen, daß nicht durch ein Ohngefähr, ſondern mit allem Vorbedachte jene Wahl getroffen worden ſei. Es könnte bei dieſem Schriftſteller hier auch noch die Frage entſtehen: was wohl der Grund ſei, daß das gemeine ſchwarze Wachs zur äußeren Anzeige der doch von jeher üblich geweſenen Betrauerung von Verſtorbenen nicht angewendet worden? Ein ſolcher ſoll nun darin zu ſuchen ſeyn, daß in den ältern Zeiten, und ehe die Poſtanſtalten in den Gang gekommen, der Briefwechſel nicht ſo häufig geweſen iſt, als nachher, jenes Wachs daher keinen ſolchen Abgang gefunden, und alſo ſelten vorräthig gemacht worden, beſonders da es in keinem Gebrauche, gewiſſe Perſonen ausgenommen, geweſen; das ſchwarze Spaniſche Wachs dagegen zu einer Zeit gekommen, wo der Briefwechſel erleichtert und häufiger geworden; daher war auch die Gelegenheit größer in Anſehung einer Betrauerung, auch eine dazu übliche Beſiegelung ausfindig zu machen, wozu ſich nun das ſchwarze Spaniſche Wachs am beſten ſchickte, und daher auch häufiger angefertiget und vorräthig gehalten wurde. Daß aber das gewöhnliche ſchwarze Wachs gefehlt haben ſollte, iſt beinahe nicht zu glauben, weil man es ſehr leicht anfertigen konnte, indem man nur Kienruß

Digitized by Google

und Wachs zuſammenſchmelzen durfte, wie man in ſpäteren Zeiten auch noch das ſogenannte Taſchenwachs anfertigte, mit welchem man die Patrontaſchen überzog. Wie es denn auch ſei, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß in den Jahren 1553 und 1554 der Gebrauch des rothen und ſchwarzen Spaniſchen Siegellacks viermal vorkömmt, und deſſen Aechtheit um ſo mehr dadurch beſtärkt wird, da in den Jahren 1559 und 1560 daſſelbe wiederum vorkömmt. In den folgenden Jahren des 16. Jahrhunderts hat Roos nur fünf mit jenem rothen Wachſe beſiegelte Schreiben gefunden, nämlich 1) vom Grafen Ernſt zu Mansfeld an Margaretha, Gräfin zu Mansfeld, eine geborne Herzogin von Braunſchweig, zu Strasburg, den 10. Februar 1588; 2) von einem Freiherrn Chriſtoph von Bettſtein an den Rheingrafen Adolph Heinrich d. d. Nancy, den 10. Oktober 1595; 3) von einem rheingräflichen Beamten an den Dr. Marſilius zu Speyer d. d. den 10. May 1598; 4) vom Rheingrafen Friedrich an den Rheingrafen Adolph Heinrich, Niville, den 12. September 1600; 5) von einem Kellner zu Rheingrafenſtein an den zuletzt genannten Rheingrafen, vom Jahre 1600. Zu Anfange des 17. Jahrhunderts kommt daſſelbe in einem jeden Jahre vor, jedoch im Verhältniſſe zum gemeinen Wachſe nicht ſo häufig; aber gegen die 1620er und beſonders in den folgenden 30er Jahren fängt es das gemeine bei Beſiegelung der Briefe zu verdrängen an. So findet man noch mit demſelben Wachſe beſiegelte Schreiben von dem Rheingrafen Conrad d. d. Venedig 1617, welche beweiſen, daß es auch daſelbſt, wenigſtens ſchon um dieſe Zeit, bekannt geweſen iſt. Was überhaupt die Geſchichte dieſes Wachſes in Deutſchland zu Anfange des 17. Jahrhunderts noch beſonders anlangt, ſo kann aus einer mit der eigenen Hand der Rheingräfin Juliane zu Dhaun unterſchriebenen ſo betitelten Frankfurter Oſtermeßrechnung von den Jahren 1608 und 1609 hier noch Folgendes bemerkt werden.

Digitized by Google

Rechnung von 1608.	Fl.	Batzen	Kreuzer
item 4 Loitt ſpan. Wachs	—	5	—
it. ¼ Pfd. rodt Siegelwachs	—	2	2
— — — von 1609			
it. ¼ rodt Siegelwachs	—	3	2
it. ¼ rodt ſpaniſches Wachs	—	6	—

In den nächſtfolgenden Jahren wird nur allein eines Ankaufs von rothem Wachſe gedacht.

Das rothe Wachs iſt bis auf die neueſte Zeit noch in den Fürſtlichen Kanzelleyen ꝛc. zu Urkunden, Diplomen ꝛc. zu beſiegeln beibehalten worden, im Uebrigen wird das Siegellack angewendet. Ob übrigens die Erfindung des Letzteren in Spanien geſchehen, wovon es den Namen erhalten, iſt bis jetzt noch nicht ausgemittelt worden, eben ſo wenig, ob Deutſchland das Land der Erfindung geweſen oder ob in jedem Lande man zufällig auf dieſe Entdeckung durch das rothe Siegelwachs geführt worden. Mit dem Beiworte Spaniſch kann es auch eben die Bewandniß haben, als mit dem Beiworte Engliſch, welches man in Deutſchland verſchiedenen Kunſtprodukten giebt, um ihnen dadurch eine Empfehlung zu verſchaffen und ſie verkäuflicher zu machen, weil es in Deutſchland leider! Mode geworden, nur ausländiſche Produkte hochzuſtellen, dagegen die eigenen, oft beſſeren herabzuſetzen; denn das beſte Spaniſche Lack oder Siegellack, welches aus Spanien nach Deutſchland gebracht worden, ſtand unſerm feinen Siegellack in Hinſicht der Güte nach.

Bereitung des Siegellacks. Bei der Bereitung des Siegellacks kommt Alles auf die Species an, die dazu genommen werden. Die Hauptſpecies, die zu einem jeden Siegellacke genommen werden, ſind: Schellack und Venetianiſcher Terpentin. Außer dieſen Species nimmt man nun noch Maſtixharz, Marienglas, Colophonium oder Geigenharz, Burgunderharz, dann eine beliebige Farbe, und um dem Siegellack einen

Wohlgeruch zu ertheilen, Moſchus, Storax oder Ambra, auch ſchwarzen Peruaniſchen Balſam, Benzoe ꝛc. — Die verſchiedenen Farben, welche zur Färbung des Lackes genommen werden, müſſen feuerbeſtändig ſeyn, das heißt, ſie müſſen ihre Farbe beim Feuer nicht verändern oder ſie ganz verlieren. Zu den feuerbeſtändigen Farben, die zum Siegellack genommen werden, gehören: zur rothen: der Berg- und Chineſiſche Zinnober und die Mennige; zur grünen: der Grünſpan und ein Gemiſch aus Kobaltblau, auch Bergblau, und Mineralgelb; das Bergblau darf aber nicht zu ſehr der Hitze ausgeſetzt werden, weil es ſonſt eine grünliche Farbe annimmt; zur blauen: eine Farbe aus dem Kobalt, das Bergblau und der Ultramarin; zur gelben: das Neapel-, Königs- und das Mineralgelb, auch einige Ocher; zur ſchwarzen: gebranntes Elfenbein, Frankfurter Schwarz oder Kupferdruckerſchwarz, Weinrebenſchwarz und auch der Ruß, Letzterer jedoch in Verbindung mit einer der angeführten ſchwarzen Farben, da er, allein genommen, zu ſehr ins Braune fällt; zur braunen: der Umbra allein, oder auch in Verbindung mit rothem Bolus; auch kann man ſich hier des dunklen Schellacks bedienen; zur weißen die geſchlemmte Kreide, das weiße Nichts (Nihilum album) und das Cremnitzer Weiß. — Der Schellack, der zum Siegellack genommen wird, muß rein, klar und ſchmelzbar ſeyn; man wähle daher den in's Gelbliche fallenden Schellack, der auch gewöhnlich, ſo wie er in den Handel kommt, glatte und reine Täfelchen enthält, die ſich ſehr leicht auflöſen laſſen; der dunklere aber, der, wenn man ihn an das Licht hält, eine röthliche Farbe hat, ſchmilzt nicht ſo leicht, und iſt auch mit mehr Unreinigkeit vermiſcht. Man kann, wenn man ſich die Mühe geben will, aus einer großen Maſſe Schellack jedes einzelne Täfelchen, Stück, oder vielmehr jede einzelne Scheibe, da er in ungleichen Formen oder Geſchieben in den Handel kommt, herausnehmen und es in ein Gefäß mit ſieden-

dem Waſſer eintauchen, um zu ſehen, ob es ſich erweicht oder nicht, dasjenige aber, welches am leichteſten erweicht, muß man, als das beſte, beſonders legen, da man es zu den feinſten Sorten des Lackes gebrauchen kann. Der Schellack aber, der ſich ſchwerer und durch mehr Wärme auflöſen läßt, oder auch Unreinigkeiten bei ſich führt, kann man zu den gewöhnlichen Sorten anwenden. — Der Venetianiſche Terpentin muß zu dieſem Zwecke ſehr klar und durchſichtig ſeyn, da von demſelben die Güte des Lacks beſonders mit abhängt. Er iſt nicht nur ein Löſungs- und Bindungsmittel des Schellacks, ſondern er befördert auch das gehörige Brennen des Siegellacks am Lichte. Des Franzöſiſchen Terpentins, ſo wie des Burgunderharzes und des Colophoniums oder Geigenharzes bedient man ſich nur zu den gewöhnlichen Sorten. — Das Maſtixharz trägt, außer der Farbe, auch noch zum Glanze des Siegellacks ſehr vieles bei; das Marienglas, auch Frauenglas genannt, in welcher Stelle man ſich auch der trockenen geſchlemmten Kreide, ſo wie des weißen Nichts bedienen kann, dient die Farbe heller zu machen.

Da nun die Güte des Siegellacks in den Eigenſchaften beſteht am Lichte leicht zu ſchmelzen, ohne ſtark zu fließen, auf dem Papiere feſt zu haften, und die Eindrücke des Petſchafts ſo vollkommen, wie möglich, anzunehmen, ſo beruhen alle dieſe guten Eigenſchaften auf dem richtig getroffenen quantitativen Verhältniſſe des Schellacks und des Terpentins. Auch die Temperatur iſt bei der Verfertigung des Siegellacks zu berückſichtigen. Nach Hermbſtädt ſtört jede zu hohe Temperatur, bei welcher das Schmelzen des Schellacks verrichtet wird. Die Grundmiſchung des Lacks, verdunkelt ſeine Farbe, und verhindert daher das Hervorkommen der ſchönen Farbe, die er in fertigem Zuſtande haben ſoll. Die Temperatur, wobei der Schellack geſchmolzen wird, darf den Siedpunkt des Waſſers nicht ſehr merklich überſteigen, wenig-

ſtens darf ſie nicht über 200 Grad Fahrenheit betragen.

Die Zubereitung des Siegellacks geſchieht auf folgende Weiſe: Man nehme ein eiſernes Gefäß, fülle daſſelbe mit Sand an, und erhitze es durch ein gelindes Kohlenfeuer, worauf das Gefäß geſtellt wird. In den heißen Sand ſtellt man nun einen gut glaſirten irdenen Tiegel, oder auch eine Pfanne von Kupfer oder Meſſing; welche Hermbſtädt zweckmäßiger findet, da irdene Gefäße leicht zerbrechen, und läßt das Gefäß warm werden. Darein ſchüttet man nun zuerſt den Schellack, läßt ihn zergehen, dann den Venetianiſchen Terpentin, oder man kann auch, um das Schmelzen des Schellacks zu befördern, den Terpentin gleich hinzu thun, und zuletzt eine von den Farben, welche man dem Siegellack zu geben wünſcht, ſo auch den Moſchus, Storax ꝛc., wenn er einen Wohlgeruch erhalten ſoll; man rührt nun Alles fleißig unter einander, damit es nicht anbrennt, und läßt es ſo lange auf dem Sande ſtehen, bis daß ſich auf der Oberfläche der Maſſe kleine Bläschen aufwerfen; dann herunter genommen und das nun fertige Lack in die dazu beſtimmten Formen gegoſſen. Man kann auch das Siegellack, nachdem es die gehörige Conſiſtenz erhalten hat, auf glatt polirten Marmorplatten rollen, nur muß man alsdann den Stangen, den erforderlichen Glanz durch Ofenwärme geben, welches man bei den Stangen, die in Formen von Zinn oder Meſſing gegoſſen werden, nicht nöthig hat, da ſie ſchon dadurch einen ſchönen Glanz erhalten. Den Stempel, welchen man den Stangen zu geben wünſcht, drückt man entweder beſonders darauf, oder er iſt, wenn die Stangen gegoſſen werden, ſchon in der Form eingegraben. Die einzelnen Zuſammenſetzungen zur Darſtellung verſchiedener Arten Siegellack, ſind folgende:

Rothes Siegellack. Man nehme zum feinſten Lack 32 Loth ausgeſuchten Schellack beſter Qualität, und 3 Loth Venetianiſchen Terpentin; miſche beides

über Feuer in einem Tiegel oder einer Pfanne zuſammen, laſſe es ſchmelzen, und ſetze zu der geſchmolzenen Maſſe 16 Loth Chineſiſchen Zinnober und 4 Gran Moſchus, oder $\frac{1}{4}$ Loth flüſſigen Storax; dann das Ganze zu Stangen geformt.

Eine zweite Sorte. Man nehme 32 Loth Schellack und 3 Loth Venetianiſchen Terpentin, wie oben behandelt, dann $\frac{1}{4}$ Loth flüſſigen Storax, und 14 Loth dreimal gemahlenen Zinnober hinzugeſetzt und das Ganze zu Stangen geformt.

Eine dritte Sorte. Dieſelbe oben angeführte Quantität Schellack und Venetianiſchen Terpentin werden zuſammen geſchmolzen, der Maſſe $\frac{1}{4}$ Loth flüſſigen Storax, 10 Loth dreimal gemahlenen Zinnober und 6 Loth kalzinirtes und fein gemahlenes Marienglas hinzugeſetzt und das Ganze ausgeformt. Man kann ſtatt des Marienglaſes oder Fraueneiſes, Frauenglaſes, auch weißes Nichts (Nihilum album), geſchlemmte Kreide, Bologneſer Kreide ꝛc. zuſetzen.

Eine vierte Sorte. Man nimmt wieder die oben angeführte Quantität Schellack und 6 Loth Venetianiſchen Terpentin, thut dazu 12 Loth Geigenharz, 8 Loth dreimal gemahlenen Zinnober und 10 Loth gebranntes Marienglas, läßt es zuſammen ſchmelzen und formt daraus Stangen.

Eine fünfte Sorte. 16 Loth Schellack, 16 Loth Geigenharz, 6 Loth Terpentin, 6 Loth Zinnober und 8 Loth gebranntes Marienglas werden zuſammen geſchmolzen und aus der Maſſe Stangen geformt.

Eine ſechſte Sorte. Man nimmt 4 Unzen Gummilack oder Schellack, 4$\frac{1}{2}$ Unze Harz und 1 Unze Zinnober. Der Schellack wird zuerſt geſchmolzen, dann das Harz in kleinern Portionen hinzugeſetzt, und zuletzt die rothe Farbe gehörig nach dem Schmelzen umgerührt und kalt werden laſſen; dann Stangen daraus geformt.

Digitized by Google

Blaues Siegellack. Man nehme 16 Loth Maſtixharz und 4 Loth Venetianiſchen Terpentin, laſſe es über gelindem Feuer zuſammenſchmelzen und ſetze der Maſſe ein Gemenge von 8 Loth feinem Bergblau, nebſt 3 Loth gebranntem Marienglaſe zu. Auch Schmalte oder eine aus dem Kobalte gezogene blaue Farbe kann man ſtatt des Bergblaues gebrauchen. Nach einigen ältern Chemikern ſoll man ein ſehr gutes blaues Siegellack gewinnen, wenn man den hellſten Schellack nimmt, der ins Gelbliche fällt, und ihn an der Luft durch Begießung mit Waſſer, Chlor ꝛc. wie das Wachs bleichet. Wenn man nun dieſen gelblichen Schellack nimmt, ihn mit Venetianiſchen Terpentin ſchmilzt und ſchönes Berlinerblau darunter miſcht, ſo ſoll man eine ſehr gute himmelblaue Farbe erlangen, welche ſonſt mit gewöhnlichem Schellack grünlich oder wohl gar grün werden würde. Dieſes Lack muß aber nicht an dem flammenden Lichte entzündet, ſondern über Kohlen ſchmelzen, und dann aufs Papier getragen werden. —

Gelbes Siegellack. Nach Hermbſtädt gewinnt man ein ſchönes gelbes Siegellack, wenn man 16 Loth Schellack, 16 Loth Maſtixharz, 6 Loth Venetianiſchen Terpentin und 24 Loth Mineralgelb mit einander verbindet.

Eine zweite Sorte. Man nimmt 2 Unzen weißes Harz, Maſtix und Sandarack, von jedem 1 Unze, ½ Unze Bernſtein, ſetzt dazu 2 Quentchen pulveriſirten Gummi Gutti, und verfährt mit dem Ganzen, wie oben angeführt worden.

Grünes Siegellack. Man nimmt 20 Loth Schellack, 10 Loth Maſtix und 4 Loth Venetianiſchen Terpentin, und läßt es in einem Tiegel oder einer Pfanne gehörig zuſammen ſchmelzen, dann ſetzt man der geſchmolzenen Maſſe ein Gemenge von 5 Loth Bergblau und 10 Loth Mineralgelb zu, und formt aus der Maſſe Stangen.

Digitized by Google

Eine zweite Sorte. Man nimmt zur Hälfte Gummilack und zur Hälfte Geigenharz, z. B. 8 Loth von jedem, thut dazu 1½ Loth Venetianiſchen Terpentin und 4 Loth pulveriſirten Grünſpan, läßt es ſchmelzen und bildet daraus Stangen.

Eine dritte Sorte. Man nehme Gummilack und Kolophonium, von jedem ½ Pfd.; Venetianiſchen Terpentin, 4 Loth; Borax, 16 Skrupel, und zerriebenen Grünſpan, 12 Loth, Alles geſchmolzen, tüchtig mit einem Spatel durch einander gerührt und daraus Stangen gebildet.

Braunes Siegellack. Man nehme 1 Loth Schellack, 3 Loth Venetianiſchen Terpentin, 6 Loth rothen Bolus, 1 Loth Umbra und vermiſche es mit einander.

Braunes Goldlack. Man nehme 12 Loth des feinſten Schellacks, 1 Loth Venetianiſchen Terpentin, und laſſe es über Feuer ſchmelzen. Der geſchmolzenen Maſſe ſetze man dann eine beliebige Portion gehackten Goldſchaum zu, rühre Alles wohl untereinander, und forme Stangen aus der Maſſe.

Schwarzes Siegellack. Man nehme 32 Loth Schellack, 5 Loth Venetianiſchen Terpentin, 16 Loth ſchwarz gebranntes Elfenbein, auch Frankfurter Schwarz, und 2 Quentchen flüſſigen Storax. Dieſes Alles ſchmelze man zuſammen und forme daraus Stangen.

Eine zweite geringere Sorte erhält man, wenn man 32 Loth Schellack, 12 Loth Geigenharz oder Burgunderharz, 10 Loth Venetianiſchen Terpentin und 48 Loth ſchwarz gebranntes geſchlämmtes Elfenbein zuſammen ſchmilzt, und dann aus der geſchmolzenen Maſſe Stangen formt.

Dieſe hier angegebenen Verhältniſſe der verſchiedenen Siegellacke in Hinſicht der Quantität der dazu genommenen Species, können nun demjenigen, der ſich mit der Bereitung von Siegellacken abgeben will, als eine Norm dienen, wonach er ſich richten kann, um ſowohl

Digitized by Google

bei der Zubereitung der Farbe das oben angeführte Verhältniß zu verdoppeln oder zu vermindern, je nachdem die Quantität ſeyn ſoll, die man anfertigen will; auch kann man noch andere Farbenmiſchungen, wie z. B. aus Blau und Zinnober Purpur ꝛc., herausbringen. Auch die verſchiedenen Preiſe, welche aus den mannigfaltigen Sorten hervorgehen, haben, wegen der Zuſetzung von theuren oder minder theuren Ingredienzien, um im Handel jeden Käufer zu befriedigen, auch einen Einfluß auf das Verhältniß der Miſchungen. — Uebrigens beobachte man bei der Bereitung des Siegellacks noch Folgendes. Der Zinnober, die Mennige oder ſonſt eine ſtarke Körperfarbe muß zuerſt auf einem Malerreibeſteine ſehr fein abgerieben, und dann durch ein Sieb geſiebt werden. So z. B. wenn man weißen Lack machen will und dazu Kreide nimmt, ſo muß dieſe vorher ſehr fein geſchabt und dann durch ein feines Haarſieb geſiebt werden, um allen Sand, Steinchen ꝛc. von der Kreide abzuſondern. Außer den oben angeführten Siegellackformen aus Meſſing und Kupfer, hat man auch Formen aus Gyps, beſonders zu den breiten oder platten Stangen. Man kann ſich dieſe Formen ſelbſt machen, indem man ein viereckiges Stück Gyps nimmt, und darein die verſchiedenen Vertiefungen, welche die Stangen nach der Länge, Breite und Dicke bilden ſollen, macht. Die Maſſe wird, wenn ſie die gehörige Conſiſtenz über dem Feuer erhalten, in dieſe Vertiefungen gegoſſen und muß darin erkalten, da man ſie dann ausſchlägt. Wenn die Stangen, wie oben angeführt worden, mit freier Hand gebildet werden ſollen, ſo muß die Maſſe, nach dem Abnehmen vom Feuer, nur den Grad von Wärme haben, daß man ſie mit den Händen anfaſſen und auf der Marmorplatte walzen kann. Die Marmorplatte darf aber nicht kalt ſeyn, ſondern muß bei kühlen Tagen im Sommer auf einem Kohlenfeuer, im Winter an einem warmen Ofen erſt vorher erwärmt werden, weil man dadurch die Maſſe ſo warm

Digitized by Google

erhält, als ſie zum Rollen oder Walzen nöthig iſt. Sobald das Abgewogene der Maſſe, ſo viel nämlich, als eine Stange wiegen ſoll, auf die Marmorplatte gelegt worden, ſo muß es ſchnell auf der Platte mit den Händen zu einer Stange gewalzt werden. Den äußern Glanz giebt man den Stangen, indem man ſie über ein gelindes Kohlenfeuer hält oder ſie vielmehr was noch beſſer iſt über demſelben ſo lange hin und her bewegt, bis die Oberfläche etwas zu ſchmelzen anfängt, wodurch ſie den Glanz erhalten.

Der Handel mit Siegellack iſt ſehr bedeutend; die meiſten Sorten lieferte ehemals England, Frankreich und Holland in den Handel; allein ſpäterhin hat ſich auch Deutſchland in Fabricirung aller Sorten hervorgethan, und beſonders Berlin, Wien, Hannover, Augsburg, Nürnberg, Erfurt ꝛc. ꝛc. Die Stangen ſind von verſchiedener Geſtalt, rund, halbrund, viereckig und platt. Man hat 8, 12 und 16 Stangen auf das Pfund, welche in blaues oder weißes Papier eingeſchlagen ſind, worauf die Zeichen der Fabrik oder des Meiſters, z. B. eine Krone, ein doppelter Adler, ein Bienenkorb, ein Baum, das Engliſche oder Franzöſiſche Wappen ꝛc. ꝛc. ſtehen, welche Zeichen man auch in den Lack ſelbſt eingedruckt findet. Dieſes Aufdrücken der Zeichen iſt überhaupt willkürlich, am meiſten findet man auf den Stangen das Franzöſiſche und Engliſche Zeichen, um dem inländiſchen Siegellacke eine ausländiſche Empfehlung beizugeben; daher erblickt man auf mancher Stange London oder Paris, die in Deutſchland gemacht worden, und wenn ſich auch der Fabrikant überzeugt hält, daß ſein Fabrikat dem ausländiſchen gewiß gleich kommt, ſo iſt dieſes doch nicht der Fall mit dem Käufer, der ſich nur von der Güte des Lacks durch die Worte London oder Paris überzeugt, ſo mächtig wirkt noch immer der fremde Impuls auf unſere Induſtrie-Zweige, oder vielmehr ſo ſehr ſind noch immer unſere Induſtrie-Zweige der lächer-

lichen Thorheit unterworfen, nur durch fremde Geleitsbriefe in ihrem eigenen Lande erſt Werth zu erhalten, und dieſe Schuld trifft nicht den Fabrikanten, ſondern das Publikum, welches alles Fremde dem Eigenen vorzieht, wenn oft Letzteres weit beſſer iſt, als Erſteres. Der Preis des Siegellacks iſt ſehr verſchieden und richtet ſich nach dem Steigen oder Fallen des Preiſes der zu ſeiner Bereitung nöthigen Ingredienzien. Die feinſten Sorten des rothen Lacks, mit und ohne Wohlgeruch, ſtehen 2, $1\frac{2}{3}$ bis $1\frac{1}{2}$ Rthlr. pro Pfund im Preiſe; die mittleren Sorten $1\frac{1}{3}$, $1\frac{1}{4}$ bis 1 Rthlr.; ordinäre Sorten 20, 16 bis 8 Gr., auch wohl noch geringer, wie das ſogenannte Tabakslak, zum Siegeln der Tabakspaquete in den Tabaksfabriken. Die Preiſe der übrigen farbigen Sorten, als des grünen, blauen, gelben, ſchwarzen ꝛc. Siegellacks, richten ſich ſo ziemlich nach den Preiſen des rothen, nur der blaue, wenn er ſehr ſchön iſt, macht hier eine Ausnahme und iſt am theuerſten. — Ein guter Siegellack muß vollkommen hart, glatt und glänzend, von lebhafter Farbe, nicht nur auf der glänzenden Oberfläche, ſondern auch im matten Bruche, und recht ſpröde ſeyn; er muß leicht anbrennen, wohl abtröpfeln, den Rauch vom Lichte nicht annehmen, auch keine ſchwarze Kohle abſetzen, und leichte Körper, wenn er kalt auf Wolle ꝛc. gerieben wird, anziehen, wie z. B. Stückchen Papier, Stroh ꝛc. Das meiſte rothe Siegellack wird in den Gerichtshöfen, Kanzelleyen und andern landesherrlichen Aemtern, auf den kaufmänniſchen Komptoren, ſo wie überhaupt bei allen ſchriftlichen Verhandlungen, wo ein Siegel gebraucht wird, angewendet. Das ſchwarze Siegellack, Trauerlack, wird nur zum Siegeln bei Todesfällen der Fürſten ꝛc. gebraucht. Die übrigen farbigen Siegellacke kann man nur als Luxus-Gegenſtände betrachten. — Der Verkauf geſchieht Pfund- und Stangenweiſe. Die Stange ſteigt von 1 Groſchen bis zu 8 Groſchen. — Um Siegellack ohne Schaden auf die Zunge tröpfeln zu laſſen, häufe man

den ganzen Mund mit Speichel an, krümme dann die Zunge etwas hohl, damit der Speichel daſelbſt zuſammenfließen kann, und laße auf dieſe Stelle das Siegellack herabtröpfeln. Nach der Beſchreibung ſoll es dann weder brennen, noch den mindeſten Schaden thun, wenn man nur die rechte Stelle nicht verfehlt.

Büſchin's wöchentliche Nachrichten vom Jahre 1775, S. 391.

Praktiſche Anweiſung zur Diplomatik und zu einer guten Einrichtung der Archive. Aus dem Franzöſiſchen der Herren le Moine und Batteney. Nürnberg, 1776. S. 65 u. f.

Beckmann's Beiträge zur Geſchichte der Erfindungen. 2r Band, 4s Stück, S. 474, 553.

Goth. Taſchenbuch auf das Jahr 1781, S. 140; 1784, S. 123.

Sammlung zur Phyſik und Naturgeſchichte, 3, S. 484.

Journal der Moden. Decbr. 1793, hinten, S. CCXIV.

Handlungs-Zeitung 1, S. 242.

Heppe, encyklopädiſcher Kalender, 1788, S. 42.

Halle, fortgeſetzte Magie, 3r Band, S. 279; 4r Band, S. 336.

Jacobſon's technologiſches Wörterbuch, 4r Th. S. 158 u. f.; 7r Th., fortgeſetzt von Roſenthal, S. 347 u. f.

Amusemens physiques et differentes experiences divertissantes par le Chevalier M. Jean Joseph Pinetti. Nouv. Edition à Paris, 1789, p. 35.

Journal für Fabrik ꝛc. April. 1796, S. 273.

Bülletin des Neueſten und Wiſſenswürdigſten aus der Naturwiſſenſchaft, ſo wie den Künſten, Manufakturen, techniſchen Gewerben, der Landwirthſchaft und der bürgerlichen Haushaltung ꝛc. Herausgegeben von S. F. Hermbſtädt. 4r Band, 21. Heft, Berlin, 1810, S. 114 u. f.

Encyklopädie für Künſtler, 3r Bd., auch unter dem Titel: Praktiſches Handbuch für die in Ebenholz, Elfenbein, Schildpatte, Horn, Stuccatur ꝛc. arbeitenden Künſtler. Berlin, 1796, S. 363 u. f.

Digitized by Google

Ludovici und Schedel, Encyklopädie der Handlungswiſſenſchaften, 6r Theil. Art. Siegellack.

Schedel's praktiſches Taſchenwörterbuch der Waarenkunde, 2r Theil, Leipzig, 1798, S. 298.

Siegellack, (blaues), ſ. oben, S. 72.

— (braunes), ſ. daſelbſt, S. 73.

— (Deutſches), ſ. oben, S. 75 und unter Siegellack (Spaniſches).

— (doppelfarbiges). Man drücke zuerſt auf feinem Poſtpapier mit feinem ſchwarzen Siegellack vermittelſt eines Petſchaftes ein Siegel, und ſchneide aus ſolchem mit einer ſcharfen Scheere ein beliebiges Stück des Wappens, z. B. den Schild heraus. Den herausgeſchnittenen Theil mache man auf der Oberfläche ein wenig feucht, lege ihn auf das ausgeſtochene Petſchaft an ſeinen gehörigen Ort, und drücke es daſelbſt etwas an, ſo daß der erhabene Abdruck gerade an eben denſelben ausgeſtochenen Ort zu liegen kommt. Man beſiegele nun einen Brief mit rothem Siegellack, und drücke das vorher beſchriebenermaßen in Bereitſchaft habende Petſchaft mit der Behutſamkeit darauf, daß das ausgeſchnittene und auf das Petſchaft ausgedrückte Stückchen nicht verrückt werde. Hierbei wird nun ſolches in den rothen Siegel mit der hinteren Seite eingedrückt, und ſeine ſchwarze Seite wird ſich allenthalben in dem rothen Petſchafte zeigen.

Siegellack (Engliſches), ſ. unter Siegellack (Spaniſches).

— (Franzöſiſches), ſ. daſelbſt.

— (gelbes), ſ. oben, S. 72.

— (Gold=), ſ. daſ., S. 73. Man kann das Goldlack auch bloß aus Schellack und Venetianiſchem Terpentin bereiten. Aus dem dunklen Schellack mit engedruckten Goldblättchen, erhält man rothbraunes, und aus dem hellen Schellack mit den gedachten Goldblättchen gelbbraunes Goldlack.

Digitized by Google

Siegellack (grünes), ſ. oben, S. 72.
— (rothes), ſ. daſ., S. 70.
— (ſchwarzes), ſ. daſ., S. 73.
— (Spaniſches). Ob das Siegellack in Spanien erfunden worden, oder ob es die Spanier oder Portugieſen aus Indien zuerſt nach Europa gebracht haben, iſt bis jetzt noch nicht mit Gewißheit ausgemittelt worden, ſ. auch oben, S. 61; ſo viel iſt indeſſen gewiß, daß feines Lack nicht iſt aus Spanien in das übrige Europa gekommen; allein den Spaniern ganz die Bereitung des Siegellacks abzuſprechen, wie einige Schriftſteller, unter andern auch Jacobſon in ſeinem technologiſchen Wörterbuche, Th. IV, S. 158, thun, iſt wohl zu viel. Der zuletzt genannte Schriftſteller ſagt an dem angeführten Orte: „in Spanien wird gar kein Siegellack gemacht, und es iſt ein Irrthum, wenn man die unſchickliche Benennung des Spaniſchen Lacks dafür annimmt, als wenn es daſelbſt gemacht wird." Daß rothes Siegellack und vielleicht auch von andern Farben in Spanien gemacht wird, iſt unter allem Zweifel; denn ich habe ſelbſt einige Stangen ſogenanntes feines Spaniſches Lack aus Madrid geſehen, welches gut zuſammengeſetzt war, alſo alle Eigenſchaften eines guten Lackes hatte, nur war die Farbe etwas zu dunkel und der Guß nicht rein, ſondern mit Blaſen. Daß man übrigens einer Menge in Deutſchland bereiteter rother Siegellacke den Namen Spaniſches Lack giebt, iſt gleichfalls gewiß, ſo wie man ſie auch mit dem Namen Engliſches und Franzöſiſches Lack belegt, wenn ſie gleich nie in Frankreich oder England geweſen, bloß um ſie dadurch verkäuflicher zu machen. Das Engliſche und Franzöſiſche Siegellack iſt übrigens von ſehr guter Eigenſchaft, ſowohl in Anſehung der Zuſammenſetzung, als auch in der Farbe; ſ. oben, S. 75.

Digitized by Google

Siegellack (Tabaks-), eine ganz ordinäre Sorte Siegellack, wozu kein Schellack und Zinnober kommt, ſondern nur Geigenharz und Mennige, mit Engliſchem Roth oder rothem Ocher verſetzt; ſ. auch oben, S. 76.

— (weißes); es beſteht aus Maſtix, Venetianiſchem Terpentin, Marienglas und Kreide, nach den oben bei den Siegellacken angegebenen Verhältniſſen.

— (wohlriechendes), ſ. oben, S. 70 u. f.

Siegellackfabrik, der Ort oder die Werkſtatt, wo das Siegellack gemacht wird. Man wählt dazu eine gewöhnliche, etwas geräumige Küche, und einen gewöhnlichen Feuerherd, auf welchem die Bereitung geſchieht, oder dieſe geſchieht auch in einem eigens dazu erbauten Ofen, wenn nämlich die Fabrikation des Siegellacks ſchon im Großen getrieben wird. Man gebraucht dazu an Geräthſchaften: einen eiſernen Mörſer, um darin den Schellack, das Geigenharz ꝛc. zu ſtoßen; irdene Tiegel und kupferne oder meſſingene Pfannen, die Species darin zum Lack zu ſchmelzen; Dreifüße, die Tiegel oder Pfannen darauf zu ſetzen; hölzerne Spatel, die Maſſe in dem Gefäße damit umzurühren; eine eiſerne Kelle, um damit von der Maſſe ſo viel jedesmal herauszunehmen, als zum Rollen oder zum Guß einer Stange hinreichend iſt; Formen von Zinn oder Meſſing, auch Kupferplatten oder Marmorſteine; auf Letzteren werden die Stangen vermittelſt eines Brettes von Birnbaumholz, welches mit einer polirten Stahlplatte unterlegt iſt, geformt oder gerollt; man kann ſie auch auf einer erwärmten Glastafel mit einer Glastafel walzen; Reibeſtein und Reiber, um die Farben zum Lack darauf zu reiben, Wage und Gewichte, die Maſſe zu jeder Stange abzuwiegen; ein eiſerner Stempel und eine dergleichen Zange, die Stangen über Kohlen zu halten, um ihnen einen Glanz zu geben. Das Uebrige der Fabrikation des Siegellacks, ſ. oben, S. 67 u. f.

Digitized by Google

Siegellackfabrikant, Siegellackmacher, derjenige, welcher das Siegellack fabricirt. Die Siegellack-Fabrikation iſt kein gebundenes Gewerbe, ſondern eine freie Kunſt, die ein jeder treiben kann, und da ſie einige chemiſche Kenntniſſe vorausſetzt, ſo wird derjenige, welcher die Bereitung auf dieſem Wege beſorgt, auch ſchöneres Siegellack zu machen im Stande ſeyn, weil er hier leicht durch einen Zuſatz die Farbe verbeſſern kann; auch kann er leicht jede Vorſchrift zur Verfertigung eines Lacks nach ſeiner Anſicht abändern und verbeſſern.

Siegellackfabrikation, ſ. oben, unter Siegellack.

Siegellackhandel, ſ. daſelbſt, S. 75.

Siegellackpreiſe, ſ. daſ., S. 76.

Siegeln, ein regelmäßiges, thätiges Zeitwort, mit einem Siegel verſehen, das Siegel auf etwas drucken; daher ſagt man: einen Brief ſiegeln; eine Urkunde ſiegeln. In den meiſten Fällen ſind dafür die Zuſammenſetzungen: beſiegeln, verſiegeln, zuſiegeln üblich. Von angehängten Siegeln ſagt man lieber: das Siegel anhängen, als ſiegeln. Beim Siegeln der Briefe muß man das Siegellack auf dem Papiere noch etwas brennen laſſen, ehe man das Petſchaft darauf druckt; auch nicht mehr eintropfen, als nöthig iſt, damit das Petſchaft ſich rein und deutlich ausdrücke. Man berückſichtige beim Siegeln das zu Wenig und zu Viel; denn nimmt man zu wenig Lack, ſo wird der Abdruck des Petſchaftes undeutlich und unvollſtändig; nimmt man hingegen zu viel, ſo zieht ſich um das Siegel, eine Art von Wall, der nicht gut ins Auge fällt, und noch dazu gemißbraucht werden kann, daß man den Brief eröffne, ohne das Siegel zu beſchädigen, indem man den dicken Rand deſſelben flüſſig macht, und den Einſchnitt im Papiere wieder damit bedeckt. Man nehme auch kein zu grobes Sie-

gellack zum Siegeln; denn dieſes fällt nicht nur ſchlecht in die Augen, ſondern löſet ſich auch leicht von dem Papiere ab. Beim Siegeln mit rothem oder auch mit einem andern Lacke, muß man die aufgeſchmolzene Maſſe ſo lange umrühren, bis ſie ganz klar erſcheint, damit ſich keine ſchwarzen Flecke in dem Siegel zeigen; auch halte man den Brief beim Siegeln nahe genug an das Licht, damit auf dem Wege vom Lichte bis zum Papiere das Lack nicht abtröpfle, und Nebenflecke auf dem Briefe entſtehen, die ſich nicht gut wieder entfernen laſſen. Mit farbigem Siegellack, außer roth und ſchwarz, Briefe ꝛc. zu ſiegeln, iſt nicht im Gebrauche; es würde daher, ſowohl im Geſchäftsleben, als auch in freundſchaftlichen Verbindungen oder Verhältniſſen ein ſolches Siegellack nicht gut Anwendung finden, weil dieſes gegen den Wohlanſtand ſündigen hieße, nur unter vertrauten Freunden kann man ein gelbes, grünes ꝛc. Siegellack gebrauchen. Man könnte hier freilich einwenden, daß das Siegellack nur zum Schlieſſen des Briefes diene, und daher die Farbe des Lacks wohl keinen weſentlichen Einfluß auf irgend etwas auf den Brief Bezughabende äußere; allein wenn dieſes gleich, wie bei ſo vielem andern, für richtig anerkannt werden muß, ſo muß man doch dem Ueblichen, dem einmal Eingeführten folgen, weil ſolches durch die Gewohnheit geheiliget worden; auch nimmt ſich auf einem rothen Siegellacke das Petſchaft ſehr gut aus, tritt klarer und deutlicher hervor, und gewinnt daher das Siegel an Dokumenten ꝛc. an Gültigkeit. Des ſchwarzen Lacks bedient man ſich nur zu Trauerbriefen, an Verwandte und Freunde, nicht aber an fremde und höhere Perſonen. Während einer Landestrauer werden in mehreren Ländern die Briefe der Staatsbeamten und die Anſchreiben der Kollegien ſchwarz geſiegelt; auch der Adel ſiegelt in manchen Staaten während der Trauer ſchwarz.

Digitized by Google

Siegeloblate, Mundoblate, ſ. Oblate, Th. 103, S. 161 u. f.

Siegelohner, derjenige, welcher in den Tuchfabriken die Tücher beſieht und das bleyerne Siegel anlegt, der Schaumeiſter.

Siegelpreſſe, in den Kanzelleyen, eine Preſſe, mit welcher das ſtählerne Siegel auf das auf die Urkunden, Ausfertigungen ꝛc. gelegte Wachs gedruckt wird. Dieſe Preſſe beſteht aus einem eiſernen, in die Höhe gehenden Bogen, durch welchen oberwärts ein Steg geht. Das Obertheil des Bogens iſt in der Mitte durch eine eiſerne Schraube durchbohrt, womit ein vierkantiger Schieber zuſammen hängt. Dieſer läßt ſich in einem ſenkrechten Loche des gedachten Steges oder horizontalen Eiſens verſchieben, und trägt an ſeiner Grundfläche ein Petſchaft. Ein Schlüſſel ſetzt die Schrauben in Bewegung. Die beiden Zapfen des Bogens, welche Schraubengänge haben, durchbohren ein Brett, welches vermittelſt zweier Schraubenmuttern feſt gehalten wird. In dem Brette iſt auf ſeiner obern Fläche eine, ½ Zoll dicke eiſerne Platte verſenkt, die auf beiden Enden mit einem eiſernen Dorn neben dem Zapfen des Bogens auf dem Brette befeſtiget wird. Auf die Platte unter das Petſchaft wird die Urkunde mit dem Wachſe gelegt, und das Petſchaft vermittelſt der Schraube auf die Stelle geſchraubt und dadurch das Siegel eingedrückt.

Siegelring, ein, mit einem Siegel verſehener Fingerring, der Petſchafts-Ring, ſ. unter Ring, Theil 25.

Siegelſcheibe, eine Sorte Fenſterglas, welches im Durchmeſſer 5¼ Zoll hält.

Siegelſtempel, beim Tuchmacher, derjenige Stempel, worein die Ziffer geſtochen worden. Der eine iſt im Stocke mit dem Stadtwappen und der andere

Digitized by Google

mit der Ziffer. Er wird auf das Bley geſetzt und dann das Gepräge geſchlagen.

Siegelwachs, Fr. Cire à cacheter, wird das gefärbte Wachs genannt, welches in den Kanzelleyen der Landescollegien gebraucht wird, womit die Urkunden, Mandate ꝛc. geſiegelt werden. Man bereitet daſſelbe aus Wachs mit einem geringen Zuſatze von Terpentin und Honig, oder auch aus Wachs mit Baumöl, und ſetzt Terpentin hinzu. Man nimmt nämlich 1 Pfund Wachs, 3 Unzen Terpentin und 1 Unze Oliven- oder Baumöl, läßt Alles zuſammen einige Zeit kochen und formt daraus Stangen. Man färbt das Wachs roth, grün oder ſchwarz, mit Zinnober, deſtillirtem Grünſpan und Kienruß. S. auch oben den Art. Siegellack und den Art. Wachs.

1. **Siegen**, regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches bedeutet: 1) ſich allmählig ſenkrecht neigen oder niederlaſſen, in welcher Bedeutung es jetzt völlig veraltet iſt, indem es von dem davon abſtammenden ſinken verdrängt worden. Im Schwediſchen Siga und bei dem Ulphilas, der es von dem Untergehen der Sonne braucht, sigan. In dem alten Fragmente auf Karln den Großen, iſt sigen, ſich ſetzen, niederlaſſen. Beim Notker Er siget unde sturzet, er ſinkt und fällt. Nach Adelung ſoll ſich ſacken, ſich ſenken, ſo wie auch ſinken und ſeiger damit verwandt ſeyn; ſ. auch Siegern. — 2) Nach und nach vertrocknen, von flüſſigen Körpern, nach und nach und unbemerkt abfließen, welche Bedeutung eine Figur der vorigen iſt, in welcher es aber nur noch bei dem zuſammengeſetzten verſiegen vorkommt.

2. **Siegen**, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, den Sieg davon tragen, über ſeinen Gegner die Oberhand erhalten, beſonders in einem öffentlichen Gefechte. Ueber Jemand ſiegen. Die bibliſche

Digitized by Google

Verbindung mit wider, wider Jemanden ſiegen, für über, iſt im Hochdeutſchen veraltet. Der Feind hat dieſes Mahl geſiegt. Der ſiegende Theil.

Sieger, eine Perſon, welche ſieget, den Sieg davon getragen hat, in allen den Bedeutungen oben unter Sieg. Ehemals der Siegmann, woraus wahrſcheinlich der Name Sigmund entſtanden iſt.

Siegerkrone, in einigen Wörterbüchern ein Name der Prachtlilie, Gloriosa superba Linn.

Siegern, ein unregelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches das Intenſivum oder Iterativum von dem veralteten ſiegen, ſinken iſt, und ſo wie ſiekern nur im gemeinen Leben gebraucht wird, nach und nach in kleinen Theilen rinnen. So ſiegert im Bergbaue das Silber am Geſtein herab, wenn es in flüſſiger Geſtalt erſcheint.

Siegerſäule, ſ. Siegesſäule.

Siegesbeckia, ſ. den folgenden Artikel.

Siegesbeckie, Siegesbeckia Linn., eine Pflanzengattung, welche ihren Namen zu Ehren des ehemaligen Profeſſors der Botanik zu St. Petersburg, Herren Joh. Georg Siegesbeck führt, in die 2te Ordnung der 19. Klaſſe (Syngenesia Polygamia Superflua) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems gehört und folgenden Charakter hat: Der Kelch iſt doppelt, der äußere fünfblättrig, abſtehend, der innere faſt fünfſeitig. Der Fruchtboden iſt mit Spreublättchen beſetzt, die Haarkrone fehlt. Die weiblichen zungenförmigen Randblümchen ſtehen oft an einer Seite und bilden in dieſem Falle einen halben Strahl. Dietrich führt in ſeinem Lexicon der Gärtnerey und Botanik, Th. 9, S. 200 u. f. drei Arten auf, nämlich: die gabeläſtige Siegesbeckia, Siegesbeckia dichotoma, die Georgianiſche Siegesbeckia, Siegesbeckia Iberica, Willd., und die

öſtliche Siegesbeckie, Siegesbeckia Orientalis L. Alle drei Arten ſind in ſüdlichen Klimaten zu Hauſe, in Süd-Amerika, Oſtindien ꝛc., und werden nur in botaniſchen Gärten gezogen, daher muß hier eine nähere Beſchreibung derſelben übergangen werden. Man zieht ſie aus Samen im Miſtbeete, und ſetzt ſie hernach ins freie Land.

Siegesbogen, Triumphbogen, ein Bogen in Geſtalt eines Thores, wodurch ein ſiegender Fürſt oder Feldherr ſeinen Einzug hält; ſ. Triumphbogen, unter T.

Siegesgehenke, in den bildenden Künſten, mehrere zuſammengebundene Kriegesgeräthe, die an irgend einem Gegenſtande aufgehenket, vorgeſtellt werden.

Siegesgepränge, ein feierliches Gepränge zur feſtlichen Begehung eines erfochtenen Sieges, ſ. Triumph, unter T.

Siegesgöttin, ſ. Victoria, unter V.

Siegeslied, ein Lied zum Andenken eines erfochtenen Sieges oder deſſen Inhalt ein erfochtener Sieg iſt.

Siegesmal, Siegesmäler, Denkmäler zur Erinnerung eines Sieges; ſ. unter Denkmal, Th. 9, S. 93 u. f., und unter Monument, Th. 93, S. 648 u. f.

Siegesſäule, Siegerſäule, ſ. unter Monument, Th. 93, und Triumphſäule, in T.

Siegeswagen, ſ. Triumphwagen, unter T.

Siegeszeichen, gewiſſe, dem Feinde bei ſeiner Niederlage auf dem Schlachtfelde abgenommene Kriegsgeräthe, die nach der Hauptſtadt des Siegers geſchickt und daſelbſt aufgeſtellt werden. Man zählt zu dieſen Zeichen in der jetzigen Zeit die eroberten Fahnen und Standarten oder Adler, Geſchütze, auch die ſilbernen Pauken der ſchweren Kavallerie, die Trompeten, Küraſſe ꝛc. Ehemals wurden die dem Feinde abgenommenen Waffen und andere Beute von dem Sieger

Digitized by Google

auf dem Schlachtfelde aufgerichtet und nur erſt ſpäterhin wurden ſie nach der Hauptſtadt des Landes geſchickt und daſelbſt dem Volke zur Schau aufgeſtellt; dann in die Zeughäuſer und die Fahnen und Standarten in die Garniſonkirchen zur Erinnerung gebracht. Man ſtellt auch die Denkmäler des Sieges in Gemälden und in Marmorſtein vor; und braucht ſie auch jetzt zur Verzierung anderer Kunſtwerke, vornämlich der Gebäude. Es giebt verſchiedene Siegeszeichen, als: Kriegstrophäen, Seetrophäen, Trophäen der Wiſſenſchaften, der Muſik, Mauerische und der Religion, welche durch ihre Attributen angedeutet werden. S. Trophäen, unter T.

Sieghaft, Bei- und Nebenwort, mit dem Siege begabt ſeyn, was den Sieg davon getragen hat, daher: Sieghafte Waffen, das ſieghafte Heer ꝛc.

Siegler, Siegeler, von dem Zeitworte ſiegeln, derjenige, welcher ſiegelt. In manchen Kanzelleyen iſt es daher der Name desjenigen Kanzelleybedienten, welcher das Siegel von dem Siegelbewahrer empfängt und die Schriften und Urkunden unterſiegelt. An einigen Orten, beſonders ehemals im ſüdlichen Deutſchland bei den geiſtlichen Churfürſten werden auch die Siegelbewahrer oder Kanzler, Siegeler genannt. — Beim Tuchmacher ein von den Schaumeiſtern beſichtigtes, gut befundenes und darauf beſiegeltes Stück Tuch. Nach Beſchaffenheit der Güte deſſelben, werden drei oder vier Siegel an das Stück gehängt, woher der Name Dreiſiegler und Vierſiegler entſteht, welches die beſten Tücher ſind.

Siegmann, ſ. den folgenden Artikel.

Siegmannswurz, Siegmarswurz, Siegmundswurz, Siegmannskraut, Siegmarskraut, Siegwurz, eine Benennung der Alceen-Malve, Malva Alcea, ſ. unter Malve, Th. 83,

S. 491. Nr. 6. Auch eine Benennung des Allermannsharniſch, Allium victorialis Linn., weil dieſe Pflanze, nach dem gemeinen Aberglauben, feſt und unverletzlich machen, und den Sieg verſchaffen ſoll, ſ. Victorialis. Wegen deſſelben Aberglaubens wird an andern Orten auch die rothe Schwertlilie, Gladiolus communis Linn., ſo genannt. Der Name iſt von dem veralteten Siegmann, Siegmar, welches ehemals ein Sieger bedeutete, genommen.

Siegmannswurz, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Siegmar, ſ. daſelbſt.

Siegmarkraut, ſ. daſ.

Siegmundskraut, ſ. daſ.

Siegreich, Bei- und Nebenwort, reich am Siege, mit dem Siege in einem hohen Grade begabt, in einem hohen Grade ſieghaft; daher ſagt man: die ſiegreichen Truppen, das ſiegreiche Heer, der ſiegreiche Streit.

Siegſtein, Lapis victorinus, eine Art Achat von weißer Farbe, mit runden bläulichen Streifen, welcher nicht nur feſt machen, ſondern auch über alle Krankheiten ſiegen ſoll. Er war daher ehemals im Volke beliebt und wurde auch von Einigen Sternſtein oder Aſtroit genannt. Nach Adelung's Vermuthung um eben dieſes Vorurtheils willen.

Siegwurz, ſ. Siegmannskraut.

Siehl, ſ. Siel.

Siehle, Siehlen, in der Landwirthſchaft, die Stränge, woran die Pferde einen Wagen ziehen, auch Siehlenzeug genannt; man ſagt daher, den Pferden die Siehlen auflegen, das Geſchirr. Auch lederne Riemen, welche die Karnläuferjungen, theils über die Achſel, theils auch über den Hinterſten hängen haben, und daher Achſel- oder Arſchſiehlen genannt werden. In einigen Süddeutſchen Gegenden auch das Kummet, woran die Pferde ziehen. Nach Ade-

Digitized by Google

lung ſoll das Erſtere vom Seil abſtammen, weil Dragſäle eben daſelbſt auch einen Tragriemen, und Saela, Sala, im Angelſächſiſchen einen jeden Riemen bedeutet. Das Zweite leitet Friſch von ziehen ab, da aber das gleich bedeutende Kummet den Begriff der Vertiefung gewährt, ſo ſoll dieſes mit Siehl, zu Schale ꝛc. gehören.

Siehleneiſen, im Bergbaue, die an die Karrenſiehle gemachte Eiſen, damit die Karrenläufer um ſo beſſer den Karren regieren können.

Siek, eine Grasſtreife zwiſchen den Aeckern.

Sieke, beim Klempner, ſ. Siecke. — Im gemeinen Leben iſt die Sieke ein Thier weiblichen Geſchlechts und wird beſonders von den Vögeln für die Sie gebraucht; ſ. 1 Sie.

Siekenhammer, Siekhammer, ſ. Sieckenhammer, Th. 153.

Siekenſtock, ſ. Sieckenſtock, daſelbſt.

Siekern, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches das Hülfswort haben erfordert, aber nur im gemeinen Leben üblich iſt. 1) Das Waſſer oder eine Feuchtigkeit siekert oder ſickert durch, wenn ſie nach und nach unmerklich in kleinen Tropfen durchdringt. 2) Die Feuchtigkeit auf ſolche Art durchdringen laſſen. Das Faß siekert, ſo auch das Siekern.

Siekhammer, ſ. Sieckenhammer, Th. 153.

Siekſtock, ſ. Sieckenſtock, daſelbſt.

Siel, Siehl, im Deichbaue, eine Deichſchleuſe, ſ. unter Schleuſe, Th. 145, S. 617 u. f.

Siel, (Achſel=), Arſchſiel, ſ. unter Siehle.

— (Arſchſiel), ſ. den vorhergehenden Artikel.

— (Ebbe= und Flut=), ſ. unter Schleuſe, Th. 145.

— (Fang=), ſ. den vorhergehenden Artikel.

— (Flut=), ſ. Siel (Ebbe= und Flut=).

— (Frei=), ſ. unter Schleuſe, Th. 145.

— (Klapp=), ſ. den folgenden Artikel.

Digitized by Google

Siel, der Karrenläufer, ſ. unter Sihlen.
—, in der Landwirthſchaft, ſ. Siehle.
— (Pump- oder Klapp-), ſ. unter Schleuſe, Th. 145.
— (Schütz-), ſ. daſelbſt.
Sielacht, Schleuseinigung, im Waſſerbaue, die Gemeine, welche den Gebrauch eines Siels hat, ſolchen angelegt hat und auch unterhält.
Sielbote, eine Perſon, welche zu Beſtellungen und Kündigungen in Siel- oder Ab- und Zuwäſſerungsſachen bei einigen Sielbänden oder Achten angeſtellt iſt.
Sieldeich, im Waſſerbaue, der Deich über dem Seile, ſo weit ſolcher von der Sielacht mit unterhalten werden muß.
Siele, Sieken, im Bergwerke, das Leder der Karrenläufer, ſ. unter Siehle.
Sielen, ein regelmäßiges, thätiges Zeitwort, welches nur in einigen Gegenden des nördlichen Deutſchlands gebräuchlich iſt, wo es das Waſſer ableiten, abführen bedeutet; ſ. Siel.
Sielenbau, ſ. unter Schleuſe, Th. 145, S. 617 u. f.
Sielengrube, ſ. Sielgrube.
Sielenkuhle, ſ. daſelbſt.
Sielflügel, Vorſetzungen, im Sielbaue, eine Siel- oder Waſſerbefeſtigung an einem Siele. Ein ſolcher Sielflügel wird angelegt, wenn das Waſſer einen ſtarken Ausfall hat und dadurch die Ufer des Sieltiefs, außerhalb des Vorſiels, mit einem Wiederſtrome angreift und wegſpühlt, oder wenn das Sieltief eine ſtarke Krümmung macht, nahe von der Seite anfällt, ſo daß das Nachſchießen des Ufers ſich bis an den Deichfuß erſtrecken kann. Wenn durch den Siel eine Schifffahrt geht, ſo iſt nöthig, damit die Schiffe nahe unter dem hohen Ufer anlegen können, die Sielflügel von dem Vorſiele hinaus in nöthiger Länge zu-

Digitized by Google

verlängern, und denſelben aus Holzwerk von Pfählen und Bohlen anzulegen.

Sielfreie, diejenigen Einwohner einer Gegend, die vom nachbarlichen Beitrage zum Siele frei ſind; ſ. Sielſchatz.

Sielgeld, im Waſſerbaue, dasjenige Geld, welches zur Unterhaltung eines Sieles gegeben wird.

Sielgeſchworner, im Deichbaue, ein beeidigter Unteraufſeher über die Siele, und was dazu gehört. Er muß in dem unbedeichten Lande oder Sielbande ſelbſt anſäßig ſeyn, und iſt, während dieſer Geſchworenheit, des gemeinen Beſtens wegen, von andern Landespflichten, Landesobliegenheiten oder ſogenanntrn Juratſchaften befreit. Seine Pflichten beſtehen hauptſächlich darin, daß er 1) die Aufſicht über ein oder mehrere Siele und überhaupt über alles dasjenige führt, was zur Ab- oder Zuwäſſerung einer Sielacht, eines Sielbandes oder einer Commune gehört, welches z. B. ſind: Siehler, Sieltiefe, Scheidungen, Schuttungen, Hölenbüddel, Brücken und Brückungen; alle Arten von Abzugsgräben und dergleichen mehr. — 2) Beim Sturm und Unwetter, beim hohen Waſſerſtande und dergleichen Fällen, muß er ſich beſonders nach dem Befinden des Siels ſorgfältig erkundigen, und wenn er deſſen Zuſtand irgend bedenklich findet, ſo muß er ſogleich dem Sielzimmermeiſter oder auch den Deichgrafen und Beamten davon benachrichtigen. — 3) Muß er dafür ſorgen, daß das Siel, der Erlaubniß und Vorſchrift des Deichbeamten gemäß, zu rechter Zeit, und nur ſo oft es durchaus nöthig iſt und ohne erheblichen Nachtheil der niedrig belegenen Ländereyen geſchehen kann, zur Zuwäſſerung geöffnet werde. — 4) Auf jeder Deichſchaue muß er ſich bei ſeinem Siele einfinden und Rede und Antwort von deſſen Zuſtande geben. — 5) Muß er die Mitaufſicht über die Arbeiter führen, ſowohl bei der Er-

bauung neuer, als bei der Ausbeſſerung alter Siele, und dabei eine ordentliche Mannrolle halten. — 6) Empfängt derſelbe gewiſſenhaft die Baumaterialien. —

Sielgraben, ſ. Sieltief.

Sielgrube, ſ. Sielkuhle.

Sielklappe, Sielklappen, an einem Siele. Dieſe Klappen müſſen von dem beſten eichenen Kernholze verfertiget werden. Man kocht ſie in einer Lauge von Büchenaſche und ſtreicht ſie mit einer guten Oelfarbe an. Man nimmt zum Anſtreichen auch Pech und Theer, welches aber nicht ſo gut ſeyn ſoll. Bei der Anfertigung und Anbringung dieſer Klappen ſorge man dafür: 1) daß ſie nicht zu ſchwer eingerichtet werden, damit ſie nicht den Abzug des Waſſers hindern, ſondern ſich von dem Binnenwaſſer gleich beim Eintritt des Fluſſes leicht heben laſſen und auftreiben. 2) Müſſen ſie auch nicht zu hoch auftreiben, daß ſie über den Kopf ſchlagen, und bei der Fluth nicht wieder herunterfallen, welches zu verhüten man ein Querholz oder eine Art von Stöhne davor anbringt, damit die andringende Flnth ſie gleich faſſen und wieder verſchließen kann. 3) Habe man fleißig darauf Acht, daß ſich kein Triebzeug zwiſchen der Klappe klemme. Wenn ein Siel an der Klappe undicht wird, ſo verbeſſert man den Schaden entweder durch eine neue Klappe, durch Veränderung und Herſtellung der, durch langen Gebrauch abgängig gewordenen, eiſernen Hänge, oder auch durch einen Abſchnitt des äußerſten etwa vermoderten Theils vom Siele.

Sielkorb, in der Fiſcherei, der Aalkorb, den man in die Siele hineinſtecken kann, wodurch ein ſolcher Siel aber ganz unbrauchbar wird. Dieſe Art Fiſcherei gehört daher unter die verbotenen.

Sielkuhle, Sielgrube, im Schleuſenbaue, ſ. unter Schleuſe, Th. 145, S. 636 u. f.

Digitized by Google

Siellånderenen, ſ. Siedland.

Sielnaht, die Zuſammenfügung des Siels. Wenn die zu einem ſogenannten Pumpen- oder Klappſiele beſtimmten geraden Eichen- oder auch Buchenbäume gefällt, der Länge nach durchgeſchnitten, und inwendig allenthalben hinreichend eben ausgehöhlt ſind, ſo wird der Durchſchnitt mit hölzernen, im kochenden Theer und Pech getauchten Nägeln genau wieder zuſammengefugt, welches man denn die Sielnaht nennt. Die Beſchädigung eines Siels an der Naht beſteht gewöhnlich darin, wenn es ſich an demjenigen äußerſten Theile deſſelben, welcher mit der Klappe unbedeckt am Strome liegt, von einander thut, wodurch das äußerſte Waſſer häufig hineindringt. Gemeiniglich ſchlägt man in ſolche Oeffnungen hölzerne Keile, und nagelt Bley und Blech darüber. Neuere Waſſerbauverſtändige verwerfen dieſe Art von Ausbeſſerungen und führen ſie als unnütz, unzureichend, ja ſchädlich auf, indem ſolches nur Anlaß zur Fäulniß giebt. Man ſoll weit beſſer verfahren, wenn man ein Brett von Eichen oder Stein- und Hainbuchen, ſo lang, als nöthig, ein Zoll dick und nach den Umſtänden etwa 5 Zoll breit herbeinimmt, nebſt kochendem Theer und Pech, Moos, Hanf und Heede. Bei trockenem, ſtillem Wetter, und wenn man eine beſonders niedere Ebbe vermuthen kann, nimmt man allen anklebenden Schlick und Unrath mit einem bequemen Werkzeuge von der ſchadhaften Nath eiligſt hinweg. Die in den Schiffstheer genugſam getauchte Heede treibt man darauf mit Hammer und Meißel in die Oeffnung hinein. Wenn dieſes geſchehen, wird Pech mit einem glühenden Eiſen über die verſtopfte Nath gebrannt, damit Alles gleich und eben wird, und daß zu ſeiner gehörigen Größe geſchnittene Brett wird auf der einen Seite mit Theer beſtrichen, mit Moos belegt und auf dieſe Weiſe auf der Naht befeſtiget, auch noch von

außen mit dem zerlaſſenen Pech und Theer einigemal überzogen.

Sielſatz, von Einigen die baaren Koſten einer Sielacht, welche von den Intereſſenten eines Siels oder auch einer Schleuſe nicht ſelbſt geleiſtet werden können; als: alle Handwerks= und andere Koſten, die von ihnen bloß mit Geld beſtritten werden müſſen, ſammt allen Materiallieferungen, die nicht füglich vertheilt werden können. Man kann aber auch den Sielſatz überhaupt als den baaren Geldbeitrag anſehen, welchen die Intereſſenten zur Erhaltung ihres Siels verhältnißmäßig aufbringen müſſen. Im erſteren Verſtand iſt der Ausdruck Sielſatz im Lande Wurſten gebräuchlich.

Sielſchatz, die nachbargleiche Kontribution, die zu einer Siele gegeben wird.

Sielſcheidung, Waſſerſchüttungen, die ſich gemeiniglich längs den Grenzgräben zweier Sielachten beſondere Beuſerungen oder Abdammungen befinden, damit das Binnenwaſſer der einen Commune nicht in die andere fallen kann, ſo führen dieſe Scheidungen dieſen Namen.

Sielſchüttungen, im Deichbaue, daſſelbe, was Waſſerſchüttungen ſind.

Sieltief, Fleeth, der Hauptwaſſerzug, welcher das Waſſer unmittelbar nach dem Siele führt.

Sieltiefregiſter, ein Verzeichniß, welches von den Intereſſenten einer Sielacht gehalten wird. Es muß nämlich jeder Intereſſent einer Sielacht zu jährlicher Aufräumung der Sieltiefe oder des Sielkanals und der damit verbundenen Zuggräben des unbedeichten Landes nach Verhältniß ſeines Landes beitragen, und das Regiſter, welches er darüber führt, wird Sieltiefregiſter genannt.

Sielwaſſer, ſ. Schleuſenwaſſer.

Sielwetterung, ſ. Sielgraben.

Digitized by Google

Sielzug, ſo viel, als die Abtheilung des in einem bedeichten Lande befindlichen Waſſers, durch ein Siel.

Sifack, der Name eines Affen in Madagaskar.

Sifflet, beim Orgelbauer, ein ſchwaches Stimmwerk in einer Orgel, welches gemeiniglich aus einem einzigen oder 1½ Fußton, aufs höchſte aus 2 Fuß gearbeitet wird, nicht ſpitzig, ſondern gleichaus geſtaltet iſt. In einigen Orgeln heißen ſie kleine Flöten und werden unter die Prinzipal-Stimmen zum vollen Werke mit gerechnet, als eine Gattung Hohl- und Waldflöten, wozu auch die ſogenannten Nachthörner gehören. Sie ſind von den Spitzflöten unterſchieden.

Sift, eine ſcharfe Querhacke im Osnabrückiſchen, womit die Raſen von der Oberfläche des Angers abgehauen werden.

Sigmarswurz, ſ. Siegmarswurz.

Signa, beim Muſiker, die Zeichen, Klaves, Noten, Ziffern, Punkte in der Muſik ꝛc. So hat man Signa oder Zeichen, welche die Hurtigkeit und Langſamkeit des Taktes anzeigen, z. B. c, welches einen ſehr langſamen, und wenn das vorige Zeichen oder der Halbzirkel von einem Perpendikulärſtriche durchſchnitten iſt, einen etwas ſchnellen Takt andeutet; ferner das Schlußzeichen, welches aus zwei durch alle fünf Linien der Noten gezogenen Strichen beſteht. Das Fortſetzungszeichen, welches eben ſo viel iſt, als der Kuſtos; das Signum connexionis oder des Zuſammenhanges, welches ein halber ⌒ iſt, womit man die Noten zuſammenzieht, und anzeigt, daß im Singen nur eine Sylbe darunter gelegt, und im Geigen dieſelben in einem Striche geſchleift werden ſollen. Zuletzt das Ruhezeichen 𝄐, welches bald über, bald unter eine Note geſetzt wird, anzuzeigen, daß man daſelbſt aushalten ſoll, als wenn eine Generalpauſe da ſtände. Auch die Zeichen, die man den muſikaliſchen Stücken vorne auf eine von den Notenlinien zu Anfange ſchreibt,

Digitized by Google

um den Diskant, Alt, Tenor und Baß von einander zu unterſcheiden, heißen Signa oder Klaveszeichen.

Signal, Fr. Signal, ein Zeichen, wodurch man einer Perſon oder Perſonen in der Entfernung ſchnell eine Nachricht mittheilt, die durch mündliche Ueberlieferung nicht ſo ſchnell geſchehen könnte. Dergleichen Zeichen werden nun entweder durch das Geſicht oder Gehör mitgetheilt, und ſind daher entweder ſichtbar oder hörbar. Die ſichtbaren oder telegraphiſchen fernſchreibenden Signale erfordern, außer der Verſtändlichkeit und dem alſo darüber vorhergeſchehenen Uebereinkommen, als zweite Hauptbedingung, noch das Geheimniß derſelben, daß ſie alſo unverſtändlich für den Feind und für jeden ſind, der von ihrem Verſtändniß einen uns ſchädlichen Gebrauch machen könnte; eine Bedingung, die aber für die hörbaren und bei den Truppen eingeführten Signale nicht immer erreicht werden kann; obgleich auch dieſes zum Theil geſchehen könnte, wenn man kurz vor einem Gefechte den Leuten eine veränderte Bedeutung, wenigſtens der Hauptbewegungs-Signale, bekannt machte, nach Art des bei den Flotten üblichen Gebrauchs die Signale bei dem Ausbruche eines Krieges zu verändern. Die militäriſche Telegraphie bedarf im Felde nur ſehr wenig künſtliche Vorbereitungen, und ſolches ſchon daher, damit kein Aufenthalt entſtehe. Dann muß die gerade Linie zwiſchen dem Signale und dem Beobachter nicht unterbrochen werden und die als Zeichen gebrauchten Gegenſtände müſſen groß, auffallend und ſichtlich genug ſeyn. Bei einer regelmäßig fortgeſetzten Correſpondenz, wie bei dem wirklichen Telegraphen, wird vorausgeſetzt, daß das Signalement auf irgend eine Weiſe angemeldet werde. Signale, welche häufig gegeben werden, ſind bald an den Feind verrathen. Wechſelt man, um dieſes zu vermeiden, mit der Bedeutung der Zeichen, ſo muß man darüber eine ſehr

Digitized by Google

beſtimmte Abrede getroffen haben; denn zweideutige Signale ſind weit ſchlimmer, als gar keine. Die ſichtbaren Signale ſind auch zugleich hörbar, welches bei dem Pulver und dem Kunſtfeuer der Fall iſt, wozu vorzüglich Raketen, Kanonenſchläge und Leuchtkugeln gehören. Bloß ſichtbar ſind: Feuerſignale oder Fanale bei der Nacht, Dampfſignale bei Tage, Laternen ꝛc.; auf der See die Signale durch Flaggen, Laternen, Blickfeuer ꝛc.

Die Signale auf Schiffen dienen, wie auf dem Lande, dazu, um in der Entfernung andern Schiffen die nöthigen Befehle, Warnungen und Nachrichten mitzutheilen. Man ertheilt ſie durch Kanonenſchüſſe, aufgeſteckte Flaggen, Laternen und verſchiedene ſogenannte Blickfeuer oder Raketen, nach verſchiedener Anzahl, Verbindung und Wiederholung; um ſie zu verſtehen, muß man das dazu angefertigte Signalbuch haben. Da die Signale durch Kanonenſchüſſe nur außer dem wirklichen Gefechte zu vorläufigen Anzeigen, Ermunterung zur Aufmerkſamkeit ꝛc. dienen können, ſo bedient man ſich während des Gefechts ſelbſt, und ſo lange es ſo helle iſt, daß man Farben unterſcheiden kann, der Flaggen. Dieſe wurden nun ehemals ſo benutzt, daß man von einer durch Verabredung beſtimmten Anzahl Flaggen von verſchiedenen Farben, eine oder mehrere an beſtimmten Orten des Schiffes wehen ließ, wodurch man aber in Verlegenheit gerieth eine Menge Signale ſogleich unbrauchbar zu ſehen, ſobald das Schiff in Lagen kam, in welchen andere den Ort, von welchem das Signal wehete, nicht genau unterſcheiden konnten; noch größer aber wurde die Verlegenheit, wenn ein Schiff eine ſolche abgeredete Stelle, z. B. einen Maſt, gänzlich verlor. Dieſe Art örtlicher Signale ſind daher faſt ganz abgeſchafft worden und man bedient ſich dafür einer beſtimmten Anzahl von Flaggen von leicht zu unterſcheidenden grellen Farben, mit welchen man die gewöhnlichen Ziffern bezeichnet. Die Erfahrung hat alle Unfälle, die einer Flotte begegnen können, alle

Digitized by Google

ihr zu ertheilenden Befehle ꝛc. genau kennen gelehrt. Dieſe werden nun in ein Buch eingetragen und mit den gewöhnlichen Zahlen numerirt, welches Buch den Namen Signalbuch führt. Wenn nun eine Ordre ꝛc. gegeben werden ſoll, ſo ſchlägt man dieſelbe in dem Signalbuche auf, und läßt nun die Flaggen von irgend einem Theile des Schiffes wehen, welche die Ziffern bezeichnen, aus denen die Nummer des Signals zuſammengeſetzt iſt; man hat dabei die Ordnung verabredet, wie die Decimalſtellen aufeinander folgen ſollen, z. B. die Einer oben, die Zehner darunter ꝛc. Für das andere Schiff iſt es nun leicht, die Nummer in dem Signalbuche aufzuſchlagen und ſo die dazu gehörigen Befehle, Nachrichten, Fragen ꝛc. zu erfahren.

Man kann die Signalſprache auf vielerlei Art einrichten. Man bezeichnet z. B. die Ziffern 1, 2, 3, 4 bis 0 mit den Farben weiß, ſchwarz, braun, grün ꝛc., und ſetzt die Einer oben, die Zehner unten, darunter die Hunderte ꝛc. Oben eine ſchwarze, darunter eine weiße, und darunter eine braune Flagge, würde nun die Zahl 213, drei grüne Flaggen unter einander die Zahl 444 bedeuten, neben welchen im Signalbuche beſtimmte Kommandos oder Fragen, Antworten ꝛc. ſtehen. Man muß hier nur annehmen, daß man manche der zu den zehn Ziffern erforderlichen Farben in der Entfernung, und bei einem ſtarken Pulverdampfe nicht recht unterſcheiden wird können, wie z. B. violett, braun, grau, falb ꝛc.; daher iſt es wohl nöthig ſich bloß mit den fünf oder ſechs Hauptfarben zu helfen, man nimmt alſo nur die Ziffern von 1 bis 6 und läßt in dem Signalbuche alle mit andern Ziffern zuſammengeſetzten Zahlen aus, wobei man immer noch eine hinlängliche Anzahl von Signalen erhält. Für die einzelnen Abtheilungen einer Flotte, ſo wie für den Fall, daß eine wirkliche Zahl ausgedrückt werden ſoll, hat man noch beſondere Flaggen, welche mit dem gegebenen Signale aufgezogen werden, z. B. ſchwarz und weiß, wie ein Schach-

brett quadrirte, oder mit einem Kreuze verſehene Flaggen x. Zum Beiſpiel der Admiral frägt mit der Zahl 213 wie viel Kranke ein Schiff habe und die Antwort: Keine oder Nein im Allgemeinen wäre mit 34 (oben grün, unten braun) in dem Signalbuche verzeichnet, ſo würden dieſe Flaggen aufgezogen werden müſſen; iſt aber nun wirklich die Anzahl der Kranken 34, ſo würde man zugleich die Schachbrettflagge aufziehen, wenn dieſe bedeutet, daß das Signal als Zahl zu nehmen ſei. Da das Schiff des Admirals bei einer Schlacht gewöhnlich mit in der Linie liegt, ſo können ſeine Signale nicht allen Schiffen ſichtbar ſeyn; daher werden dazu beſonders beſtimmte Fregatten an der nicht mit dem Feinde im Gefecht befindlichen Seite ausgeſtellt, um die Signale des Admirals genau zu beobachten und zu wiederholen, und dieſe werden daher **Repetiteurs** genannt.

Tagſignale, nach der Methode des Herrn de **Bourdonnaye**. Dieſe werden mit zehn Flaggen von grellen, ſtark unterſchiedenen, weit in die Ferne ſcheinenden Flaggen gegeben, deren jede eine Ziffer unſerer gewöhnlichen Arabiſchen Zahlzeichen correſpondirt, wie oben angeführt worden. Dieſe Flaggen werden nun ſo geheißt, daß immer die oberſte die höchſte in der Zahl, welche das Signal bezeichnet, vorkommende Decimalſtelle bedeutet, dergeſtalt, daß wenn die Römiſchen Zahlen die Flaggen bedeuten, die Zahl 3542 mit den Flaggen **III. V. IV.** ſignaliſirt wurde, von denen **III.** die oberſte, **IV.** die unterſte wäre. Bei Anwendung dieſer Regel auf alle Zahlen würde man von jeder einzelnen Signal-Flagge ſo viele Exemplare gebrauchen, als die durch ſie bezeichnete Ziffer in irgend einer Nummer zugleich vorkommen kann, das heißt, um von 1—999 zu ſignaliſiren, würden 3 Exemplare jeder Flagge nöthig ſeyn. Die Wiederholung einer und derſelben Flagge in einem Signale, oder welches einerlei iſt, eben derſelben Ziffer in einer Zahl, zu vermeiden, wird folgendes Mittel gebraucht. Es

Digitized by Google

werden noch drei Standarts oder drei dreieckigte Flaggen von ſehr verſchiedener Farbe angenommen, deren jede die Wiederholung einer Ziffer einer höheren Decimalſtelle, oder der Ziffer, welche die Tauſende bedeutet; die 2te eben dieſe Wiederholung der Ziffer der dritten, die dritte, eben dieſe Wiederholung der 2ten Decimalſtelle. Wenn hier dieſe Flaggen zur Erläuterung durch M, C, X bezeichnet worden, ſo würden folgende Nummern 1411, 225, 272, 355, 777 in eben dieſer Ordnung durch folgende Flaggen ſignaliſirt werden: L. IV. M. X. II. C. V.; II. VII. C.; III. VX.; und VII. CX. In Fällen, bei denen die Signale bloß eine Zahl ohne Bezeichnung eines Artikels des Signalbuches bezeichnen ſollten, wird dies durch eine beſondere Flagge angezeigt, die an irgend einer Stelle, wo ſie von dem, den das Signal angeht, gut geſehen werden kann, gehießt wird. In gewöhnlichen Fällen werden die Signalflaggen aufeinander gehießt; bei Windſtille, oder wenn auf große Entfernungen ſignaliſirt wird, wehen ſie von den Toppen der Maſten, der Vortopp, der große und der Kreuztopp, bezeichnen dann in dieſer Ordnung die Stellen der Einer, Zehner uud Hunderte; die Nock von der Beſaansruthe oder Gaffel die Stelle der Tauſender; zugleich iſt ſie der Ort der beſonderen Flagge, welche die Signaliſirung einer beſonderen Zahl, ohne Bezug auf das Signaltuch bezeichnet. Kann der, welcher das Signal giebt, die Nock der Beſaansruthe, wegen großer Entfernung, Stellung der Segel ꝛc. nicht ſehen, ſo werden die hierher gehörigen Flaggen zugleich mit den am großen Toppe wehenden Signalflaggen gehießt.

Die Nachtſignale, Nachtzeichen, werden mit Blickfeuer, Raketen, mit der Anzahl und der Stellung der Laternen, der Anzahl und Art verſchiedener Kanonenſchüſſe gegeben. Um Weitläuftigkeiten hierbey zu vermeiden, muß man nur die nöthigſten Signale, die des Nachts vorkommen können, in ein beſonderes Signal-

Digitized by Google

buch ſammeln, da man die nicht ſo nöthigen bis zum Anbruch des Tages verſchieben kann. Die Nachtſignale ſucht man dann ſo einfach als möglich auszudrücken, und ſind z. B. Nummern erwähnt, ſo läßt man die ſchwierigſten ohne Bedeutung. Alle zehn Ziffern laſſen ſich übrigens mit vier Laternen durch die verſchiedenen Lagen, die man ihnen giebt, ſehr leicht ausdrücken, wie man ſich dies durch Punkte auf dem Papiere ohne Schwierigkeit verſinnlichen kann. Bei ſtarken Nebeln iſt das Signaliſiren nur durch den Schall möglich, und man hat dafür nur Kanonenſchüſſe; in der Nähe aber, damit die Schiffe nicht aneinander gerathen oder ſich erkennen, vor plötzlichen Seegefahren hüten ꝛc. bedient man ſich der Trommeln, Trompeten, Glocken und Sprachröhre. Jede Flotte hat ihre Signale feſtgeſetzt, es ſei entweder nach den Artikeln des Schiffsreglements oder auch nach einer Vorſchrift des Admirals für ſeine ganze Fahrt, oder nur auf eine gewiſſe Zeit. Man hat noch andere Zeichen beim Sturm und Nebel nöthig. Dieſe werden mit Musketenſchüſſen, durch Trompeten, mit der Glocke und Trommel darum gegeben, damit die Schiffe ſich theils nicht verlieren, theils nicht auffahren mögen. Die Fanale oder Leuchtthürme auf dem Ufer geben in der Nacht durch das Licht des Feuers und des Tages durch Rauch Signale den Schiffen. Die Signale auf den Schiffen dienen vorzüglich im Seekriege ſtatt der Befehlswörter. Jedes Anziehen eines Taues und des Spills geſchieht auf ein Signalement auf dem Schiffe, welches alle Arbeiter wiederholen, damit es zugleich geſchehe. Die Glocke dient zum Zeichen der Ablöſung; die Trompete zeigt an, daß jeder auf ſeinem Poſten ſeyn ſoll. Wenn der Admiral den Schiffen ein Signal geben will, ſo geſchieht vorher ein Zeichen, welches ſoviel als habt Acht bedeutet. Dieſes bemerkt, wem er befehle, ob der ganzen Flotte, einer Abtheilung, oder einem einzelnen Schiffe. Bei dieſer Gelegenheit kann man merken, daß ſo wie

Digitized by Google

jedes Befehlswort des Steuermanns und Schiffers beim Manoeuvre von den Matroſen wiederholt werde, ſo auch hier. Geht es die ganze Flotte an, ſo wird unter den Flaggenſtock des großen Maſtes eine kleine Fahne geheftet, für jede Eskorte aber ihre Flagge, und für die Abtheilung einer Eskorte weht die Flagge der Eskorte auf dem Maſte der Abtheilung, für jedes Schiff aber der Wimpel auf dem Maſte, wo die Eskadreflagge für die Abtheilung weht. Bei Nebel oder Nacht bedeuten drei Kanonenſchüſſe ſchnell hintereinander die Flotte, drei langſam hintereinander die erſte, zwei die zweite, und eine die letzte Eskadre. Die Schiffe geben das Zeichen, daß ſie Acht auf das folgende haben.

Signale, womit oder wodurch der Admiral am Bord ruft: 1) zum Befehl, am Ende der Beſaansraa ein weißer Wimpel; 2) die bewaffneten Chaluppen, ein rother; 3) das Schiff ſelbſt, ein blauer; 4) der Kapitain des Schiffes, ein weiß und rother Wimpel. — Signale, wodurch einzelne Schiffe dem Admiral von verſchiedenen Vorfällen Nachricht geben, als: 1) wenn man ein Schiff einer befreundeten Macht gewahrt, eine rothe Flagge auf dem Boegspriet und dem Flaggenſtock; 2) wenn man eine Flotte entdeckt, eine weiß und blau geſtreifte Flagge; 3) Feinde, ein roth und blau geſtreifte; 4) Land, eine roth und weiß geſtreifte; 5) ein beſchädigtes Schiff, eine weiß und blau gewirtelte, und ein Kanonenſchuß; 6) das Schiff iſt in Gefahr, eine weiß und roth gewirtelte Fahne, ein Kanonenſchuß, des Nachts zwei Schüſſe hurtig hintereinander; 7) man will den Admiral ſprechen, eine roth und blau gewirtelte und iſt es dringend, ein Kanonenſchuß; 8) Das Schiff iſt leck, ein rother Wimpel auf dem Flaggenſtock; 9) Stranden, ein weißer; 10) Mangel an Brod, weiß und blau; 11) es fehlt an Holz, weiß und roth; 12) an Waſſer, ein blauer Wimpel. Der Admiral antwortet auf dieſe Zeichen durch eben dergleichen; dann ziehen die

Digitized by Google

Kapitains ihre Zeichen ein, und ſetzen ſie ſo oft wieder auf, als ſie es nöthig finden. Dieſelben Zeichen dienen auch dem Admiral, das Schiff zu befragen, welches wieder eben ſo antwortet. Nach Umſtänden, und damit ſie der Feind nicht erfahre, werden dieſe verabredeten Zeichen oft verändert. — Signale zu den Stellungen der Schlachtordnung: 1) Schlachtordnung, Steuerbord, eine weiße Flagge an der Beſaansraa, Backbord rothe Flagge; 2) Marſchordnung, Steuerbord weiß und rothe, Backbord weiß und blaue Flagge; 3) zweite Marſchordnung, rothe Flagge mit weißen Querſtrichen; 4) Rückzug, blau mit weißen Streifen. — Signal zum Abfahren der Flotte: 1) das Fertigmachen zum Abfahren wird durch Herunterlaſſung des kleinen Marsſegels angedeutet; 2) das Ankeraufwinden durch zwei Kanonenſchüſſe hurtig hintereinander; 3) gerade über dem Anker zu ſtehen, zwei geſchwinde Schüſſe und das Beſaansſegel aufgeheftet und in der Nacht Feuer am Boegſprit; endlich unter Segel zu gehen, das kleine Marsſegel aufgehängt und des Nachts Feuer unter dem Flaggenſtock — Signal zum Ankern. Wenn geankert werden ſoll, werden zwei Kanonenſchüſſe geſchwind hintereinander und zwei langſam darauf folgende gegeben, oder es wehet eine blaue Fahne. Einen kleinen Gabelanker werfen, eine weiße und blaue, und den großen Gabelanker werfen, eine rothe und blaue Fahne. — Signale zum Schiffsrath: 1) Kriegsrath der Generale, eine Flagge auf dem oberſten Flaggenſtock von rother Farbe; 2) der Kapitains, weiß und blau; 3) die Verpflegungsbedienten, roth und blau. Der Admiral kann auch die Kommandeurs um ihren Rath fragen, ohne daß er ſie zuſammen kommen läßt, der Vorſchlag iſt durch Flaggen auf dem Flaggenſtock. 1) Zu Fechten, mit einer weißen mit rothen Balken. 2) Nachzulaſſen, weiß mit blauen Balken. 3) Zum Verfolgen, roth mit weißen Balken. 4) Zum Zurückziehen, roth mit blauen Balken. Die

Digitized by Google

Kapitains antworten ihm mit einem weißen Wimpel mit Ja und darauf mit einem rothen mit Nein. — Signal zur Jagd und Gefecht. 1) Wenn ſich die Schiffe ſammeln ſollen, eine weiße und rothe Flagge. 2) Jagd machen auf eine Flotte, weiß und blau. 3) Jagd auf Schiffe, die man beſichtigen will, weiß mit rothen Balken. 4) An das feindliche Bord gehen Entern, weiß mit blauen Balken. 6) Brander bereiten, roth mit blauen Balken. Bei allen dieſen Signalen werden die gedachten Flaggen unter den Stock des Fockmaſtes geſteckt. Ferner wenn 7) die Brander an den Feind geſchickt werden ſollen, wird eine rothe Flagge mit blauen Balken aufgeſteckt. 8) Wenn ſich das Gefecht anheben ſoll, drei Kauonenſchüſſe hurtig hintereinander. 9) Soll das Gefecht ein Ende nehmen, ſo zieht der Admiral ſeine Flagge und Fahne ein. 10) Wenn die Jagd eingeſtellt werden ſoll, geſchieht ein Kanonenſchuß, und der Admiral zieht ſeine Flagge ein. — Allgemeine Signale auf der See, die einerlei Bedeutung bei allen Nationen haben, ſind: der Morgenſchuß, der Abendſchuß, der Preiſchuß, wenn man mit einem andern Schiffe reden oder einen Lotſen an Bord haben will, und wobei zugleich eine Flagge aufgeſteckt wird. Die Flagge im Schau, wobei die Flagge hinten am Schiffe ihrer Tiefe nach zuſammengelegt wird, und wodurch man auf der Rhede anzeigt, daß man abſegeln will, in offener See, daß man in Noth iſt, bei der Annäherung ans Land, daß man einen Lotſen erlangt; zwei Schüſſe, die gleich hintereinander folgen, geben zu erkennen, daß ein Schiff auf den Grund ſtößt. — Die hörbaren Signale, welche bei den Truppen eingeführt ſind, werden durch die bei ihnen befindliche Kriegsmuſik gegeben, deren Schall weit genug vernehmbar iſt, als auf Hörnern, (vorzüglich den großen Flügel- oder Signalhörnern) Trompeten und Trommeln. Sie dienen hier entweder zur Benachrichtigung der Leute im Quartiere oder im Gefechte. Die

Digitized by Google

letztern ſind höchſt wichtig, und beſonders bei der leichten Infanterie. Man kann übrigens die Gefechts-Signale im allgemeinen in Benennungsſignale und in Kommandoſignale eintheilen; die erſteren zeigen nur einen beſtimmten Truppentheil an, welcher die letzteren, darauf folgenden ausführen ſoll. Die Signale der leichten Infanterie, welche auf den eben genannten Flügelhörnern gegeben werden, haben ihren Urſprung dem Gebirgskriege zu verdanken, wo es oft unmöglich war, den durch unzähliges Terrain von einander getrennten Infanterie-Trupps, auf eine andere Art Befehle mitzutheilen. Hier ſind ſie auch nützlich und nothwendig, nicht ſo im freien Felde; denn hier geſchieht es nur in ſeltenen Fällen. Die Erfahrung der letzten Feldzüge in den Jahren 1813—15 hat erwieſen, daß bei einer wirklichen, das heißt, guten leichten Infanterie, das Blaſen der Signale im freien Felde auch ſelten vorkommt, weil es hier nur auf Leute ankommt, die an Umſicht und Appell gewöhnt ſind, und wenn ſie noch dazu eine gewiſſe Gewandtheit, die ſowohl im Kriege, wie zur Jagd nöthig iſt, beſitzen; ſo werden die leichten Infanteriſten ſchon von ſelbſt, ohne Kommando und Signal, jeden Terraingegenſtand zu ihrem Vortheil zu benutzen wiſſen und dem Feinde allen möglichen Abbruch thun. Wollte man dagegen alle Befehle aus Bequemlichkeit ſignaliſiren laſſen, ſo ſind hierzu häufig mehrere hintereinander folgende Signale nöthig. Wird nun das eine derſelben von irgend einem Trupp nicht gehört, ſo iſt ſchon eine Unordnung da, die immer wächſt, je mehr hierauf neue Signale gegeben werden. Sollte nun noch jeder Zugführende commandieren und für ſeinen Zug blaſen laſſen, ſo entſteht es oft, daß eine ganze Linie den vielleicht bloß für dieſen Zug paſſenden Befehl auf ſich anwendet, und dadurch den größten Unſinn begeht. Die Aufmerkſamkeit der Leute, wenn ſie gewohnt ſind, nur dem Horne zu folgen, wird dadurch mehr getheilt, ſie bekümmern ſich nicht mehr ſo ſehr um

Digitized by Google

ihre Neben- und Hinterleute, ſondern hören nur auf das Horn. Es geſchieht nun häufig, daß einem Schützen von ſeinem Hinter- und Nebenmanne, die Büchſe dicht bei ſeinem Ohre losgeknallt wird, wo bleibt dann ſeine Kunſt, wenn er kein Signal für dieſen Tag mehr hören kann, und ſich nicht auf Winke, auf die Bewegungen ſeiner Kameraden und auf den Feind verſteht! Es verſteht ſich, daß hier nicht von dem Exercierplatze die Rede ſeyn kann, wo der leichte Infanteriſt, nachdem er ſchon die Bedeutung der Signale gelernt hat, geübt wird, ſich nach denſelben zu bewegen, weil dieſes höchſt nöthig iſt; allein bei den größeren Uebungsgefechten, Mannövern, fällt ſchon im freien Felde das häufige Blaſen weg; denn hier iſt der Ort, einen wirklichen Tiralleur ſo auszubilden, daß er nur ſeine Augen gebraucht, auf jeden Wink gehorcht, von ſelbſt alle Vortheile des Terrains benutzt und ſeine eigenen Bewegungen mit denen ſeiner Kameraden in genauer Verbindung zu halten ſucht, und nächſt dieſem allem ſeine Aufmerkſamkeit nur auf den Feind richtet. Alles was man daher bei leichten Truppen durch Kommando oder mündliches Ueberſchicken der Befehle an den betreffenden Officier oder Unterofficier abmachen kaun, iſt immer beſſer und ſicherer, als wenn man ſich bloß auf Signale verläßt. In Gebirgen und Wäldern dagegen fällt die Zweckmäßigkeit der Signale, bei richtiger Anwendung in die Augen. Truppen, die weit von einander entfernt ſind, und die man gar nicht einmal ſehen kann, bleiben durch das Horn immer noch in einer gewiſſen Verbindung mit dem Ganzen, und der Feind kann auch hier aus einzelnen Signalen, wenn er ſie wirklich verſtehen ſollte, keinen Vortheil ziehen, da er uns nicht überſieht. Träte aber der Umſtand, daß der Feind unſere Signale kennt, in der freien Ebene ein, welches ſich doch denken läßt, ſo könnte dies beim Signaliſiren jedes Befehls, unendlichen Nachtheil für uns haben, da er nun, was er hört, mit dem, was er ſieht, zu kombiniren im

Digitized by Google

Stande iſt; es könnte wohl gar ſo weit kommen, daß wir den Signalen, die der Feind uns liſtigerweiſe blaſen läßt, aus Gewohnheit Folge leiſten und ohne Weiteres in eine uns aufgeſtellte Falle hineingehen. Bei Avantgarden, Patrouillen, Vorpoſten 2c. darf nicht geblaſen werden, es ſei denn man wäre ſchon im offenen Gefechte mit dem Feinde begriffen. Was die Organe der Signalſprache, die Horniſten mit ihren Hörnern betrifft, ſo müſſen dazu bloß die gewandteſten, umſichtigſten und tüchtigſten Leute genommen werden, die genau mit dem Dienſte der leichten Infanterie bekannt ſind und die Anwendung aller Signale verſtehen. Sind die Horniſten nicht von dieſer Beſchaffenheit, ſo verurſachen ſie am allererſten Unordnungen; auch iſt ihnen ein für allemal anbefohlen, nie ein gehörtes Signal ohne Erlaubniß ihres Officiers nachzublaſen. Wenn hierauf nicht gehalten wird, ſo wiederholen die Horniſten alle Signale, die ihnen zu Ohren kommen, die des Soutiens für die Feuerlinie, und ſo umgekehrt 2c. Auch müſſen mehrere Leute der Kompagnie das Signalhorn blaſen können, ja es wäre den Officieren dieſe Kunſtfertigkeit ſelbſt in vielen Fällen erſprießlich. In der Preußiſchen Armee ſind bei der leichten Infanterie folgende Signale üblich. Benennungsſignale. Dieſe Signale, 7 an der Zahl, dürfen im Freien nur durch die Kommandeure gegeben werden; in Gebirgen und Wäldern, auch in Quartieren dienen ſie zur Bezeichnung, Erkennung, zum Ruf 2c. Sie geben das Bataillon und die vier Kompagnien an das Signal zum Detaſchiren und zum Soutien, ſind im Freien häufiger, aber nur bei großen Entfernungen, anzuwenden. Das erſte Signal bedeutet, außer der Tirailleurlinie, auch Avantgarden, Seitenpatrouillen, Plänker 2c. Als allgemeine Regel bei dieſen 7 Benennungs-Signalen gilt, daß der bekannte Truppentheil jedesmal erſt mit ſeinem Signale geantwortet haben muß, ehe das eigentliche Kommandeur-Signal erfolgt. — Die Kom-

Digitized by Google

mandoſignale ſind Marſch; Feuern; Stopfen; Schwärmen; Halt! Halbrechts; links und geradeaus; ſammeln; Ruf; Retiriren; langſam zurück; Kolonne formirt; Richtung; rechte, linke Schulter vor; von der Stelle debandirt; ablöſen. Die alten Signale: Rechter, linker Flügel, vor, zurück, um eine Flanke zu bilden, oder dieſe wieder aufmarſchieren zu laſſen, wollen neuere Militär-Schriftſteller verwerfen, eben ſo die Signale: Gewehr auf! Gewehr ab! der Feind iſt entdeckt, Infanterie, Kavallerie ꝛc. Ein großer Theil der oben genannten Signale wird auch noch unter andern Umſtänden mit verſchiedener Bedeutung gebraucht. Abblaſen iſt nur ein beſtimmtes Jagdſtück oder das Signalſchwärmen, eben ſo werden alle Quartierſignale der Infanterien durch diejenigen, welche man von den oben genannten dazu beſtimmt, gegeben. — Die Signale der Infanterie auf der Trommel ſind hauptſächlich: 1) Reveil oder Wecken. 2) Retraite oder Zapfenſtreich. 3) Generalmarſch. 4) Vergatterung. 5) Marſch, ſowohl im langſamen, als im geſchwinden und Sturmſchritt. 6) Lärm, Feuerlärm. 7) Appell. 8) Fahnentrupp oder Abtrupp. 9) Zum Gebet. 10) Anfang und Aufhören des Feuers, auch Halt, nach einem Bajonettangriff. 11) Abſchlagen. 12) Richtung. Alle dieſe Signale ſind zu bekannt, als daß ſie größtentheils einer weitläufigen Erörterung bedürfen. Die Vergatterung bedeutet überhaupt die Verſammlung auf einem beſtimmten Sammelplatze. Apell wird geſchlagen, um entfernte Poſten von etwas zu benachrichtigen, was vorher verabredet worden iſt, oder um einen Parlamentair anzukündigen, auch wenn man ſich dem Feinde ergeben und das Gewehr ſtrecken will, in welchem Falle das Signal: Chamade ſchlagen heißt. — Die Signale bei

Digitized by Google

der Kavallerie ſind. Im Quartier. 1) Wecken oder Reveil. 2) Futtern. 3) Feuerlärm. 4) Retraite oder Zapfenſtreich. 5) Satteln. 6) Allarm oder Ausrücken. 7) Ruf zur Wachparade. In der Anwendung vor dem Feinde: 1) Schritt. 2) Trab. 3) Galopp. 4) Fanfare. 5) Halt. 6) Flankeurs vor. 7) Appell oder Sammel-Ruf. 8) Front. Bloß von dem Kommandeur des Regiments werden folgende Signale gegeben, von den übrigen Officieren aber nachkommandiet. 1) Aufmarſchieren zu Eskadronen. 2) Aufrücken. 3) Deployieren und Aufmarſchiren in Regiment oder in Linien. 4) Retraite oder Marſch rückwärts, worauf jederzeit mit Zügen rechts umkehrt geſchwenkt wird. Außer den angeführten Signalen finden noch folgende Märſche ſtatt: 1) Parademarſch; 2) Feldmarſch; 3) Geſchwindſchritt. Bei der Artillerie hat die Fußartillerie die Signale der Infanterie auf der Trommel, die reitende Artillerie die Signale der Kavallerie auf der Trompete.

Man bediente ſich zu Signalen in der neuern Zeit, beſonders im Revolutionskriege in Frankreich, der Aeroſtaten oder Luftbälle. Dieſe Methode, obgleich nur eine Modifikation der obigen, mit den Fahnen, erhält dadurch noch einige Vorzüge, weil man durch ſie auch an ſolchen Orten Signale geben oder empfangen kann, wo zu einer andern optiſchen Zeichenmittheilung die erforderliche Höhe fehlt; und weil man ferner wegen der Höhe, zu welcher ſie ſteigen, und wegen der Größe, die man ihnen geben kann, ſehr weit durch ſie zu ſignaliſiren vermag, und weil ſie, wenn ſie durchſcheinend ſind, und mit Feuer ſteigen, auch zur Nachtzeit, wenigſtens für einzelne Nachrichten, ſehr bequem gebraucht werden können. Die Franzoſen benutzten ſie in belagerten Feſtungen, in Schlachten, und bei dem Recognoſciren mit

großem Vortheil und hatten ein eigenes Aeroſtatiſches Inſtitut zu dieſem Zwecke. — Auch bedient man ſich zu dieſer optiſchen Methode der ſichtbaren Gegenſtände, als wirklich alphabetiſcher Zeichen, welche Methode auch ſehr zweckmäßig iſt, und wohl als die vorzüglichſte empfohlen werden kann. Man könnte hier auch die gewöhnlichen Buchſtaben gebrauchen, weil ſie die bekannteſten, verſtändlichſten und lesbarſten ſind. Sie dürften nur auf Tafeln in equaler Größe gezeichnet, oder von Holz oder Pappendeckel ausgeſchnitten, an eine Tafel geheftet und freiſchwebend aufgehängt werden. Dieſe Methode mit den gewöhnlichen Buchſtaben hat aber viele Schwierigkeiten, beſonders wenn man die Sache ein wenig in das Große ziehen will; denn wären die Entfernungen etwa nur von drei Stunden, ſo müßten die Buchſtaben ſchon eine Höhe von 6 bis 7 Fuß und die Breite von etwa einem Fuß haben. Man hat aber für die 24 Buchſtaben, für die 10 Zahlzeichen und für die Zeichen des Signaliſiranfanges und des Wortendes oder Periodenſchluſſes von ſolchen Tafeln, oder großen einzelnen Buchſtaben 35 bis 36 nöthig. Dieſes Alles würde nur einen unbehülflichen, zerbrechlichen Apparat veranlaſſen und das Signaliſiren würde nur langſam und beſchwerlich von Statten gehen. Man würde nur ſelten einen Platz haben, alle dieſe Buchſtabenzeichen auseinander zu legen oder zu ſtellen. Es würde dazu ein Raum von 200 Fuß erfordert werden, und wenn dieſer nun auch vorhanden wäre, und wenn man ihn hätte, welche Zeitverſchwendung und Mühe würde es erfordern, um dieſe Zeichen einzeln aufzuſtellen und abzunehmen. Ohne nun erſt an viele andere Unbequemlichkeiten zu denken, ſo kann bei einem, ſelbſt mäßig blaſenden Winde, welcher ohnedies an hohen Orten nicht ſelten wehet, die Buchſtaben oder ihre Fragmente leicht in Unordnung gebracht und durch einander geblaſen werden. Dieſes ſind nun die Gründe, warum man dieſe Methode nicht gut wählen kann, ſondern mit

Digitized by Google

größerem Vortheile ein eigenes Alphabet von willkührlichen Zeichen annimmt, und dieſen die Kraft oder die beſtimmte Bedeutung von Buchſtaben giebt. Dieſes Letztere gewährt Alles, was man für die Telegraphik fordern kann. Hierdurch wird der Apparat ſechs- bis ſiebenmal kleiner, und daher auch die ganze Arbeit um eben ſo vielmal leichter und geſchwinder, und die Koſten geringer. Die Zerſtreuung bei der Bildung der Buchſtaben fällt hinweg, und alles Signaliſirte bleibt ſchon an ſich Geheimniß, ſo lange, bis das Alphabet bekannt gemacht wird. S. Telegraph und Telegraphie, unter T.

Signalbuch, in der Schifffahrt, ein aus 1053 numerirten Artikeln beſtehendes Buch, nach den Buchſtaben der Hauptwörter geordnet. Der Gebrauch deſſelben, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Signalfeuer; ſie werden gebraucht, um einem entfernt ſtehenden Truppentheil ſchnell eine Nachricht mitzutheilen, nachdem man ſich untereinander die Bedeutung des Signals verabredet hat. Sie ſind: 1) Fanale oder Lärmſtangen. 2) Signal-Raketen. 3) Kanonenſchläge. Auch Blickfeuer, Leuchtkugeln ꝛc.

Signalflagge, Loſungsflagge, Flaggen, welche auf das Hintertheil des Schiffes aufgeſteckt werden, und dazu dienen, den übrigen Schiffen der Flotte allerhand Zeichen dadurch zu geben.

Signalhorn, Flügelhorn, ein bloß für die Signale beſtimmtes Horn, welches die Geſtalt eines großen halben Mondes hat. Da es ſehr einfach iſt, ſo hat man oben am Mundſtücke noch Aufſätze angebracht, um darauf Märſche blaſen zu können.

Signalkunſt, ſ. Synthematographie.

Signallaterne, Laternen, deren man ſich bedient, um die verordneten Signale dadurch zu geben, wegen welcher man überein gekommen iſt.

Digitized by Google

Signalraketen, aus ſtarkem Papiere gemachte Raketen, die Röhren heißen, nach der Größe des Durchmeſſers ihrer innern Höhlung 1pfündige, ½pfündige und ¼pfündige, inſofern derſelbe den Durchmeſſer einer gleich ſchweren eiſernen Kugel gleich iſt. Dieſer Durchmeſſer dient auch bei den übrigen Abmeſſungen zum Maaßſtabe, und wird ihr Kaliber genannt; ſ. unter Rackete, Th. 120.

Signatur, beim Buchdrucker, der Buchſtab, welcher unter die erſte Kolumne des erſten Blattes eines gedruckten Bogeus geſetzt wird, auch auf das zweite, dritte ꝛc. Nämlich am Ende der drei erſten Blätter eines Bogens in Quarto, und der fünf erſten in Octavo, ꝛc. auf der erſten Seite unten recht in der Mitte werden Buchſtaben des Alphabets geſetzt, wovon die erſte Kolumne des erſten Blattes nur bloß den Buchſtaben, die erſte Kolumne des zweiten Blattes aber, den Buchſtaben nebſt 2, die erſte Kolumne des dritten Blattes den Buchſtaben nebſt 3 und ſo bis fünf enthält. Die Buchſtaben gehen bei jedem Werke durch das ganze Alphabet, mit Ausſchluß der Buchſtaben V und W. Hat alſo ein Werk 23 Bogen, ſo kommen darauf die Buchſtaben des ganzen Alphabets, mit Auslaſſung der Buchſtaben V und W zu ſtehen, alſo auf den erſten Bogen der Buchſtab A und auf den letzten der Buchſtab Z. Dieſe Buchſtabeu dienen den Buchhändlern und Buchbindern die Bogen ordentlich zu kolationiren. — Bei den Schriftgießern hat dieſes Wort einen doppelten Verſtand. Erſtlich bedeutet es die Stelle auf dem Bodenſtück des Vordertheils der Schriftform, worin ſich die eigentliche Signatur der Letter bildet, und zweitens dieſe Signatur ſelbſt. Es iſt nämlich auf dem Vordertheil der Form auf dem Bodenſtück ein kleines Stück Meſſing gleich einer halben Walze, befeſtiget, welches bei der Zuſammenſetzung beider Hälften der Form in eine paſ-

Digitized by Google

ſende Vertiefung auf den Kegel des Hintertheils fällt. Wenn nun die Kegel der Form dergeſtalt verſchoben werden, daß ſie bei dem Gießen der Lettern etwas von einander abſtehen, ſo fällt ein Theil der Signatur in dieſen Raum, und präget beim Guß die Signatur, oder die Vertiefung der Letter ein. Dieſe Signatur dient bei dem Vergleichen der Lettern nach dem Guß gleichſam zur Richtſchnur, daß ſie gerade in dem Juſtorium liegen. — Was die Signatur bei dem Chemiſten oder die chemiſchen Zeichen betrifft, ſ. unter Zeichen, in Z.

Signet, ſ. Siegel.

Siguette, beim Sporer, ein rundes aus einem Stücke gemachtes Eiſen, welches unter den Roſenriemen eines Pferdezaumes angemacht wird. Es iſt auch eine Art eines Kappzaumes, welcher aus zwei oder drei Stükken beſteht, die mit einem Gewinde und Vorriegel verſehen ſind, und welches die wilden Pferde zu bändigen dient.

Siguine, zu Aleppo der 24ſte Theil eines Piaſters, deſſen Werth ungefähr in Conventions-Geld 8 Pf. iſt.

Sick, ſ. Sikfiſch.

Sikal, ſ. Jakal.

Sikenruf, beim Vogelfänger, eine Wachtel-Pfeife, womit der Hahn in das Garn gelockt wird.

Sikfiſch, eine Benennung des Adelfiſches.

Sikim, ein Verfahren in der Türkey, welches bei dem Färben des ſogenannten rothen Türkiſchen baumwollenen Garns vorgenommen wird. Die Baumwolle, welche roth gefärbt werden ſoll, wird erſt durch eine Lauge von ihrer natürlichen Fettigkeit befreit, damit ſie die Farbe annehme, welches ſonſt ſchwer geſchieht. Das ganze Verfahren iſt unter Roth, Th. 127, S. 488 u. f. angeführt worden.

Sikläja, der Stint, ſ. dieſen Artikel.

Digitized by Google

Sil, eine Benennung, welche die Alten einer gewiſſen gelben Farbe oder Art Leim geben, welcher in den Silbergruben gefunden wird, und den man für Ocher hält.

Silaſſen, Sillaſſen, Oſtindiſche Schnupftücher, welche die Däniſche Aſiatiſche Handelſchaft von Paliacatte zum Handel bringt. Sie halten eine Elle und $\frac{7}{16}$ in die Breite, und 12 Ellen Kopenhagener Maaß in die Länge.

Silber, Argentum, Luna; Fr. Argent, Lune; Engl. Silver; Ital. Argento, ein vollkommenes, edles Metall, von einer ſchönen weißen und glänzenden Farbe, welches weder Geruch noch Geſchmack hat. Nach dem Golde iſt es das edelſte Metall. — Gemünztes Silber, im Gegenſatz des ungemünzten. Ein Gefäß von Silber, Silber ſchmelzen. Feines Silber, welches von allem frenden Zuſatze frei iſt. Gediegenes Silber; vererztes Silber. Mit Silber beſchlagen. Geſponnenes Silber; geſchlagen Silber, kaltes Silber, bei den Gürtlern, eine Vermiſchung von Weinſtein und Silberkalk oder Oxid, damit zu überſilbern. — Figürlich braucht man es von ſilbernem Geräthe oder Geſchirr, als ein Collectivum, jedoch nur in einigen Fällen. So ſagt man: auf Silber ſpeiſen; ſein Silber in Sicherheit bringen, In der dichteriſchen Schreibart nennt man die ſilberweiße Farbe oft nur Silber ſchlecht hin. So ſagt Geßner von den Flügeln des Schmetterlinges: „Auf ihrem glänzenden Silber ſtehen kleine purpurne Flecken. Verſchiedene Mineralien, welche eine äußere Aehnlichkeit mit dem Silber haben, nennt man daher Queckſilber, Katzenſilber ꝛc.

Das Silber hat eine beträchtliche Härte und gewinnt in dieſer Hinſicht noch, wenn es geſchlagen oder dem Druck eines harten Körpers unterworfen

Digitized by Google

wird, indeſſen läßt es ſich doch vom Meſſer angreifen, und wenn es geſchmozlen worden, ſo beträgt ſein ſpecifiſches Gewicht 10,478, nach Guyton 10,474, iſt es gehämmert worden 10,609. Was die Dehnbarkeit dieſes Metalles anbetrifft, ſo ſteht es unter den übrigen Metallen nur dem Golde nach. Es läßt ſich zu ſo dünnen Blättchen ſchlagen, daß deren Dicke $\frac{1}{100000}$ Zoll nicht überſteigt; dann iſt es ausnehmend ſtreckbar, indem es ſich zu Draht ausziehen läßt, welcher dünner, als ein Menſchenhaar und ſo fein iſt, daß 400 Fuß davon nur einen Gran wiegen. Ein 2 Fuß und 8 Zoll langer und 8 Franzöſiſche Pfund ſchwerer walzenförmiger Zain von Silber läßt ſich ſo fein ausziehen, daß 308,200 Pariſer Fuß Nähſeide dadurch bedeckt werden kann; die Walze war alſo um 115,200 mal länger gemacht worden. Die Zähigkeit iſt ſo bedeutend, daß ein Silberdraht, welcher 0,978 Zoll im Durchmeſſer hat, ein Gewicht von 187,13 Pfd. ohne zu zerreißen trägt. Nach Adet halten zwei Millimeter oder eine Linie Draht im Durchmeſſer ein Gewicht von 35 Kilogrammen oder 172 Pfd. ohne zu zerreißen. Der Klang dieſes Metalls iſt vorzüglich rein, und er hat daher den Namen Silberklang erhalten, welcher als Maaßſtaab für das Klingen anderer Körper gebraucht wird. Mit Bley verſetzt oder vermengt, verliert es denſelben. Die verſchiedenen Geſtalten, in welchen man das Silber findet, ſo wie die Fundörter; ſ. unter Silberbergwerk. Nach Bergmann und Mortimer kommt das Silber bei einer Temperatur, die etwa 1000 Grad Fahrenheit gleich iſt, in Fluß. Der Glanz des flüſſigen Silbers übertritt nicht den des Silbers im feſten Zuſtande. In einer höheren Temperatur, als bei welcher das Silber in Fluß kommt, wallt daſſelbe auf und wird verflüchtiget. So bemerkte Macquer, daß das im Brennraume des großen Tſchirnhauſenchen Brennglaſes ſchmelzende Silber verdampfte und daß der Dampf eine darüber

gehaltene Goldplatte verſilberte. Läßt man das geſchmolzene Silber langſam erkalten, ſo nimmt die Oberfläche deſſelben ein kryſtalliniſches Gefüge an; läßt man nun, nachdem die Oberfläche feſter geworden, den noch flüſſigen Antheil ausfließen, ſo kann man das Metall in beträchtlich großen Kryſtallen erhalten, welche ſowohl einzelne, als zuſammengehäufte, vierſeitige Pyramiden ſind. Die Einwirkung der Luft oxidirt das Silber nicht. Man bemerkt zwar, daß daſſelbe mit der Zeit ſeinen Glanz verliert, welches aber meiſtentheils von einer Verbindung des Metalls mit Schwefel herrührt. Auch wenn man das Silber längere Zeit unter Waſſer aufbewahrt, wird es nicht verändert. Erhält man das Silber einige Zeit unter dem Zutritt der Luft im Fluß, ſo verbindet es ſich nach und nach auch mit dem Sauerſtoffe der Atmoſphäre und wird oxidirt. Nach Junker wird das Silber in eine verglaſungsfähige Aſche verwandelt, wenn man es nach der Art des Iſaak Hollandus lange Zeit reverberirt oder in einem Reverberirofen kalcinirt. Macquer, Darcet und Lavoiſier beſtätigen dieſen Verſuch. Macquer erhielt dadurch, daß er zwanzig Mal nach einander Silber dem Feuer des Porzellanofens ausſetzte, ein Glas von olivengrüner Farbe.

Wegen der Oxidirung oder Verkaltung und Verglaſung des Goldes und des Silbers ſind von verſchiedenen Naturforſchern und Chemiſten zu verſchiedenen Zeiten Verſuche angeſtellt worden. Macquer, Cadet, Lavoiſier und Briſſon haben, von der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften dazu aufgefordert, ſowohl das reinſte Silber als Gold zu wiederholten Malen der Wirkung der Brenngläſer ausgeſetzt. Die Verſuche ſind mit dem der Akademie zugehörigen Tſchirnhauſenſchen Brennglaſe, welches 33 Zoll im Durchmeſſer hat, angeſtellt worden, wozu der Graf Latour d'Auvergne noch das ſeinige gab. Es wurden bei dieſen Verſuchen auf der Oberfläche der gedachten Metalle wirkliche Ver-

glaſungen hervorgebracht, die aber ſo beſchaffen waren, daß ſie noch nicht vollkommen überzeugt wurden, daß ſie von den Metallen ſelbſt herrührten. Der Rauch, der von der Oberfläche dieſer Metalle aufſtieg, erſtreckte ſich zuweilen auf 5—6 Zoll hoch. Zuletzt beſtätigte es ſich auf eine unbezweifelbare Weiſe, daß dieſer Rauch das Silber und Gold ſelbſt war, welches bei ſtarkem Hitzegrade in Dämpfe verwandelt ward; denn Gold- und Silberplatten, welche wechſelsweiſe in den Rauch des einen oder des andern Metalls gebracht wurden, nahmen die Dämpfe auf und die Goldplatte ward dadurch verſilbert und die Silberplatte vergoldet, wie auch ſchon oben, S. 116, angeführt worden. Hieraus geht hervor, daß die Feuerbeſtändigkeit der vollkommenen Metalle eben ſo wenig, als die von jedem andern Körper unbegränzt ſei, ſondern denjenigen Grad der Hitze angemeſſen iſt, welchen dieſe Körper leiden. Das durch die Hitze oxidirte Silber hat eine grünliche oder gelbgrünliche Farbe, gleich der Farbe der Oliven. Ehrmann bemerkte, daß der vom Silber, welches mit der Hülfe des Sauerſtoffs geſchmolzen worden war, aufſteigende Dampf, eine violette Farbe hatte, und daß das Rohr ſchmutzig gelb beſchlug. Iſt die Hitze ſtark genug, ſo entzündet ſich das Silber und brennt gleich einem andern brennbaren Körper. Von Marum ließ Funken aus ſeiner großen Elektriſirmaſchine durch ein Silberdraht hindurchgehen; derſelbe entzündete ſich, brannte mit einer grünlichweißen Flamme und wurde als Rauch verſtreut. Aehnliche Wirkungen laßen ſich durch eine galvaniſche Batterie hervorbringen. Durch Säuren bewirkt man die Oxidation des Silbers noch leichter. Löſet man z. B. Silber in Salpeterſäure auf, und fällt davon die Auflöſung durch Kalkwaſſer, ſo erhält man ein dunkles, grünlich braunes Pulver als Niederſchlag. Nach Prouſt ſind in dieſem Oxide 100 Theile Silber, mit $9\frac{1}{2}$ bis $9\frac{3}{4}$ Sauerſtoff verbunden; nach Roſe beſteht es aus 91,38 Sil-

Digitized by Google

ber und 8,62 Sauerſtoff; nach Buchholz aus 90$\frac{10}{11}$ Silber, 9$\frac{1}{11}$ Sauerſtoff oder $\frac{10}{11}$ Silber, $\frac{1}{11}$ Sauerſtoff. Das Silber verbindet ſich auch mit einer geringern Menge Sauerſtoff, und erſcheint auf zwei Oxidationsſtufen, wie die meiſten Metalle. Das oxidulirte Silber erhält man, wenn man eine geſättigte Auflöſung des Silbers in Salpeterſäure über kupferfreiem Silberpulver kochen läßt, wo es zwar nicht iſolirt, ſondern in Salpeterſäure verbunden erhalten wird. — Mit dem Phosphor vereiniget ſich das glühend flüſſige Silber ſehr ſchnell. Aus dieſem mit Phosphor geſättigten Silber wird im Augenblicke des Erſtarrens eine große Menge Phosphor verflüchtiget, die äußerſt hell brennt und der Oberfläche des gephosphorten Metalls ein warzenförmiges Anſehen ertheilt. Nach Pelletier geſchieht die Verbindung des Silbers mit dem Phosphor, wenn man gleiche Theile Silber und Phosphorglas mit $\frac{1}{4}$ Kohlenpulver in einem Schmelztiegel ſchmilzt. Das phosphorhaltige Silber hat eine weiße Farbe und ein körniges oder vielmehr kryſtalliniſches Gefüge. Es zerſpringt unter dem Hammer, läßt ſich aber mit dem Meſſer ſchneiden. Die Beſtandtheile dieſer Zuſammenſetzung ſind vier Theile Silber gegen 1 Theil Phosphor. In der Hitze wird das phosphorhaltige Silber zerſetzt und der Phosphor ausgeſchieden. Auch hat der angeführte Chemiſt die Bemerkung gemacht, daß das im Fluß ſtehende Silber ſich mit einer größeren Menge Phosphor verbinden kann, als wenn es in den feſten Zuſtand übergeht. Bereitet man nämlich phosphorhaltiges Silber auf die Art, daß man Phosphor auf ſchmelzendes Silber wirft, ſo bemerkt man, nachdem der Schmelztiegel vom Feuer genommen worden, daß ſo wie das Metall anfängt feſt zu werden, ſich ein Theil des Phosphors abſcheidet. — Auch der Schwefel verbindet ſich mit dem Silber. Schüttet man z. B. in einen Schmelztiegel dünne Silberplatten und Schwefel, ſo ſchmelzen ſie in einer

Digitized by Google

ſchwachen Rothglühhitze zuſammen, und es wird ſchwefelhaltiges Silber gebildet, welches eine ſchwarze oder dunkelviolette Farbe hat. Es iſt ſehr ſpröde, läßt ſich aber mit dem Meſſer ſchneiden; oft iſt es in dünnen Nadeln kryſtalliſirt; auch iſt es leicht flüſſiger, als Silber. Wendet man einen hinreichenden Feuergrad an, ſo läßt ſich der Schwefel langſam verflüchtigen, und das Silber bleibt rein zurück; geſchwinder erfolgt dieſe Abſcheidung durch Verpuffen mit Salpeter. Da eine beträchtliche Anziehung zwiſchen dem Silber und dem ſchwefelhaltigen Silber Statt findet, ſo läßt ſich das Verhältniß der Beſtandtheile in dieſer Zuſammenſetzung ſchwer angeben. Nach Wenzel beträgt die größte Menge Schwefel mit der ſich ein gegebenes Quantum Silber verbinden kann, 15 Prozent. Die violette Rinde, welche das Silber überzieht, das lange Zeit an ſolchen Orten, wo ein großer Zuſammenfluß von Menſchen Statt findet, der Luft ausgeſetzt war, iſt den Unterſuchungen von Prouſt zufolge ſchwefelhaltiges Silber. Man kann dieſen Ueberzug nur dadurch vom Silber trennen, daß man es biegt, oder mit einem Hammer darauf ſchlägt.

Ein großer Theil der Metalle läßt ſich durch Zuſammenſchmelzen mit dem Silber verbinden. Auch der Arſenik kann mit dem Silber legirt werden; die Maſſe iſt äußerlich gelb, im Innern grau, zerbrechlich, und ſchmeckt herbe. Das feinſte Silber nimmt 0,25 Arſenik auf und wird dadurch leicht flüſſig. — Der Braunſtein bindet mit 9,10 Silber, eine faſrige etwas geſchmeidige Maſſe, die dunkler, als das Silber iſt. — Das Wismuth läßt ſich mit dem Silber leicht zuſammenſchmelzen. Durch dieſe Beimiſchung wird das Silber ſpröde und verliert von ſeinem Glanze. Das Gemiſch iſt dichter, als die Berechnung es angiebt. In einer hinlänglich ſtarken Hitze und beim Zutritt der Luft wird das Wismuth verglaſet und das Silber bleibt unverändert zurück. Man kann ſich daher auch des Wiſ-

Digitized by Google

muths bedienen, um das Silber durch Copellation zu reinigen. — Mit dem Nickel läßt ſich das Silber leicht zuſammenſchmelzen und ändert, zu gleichen Theilen mit demſelben verbunden, deſſen Farbe und Dehnbarkeit kaum wahrnehmbar. — Mit dem Spießglanze giebt das Silber Legirungen, die wenig dehnbar und wie die kupferhaltigen ſpezifiſch ſchwerer, als die Berechnung vermuthen läßt, ſind. Mit dem Queckſilber wird das Silber zu einem Körper gemiſcht, deſſen Farbe und Dichtigkeit ſich nach der Menge der angewendeten Beſtandtheile richten. Im allgemeinen iſt die Farbe immer weiß. Die ſpezifiſche Schwere iſt größer, als ſie der Berechnung nach ſeyn ſollte, was von dem Durchdringen und Verdichten der Metalle, und dem Entwickeln des Wärmeſtoffs herrührt. Wenn man vier Theile Queckſilber und ein Theil Silber zuſammenſchmelzt und alsdann langſam kalt werden läßt, ſo erhält man vierſeitige, pyramidaliſch auslaufende Kryſtalle. Das Silberamalgama dient vorzüglich zum Verſilbern. — Das Zink bildet mit dem Silber ein ſprödes Gemiſch. Durch Röſten läßt ſich zwar das Zink abſcheiden, es wird aber zugleich etwas Silber verflüchtiget.—Die Verbindung des Zinns mit dem Silber iſt ſehr ſpröde und das Silber verliert durch dieſe Beimiſchung alle Duktilität. Beide Metalle äußern übrigens eine ſtarke Verwandſchaft gegeneinander. Das durch Zinn ſpröde gewordene Silber erhält am beſten dadurch, daß man es mit ätzendem Queckſilberſublimat ſchmelzt, ſeine vorige Geſchmeidigkeit wieder. — Durch die Beimiſchung mit Bley verliert das Silber ſeinen Glanz, wird leicht flüſſiger, verliert von ſeinem hellen Klang, wird aber in der Dehnbarkeit nicht auffallend verändert. — Mit dem Eiſen bildet das Silber durchs Schmelzen kein gleichförmiges Ganzes; allein ſie können doch zuſammengeſchmolzen werden, indem ſie ſich leicht verbinden. — Das Kupfer ändert durch ſeine Miſchung mit Silber nicht ganz deſſen Farbe, nur wird es etwas

Digitized by Google

geröthet. — Mit dem Golde miſcht ſich das Silber durch Schütteln im Fluße vollkommen. Wird jedoch das Schütteln unterlaſſen, ſo findet man das Gold auf dem Boden des Tiegels mit einem geringen Silbergehalte, das Silber hingegen über dem Golde. Das Silber wird davon hart, heller klingend und zu einem ausgedehnten Gebrauche fähig. Dieſe Legierung iſt ſpecifiſch leichter, als ſie der Berechnung nach ſeyn ſollte. Die Mark des verſetzten Silbers wird nach der Anzahl der Lothe des in denſelben enthaltenen feinſten Silbers berechnet. Die Münze wird in allen Abſtuffungen von funfzehnlöthiger bis unter achtzehnlöthige gefunden, von der erſten Gattung der beſchickten Mark bis zum Billon mit wenig Gold beſchickt. Die Farbe des Goldes wird durch das Silber verändert und der Goldſchmidt bedient ſich dieſes Zuſatzes, um das gelbe Gold in allen Nüanzen bis zum blaſſen und grünen Golde zu verfertigen. Das Silber ertheilt dem Golde eine größere Härte, ohne ſeine Dehnbarkeit zu verhindern; es wird mit dem Golde elaſtiſcher. Die meiſte Karatirung wird nur ſelten zu Münzen angewendet. S. auch den Artikel Gold, Th. 19. — Mit der Platina verbunden, verliert das Silber ſeine Farbe und wird härter. Man ſehe übrigens die oben angeführten verſchiedenen Metalle, mit denen ſich das Silber verbindet, in der Encyklopädie unter ihrem Namen nach.

Das Metalliſche Silber wird von den ätzenden feuerbeſtändigen Alkalien weder auf naſſem, noch auf trokkenem Wege angegriffen, auch das oxidirte Silber wird von ihnen nicht aufgelöſet; dagegen löſt Ammonium das Silberoxid mit Leichtigkeit auf. Die Auflöſung läßt ſich ſelbſt kryſtalliſiren und die Kryſtalle löſen ſich in der Wärme in Alkohol auf, und laſſen ſich daraus wiedee beim Erkalten kryſtalliſiren. Die Salze, welche dieſe Säure mit den Alkalien und Erden bildet, ſchlagen aus dieſer Auflöſung ſalzſaures Silber nieder; auch die Phosphorſäure bewirkt einen Niederſchlag, nicht aber die

Schwefelſäure und das weſentliche Harnſalz. Die beiden feuerbeſtändigen Alkalien zerſetzen, nach Wenzel, gleichfalls den Satz, welchen das Ammonium mit dem Silberoxid bildet, und verurſachen einen Niederſchlag, der ſich durch bloßes Schmelzen reduciren läßt. Auch das Blattſilber ſoll vom Ammonium angegriffen werden. Mit den ſchwefelhaltigen Alkalien läßt ſich das Silber auf trocknem Wege verbinden und wird dann mit Hülfe derſelben im Waſſer auflößlich. Nach Bergmann erfordert ein Theil Silber zu ſeiner Auflöſung acht Theile ſchwefelhaltiges Kali; aus der Auflöſung fällt von ſelbſt ſchwefelhaltiges Silber nieder. Bringt man eine Säure in dieſe Auflöſung, ſo ſcheidet ſich gleichfalls das ſchwefelhaltige Silber mit ſchwarzer Farbe aus. Auf naſſem Wege wird das Silber von dem ſchwefelhaltigen Alkalien geſchwärzt. Daſſelbe bewirkt auch der ſchwefelhaltige Waſſerſtoff; aus dieſem Grunde ſieht man das Silber von friſch gekochten Eiern ſchwarz anlaufen. Aus der Auflöſung des Silbers in Salpeterſäure fällt das mit ſchwefelhaltigem Waſſerſtoff angeſchwängerte Waſſer einen ſchwärzlichen Niederſchlag; auch die Silberblättchen und die meiſten Silberniederſchläge werden darin ſchwarz gefärbt.

Die Säuren löſen theils das metalliſche Silber auf, theils verbinden ſie ſich mit dem Oxide deſſelben. Die Auflöſung geſchieht immer eine leichter, als die andere. Die Schwefelſäure und Salzſäure vereinigen ſich mit dem noch unzertrennten Silber nur ſchwer und unter beſonderen Handgriffen. Die Schwefelſäure muß ſehr concentrirt und ſehr heiß ſeyn, wenn ſie das Silber geradezu angreifen ſoll. Die Verfahrungsart dabei iſt die nämliche, wie bei der Auflöſung des Queckſilbers in Schwefelſäure oder bei der Bereitung des mineraliſchen Turbiths. Gegen einen Theil Silberfeile nimmt man drei, vier oder noch mehrere Theile concentrirte Schwefelſäure und kocht es in offenen oder verſchloſſenen Ge-

Digitized by Google

ſäßen bis zur Trockne, worauf man den trocknen Rückſtand mit ſchwefelſauerhaltigem Waſſer auflöſen muß. Eine ſolche Schwefelſäure, deren Verhältniß zum Waſſer nicht geringer, als 1:$\frac{8}{10}$ iſt, wirkt ſchon in einem Wärmeſtande von 60 Grad Fahrenheit langſam einige Auflöſung, und es werden von einer ſolchen Säure bei mäßig vermehrter Wärme 5$\frac{8}{10}$ mal mehr, als reines Silber erfordert, wobei der Centner 30 Würfelzoll Schwefelſauere Luft gewährt; Probeſilber giebt noch mehr Luft, fordert aber auch mehr Säure zur Auflöſung. Die vitriolſaure Silberauflöſuug verträgt die Kälte nicht ohne Anſchießen und bei der Vermiſchung mit Waſſer fällt auch das ſilberhaltige ſchwefelſaure Eiſen zum Theil zu Boden. Daher man zu ihrer Verbindung Schwefelſauren Eiſengeiſt dem Waſſer vorziehen muß. Wenn ſie 100 Theile Silber enthält, ſo braucht ſie zur völligen Ausſcheidung alles Silbers vom Kupfer 30, vom Eiſen 29 Theile. Ein Mehreres von ihren Verhältniſſen kommt weiter unten vor. Die Salzſäure greift das Silber nicht unmittelbar an, ſie muß um ſolches zu thun, äußerſt entwäſſert und ſo zu ſagen trocken ſeyn. Dann muß ſie durch eine beträchtliche Wärme unterſtützt und in Geſtalt eines Dampfes an dieſes Metall gebracht werden, wie ſolches vermittelſt des Goldcementpulvers bei der Scheidung durch das Cementiren geſchieht. Es giebt aber viel einfachere und bequemere Mittel, das Silber mit den gedachten beiden Säuren zu verbinden, wovon bei der Salpeterſäure zur Auflöſung des Silbers gehandelt werden wird; denn wenn dieſe Säure recht rein und mäßig ſtark iſt, ſo löſet ſie unter allen andern Säuren das Silber in Subſtanz mit der größten Leichtigkeit auf. Die Auflöſung erfolgt ohne Beihülfe der Wärme, oder höchſtens bei einer ſehr gelinden Wärme, die man deshalb auch nur im Anfange anbringt, damit die Auflöſung im Gange kommt; ſie muß aber ſogleich wieder vom Feuer weggenommen werden, damit ſie nicht, beſonders wenn

Digitized by Google

man in einer etwas beträchtlichen Menge arbeitet, auf dieſem Wege mit zu großer Heftigkeit fortgeht. Auf dieſe Weiſe überſetzt ſich die Salpeterſäure bis zum Punkte der Sättigung mit dem Silber, und löſet von ſelbigem, wenn ſie ſtark iſt, beinahe eben ſo viel, als ſie ſelbſt wiegt, auf. Nach Kirwan löſen ſich 100 Gran des reinſten Silbers in 86 Gran mit ſechsmal mehr Waſſer verdünntere Salpeterſäure auf, das iſt von einer ungefähr 1,177 ſchweren Salpeterſäure $4\frac{1}{5}$ Quentchen. Nach dieſem Schriftſteller ſoll die Hitze zuletzt erſt Anwendung finden, wenn die Auflöſung mehrentheils geſättiget iſt. Schwächerer oder ſtärkerer Salpetergeiſt wirkt nicht ohne Hitze. 100 Gran Probeſilber erfordern von einer mit ſechsmal mehr Waſſer verdünnter Salpeterſäure 38 Gran, folglich 1 Loth und 26 Gran von einem 1,177 ſchweren Salpetergusſe. Bei der Auflöſung entbindet ſich in verſchloſſenen Gefäßen 20 Würfelzolle Salpeterluft. Prieſtley erhielt aus 144 Gran Silber nur $17\frac{1}{2}$ Würfelzoll, durch ſehr verdünnte Salpeterſäure. In offenen Gefäßen verwandelt ſich das Salpetergas mit der Lebensluft in rothe Salpeterdämpfe. Wenn das Silber, welches man auflöſet, mit etwas Kupfer verſetzt iſt, ſo ſieht die Auflöſung grün aus und behält dieſe Farbe. Aeußerſt wenig, z. B. $\frac{1}{1000}$ Kupfer benimmt der Farbenloſigkeit der Auflöſung nichts. Wenn aber das Silber ganz rein von Kupfer iſt, ſo iſt die Auflöſung zwar anfangs auch grünlich; allein dieſe Farbe verſchwindet nach und nach und die Feuchtigkeit wird ſehr weiß. Dieſe vergängliche grünlichte oder bläulichte Farbe einer friſchbereiteten concentrirten Silberauflöſung rührt von beigemiſchter phlogiſticirter Salpeterſäure her. Die erſten Eindrücke der Wirkung der Salpeterſäure, machten das Silber anfangs auf ſeiner Oberfläche ſchwarz. Dieſe Schwärze rührt von einem Theile des Brennbaren oder Waſſerſtoffes der Salpeterſäure her, welche ſich überflüſſig an die Oberfläche des Silbers anhängt; auch pflegt man jedesmal

Digitized by Google

bei der Auflöſung des Silbers zu bemerken, daß ſich ſchwarze Flecken von dem Silber ſcheiden und niederſchlagen, welche die Salpeterſäure nicht angreift. Dieſe Flocken ſollen nach der Meinung einiger Chemiker etwas Gold ſeyn, von welchem das Silber ſelten ganz frei iſt, oder irgend eine andere Subſtanz, welche in der Salpeterſäure unauflöslich iſt, z. B. Platina. Die Salpeterſaure Silberauflöſung iſt ſchärfer und ätzender, als die reine Salpeterſäure, welche Eigenſchaft ſie mit verſchiedenen andern Verbindungen der Säuren und Metalle gemein hat. Dieſe Silberauflöſung zerbeitzt und zerfrißt alle vegetabiliſchen und thieriſchen Materien, und macht auf der Haut ſchwarze Flecke, welche nur durch den Gebrauch und durch das Abnutzen der ſchwarz gemachten Theile vergehen; auch kann man dieſe Flecke von der Haut, als auch von dem Papiere ſehr ſchnell vertreiben, wenn man ſie mit Salzſäure beſtreicht. Wenn die Salpeterſäure, mit welcher man die Auflöſung des Silbers macht, ſtark iſt, oder wenn man dieſe Auflöſung bis zu einem gewiſſen Punkte abraucht und kalt werden läßt, ſo entſtehen darin eine große Menge weißer ſchuppenförmiger Kryſtalle, denen man den Namen der Silberkryſtalle gegeben hat; ſie ſind ein ſalpeterartiges Salz, welches das Silber zum Grundtheile hat, und man kann es daher auch Silberſalpeter nennen; ſ. unter Salpeter, Th. 131, S. 609 u. f. Dieſes Salz fließt bei einer ſehr gelinden Wärme und verliert das Waſſer ſeiner Kryſtalliſation ſehr leicht; es wird ganz ſchwarz, geſteht durch das Erkalten, und nimmt die Geſtalt an, die man ihm giebt. In der Wundarzneikunſt iſt es unter dieſer Geſtalt das bekannte Aetzmittel zur Wegbeitzung des wilden Fleiſches, welches unter dem Namen Silberſtein oder Höllenſtein bekannt iſt; ſ. unter Salpeter. Th. 131, S. 628. Der Silberſalpeter ſchmelzt auf den Kohlen faſt eben ſo gut, wie der Salpeter mit einem alkaliſchen Grundtheile, welches einen Beweis giebt, daß die Salpeter-

ſäure mit dem Silber ziemlich feſt zuſammenhängt. Bearbeitet man dieſes Salz in Deſtillirgefäßen oder in einem Schmelztiegel mit ſtärkerem Feuer, ſo wird es leicht zerſetzt. Die Salpeterſäure verläßt das Silber und kommt in ihrer vorigen Geſtalt wieder zum Vorſchein. Man muß dieſen Silberſalpeter von dem ſilberhaltigen Salpeter ſehr wohl unterſcheiden, welcher aus der Vermiſchung mit der ſalpeterſauren Silberauflöſung mit der wäſſerigen Auflöſung von gemeinem Salpeter durch Kryſtalliſiren erhalten werden kann, und deſſen ſich einige Betrüger bedient haben, die Möglichkeit der Verwandlung des Bleyes in Silber glaublich zu machen.

Wenn ſich nun gleich das Silber in der Salpeterſäure weit leichter, als in der Schwefel- oder Salzſäure auflöſet, ſo folgt doch noch nicht daraus, daß dieſes Metall mit jener Säure in einer größeren Verwandſchaft, als mit dieſen beiden Säuren ſtehe, die letztern beiden Säuren ſind vielmehr im Stande, ſolches von der Salpeterſäure, welches es aufgelöſet enthält, zu ſcheiden. Wenn man in eine Silberauflöſung, welche nicht zu ſehr mit Waſſer verdünnt worden iſt, Schwefelſäure gießt, ſo bemerkt man, daß ſich die Feuchtigkeiten augenblicklich trüben, weil ſich ein weißer Niederſchlag erzeugt, der nichts anderes, als eine neue Verbindung des Silbers iſt, welches die Salpeterſäure verläßt, um ſich mit der Schwefelſäure zu vereinigen und mit ihr ein neues Salz mit einem metalliſchen Grundtheile zu machen. Dieſes Salz, welches man Silbervitriol nennen kann, iſt kryſtalliſirungsfähig und kryſtalliſirt ſich wirlich in demſelben Augenblicke, da es ſich unterſchlägt, aber wegen der Geſchwindigkeit, mit der es anſchießt, in ſo kleinen Kryſtallen, daß ſie das Anſehen eines weißen Pulvers haben. Dieſes Pulver muß man durch ein gutes Vergrößerungsglas betrachten, wenn man die Ueberzeugung gewinnen will, daß es wirklich aus lauter ſolchen Kryſtallen beſteht, der mit Schwefelſäure gefällte Niederſchlag

Digitized by Google

des Silbers erſcheint in getrennten Theilchen, und wird nicht leicht an der Sonne ſchwarz, als der mit Salzſäure gefällte Silberkalk. Vier Theile deſſelben können ſich in einem Theile der ſtärkſten und heißeſten Schwefelſäure auflöſen, welche reichhaltige Auflöſung bei dem Erkalten aber zu einer ſteinharten Maſſe gerinnt. Eine flüſſigbleibende Auflöſung gewährt ein Theil ſchwefelſaurer Silberkalk und vier Theile Schwefelſäure. Man erhält auch Kryſtalle, wenn man ſtatt der reinen Schwefelſäure die Auflöſung von irgend einem Salze in die Silberauflöſung gießt, welches Schwefelſäure enthält. Der Silberſalpeter zerſetzt ſich und man erhält einen Silbervitriol, der dem vorigen in allen Stücken gleicht; der die Schwefelſäure auch dann, wenn ſie an einen ſolchen Grundtheil, wie z. B. das Alkali, gebunden iſt, mit dem ſie in einer näheren Verwandſchaft, als mit dem Silber ſteht, und dieſen Grundtheil nichts deſto weniger verläßt, um ſich mit dieſem Metalle zu verbinden, ſo iſt es klar, daß ſich bei dergleichen Niederſchlagungen zwei Zerſetzungen und zwei neue Verbindungen ereignen, welches nur mit einer doppelten Verwandſchaft geſchehen kann. Aus dieſem Grunde wird die ſalpeterſaure Silberauflöſung zur Prüfung mineraliſcher Waſſer nicht nur auf kochſalzſauerhaltige, ſondern auch auf vitriolſäurehaltige Mittelſalze benutzt, welche letzteren jedoch keinen ſo geſchwinden Niederſchlag, als die erſtern verurſachen. Was das vitriolſaure Silber anbetrifft, ſo iſt davon noch folgendes zu merken. Es ſchießt in kleinen nadelförmigen weißen Kryſtallen an, welche, wenn ſie nicht mit Säure überladen ſind, ziemlich luftbeſtändig ſind, und in der Sonne nach und nach ſchwarz werden. Eilf Theile derſelben erfordern zu ihrer Auflöſung 960 Theile Waſſer. Es enthält ungefähr einen vierten Theil Schwefelſäure, und der Centner deſſelben giebt 68, 75 Theile Silber. Nach Kirwan enthält der Centner durch Fällung erzeugten Silbervitriol 74 Silber 17 ächte Schwefelſäure und 9 Waſſer. Vor

dem Löthrohre ſchmilzt es ſehr gut und im Schmelzfeuer reducirt es ſich ohne Zuſatz, obgleich mit einigem Abgange, ſo daß es ſeine Säure fahren läßt. S. auch den Art. Salz (Silber), Th. 134, S. 189 u. f. Eine gleiche Wirkung, als die Schwefelſäure, bringt auch die Salzſäure in der ſalpeterſauren Silberauflöſung hervor; dieſe Säure mag nun frei oder an irgend einen Grundtheil gebunden ſeyn. Sie ſcheidet das Silber von der Salpeterſäure, verbindet ſich mit ihm, und macht mit demſelben eine neue zuſammengeſetzte Subſtanz, die ein ſalzſaures Silber iſt, ſ. Salz (Silber), Th. 134, S. 181. Was die übrigen Verbindungen des Silbers mit den Säuren betrifft, als apfelſaures, ameiſenſaures, arſenikſaures, benzoeſaures, bernſteinſaures, blauſaures, boraxſaures, chromſaures, citronenſaures, eſſigſaures, fettſaures, flußſpatſaures, kleeſaures, kohlenſaures, molybdänſaures, phosphorſaures, ſchleimſaures, und weinſteinſaures Silber, ſ. Salz (Silber-), Th. 134, S. 171 u. f.

Die vereinigte Wirkung der Luft und des Waſſers verändern die Farbe und den Glanz des Silbers nicht und verurſachen an demſelben kein Roſten; jedoch iſt die Oberfläche dieſes Metalls ſehr geneigt, ſich zu verdunkeln, ihren Glanz zu verlieren und ſogar ſchwarz zu werden, wenn ſie von dem Brennbaren, dem Waſſerſtoffe verſchiedener entzündbaren Materien, berührt wird, weil ſolches die Eigenſchaft beſitzt, ſich mit dem Waſſerſtoffgas, ſelbſt in der Kälte, ſo wie alle übrigen metalliſchen Materien zu überſetzen, ja dazu noch geſchickter zu ſeyn, als die andern Metalle. Indeſſen ſcheint das in Dämpfe verwandelte Brennbare, der Waſſerſtoff, die gedachte Wirkung nicht beſtändig auf das Silber zu äuſſern, es kommt alſo auch auf diejenigen Materien an, aus welchen ſich der Waſſerſtoff entwickelt; wenn ſolches z. B. von alkaliſchen Subſtanzen entbunden wird, ſo wie ſolches

Digitized by Google

bei den Dämpfen der Schwefelleber, der faulenden Körper, der Eyer ꝛc. geſchieht, ſo werden die Metalle weit ſtärker und merklicher geſchwärzt. So z. B. wird das Silber mehr oder weniger durch in Butter gebratene Eyer, durch Schwefel- und Schwefellåberdämpfe, durch Oeldämpfe, durch die Dämpfe von Stockfiſchbrühe ꝛc. geſchwärzt; welches Schwärzen aber nicht geſchieht, wenn es der Flamme des Weingeiſtes oder der Flamme der metalliſchen oder der aus Sumpfwaſſer herſtammenden phosphorescirten Luft ausgeſetzt wird, obgleich hier ein reineres brennbares Gas vorwaltet; daher iſt leicht zu vermuthen, daß das Schwarzwerden von einer brennſtoff- oder waſſerſtoffhaltigen Säure oder anderm Stoffe, welches ſich an das Silber nur in der Oberfläche anhängt, ſich aber nicht in dem Grade mit ihm verbindet, daß man annehmen kann, daß das Silber davon geſättiget oder durchdrungen worden ſei. In den Dampflöchern des Veſuvs und der Solvatara von Pozzuoli verändert ſich nach Vairo die Farbe des Silbers durch ein bloßes Anhängen des Brennbaren oder Waſſerſtoffes in eine gelbröthliche, die aber leicht wieder abgerieben werden kann.

Anwendung des Silbers in verſchiedenen bürgerlichen Gewerben. Das Silber wird nicht nur von den Goldſchmieden, Gold- und Silberarbeitern, Drahtziehern, Stickern und Stickerinnen, Gold- und Silberſpinnern in großer Quantität verarbeitet, ſondern auch von andern Gewerbetreibenden, die es größtentheils zum Verſilbern anderer Metalle, wie des Kupfers, Meſſings ꝛc., ſo wie auch der daraus verfertigten Gefäße und anderer Sachen gebrauchen, angewendet. Auch dient es zum Platiren ꝛc. Die Bereitung des von Berthollet im Jahre 1788 erfundenen Knallſilbers, welches nach dem Hannöverſchen Magazine vom Jahre 1790, St. 47, von einem Deutſchen erfunden ſeyn ſoll, iſt ein Niederſchlag des aufgelöſeten feinen Silbers in Salpeterſäure mit Kalkwaſſer. Man läßt nämlich den anfangs weißgelbflockigen, ſich

aber nach und nach bräunenden und ſorgfältig ausgeſüßten Niederſchlag, welcher im Seihepapier zurückbleibt, drei bis vier Tage lang an der Sonne ſtehen, übergießt ihn dann mit ätzendem Salmiakgeiſte und trocknet ihn, nachdem man, wenn er die Geſtalt eines ſchwarzen glänzenden Pulvers angenommen, und den Salmiakgeiſt vorher wieder abgegoſſen hat, an der Luft. Dieſes Pulver verknallt ſchon naß, wenn es mit einem harten Körper gedrückt wird, iſt es aber getrocknet, ſo iſt die geringſte Berührung deſſelben im Stande, es zum Verknallen zu bringen. Es darf nur mit der Hand, mit einem kalten Eiſen, mit einem Stücke Eis berührt werden, nur etwas davon darf auf die Erde fallen, nur ein Tropfen Waſſer darf von einer gewiſſen Höhe auf daſſelbe herabtröpfeln, oder der Wind darf etliche Stäubchen deſſelben tragendes Papier wegwehen, ſo entſteht ein ſehr heftiges und gefährliches Platzen. Die ſchlagende Kraft dieſes Präparats iſt weit größer, weit ſtärker, als die des Knallgoldes, bei deren Bereitung ſchon viele Verfertiger getödtet oder zum Krüppel geworden. Die Verfertigung dieſes Goldes, welches unter Gold, Th. 19, S. 364, nur kurz berührt worden, wird weiter unten vorkommen. Nach Göttling und andern Chemiſten ſoll die Bereitung des Knallſilbers nicht immer recht von Statten gehen, und nach Beckerhinn ſoll ohne Salzſäure dergleichen gar nicht erhalten werden können, und Berthollets Scheidewaſſer müſſe mit etwas Salzſäure verunreiniget geweſen ſeyn. Nach Berthollet ſoll aber die Urſache des Mißlingens darin liegen, daß man entweder kupferhaltiges Silber nahm oder die beim Digeriren mit Aetzgeiſt entſtehende Haut nicht durch mehreren hinzugegoſſenen Aetzgeiſt wieder auflöſete oder den Niederſchlag von den anhängenden Salpeterarten nicht hinlänglich rein ſpülen oder ſich eines nicht von allem Sauerſtoffgas völlig freien flüchtigen Laugenſalzes bediente, oder, welches in Beckerhinns Erfahrungen die einzige Auskunft geben kann,

Digitized by Google

daß der Silberkalk oder das Silberoxid ſelbſt aus der Luft einen Antheil Sauerſtoffgas an ſich gezogen hatte, wobei Berthollet erinnert, daß man zwar auch aus dem mit den feuerbeſtändigen ätzenden Laugenſalzen gefällten Silberoxide bei ähnlicher Behandlung ein Knallſilber bekommen kann, daß aber der mit Kalkwaſſer gefällte ein wirkſameres liefere. Das Mißlingen liegt auch zuweilen an einem zu langen Ausſtellen an ſehr ſtarker Sonnenhitze, zuweilen iſt auch der zu häufig hinzugegoſſene Salmiakgeiſt die Urſache, wie ſolches Ilſemann *) erfahren; allein manchmal kann man auch glauben, die Bereitung ſei mißrathen, und ſie iſt dennoch fürchterlich wirkſam, wie ſolches Wiegleb erfahren. Dieſer Chemiker hätte beinahe ein Auge von einem dergleichen Präparate verloren, welches er drei Wochen lang für mißrathen gehalten und das nach dieſer Zeit ganz unerwartet verkrachte. Man muß daher auf jeden Fall mit dieſer Bereitung ſehr vorſichtig ſeyn, man mag ſie für gerathen oder mißrathen halten. Zu dieſer Vorſicht gehört, daß man das noch naſſe Knallſilber beim Trocknen in viele kleine Parthien theilt, und es in den Schalen läßt, worin man es bedeckt, daß man das Verkrachen nur mit kleinen Mengen, z. B. von einem Grane vornimmt; daß man nicht zu nahe tritt, daß man die Schalen, worin ſich dergleichen befindet, nicht leicht bewegt; daß man ſtatt gläſerne Schalen, ſich lieber zum Aufbewahren und beim Verkrachen metallener bedient, und daß man das Geſicht wohl verwahre, wenn man ſich ihm nähert, wozu Berthollet eine Maske mit gläſernen Augen vorſchlägt. Man hat ſelbſt nöthig mit demjenigen Salmiakgeiſte, welchen man auf den mit Kalkwaſſer gefällten Silberoxid, um ihn in Knallſilber zu verwandeln, gegoſſen hat, ſehr vorſichtig zu ſeyn; denn dieſer löſet beim Digeriren einiges Silberoxid auf, und gießt man nicht zu viel auf

*) Crells Annalen, 1789 II, 323.

Digitized by Google

einmal hinzu, ſo bildet er eine glänzende Haut, die man, weil ſie nicht knallt, durch mehreren hinzugegoſſenen Aetzgeiſt wieder auflöſen muß; denn beobachtet man hier dieſe Vorſicht nicht, ſo kann leicht, da ſich durch das Verdampfen, es mag nun ohne angebrachte Wärme erfolgen, wie dieſes der Fall bei de Morveau geweſen zu ſeyn ſcheint *) oder es mag durch Siedehitze, bei welcher ſich ſehr viel phlogiſtiſches oder Waſſerſtoffgas entwickelt, befördert werden, auf dem Boden ein Ueberzug von kleinen Kryſtallen bildet, bei der geringſten Berührung einer ſolchen Kryſtalle, die ſich noch unter der Flüſſigkeit befindet, vielleicht durch einen andern ſich eben ſenkenden Kryſtallen, oder durch irgend eine Hervorragung im Glaſe, an welcher jene Kryſtalle im Fallen ſich reibt, augenblicklich, mit Herausſpritzung der Feuchtigkeit, eine ungeſtüme Zerbrechung und Zerſtreuung des Glaſes in viele Stücke erfolgen. Ueberhaupt iſt das Schlagſilber ein höchſt gefährlicher Körper; denn die Entzündung und der Schlag wird auf der Stelle dadurch veranlaßt, wenn man dieſes Silber nur mit einem fremden kalten Körper berührt, dahingegen das Schlaggold erſt eines gewiſſen Grades von Erhitzung bedarf, und das Pulver, Schießpulver, eine Berührung des Feuers, wenn beide Wirkung machen ſollen. Ein Gran von dieſem Schlagſilber in eine gläſerne Schale gethan, entzündet ſich durch einen darauf gegoſſenen Waſſertropfen ſogleich, und der Schlag iſt ſo groß, daß er nicht allein die Glasſchale theils zu Pulver, und theils in faſt unmerkliche Stücke zerſchlägt, ſondern er ſchlägt auch die Stücke in den Tiſch, worauf die Schale ſteht, tief hinein. Werden einige Stäubchen davon auf die Erde geworfen, ſo ſchlagen ſie beim Berühren die Erde gleich aus, und was dabei das Sonderbarſte iſt, daß man nach der Entzündung und dem Schlage immer das Kapellenſilber wieder weiß, rein und in der nämlichen

*) S. Crells Annalen 1789, II, 421.

Geſtalt und dem Verhalten ſo findet, wie es vor dem anfänglichen chemiſchen Niederſchlage geweſen.

Die oben, S. 129, angeführte Vermuthung, daß ein Deutſcher der Erfinder des Knallſilbers geweſen, rührt von einem Schreiben her, welches im Auszuge in der neuen Literatur- und Völkerkunde für das Jahre 1789 Nr. 2. Febr., S. 137 ſteht; das Schreiben iſt aus M** vom 30ſten October 1788 datirt und der Schreiber unterzeichnet ſich bloß mit **t. Er ſagt, daß ihn der Zufall auf dieſe ganz neue chemiſche Bildung gebracht habe, die eben ſo ſonderbar, als gefährlich und ſchreckbar in ihrer Wirkung ſei. Einige unlängſt vorgenommene chemiſche Verſuche hätten ihn veranlaßt, ſich zu Miſchungen verſchiedener Salze, auch des feinen Silbers zu bedienen und ſolches damit zu verſetzen, und daß eine derſelben durch die bloße Berührung eines kalten Körpers eine ſolche angenblickliche Entzündung und einen ſo großen Schlag gegeben, daß ſie nicht allein das Gefäß, worin ſie enthalten war, in viele Stücke zerſchlagen, ſondern auch ohne genommene Vorſicht, ihm es ſelbſt hätte gefährlich werden können. Der Verfaſſer des gedachten Schreibens meldet ferner, daß er aus Paris von einigen Freunden, denen er unlängſt ſeine Verſuche mitgetheilt habe, vernommen, daß der Chemiſt Herr Berthollet daſelbſt, der uns ſchon im Jahre 1785 ſeine Theorie des Schlaggoldes gegeben habe, ſich auch mit dieſem Verſuche abgeben wollen. Nach dieſem Berichte würde dieſe Erfindung allerdings den Deutſchen angehören; allein es ſcheint doch einigem Zweifel zu unterliegen, da Berthollet im Jahre 1785 eine Theorie des Schlaggoldes gegeben hat, ſo konnte er auch wohl leicht auf die Verfertigung des Schlagſilbers geleitet worden ſeyn. Die Verfahrungsart bei der Bereitung des Knallſilbers, die uns der ungenannte Landsmann angiebt, ſtimmt mit der oben von Berthollet angegebenen ganz überein. Man nimmt nämlich feines Kapellenſilber,

löſet ſolches in Salpeterſäure, wie gewöhnlich, auf, ſchlägt dieſe Auflöſung mit Kalkwaſſer nieder, gießt das Flüſſige vom Niederſchlage langſam ab, und ſtellt dieſen Niederſchlag drei Tage lang an die Luft, damit er trockne; dann vermiſche man den trocknen Niederſchlag mit der Salmiakſäure, und von dem ſich daraus ergebenden ſchwarzen Pulver gieße man die Flüßigkeit ſanft ab; und laſſe es wieder an der Luft langſam trocknen, ſo iſt der Niederſchlag fertig.

Auch einige andere Silberkalke oder Oxide äußern knallende Eigenſchaften, an denen übrigens kein flüchtiges Alkali hängt. Klaproth's Niederſchlag des Silbers aus Salpeterſäure durch Sauerkleeſalzſäure knallt oder verpufft nur, wenn es erhitzt wird. Weſtrumb ſtellte Verſuche an. Er löſete ein Quentchen von ſeinem ſelbſt bereiteten natürlichen Sauerkleeſalze in Waſſer auf, theilte dieſe Auflöſung in zwei gleiche Theile und tröpfelte in die eine Auflöſung ſalpeterſaures Silber, und in die andere ſalpeterſaures Queckſilber. Wie kein Niederſchlag weiter entſtanden, ſo wurde die Flüſſigkeit filtrirt, die Niederſchläge ausgeſüßt und getrocknet. Der Queckſilberniederſchlag war weiß und knallte, der Silberniederſchlag aber ſchwärzlich und verpuffte gewiſſermaßen. Die Erfindung dieſes Knallſilbers, welches wohl von dem oben angeführten zu unterſcheiden iſt, wird dem Herrn von Päcken von einem Chemiker zugeſchrieben, ſie gehört aber dem verſtorbenen Ober-Medicinalrath Klaproth an, wie ſolches Weſtrumb in ſeinen kleinen phyſikaliſch-chemiſchen Abhandlungen, I. 1786 2. Heft, S. 228 anführt. Becherhinn brachte das mit Aetzgeiſte aus Salpeterſäure gefällte Silber, an welches derſelbe nach ſchnellem Abtrocknen etwas entbrennſtofte Salzſäure gebracht hatte, auf einem erwärmten Bleche zu einer ſtarken Verpuffung. Demſelben Chemiker zerſprang, als er ein Quentchen Hornſilber mit 2 Quentchen Queckſilber in einer mit dieſem Gemiſche um einen dritten Theil

angefüllten Retorte unter einander ſchüttelte, ohne eine äußerliche Wärme anzubringen, die Retorte mit einem ſo heftigen Schlage, daß die Stücken des Gefäßes in der Stube herumgeſchleudert, der Arm aber, mit deſſen Hand er den Hals der Retorte hielt, ſtark gedreht, und der ganze Körper erſchüttert wurde; daß aber bei dieſen Fällen auch der zum Knalle unentbehrliche Grundſtoff, das Waſſerſtoffgas nicht gemangelt habe, ungeachtet kein flüchtiges Alkali bei einigen mit im Spiele iſt, iſt leicht einzuſehen.

Was das Knallgold, Platzgold, Aurum fulminans s. tonitruans; Fr. Or fulminant; Engl. Fulminating Gold; Ital. Ore fulminante anbetrifft, ſo iſt deſſen Bereitung ſchon alt. Denn ſchon Baſilius Valentinus gedenkt des Knallgoldes und lehrt deutlich deſſen Bereitnng. Es iſt nähmlich ein Niederſchlag des Goldes aus der Auflöſung in dem Königswaſſer; den Namen Knall- oder Platzgold hat er daher erhalten, weil er wenn er erwärmt oder auch nur bis auf einen gewiſſen Grad gerieben wird, einen Knall erregt, den man mit dem Knalle des Donners vergleichen kann, und der ihn vielleicht wohl noch übertrifft. Die immer üblich geweſene Bereitungsart des Knallgoldes beſteht darin, daß man dieſes Metall in einer zureichenden Menge von Königswaſſer auflöſet, welches gewöhnlich mit der Salpeterſäure und dem Salmiake gemacht wird; man ſchlägt hierauf das Gold durch den Zuſatz einer hinlänglichen Menge Alkali nieder. Es entſteht ſchnell ein ziemlich häufiger Niederſchlag, der eine gelbröthliche Farbe hat, und dieſer Niederſchlag iſt, wenn er abgeſpült und getrocknet worden, das Knallgold. Die Farbe ſoll übrigens nicht immer gleich ſeyn; denn nach Baumē ſoll ſie gelb ausſehen, wenn man zu viel Alkali, pomeranzengelb oder röthlich, wenn man gerade ſo viel Alkali, als nöthig iſt, hineingegoſſen hat. Es hat, wenn es gehörig ausgeſüßt worden und nicht kupferhaltig iſt, gar keinen Geſchmack. Nach

Digitized by Google

einigen Chemiſten, z. B. Bergmann, Weſtendorf, ſoll das Ausſüßen zur Vermehrung der Knallkraft beitragen; dagegen behaupten Barner und Lewis, daß das Knallgold beſſer platze, wenn es nicht ausgeſüßt oder abgeſpült worden. Das Abtrocknen muß vorſichtig vorgenommen werden. Boerhave ſchreibt dazu eine Wärme von 80 Graden nach Fahrenheit vor. Nach Malouis und ſchon nach Stahls Bemerkung kann es die Sonnenhitze zur Verplatzung bringen; auch das Erhitzen beim Abreiben deſſelben in einem Mörſer bringt eine Explosion hervor. Nach Baumé ſoll es erſt nach der Siedehitze des Waſſers abknallen, und nach Bergmann muß ein Knallgold, welches ſich durch die bloße Sonnenwärme entzünden ſoll, auf eine ſehr gute Art bereitet ſeyn.

Daß das Knallſilber und das Knallgold aus ähnlichen Urſachen verknallen, iſt leicht einzuſehen; allein Erſteres hat vor dem Letzteren dennoch viel an Wirkſamkeit voraus, weil ſchon der gelindeſte Druck, das ſanfteſte Reiben ein Abknallen verurſacht. Man hat die Wirkung des Knallgoldes und Knallſilbers oder vielmehr die Exploſion ſelbſt auf vielfache Art zu erklären geſucht. Schon Friedrich Hoffmann ſuchte darzuthun, daß bei der Fällung des Knallgoldes ſich nicht ſowohl ein Salpeterſalz, als auch elaſtiſche luftartige Theile an das Gold anhängen; Bergmann, durch Erfahrung geleitet, widerlegt das Anhängen eines Salpeterſalmiaks, Salpeter oder Digeſtivſalzes an dieſes Goldoxid. Ein Digeſtiv-Salz ſoll in dem Knallgolde daher nicht enthalten ſeyn, weil man aus einer Goldauflöſung, die mit einem aus bloßer Salz- und Salpeterſäure bereiteten Königswaſſer verfertiget worden, durch die Fällung mit flüchtigem Alkali, wo ſich kein Digeſtivſalz erzeugen kann, einen knallenden, mit feuerbeſtändigem Gewächslaugenſalze hingegen, wo ſich ein dergleichen Salz erzeugt, ein nicht knallendes Goldoxid erhält. Der oben genannte Schriftſteller erhielt auch durch die Auflöſung eines nicht knallenden

Goldoxides in Schwefel- oder Vitriolſäure, ingleichen in der Salzſäure und in der Salpeterſäure, und durch das Niederſchlagen dieſer Auflöſungen mit ätzendem flüchtigen Laugenſalze wirkliches Knallgold. Das aus der Salpeterſauren Auflöſung des nicht knallenden Goldoxides durch hinzugegoſſenes Waſſer ſich niederſchlagende Goldpulver wurde durch das Digeriren mit ätzendem Salmiakgeiſte Knallgold. Auch das Kochen des Knallgoldes mit Waſſer kann daſſelbe ſeiner platzenden Kraft nicht berauben. Da der Salpeterſalmiak dagegen ſehr leicht auflöslich im Waſſer iſt, ſo erhellt auch hieraus, daß dieſe Kraft nicht von einem abhängigen Salpeterſalmiak herrühre. Wenn man endlich Salpeterſalmiak mit einem nicht platzenden Goldoxide durch Reiben, Auflöſen, Degeriren und Trocknen verbindet, ſo erhält man kein Knallgold, ſondern nur ein Pulver, welches in der Wärme knallt. Nach Scheel erhält man ein knallendes Goldoxid, wenn man das Gold in dephlogiſticirter Säure auflöſet und durch flüchtiges Alkali niederſchlägt. Nach dem Herrn von Weſtendorf ſoll durch das Kochen des Knallgoldes mit Waſſer in der Papinianiſchen Maſchine die Knallkraft deſſelben vermindert werden können, wovon die über den Siedegrad vermehrte Hitze des Waſſers die Urſache iſt. Wird das Knallgold mit Waſſer angefeuchtet, ſo platzt es nicht auf einmal, ſondern, ſo wie es trocknet, kniſtert ein Theil nach dem andern, wie Kochſalz, ab; auch verliert es nach Bergmann ſeine platzende Eigenſchaft in ſo weit, daß es nur kniſtert, wenn es an einem feuchten Orte aufbewahrt worden. Das künſtliche Knallgold iſt oft von einer ſolchen Beſchaffenheit. Wenn man aber Knallgold zu wiederholten Malen mit vielem Waſſer kocht und es ſorgfältig trocknet, ſo platzt es hernach nimmer. Unausgeſüßtes platzt ſehr ſchwach; mit kaltem Waſſer gewaſchenes mit einem ſchwachen Schalle und einer weitſchweifigen, hellen Flamme; mit heiſſem Waſſer endlich abgeſpült, mit einer

ſchwachen Flamme und einem ſehr ſtarken Knalle. Vermiſcht man Schwefel ſorgfältig mit dem Knallgolde, ſo wird dem Letzteren durch Erſteren ſeine knallende Eigenſchaft gänzlich benommen. Bei dieſen Verſuchen trägt man das Knallgold entweder nach und nach in kleinen Portionen auf den fließenden Schwefel, oder man trägt das Gemenge von einem Theile Knallgolds und eben ſo viel oder zweimal mehr Schwefel in einen ſo weit erhitzten Schmelztiegel ein, daß der Schwefel gleich zu brennen anfängt, wobei jedoch einige Knallgoldtheilchen abkniſtern. Baſilius Valentinus war der Erſte, der es wagte Knallgold durch Schwefel zu entkräften. Man kann überhaupt das Knallgold durch den Zuſatz verſchiedener Materien, z. B. Erden, Laugenſalze, Mittelſalze, ja auch ohne Zuſatz ſeiner Knallkraft berauben, wenn man es nach und nach zu wiederholten Malen einer ſolchen Hitze ausſetzt, bei welcher es faſt abknallen könnte; es wird hierdurch ſchwärzlich und knallt endlich gar nicht mehr. Eſchenbach, Weſtrumb und Leonhardi haben ſich durch Verſuche hinlänglich überzeugt, daß ohne ein entweder in dem Auflöſungsmittel gegenwärtiges oder zur Fällung gebrauchtes flüchtiges Alkali kein wahres Knallgold erhalten werden kann; auch kommt Alles bei dem Platzen des Knallgoldes darauf an, daß nach den Erfahrungen Scheelens, Bergmanns, Berthollets, Fourcroys und Woulfs, das in waſſergeſtoffte Luft zerlegbare flüchtige Alkali bei der Erhitzung des Knallgoldes ſo zerſetzt wird, daß ſich deſſen Brennſtoff zum Theil mit dem leicht wiederherſtellbaren Goldoxide ſchnell verbindet, zum Theil mit Wärmeſtoff verbunden, ſchwächlich leuchtend verfliegt; der zweite Beſtandtheil von dem gedachten Salze hingegen durch den Wärmeſtoff luftförmig entbunden wird, und durch ſeinen ſchnellen Ausbruch in die umgebende Luft, ſie mag athembar oder ſogar Luftſäure ſeyn, die ſchallende Erſchütterung bewirke, dergleichen in feſtverſchloſſenen, vorzüglich metal-

liſchen Gefäßen, wo dieſe Luft wegen des verhinderten Ausbruches, ſich nicht gern ausbilden, ſondern bloß als Dampf entwickelt werden kann, und von den Zwiſchenräumen des Gefäßes nur aufgenommen wird, ungeachtet der Zerlegung des flüchtigen Laugenſalzes und der Wiederherſtellung des Goldoxides, durchaus nicht erfolgt. Bei dem Schlagſilber iſt daher dieſelbe Theorie des Schlaggoldes anzuwenden. Die Säure, welche ſich an das niedergeſchlagene Silber anhängt, und feſtgeheftet hat, vermiſcht ſich mit den Waſſertheilchen des Salmiaks und aus dieſer Verbindung entſteht eine im Dunſte gehüllte Flüſſigkeit, welche alle ihr eigene Elaſticität und das Ausdehnungsvermögen hat, und nach derſelben bei der durch die Körperkälte veranlaßten Ausdünſtung mit einem ſo ſchrecklichen Erfolge wirkt. — Bei dem Golde wirkt ſchon der achte Theil von einem Grane, auf einer Meſſerklinge erhitzt. Es platzt ſehr heftig. Zehn bis zwölf Gran durchlöchern, wenn ſie platzen, eine Metallplatte, worauf ſie liegen. Ein halber Gran läßt auf Silber, nach dem Verplatzen, ein Grübchen zurück, worin eine Erbſe liegen kann. Ein Gulden, den man auf Knallgold legt, wird bis 6 Ellen hoch bei dem Platzen in die Höhe geworfen und dabei vergoldet, nach Teichmeyers und Bergmann's Verſicherung, wird ein zur Seite des platzenden Knallgoldes gehaltenes Licht ausgelöſcht. Wenn einige Unzen davon verknallen, ſo ſpringen Thüren und Fenſter davon entzwei, Oefen werden zerſchlagen und die Umſtehenden gefährlich verwundet. Seine Wirkung iſt nach allen Richtungen. In verſchloſſenen Gefäßen, die es nicht zerſprengen kann, giebt eine geringe Menge deſſelben einen kaum merklichen Knall von ſich, und in ganz verſchloſſenen ſtarken metallenenen Gefäßen reducirt es ſich ohne einige gewaltſame Wirkungen in der Stille, dergeſtalt, daß ſolche eiſerne Kugeln, die bei der Erhitzung von dem in ihnen befindlichen Schießpulver zerſprengt werden, von dem Knallgolde unverſehrt

Digitized by Google

bleiben. Zwiſchen zwei Papieren verplazt, wird es zum Theil reducirt, zum Theil in ein röthliches oder violettes Pulver verwandelt. Daſſelbe erfolgt in haltbaren gläſernen Gefäßen. Die rothen Theilchen werden von einigen älteren Chemiſten Goldblumen genannt. Von dem aus dem Leiter gezogenen elektriſchen Funken wird nach le Roi und Baumé das Knallgold nicht entzündet, wohl aber durch den Leydenſchen Schlag mit vieler Heftigkeit. Auf allen den Metallen, welche das Gold aus ſeiner Auflöſung metalliſch fällen können, als auf Silber, Kupfer-, Eiſen-, Platina- und Goldblechen, desgleichen auf Kobaltkönig und Zinke verplazt, leidet das Gold keine Veränderung, ſondern hinterläßt einen wirklichen Goldüberzug, der auf Silber, Platina und Gold am ſchönſten ausfällt. Auf ſolchen Metallen hingegen, welche das Gold aus ſeiner Auflöſung als einen violetten Staub fällen, wie z. B. nach Sage das Zinn, Bley, Wismuth ꝛc. verwandelte ſich das Knallgold bei ſeinem Verplatzen, ſo wie zwiſchen Papiere und Spielkarten, in einen violetten Staub, welche mit ſechzehn Theilen weiſſem Glaſe auf einem Porzellanſcherben geſchmolzen, wie Caſſius Goldpurpur zu einem purpurfarbenen Glaſe floß. Nach Marggraf löſet ſich das Knallgold bei ſeiner Fällung aus der Goldauflöſung mit flüchtigem Alkali, wenn man Mehreres von dieſem Fällungsmittel hinzuſetzt, wieder auf; das Gold fällt aber aus der flüchtigen alkaliſchen Auflöſung, bei dem bloßen Ausſtellen derſelben an die Luft oder in die Wärme nach und nach wieder nieder. Was den Nutzen des Knallgoldes anbetrifft, ſo wird es von Einigen als eine Emailfarbe empfohlen und ehemals wurde es auch in der Medizin als ein Arzneimittel gebraucht. Man gab es von ½ bis zu 6 Granen, und zwar das mit bloßem Waſſer abgeſüßte als ein Brech- und Abführungsmittel, welches den Abgang oder die Excremente ſchwarz und auch vielfarbig macht, das mit Weingeiſt hingegen abgeſüßte, als ein

blutreinigendes und ſchweißtreibendes Mittel. Von Einigen wurde es für eine ſpecifiſche Arzeney bei kalten Fiebern, bei hypochondriſchen Zufällen, Darmgichten, Verzuckungen, Windſuchten und Kolikſchmerzen der Kinder empfohlen, vorzüglich gab man es aber zur Unterdrückung des durch Queckſilber erregten Speichelſtuſſes, wegen ſeiner abführenden und Schweißtreibenden Eigenſchaft. In gegenwärtiger Zeit iſt es aus der Medizin gänzlich verbannt worden. — Das Knallſilber wird auch nur zu Gegenſtänden des Vergnügens gebraucht, wie z. B. zu Knall-Fidibus ꝛc., ſonſt hat man daſſelbe bis jetzt zu Gegenſtänden des Betriebes nicht angewendet.

Reinigungen des Silbers im Kleinen. Durch Bley. Man nimmt hierzu eine Kapelle und läßt ſie in einem Reverberierofen glühen. Die Menge Bley, ſo man zuſetzt, iſt nicht immer dieſelbe, und man nimmt deſſelben mehr oder weniger, je nachdem das Silber, welches man abtreiben will, rein oder legirt erſcheint. Um daher dieſes Verhältniß genau zu beſtimmen, bringt man einen Theil Silber mit zwei Theilen Bley in die Kapelle, und wenn man merkt, daß das Korn nicht fein genug ausfällt, ſo muß immer noch etwas Bley zugeſetzt werden, bis es hinlänglich iſt. Nachher wird die Menge des zugeſetzten Bleyes berechnet, und man findet, wie viel zur Feinmachung des Silbers erfordert wird. Das Bley muß vollkommen fließen, ehe man das Silber hineinthut und ſogar die Bleyglätte, die über dem geſchmolzenen Bley ſchwimmt, muß ſchmelzen; denn trüge man das Silber früher hinein, ſo würde die Materie umherſpritzen, geſchieht es aber ſpäter, als das Bley hell fließt, ſo würde die Arbeit mißlingen, weil das Bley durch die Verkaltung zu ſehr vermindert würde. Wenn daher das Bley hell fließt, ſo trägt man das Silber, in ein Bleyblättchen gewickelt, hinein. Papier taugt nicht hierzu, weil es ſich an die Kapelle anhängen könnte. Wenn das Silber ſchmilzt, ſo dreht es ſich beſtändig von oben

Digitized by Google

nach unten, und von unten nach oben, und bildet kleine Kügelchen, welche immer zunehmen, je nachdem die Maſſe vermindert wird. Dieſe Kügelchen nehmen ſelbſt an Menge ab, und fließen endlich in eins zuſammen, welches die ganze Materie bedeckt, und ſich mit einem Bliß oder Blick darauf figirt, jedoch ſich immer noch in ſich ſelbſt herumdreht. Man bemerkt endlich kein Drehen mehr und das Korn erſcheint roth, nachher weiß, ſo daß man es kaum von der Kapelle unterſcheiden kann, und bleibt ganz unbeweglich. Nimmt man es zu früh heraus, wenn es noch umdreht, und die Luft kommt hinzu, ſo fängt es an zu vegetiren, breitet ſich in längliche Streifen oder in eine unordentliche Maſſe aus, und ſprützt zuweilen aus der Kapelle. Das Kapelliren im Großen, iſt von dem im Kleinen etwas verſchieden, ſ. Reinigung des Silbers von ſeinen Erzen; unter Silbererz.

Reinigung des Silbers mit Salpeter. Man läßt das Silber in einem Tiegel ſchmelzen, und wirft, wenn es fließt, Salpeter darauf, und läßt beides untereinander ſchmelzen. Hierauf wird der Tiegel vom Feuer genommen, und die Maſſe in ein Gefäß voll Waſſer ausgegoſſen. Man rührt nun das Waſſer während des Eingießens ſtark um, ſo wird das Silber gekörnt, und fällt außerdem als eine ganze Maſſe darin nieder. Das Silber wird auf dieſe Art dreimal geſchmolzen und jedesmal mit zwei Unzen Salpeter und einem Quentchen kalcinirten Borax auf die Mark Silber verſetzt. Das dritte Mal läßt man den Tiegel erkalten und ruhig ſtehen, oder gießt es in eine Zinnform aus. Nachdem es darin erkaltet iſt, findet man einen feinen Silberkönig unten; die drüber ſitzenden Schlacken beſtehen aber aus Salpeter und den fremdartigen Materien, die mit dem Silber vermiſcht waren. Der Tiegel muß mit einem andern umgekehrten kleinen Tiegel bedeckt und das Ganze verklebt oder mit Lehm beſtrichen werden, wenn nähmlich mit bloßem Salpeter die Reinigung geſchehen ſoll, in welchem

Falle das Silber mit dem Salpeter Schichtweiſe in einen Tiegel getragen werden muß, bedient man ſich eines Fluſſes, worin der Salpeter nur den dritten Theil ausmacht, ſo kann man die Schmelztiegel mit einem wohlpaſſenden Deckel bedecken. Der kleine oder der Aufſatz-Tiegel muß in ſeinem Boden ein Loch haben, welches dazu dient, den zur Operation nöthigen Grad der Wärme zu erkennen. Das Leuchten und Ziſchen, welches wahrgenommen wird, wenn man an das Loch eine glühende Kohle hält, wird von einem Theile Salpeter verurſacht, der während des Verpuffens in Subſtanz in die Höhe geriſſen wird. Einige Chemiker ſchlagen vor zu dem in Körner verwandelten Silber einen vierten Theil ſeines Gewichts recht trockenen Salpeter, einen achten Theil Potaſche oder auch ein anderes Alkali, und etwas gemeines Glas, welche Zuſätze ſämmtlich gepulvert ſeyn müſſen, zuzuſetzen. Ein ſolcher gereinigter Salpeter iſt den Gold- und Silberarbeitern vorzüglich nützlich oder zu empfehlen, weil es ſehr geſchmeidig iſt, und dadurch alle beigemiſchten Metalle, Gold ausgenommen, ganz verliert, welches bei dem Abtreiben oder Silberbrennen nicht geſchieht, weil durch die Erfahrung bekannt geworden, daß wenn das Silber noch ſo gut durch das Bley getrieben worden, doch noch etwas Kupfer, ungefähr $\frac{1}{2}$ Quentchen von demſelben, in einer Mark Silber beigemiſcht bleibt.

Reinigung des Silbers durch Schwefel, nach Homberg. Man verkalkt das Silber mit der Hälfte ſeines Gewichts ordinären Schwefel, und wenn beides gut zuſammengeſchmolzen worden, wird nach und nach eine gewiſſe Menge Stahlfeile hineingeworfen, wodurch der Schwefel das Silber verläßt, verbindet ſich mit dem Eiſen, und beide bilden einen Schaum, welcher oben aufſchwimmt. Im Grunde des Tiegels bleibt das reine Silber liegen.

Auf naſſem Wege reiniget man das Silber, wenn man drei Theile Silber mit einem Theile Gold in einem

Digitized by Google

Tiegel bei ſtarkem Feuer ſchmilzt, und die geſchmolzene Maſſe nach und nach in kaltes Waſſer um ſie zu kӧrnen gießt. Wenn Waſſer abgegoſſen und die Kӧrner trocken geworden, ſo werden ſie in zwei bis drei Mal ſo viel Scheidewaſſer aufgelӧſet. Das Gold, welches in dem Gefäße zu Boden fällt, heißt geſchiedenes Gold. Man gießt nun die Silberauflӧſung ſachte in eine Schüſſel ab, worein vorher ein Kupferblech und etwa zehn- bis zwӧlfmal ſo viel Waſſer gethan werden. Man läßt nun dieſe Miſchung einige Stunden ſtehen, bis man bemerkt, daß das Kupfer mit dem Silberniederſchlag bedeckt und das Waſſer blau geworden iſt. Die Flüſſigkeit wird dann filtrirt und heißt nun geſchwächtes Scheidewaſſer. Man nimmt den Silberniederſchlag von dem Kupfer ab, und läßt ihn trockenen, ſchmelzt denſelben in einem Tiegel, mit etwas Salpeter, und gießt ihn in die Zinnform.

Verkalkung des Silbers zur Bereitung künſtlicher Edelſteine. Man nimmt hierzu zwei Unzen fein gefeiltes Kapellen-Silber und vermengt es mit 6 Unzen ätzenden Queckſilberſublimats. Beides thut man zuſammen in eine lutirte Phiole und ſetzt dieſe einige Minuten auf Kohlfeuer, und läßt ſie erkalten. Die Phiole wird geӧffnet, das Flüchtige und Fixe unter einander gerieben, beides wieder in eine andere Phiole gethan und dieſe einige Minuten auf Kohlfeuer geſetzt. Wenn dieſe Arbeit viermal wiederholt worden, ſo findet man zuletzt das Silber im Grunde des Gefäßes, in Form eines gelben ſchmelzbaren Wachſes liegen. Dieſe Maſſe wird nachher in geſchmolznes Glas eingetragen, und in allem ſo verfahren, wie im Art. Edelſtein, künſtlicher, Th. 10, S. 105 gelehrt worden iſt. Da dieſes Silber ſich nicht zerreiben läßt, ſo wird es zum Gebrauch in kleine dünne Blättchen zerſchnitten, und bloß der fixe Theil davon genommen.

Verkalkung des Silbers mit Schwefel zur Emailarbeit. Die Silberbleche werden mit ſo vielen

Schwefelblumen Schichtweiſe in einen Tiegel eingetragen, daß das Silber jedesmal von Letzterem bedeckt wird. Man hält den Tiegel ſo lange im Feuer, bis Alles glüht, ſo wird das Silber zerreiblich und kann in einem gläſernen Mörſer zu einem feinen Pulver zerrieben werden. Man verfährt auch auf folgende Weiſe, und läßt eine Unze Silberfeile mit einer halben Unze Schwefelblumen in einem Tiegel glühen, oder man läßt das Silber zuerſt im Tiegel gut glühen, und wirft den Schwefel darauf.

Silberniederſchlag zum Emailliren. Man löſet eine Unze Silber in zwei bis drei Unzen Salpetergeiſt auf, ſchlägt die Auflöſung nieder und ſüßt den Niederſchlag mit Waſſer aus. Man kann auch eine Salzlauge in die Silberauflöſung gießen, die vorherangezeigte Methode iſt jedoch die beſte.

Dem Silber eine ſchöne weiße Farbe zu geben. Man glüht das Silber auf Kohlenfeuer ſo lange aus, bis es röthlich zu werden anfängt; dann läßt man es eine Viertelſtunde lang in Waſſer ſieden, worin gleiche Theile Salz und Weinſtein aufgelöſet worden. Man nimmt das Silber heraus und bürſtet es in reinem Waſſer gut ab. Dann nimmt man guten Weinſtein, in Papier gewickelt, und legt ihn ins Feuer bis er verbrannt iſt, und nicht mehr raucht, worauf er mit einer Keule in einem Mörſer zu feinem Pulver zerrieben werden muß und mit reinem Waſſer zu einem Teige gemacht wird. Mit dieſem Teige reibt man das Silber, glüht es noch einmal aus, und löſcht es in kaltem Waſſer ab. Die noch zurückgebliebenen ſchwarzen Flecken werden mit einer Bürſte von Schweinsborſten gut abgerieben, das Silber zwei Minuten lang in Waſſer, worin Weinſtein aufgelöſet worden, geſotten, und dann in reinem Waſſer abgeſpült.

Einem ſpröden Silber Geſchmeidigkeit zu geben. Man nimmt z. B. eine Mark Silber und thut ſolche mit einer halben Unze Glas, einer Unze Salpeter,

Digitized by Google

einer Viertelunze Borax und einer halben Unze Steinſalz in einen Tiegel, welcher Tiegel mit einem kleineren bedeckt und verklebt werden muß, wie oben, S. 142, angeführt worden. Hierauf giebt man ſtarkes Feuer, bis man das Silber aufgelöſet glaubt; dann die Tiegel mit glühenden Kohlen überſchüttet, jedoch ſo, daß die Oeffnung frei bleibt, und läßt ſie von ſelbſt erkalten. Wenn man den oberen Tiegel abnimmt, ſo findet man alle Unreinigkeiten, die das Silber ſpröde machten, darin angeflogen; man ſchmilzt das Silber hierauf noch einmal in einem Tiegel und wirft eine halbe Unze fein zerriebenen Weinſtein dazu. Wenn Alles gut geſchmolzen worden, gießt man es in eine Zainform, und findet dann das Silber geſchmeidig und ſtreckbar.

Silber aus einem vergoldetem Teige zu erhalten, ohne Verluſt des Goldes. Man wählt hierzu einen ſtark vergoldeten ſilbernen Ring, und bohrt ein Loch hinein, welches bis auf das Silber geht; dann legt man den Ring in Salpetergeiſt und ſtellt das Gefäß an einen warmen Ort, ſo wird das Silber aufgelöſet werden, das Gold aber unverſehrt bleiben.

Zu erforſchen, ob das gekörnte Silber Gold enthält. Man ſtreicht die Silberkörner auf einen Probeſtein, und läßt ein Paar Tropfen Scheidewaſſer auf den Anſtrich fallen und eine Weile darauf ſtehen. Iſt in dem Silber Gold enthalten, ſo werden einige Spuren von dem Anſtriche auf dem Steine zurückbleiben, wenn nicht, ſo verſchwindet der ganze Strich.

Silber von weißem Kupfer zu unterſcheiden. Man vermiſcht Zinnober und Schwefel mit einander, ſtreut es auf das Metall und zündet es an. Sobald dieſe Miſchung verbrannt iſt, ſo erkennt man leicht, ob das Metall Silber oder Kupfer iſt.

Ein Stück Silber in einem ſilbernen Löffel zu ſchmelzen. Man beſtreiche den Löffel mit Borax oder Steinöl und reibe das Silber mit Salpeter oder

Steinſalz ab, lege es in den Löffel und halte denſelben über die Flamme eines Lichtes, ſo ſchmelzt das Silber.

Dem Silber eine vollkommene Goldfarbe zu geben. Man löſe 8 Unzen Silber in gemeinem Scheidewaſſer auf und ſetze 4 Unzen Aloe hepatica, 6 Unzen Gelbwurzel und 2 Unzrn präparirte Tutie, die mehrere Male in Urin abgelöſcht worden, hinzu. Alle dieſe Materien trage man in die Silberauflöſung, ſo werden ſie ſich auflöſen, und gleich einem Schwamme oben aufſchwimmen. Das Gefäß muß groß und weit ſeyn, damit die Miſchung nicht über den Rand tritt. Wenn man nachher das Silber herausnimmt, ſo findet man 10 Unzen vollkommen wie Gold gefärbt. Hierbei iſt zu bemerken, daß die 2 Unzen Uebergewicht des Silbers die Kapelle nicht aushalten, ſondern bei dem Abtreiben mit Bley wieder verſchwinden.

Mahlerſilber. Man nimmt hierzu ein Stückchen feines Silber, ſchlägt es ganz dünn und ſchneidet es in kleine Stückchen, oder man nimmt auch die Abſchnitzel der geſchlagenen Silberblättchen. Dieſe löſe man in einer Phiole oder einem porzellanenen Gefäße in hellem Scheidewaſſer auf. Wenn das Silber nach vierundzwanzig Stunden gut aufgelöſet worden, ſo gießt man das Scheidewaſſer ab, und wäſcht die Materie fünf- bis ſechsmal mit reinem Waſſer aus, bis es geſchmacklos abgeht, und das Silber keinen Geruch vom Scheidewaſſer mehr hat. Verſucht man einen Tropfen davon auf der Zunge und findet man es ganz geſchmack- oder geruchlos, ſo läßt man das Silber in Porzellanſchälchen trocknen. Will man ſich deſſelben nachher bedienen, ſo feuchtet man es mit etwas Gummiwaſſer oder Kandiszucker an.

Das Silber von allem Schmutze zu reinigen. Man beſtreiche das Silber mit zerfloſſenem Weinſteinöl und bringe es über glühende Kohlen; dann in Waſſer geſotten, worin etwas Weinſtein und Kochſalz aufgelöſet worden.

Silber vom Kupfer oder anderer Legierung zu ſcheiden. Man nimmt ½ Unze Spaniſch- oder Berggrün, 1 Unze weißen Vitriol (Zinkvitriol), eben ſo viel Schwefel und eine halbe Unze Alaun. Man läßt Alles zuſammen mit Weineſſig in einem Glaſe ſieden und thut das legierte Silber hinein, ſo wird die Flüſſigkeit das Kupfer ausziehen und auflöſen, und das Silber rein zurücklaſſen.

Dem Silber einen hohen Glanz zu geben. Man löſe Alaun in Waſſer auf, ſo daß die Auflöſung ſtark damit geſättiget wird, und ſchäume ſie ſorgfältig ab, dann vermiſche man ſie mit Seiſe, und reibe das Silber in dieſer Flüſſigkeit mit einem leinenen Lappen ab.

Verſchiedene Arten das Silber zu reinigen. Man löſe weiße geſchabte Seiſe in einer Kanne mit warmen Waſſer auf; in eine zweite Schale thue man etwas Weinhefen gleichfalls mit einer Kanne warmen Waſſers, und in eine dritte etwas Potaſche mit einer gleichen Menge warmen Waſſers. Man reibe hierauf das Silber mit einer Bürſte ab, die man zuerſt in die Weinhefenauflöſung, dann in die der Potaſche, und zuletzt in die der Seiſe eintaucht. Zuletzt waſche man das Silber in reinem Waſſer ab, und trockene es mit einem reinen Tuche. Man kann auch gebrannten feinen Talk pulveriſiren, ihn durch ein feines Sieb ſchlagen und das Silber mit einem Stückchen Tuch oder Zeug damit reiben. — Zweite Vorſchrift. Man bringe das Silber, welches man reinigen will, ins Feuer, und bedecke es mit glühenden Kohlen, bis es kirſchbraun geworden, worauf man es erkalten läßt. Während des Glühens darf man es aber nicht mit Eiſen berühren, eben ſo wenig darf man es zu ſtark glühen, beſonders wenn es gelöthet iſt, weil ſonſt das Loth ſchmelzen würde. Wenn es daher Lampenketten ꝛc. ſind, ſo muß man dieſe auseinander nehmen und in ein gelinderes Feuer bringen. Den Grad des Letztern ſicher zu beſtimmen, darf man nur etwas

Digitized by Google

Kohlenpulver darauf werfen, es anbrennen, ſo iſt es ein Zeichen, daß das Silber erhitzt genug iſt, und daß man es aus dem Feuer nehmen muß. Um ihm nun ſeine völlige Weiße wieder zu geben, verfährt man auf folgende Weiſe: Man nimmt ein kupfernes oder hölzernes Gefäß von gehöriger Größe, gießt ſo viel reines Waſſer hinein, daß das Silber-Geſchirr damit bedeckt wird, und dann daſſelbe mit Scheidewaſſer verſetzt. Um das Maaß genau zu beſtimmen, taucht man den Finger in daſſelbe und bringt einen Tropfen auf die Zunge. Sobald es etwas beißt, ſo iſt es hinlänglich mit Scheidewaſſer geſättiget. Die meiſten Künſtler gießen ein Glas Scheidewaſſer in einen Eymer gewöhnlichen Waſſers, und wenn dieſes Waſſer bereitet worden, ſo läßt man es in einem Keſſel ſieden, und reibt das Silber mit einer Bürſte ab, bis es weiß geworden. Hierauf aus dem Keſſel genommen, in eine Schüſſel mit reinem kalten Waſſer getaucht, und wiederum abgebürſtet, worauf es abgetrocknet wird. Eine zweite Methode beſteht darin: daß man einen Eymer Waſſer, in welchem eine Hand voll Salz mit ungefähr 2 Pfd. Weinſtein aufgelöſet worden, in einem Keſſel über dem Feuer ſieden läßt. Nachdem das Silber im Feuer geglühet worden, wirft man es in den Keſſel, und läßt es eine Weile darin ſieden, bis es weiß geworden. Dann herausgenommen, und mit kaltem reinem Waſſer abgewaſchen, oder man reibt es mit einer ſtarken Bürſte mit feinem Sande. Zuletzt wird es in friſchem reinem Waſſer vollends weiß gewaſchen und abgetrocknet. So lange das Silber im Feuer iſt, darf keine Aſche darauf kommen, weil dadurch ſchwarze Flecken entſtehen, die ſchwer wegzubringen ſind, und öfters die ganze Arbeit noch einmal nothwendig machen.

Dritte Vorſchrift das Silber zu reinigen, ohne es ins Feuer zu bringen. Man darf daſſelbe nur, nachdem es vorher gehörig abgewiſcht worden, in der oben erwähnten Weinſteinſalzauflöſung ſieden laſſen;

Digitized by Google

oder man ſiedet daſſelbe in einer guten Lauge, worin Venetianiſche Seife aufgelöſet worden. — Eine vierte Vorſchrift beſteht darin, daß man einen Teig mit Potaſche und Waſſer bereitet, das Silber damit vermittelſt eines Pinſels beſtreicht, und es vor dem Feuer trocknen läßt. Dann in kaltes oder warmes Waſſer getaucht, mit einer Bürſte gerieben, und mit reinem Waſſer vollends abgewaſchen.

Altem Silbergeſchirre ſeinen Glanz wieder zu geben. Man lege das Silber auf glühende Kohlen, wende es zuweilen um, bis es eine Aſchfarbe erhält; dann mit einer ſtarken Bürſte von Borſten oder Draht gerieben. Wenn es rein geworden, legt man es in ſiedendes Waſſer. Man thue in einen glaſirten Topf gleiche Theile Kochſalz, Alaun und Weinſtein mit einer hinlänglichen Menge Seewaſſer, oder in Ermanglung deſſelben gemeines Waſſer und laſſe es zuſammen ſieden. Iſt das zu polirende Gefäß nur mit Silber belegt, und z. B. von Zinn oder Kompoſition, ſo ſchlage man 1 Loth Silber in dünne Blättchen, ſetze 2½ Drachmen Salmiak und 1½ Drachmen Salpeter zu, Alles zu Pulver gerieben, und in einem bedeckten Gefäße, deſſen Deckel ein Loch hat, um den Rauch durchzulaſſen, auf glühende Kohlen gebracht. Sobald kein Rauch mehr aufſteigt, läßt man Alles erkalten, zerreibt es wiederum fein, wirft eine Unze dieſes Pulvers in das oben angeführte Waſſer und läßt es eine halbe Viertelſtunde ſieden. Dann das Gefäß, welches man poliren will, hineingetaucht, in reinem, lauwarmen Waſſer ausgewaſchen und mit dem Bodenſatze abgerieben, der in der Auflöſung zurückgeblieben. Zuletzt wird es in kaltem Waſſer abgewaſchen und getrocknet.

Dem Silber die Farbe und den Glanz des Goldes zu geben. Man mache einen eiſernen Tiegel auf einem Dreifuße glühend, und trage dann 2 Pfd. Bley hinein. Wenn dieſes geſchmolzen, wirft man nach und

Digitized by Google

nach pulveriſirten und gereinigten Salpeter darauf, und läßt Alles ſchmelzen, bis ungefähr die Hälfte verzehrt iſt. Es ſchadet nicht, wenn auch die Materie Feuer fängt; denn je mehr der Salpeter gebrannt iſt, um ſo ſtärker wird das Oel. Nachdem Alles erkaltet worden, wird der Salpeter von dem Bleye geſchieden, klein gerieben und auf einem Stücke Marmor in den Keller gebracht, wo er zerfließt. Man gießt den Liquor in einen Kolben und ſetzt nach und nach doppelt ſo viel, als er wiegt, Weingeiſt zu, und deſtillirt es bei gelindem Feuer. Was in dem Kolben zurückbleibt, laſſe man, wie vorher, im Keller zerfließen, und gieße friſchen Weingeiſt dazu. Dieſe Arbeiten werden ſo oft wiederholt, bis aller Salpeter als ein Oel in dem Kolben zurückbleibt, ſo hat man ein fixes Salpeteröl. Man bereitet nun ein Scheidewaſſer mit gleichen Theilen Salpeter, kalcinirtem Vitriol und Alaun, thut Alles in einen Kolben, und ſetzt Stahlfeile, Spießglas, Grünſpan, Tutie und Zinnober, von jedem eine Unze, zu, und pulveriſirt es gehörig. Man bringt nun eine Vorlage an, zieht den Geiſt ſiebenmal über den Rückſtand ab, welcher bei jeder Deſtillation herausgenommen, getrocknet und zerrieben wird. In drei Unzen dieſes Liquors löſet man eine Unze Silber auf, und deſtillirt auf dieſe Auflöſung eine Unze des obigen Salpeteröls tropfenweiſe in eine Phiole mit langem Halſe über. Die Phiole wird hermetiſch verſiegelt und ungefähr 5 Zoll tief in warme Aſche geſetzt, und unten bringt man ein Lampenfeuer an, welches ungefähr drei Finger tief unter der Materie ſeyn muß, ſo wird ſich täglich, ſo ſchwer, als ein Loth, Silber als Gold fixiren, und wenn alles fixirt iſt, ſo wird das Scheidewaſſer, welches vorher Smaragdgrün war, ſo klar und hell wie Brunnenwaſſer werden. Nachdem die Phiole erkaltet iſt, ſcheidet man das Waſſer von dem Oele, welches zum ferneren Gebrauche dienen kann. Im Grunde findet man das Silber als Gold fixirt und verändert.

Digitized by Google

silbernen Medaillen und Zierrathen eine Goldfarbe zugeben, welche in das Metall eindringt. Man gieße Schwefelſäure oder Vitriolöl über Salpeter, ſo daß Letzterer damit bedeckt iſt, und läßt beides mit einander ſieden. Wenn das Aufwallen vorüber iſt, ſo deſtillirt man bis aufs Trockne ab, ſo bleibt ein ſchneeweißes Glauberſalz im Grunde liegen. Man löſet dieſes Salz in warmen Waſſer bis zur Sättigung auf und ſetzt ein Quentchen Goldoxid hinzu. Wenn man ſilberne Medaillen oder feine Silberbleche in dieſer Flüſſigkeit vierundzwanzig Stunden digerieren läßt, ſo werden ſie von einer ſchönen Goldfarbe durchdrungeu.

Verſchiedene Waſſer um dem Silber eine ſchöne Goldfarbe zu geben. Man löſet eine Unze Queckſilber und eben ſo viel Scheidewaſſer in einem Glaſe auf, und wenn das Queckſilber aufgelöſet iſt, ſetzt man 5 Unzen friſches Waſſer zu, erwärmt die Flüſſigkeit und bedient ſich derſelben dem Silber eine Goldfarbe zu geben. — Zweite Vorſchrift. Man löſe 2 Quentchen Queckſilber in einer Unze Scheidewaſſer in einer Phiole auf und gieße Flußwaſſer hinzu. Die Flüſſigkeit wird lauwarm gemacht, worauf man das Glas verſtopft und ruhig ſtehen läßt. Auch dieſes Waſſer giebt dem Silber eine ſchöne Goldfarbe. — Dritte Vorſchrift. Man gieße guten Weineſſig über Kupferplatten und ſetze gleiche Theile Alaun und Kochſalz zu, die Flüſſigkeit muß über dem Feuer ſieden, bis ſie auf den vierten Theil reducirt iſt, ſo wird das hineingeworfene Metall eine Kupferfarbe erhalten, läßt man ſie aber länger ſieden, ſo erhält es eine Goldfarbe. —

Ein Pulver dem Silber eine Goldfarbe zu geben. Man ſchmelzt eine Unze Auripigment und eine Unze ſchewſelſaures Eiſen oder grünen Vitriol zuſammen, und zerreibt nachher die Miſchung zu einem rothen Pulver. Wirft man von dieſem Pulver etwas auf geſchmolzenes Silber, ſo theilt es demſelben ſogleich eine ſehr lebhafte

Digitized by Google

Farbe mit. Man muß ſich aber bei der Bereitung dieſes Pulvers ſehr vor den Dämpfen in Acht nehmen, welche höchſt ſchädlich ſind.

Verſilberung durch Feuer. Man löſe 1 Unze reines Silber in Scheidewaſſer auf, ſchlage es durch Kochſalz nieder, und vermiſche den Niederſchlag mit einem halben Pfunde Salmiak, Glasgalle und weißen oder Zinkvitriol, nebſt zwei Quentchen ätzendem Queckſilberſublimat. Oder man löſe eine Unze reines Silber in Scheidewaſſer auf, ſchlage es mit Kochſalz nieder, waſche den erhaltenen Niederſchlag aus, und miſche ihn mit 6 Unzen Kochſalz, 3 Unzen Salmiak, eben ſo viel weißen Vitriol (Zinkvitriol) und 2 Quentchen ätzendem Sublimat. Beide Miſchungen werden mit Waſſer auf einem Reibſteine fein abgerieben und die Maſſe ganz dünn auf die metallene Geſchirre getragen, welche ſodann in eine ſtarke Hitze gebracht werden. Sobald das Silber zu fließen beginnt, ſo nimmt man das Geſchirr vom Feuer und taucht es in ſchwachen Salzgeiſt, um es vollends zu reinigen.

Kalte Verſilberung auf andere Metalle. Man nimmt 1 Quentchen Weinſtein und eben ſo viel Kochſalz, $\frac{1}{2}$ Quentchen Alaun in 20 Gran Silber, welches aus der Salpeterſäure durch Kupfer niedergeſchlagen worden. Mit dieſer Miſchung wird das zu verſilbernde Metall abgerieben. Eine zweite Vorſchrift beſteht darin, daß man reines Silber in Scheidewaſſer auflöſet und ſolches durch Kochſalz niederſchlägt. Aus dem Niederſchlage bildet man mit etwas Kochſalz und Weinſteinrahm einen Teig, welcher, ſo wie die oben angeführte Miſchung, zum Verſilbern gebraucht wird.

Im Hannöverſchen Magazine vom Jahre 1776, 76 St., S. 1225 u. f., theilt Jemand eine neue Art zu verſilbern mit, welches Verfahren aber kein neues, ſondern ein unſern alten Alchimiſten bereits bekanntes iſt. Der Mittheiler hat die Anweiſung aus der

Digitized by Google

Histoire de l'Academie des Sciences vom Jahre 1771, p. 69 entnommen. Der Erfinder derſelben war ein gewiſſer Mellawitz, welcher im Jahre 1756 der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris verſilberte Stücke Kupfer von ſeiner Erfindung vorlegte, welche von mehreren Mitgliedern derſelben geprüft wurden. Da aber der Erfinder die Verfahrungsart geheim gehalten wiſſen wollte, ſo konnte die öffentliche Mittheilung derſelben erſt nach ſeinem Tode geſchehen, weil nachdemſelben Niemand auf das Geheimniß Anſpruch machte. Wie ſchon oben erwähnt, iſt die Verfahrungsart alt, und Mellawitzen's Verdienſt nichts weiter, als die Beſchreibung einiger Handgriffe beigefügt zu haben. Dieſe Art der Verſilberung ſcheint jedoch gegenwärtig unbekannt geworden zu ſeyn, obgleich ſie vieles vor der jetzigen voraus hat, indem ſich bei dieſer Bearbeitung das Silber mit dem zu verſilbernden Metalle viel genauer verbindet, auch die durch langen Gebrauch abgenutzten Stellen ſich ohne viele Mühe wieder herſtellen laſſen, ſo iſt die Mittheilung derſelben hier wohl nicht am unrechten Orte.

Man benetzt die Oberfläche des ſauber polirten Metalls mittelſt eines Pinſels mit gemeinem Waſſer, indem ſehr wenig Seeſalz aufgelöſet worden; nächſtdem überſtreut man die benetzte Oberfläche mit dem Pulver, welches unten, unter Nr. 1. beſchrieben ſteht, mit Hülfe eines feinen Haarſiebes ſehr eben, gleich und behutſam. Das auf dieſe Art behandelte Stück legt man dann zwiſchen glühende Kohlen, worin man es ſo lange liegen und glühen läßt, bis es die Farbe des Feuers angenommen hat. Man nimmt es nun mit einer Zange aus dem Feuer, und taucht es allmählig entweder in gemeines kochendes Waſſer, oder in ſolches, das etwas weniges Seeſalz und weißen Weinſtein aufgelöſet enthält. Nachher reibt man es mit einer Bürſte, die von Meſſingdraht verfertiget worden, ſo daß man es immer im Waſſer hält, um von der Oberfläche eine leichte Kruſte von Unreinigkeiten wegzubringen, welche eine Art

einer Schlacke iſt, die von dem Pulver entſteht, mit welchem es wie überſtreut iſt. Dieſe Behandlungen ſind die weſentlichſten; denn hierbei kommt das Silber in Fluß, vereiniget ſich mit dem Metalle und wird zu den folgenden Bereitungen geſchickt. Das Stück wird ſodann mit dem Teige, deſſen Verfertigung unten, unter Nr. 2 beſchrieben ſteht, überſtrichen, welches man vollends mit einem Pinſel auf der Oberfläche ſein gleich ausbreitet. Man legt das Stück ins Feuer, in welchem es ſo lange bleibt, bis es braunroth geworden, worauf man es herausnimmt, und nach und nach in kochendes Waſſer taucht, es mit der Drahtbürſte in kaltem Weſſer abkratzt, vollends abtrocknet und mit ſein geſtoßenem weißen Weinſteine abreibt. Auf die eben beſchriebene Weiſe wiederholt man die nämliche Arbeit vier- bis fünfmal, die erſte ungerechnet, und dann iſt das Metall ſtark genug verſilbert, welches das Anſehen eines matten Silbers hat. Mittelſt des Prägens kann man die getriebene Arbeit und Verzierungen vollends ausarbeiten und durch die Bearbeitung mit dem Polierſtahl eben den Glanz und die Politur geben, welche man ſelbſt auf ganz ſilbernen Stücken hervorbringen kann. Man hat einige auf dieſe Weiſe verſilberte Stücken durchgebrochen und bemerkt, daß das bei den verſchiedenen Auflegungen gebrauchte Silber das Kupfer durchdrungen hatte und mit ihm einen Körper ausmachte, ſo daß, was die Dauerhaftigkeit der auf die neue Art gemachten Verſilberung anlangt, ſie die auf die gewöhnliche Art hervorgebrachte unendlich übertrifft. Wenn dieſe durch den Gebrauch abgenutzt iſt, ſo muß man die ganze Verſilberung abarbeiten, und um ſie von neuem zu verſilbern, die ganze Arbeit von vorne anfangen. Wird ein auf die neue Art verſilbertes Stück abgenutzt, ſo braucht die entblößte Stelle nur allein übertragen zu werden; man ſetzt es dann dem Feuer aus, wodurch es eben ſo ſchön wieder wird, als es vorher war. Wenn ein ſolches Stück angelaufen oder ſchwarz geworden iſt, wäre es auch gleich durch die Dünſte des Schwefels, ſo kann man ſeine ganze Schönheit durch eine einzige neue Uebertragung mit dem Teige unter Nr. 2 wieder herſtellen; auch kann man dieſe Verſilberung auf die dünnſten Metallblätter bringen, welches ſich bei der gewöhnlichen

Digitized by Google

Art in Feuer zu verſilbern nur ſehr ſchwer thun läßt, vorzüglich wenn die Arbeit erhaben oder vertieft iſt. — Jetzt nun die weſentlichen Stücke des ganzen Geheimniſſes:

Nr. 1

Die Zuſammenſetzung des Pulvers zu dem erſten Auftrage. Man löſet Silber in Scheidewaſſer auf, und ſchlägt das Silber durch die Eintauchung einiger Kupferblättchen aus der Auflöſung nieder. Von dieſem vorher abgetrockneten Niederſchlage nehme man einen Theil, abgeſüßtes und getrocknetes Hornſilber, einen Theil, gereinigten, calcinirten und zu Pulver geſtoßenen Borax zwei Theile. Man miſche das Ganze genau in einem gläſernen Mörſer, worin man es völlig zu einem unfühlbaren Pulver, macht, und treibe es dann durch ein feines Haarſieb.

Nr' 2

Die Miſchung des Teiges zu dem zweiten Auftrage. Man nehme von dem gemiſchten Pulver unter Nr. 1, gereinigtes Ammoniakſalz, Glasgalle, Steinſalz, Eiſenvitriol oder ſchwefelſaures Eiſen, von jedem gleichviel, mache es in einem gläſernen Mörſer zu Pulver, welches man dann auf einem Reibſteine unter dem Zugießen eines dünnen Gummiwaſſers ſo lange gerieben, bis man einen Teig erhält, der ſich mit einem Pinſel auseinander treiben läßt. Es ſollen, wenn alle dieſe Ingredienzen nach chemiſchen Grundſätzen in Anſehung ihrer Anwendung und des Verhältniſſes ihrer Miſchung unterſucht worden, gewiß einige Abkürzungen in dem Verfahren Statt finden, indeſſen bleibt dieſes jedem Künſtler ſelbſt überlaſſen, wie er in der Ausübung Verbeſſerungen anbringen will.

Kupfer-Verſilberung. Man nimmt 1 Quentchen Kapellen- oder ganz reines Silber, löſet es in einer Unze Scheidewaſſer oder Salpeterſäure auf und gießt eine Auflöſung von einem Quentchen Küchenſalz in Waſſer darüber. Das Silber wird hierdurch als ein weißes Pulver niedergeſchlagen und verbindet ſich mit der Säure des Kochſalzes, welche ihre Grundlage verläßt

Digitized by Google

und ſich mit dem Silber vereiniget, während die Salpeterſäure das Silber verläßt und ſich mit der Grundlage des Kochſalzes verbindet, dieſes niedergeſchlagene Hornſilber wird zerrieben und mit einer halben Unze Glasgalle, einem Quentchen Salmiak und einer halben Unze Steinſalz vermiſcht, welches Alles zu einem Pulver gut untereinander gerieben wird. Hierauf löſet man in 6 Pfund Waſſer ½ Unze Kochſalz und eben ſo viel Weinſtein auf, glühet das Kupfer, welches verſilbert werden ſoll, und legt es in dieſe Auflöſung, die man bis zum Sieden erhitzt. Dann herausgenommen, in reinem Waſſer ausgewaſchen, und wenn es gut abgetrocknet worden, überall mit dem oben angeführten Silberpulver beſtrichen, welches ſich durch das Reiben daran hängt. In dieſem Zuſtande taucht man es wieder in obige Salzauflöſung, bis es ein gewiſſes Geräuſch oder Gekniſter von ſich giebt, worauf es herausgenommen und mit trocknem, wohl pulveriſirten Weinſtein abgerieben wird. Zuletzt wäſcht man es mit reinem Waſſer ſauber ab, ſo erhält es eine dauerhafte und glänzende Verſilberung.

Verſchiedene Arten Kupfer, Bronze ꝛc. zu verſilbern. Erſte Vorſchrift. Man nimmt 1 Unze feines Silber; Steinſalz, Salmiak und Glasgalle, von jedem 6 Unzen. Das Silber wird ſehr dünn geſchlagen und in einer Unze Scheidewaſſer oder Salpeterſäure aufgelöſet. Man wirft in die Auflöſung etwas Kochſalz, ſo fällt das Silber als ein weißer Kalk oder Oxid zu Boden. Man gießt nun die Salpeterſäure ab und friſches Waſſer ſo lange wieder darauf, bis aller Geruch des Scheidewaſſers weggenommen worden, worauf man den Kalk oder das Oxid trocknen läßt. Man nimmt nun die oben genannten Salze, zerreibt ſie ſehr fein und vermiſcht ſie innigſt mit dem Silberoxid, indem man immer etwas Waſſer zugießt, bis daß die Miſchung die Conſiſtenz eines Teiges erhalten, den man in ein reines irdnes Gefäß thut. Will man damit ver-

ſilbern, ſo muß das Metall ſehr rein und glatt gefeilt ſein; dann reibt man den obigen Teig auf die Oberfläche und bringt es ins Feuer. Sobald es zu rauchen aufgehört hat, ſo kratzt man es ab, und reibet es noch einmal mit dem obigen Teige bis zu drei Malen, ſo erhält es eine ſchöne und dauerhafte Verſilberung. — Zweite Vorſchrift. Durch Weißſieden. Man kalcinire in einem Tiegel 4 Unzen Silberblätter mit Kochſalz und miſche hernach eben ſo viel weißen Weinſtein darunter, worauf Alles zuſammen mit Waſſer in einen Topf gethan und gekocht wird. Wenn die Flüſſigkeit aufwallt, taucht man das Stück, welches man verſilbern will, hinein, und reibt es ab. Dieſes wird ſo lange wiederholt, bis es eine völlige Silberfarbe erhalten. Oder man reibe gleiche Theile Weinſtein, Alaun und Kochſalz untereinander, ſetze dann ein oder zwei Silberblättchen dazu, und wenn Alles wohl gerieben und vermiſcht worden, thue man es mit Waſſer in einen glaſurten Topf. Man tauche das Kupfer einige Mal in dieſe Flüſſigkeit und reibe es dann jedesmal ab, bis es ſilberweiß geworden. — Dritte Vorſchrift. Man ſchneidet eine halbe Unze feines Silber in dünne Blättchen, und löſe ſie in warmer Aſche in einer halben Unze Scheidewaſſer oder Salpeterſäure auf. Dieſe Auflöſung gieße man in eine glaſurte Schüſſel, worin man vorher 1 Quentchen gereinigtes Kochſalz gethan hat; dann die Schüſſel mit friſchem Waſſer angefüllt und Alles vier und zwanzig Stunden lang ſtehen laſſen. Nach Verlauf dieſer Zeit gießt man das Waſſer wieder ab, nimmt das auf dem Boden liegende Silber und reibt es mit einer Unze Salmiak und eben ſoviel Kochſalz zuſammen, ſo iſt es zum Gebrauch fertig. Man muß zweitens noch 1 Quentchen Silber in einer halben Unze Scheidewaſſer auflöſen und es nachher mit einer Unze reines Weinſteinſalz und eben ſo viel Kochſalz zuſammenreiben, worauf man es gleichfalls in einer reinen Schüſſel zum Gebrauche aufbewahrt. Wenn Alles dieſes geſchehen,

ſo läßt man ein Pfd. rohen Weinſtein in einer hinlänglichen Quantität Waſſer eine halbe Stunde lang ſieden, welches aber erſt geſchieht, wenn man im Begriff iſt, die Arbeit unverzüglich vorzunehmen. In dieſer Lauge läßt man das Kupfer, Meſſing oder die Bronze zuerſt abſieden, reibt es nachher mit der erſten Silberbereitung ab und bringt es aufs Feuer zum Trocknen. Sobald es nicht mehr raucht, tauche man es wieder in obige Lauge, die warm ſeyn muß, und reibe es dann mit der Kratzbürſte ab, welches dreimal wiederholt wird. Wenn das Kupfer auf dieſe Art ganz rein und ſauber geworden, ſo nimmt man die zweite Silberbereitung, reibt ſie mit dem Finger oder einer kleinen Bürſte darauf und legt es eine Weile in die warme Lauge, worauf es herausgenommen und in kaltes Waſſer getaucht wird, zuletzt wird es gleich dem Silber polirt; ſoll es aber gravirt werden, ſo darf die Verſilberung erſt nachher geſchehen. Die beiden obigen Silberbereitungen können lange zum Gebrauch aufbewahrt werden, wenn man ſie, im Fall ſie zu trocken werden, mit etwas friſchem Waſſer und ein Paar Tropfen Salpeterſäure anreibt. — Vierte Vorſchrift. Zwei Quentchen Silber werden, wie vorher angeführt worden, in Salpeterſäure aufgelöſet, dieſe Auflöſung in eine Schüſſel mit Waſſer gegoſſen, worin etwas Salz aufgelöſet worden. Man laſſe es vier und zwanzig Stunden ſtehen, worauf man das Waſſer abgießt. Dann löſet man eine Unze Weinſteinſalz, 4 Quentchen Kochſalz oder ſalzſaures Natron, 1 Quentchen Allaun, 1½ Quentchen Salmiak, und etwas Borax in Waſſer auf und laſſe in dieſer Lauge das Kupfer ein paar Minuten liegen und ſieden, dann herausgenommen, mit kaltem Waſſer abgewaſchen und mit feinem Sande abgerieben. Man kann es nachher entweder matt laſſen, oder es ganz oder zum Theil poliren, welches Letztere mit dem Blutſtein geſchehen kann. — Fünfte Vorſchrift. Man kann auch das Kupfer mit einer ſtarken Lauge von Potaſche oder Soda,

Digitized by Google

Kochſalz oder Alaun abreiben, es dann abwiſchen, und mit einer Miſchung von Weinſtein und Salmiak abreiben, wozu man noch etwas Silberauflöſung in Scheidewaſſer gießt. Dieſes Pulver wird mit Waſſer angefeuchtet und mit einem Leder auf das Kupfer gerieben, bis es eine Silberfarbe angenommen. Oder man nimmt den Silberſchaum, den die Goldarbeiter von dem Golde abſcheiden, und reibt ihn mit etwas Gummiwaſſer an, ſo kann er auf das Kupfer getragen werden, und nimmt dann die beſte Politur an.

Dem Kupfer eine Silberfarbe zu geben. Man bringe 1 Unze Scheidewaſſer oder Salpeterſäure und ¼ Loth gekörntes Silber über ein gelindes Feuer und wenn Alles aufgelöſet worden, nimmt man das Gefäß vom Feuer, und wirft ſo viel weißen Weinſtein hinein, als nöthig iſt, die Flüſſigkeit zu abſorbiren. Der übrig gebliebene Teig dient dazu, dem Kupfer eine Silberfarbe mitzutheilen. Oder man zerſtoße gleiche Theile Salpeter und Arſenik, thue es in einen unglaſurten Topf, den man mit einem andern bedeckt und beide gut lutirt. Man ſetzt den Topf ſechs Stunden lang an ein gelindes Feuer, legt das Letztere immer näher, ſo daß während der letzten zwei Stunden das Feuer den Topf berührt. Von dieſem Pulver werfe man auf zwei- bis dreimal geſchmolzenes Kupfer, löſche Letzteres im Waſſer ab, um es zu körnen, ſo wird es eine ziemliche Silberfarbe erhalten. Damit bei dem Körnen von dem Kupfer nichts verloren geht, wirft man etwas Schweinfett in die ſchmelzende Maſſe, ehe man ſie in das Waſſer ausgießt. — Zweite Vorſchrift. Man ſchmelze fünf Theile Kupfer mit einem Theile Zink in einem Tiegel, den man gleich nachher vom Feuer nimmt. Man rühre die Materie mit einem eiſernen Stabe untereinander, und gieße ſie in beliebige Formen. Oder man ſublimirt Arſenik auf die gewöhnliche Art und werfe auf das fließende reine Kupfer eine Unze dieſes Sublimats. Auch kann man eine Unze

Digitized by Google

Salpeter und eben ſo viel Arſenik mit einander verkalken, ehe man ſie pulveriſirt. Hierauf ſchmelze man ein halbes Pfund Rothkupfer in einem Tiegel, und trage zu Dreimalen von dieſem Pulver hinein; wenn die Materie gut fließt, wird ſie in Formen gegoſſen. — Dritte Vorſchrift. Man muß einen guten Backſteinofen von 1½ Fuß Höhe haben, den man in die Mitte des Herdes unter einen Kamin von 14—16 Zoll Breite ſetzt. Innerhalb dieſes Ofens, in der Höhe von 8—9 Zollen, bringt man einen eiſernen Roſt an, der ringsherum eingemauert wird. Die Stäbe dieſes Roſtes dürfen nur einen Finger breit von einander entfernt ſeyn; auch muß der Ofen inwendig rund gemauert werden, weil bei der runden Form die Hitze mehr zuſammengehalten und verſtärkt wird, als bei jeder andern. Ferner muß er vollkommen trocken ſeyn, ehe man eine Arbeit darin unternimmt; iſt es daher noch zu neu, ſo zündet man zuweilen Kohlen darin an, um ihn deſto ſchneller zu trocknen. Auch muß man einen guten Blaſebalg bei der Hand haben, um die Schmelzung der Metalle zu befördern; denn je ſchneller dieſes geſchieht, deſto beſſer gelingt die Arbeit. Endlich läßt man vorn an dem Ofen, unterhalb des Roſtes, eine runde oder viereckigte Oeffnung, welche unten 10 Zoll breit iſt, damit die Luft durchſtreichen und die Kohlen anfachen kann, auch um die Aſche herauszuziehen. Iſt Alles ſo vorbereitet, ſo ſetzt man auf den Roſt einen Tiegel, der groß genug iſt, die zu ſchmelzende Materie zu faſſen, von der man 2, 3, 4 bis 8 Unzen nehmen kann. Der Tiegel wird ringsum mit Kohlen belegt und dieſe mit einer glühenden angezündet. Wenn ein Goldſchmids-Blaſebalg mit dem Zuge angebracht werden kann, iſt es noch vortheilhafter. Man thut nun in den Tiegel 1 Unze Silber nach dem Münzgehalte, nebſt 2 Pfd. feinen Kupferplatten, welche auf der einen Seite den Glanz haben und ungefähr ſo dick ſind, als ein Achtgroſchenſtück. Dann nimmt man gleiche Theile recht weißen Sublimat

Digitized by Google

und Arſenik, pulveriſire beides recht fein in einem eiſernen Mörſer und bedecke den Letztern mit einem Leder, in welchem bloß eine Oeffnung für die Keule bleibt, ſo daß kein Staub, welcher überdies gefährlich iſt, durchdringen kann. Zur Vermeidung dieſes Staubes kann man ſich auch den Mund und die Naſe mit einem Tuche verbinden, und wenn Alles recht fein gerieben worden, thue man es zuſammen in eine gläſerne Flaſche, welche mit einer Blaſe wohl verwahrt wird. Ferner thue man in einen geräumigen Tiegel ſo viel Kochſalz, als das Gewicht des Sublimats und des Arſeniks beträgt, ſetze denſelben ins Feuer und bedecke ihn mit einem Ziegel, weil das Salz in der Hitze verpufft. Sobald es heiß iſt, wird es aus dem Tiegel genommen, gleich andern Materien in einem Mörſer zerrieben, nachher Alles zuſammengemiſcht, und Sublimat, Arſenik und Salz zuſammen in den Tiegel mit dem Silber und Kupfer eingetragen. Um die Schmelzung zu befördern, kann man, wenn die Materien glühen, etwa eine Nuß groß Borax dazu werfen, und wenn Alles gut fließt, in Formen gegoſſen. Wenn der Zain erkaltet, wird er noch auf Kohlen ausgeglühet, und das Feuer mit dem Blaſebalge ſtark angefacht, bis das Metall roth glühet, worauf es aus dem Feuer genommen wird. Um dem Metalle einen ſchönen weißen Glanz zu geben, wirft man in einen Keſſel, worein etwa drei Maaß ſchlechten Weins gegoſſen worden, ungefähr 2 Unzen Weinſtein und eben ſo viel Kochſalz, legt den Zain hinein und läßt Alles eine Zeitlang miteinander ſieden; endlich wird derſelbe herausgenommen, und mit der Kratzbürſte abgerieben, die man zuweilen in den Keſſel taucht, wodurch das Metall eine ſchöne Silberfarbe erhält. Wenn es durch dieſe erſte Arbeit nicht vollkommen weiß wird, ſo wird es noch einmal ausgeglühet und das angeführte Verfahren wiederholt. Am beſten iſt es, wenn man daſſelbe noch einmal ſchmelzt; denn je mehr es geſchmolzen

Digitized by Google

und geglühet wird, um ſo mehr Vollkommenheit und Glanz erhält es.

Vierte Vorſchrift. Mit Branntwein. Hierzu muß man einen eiſernen Topf mit einem Deckel haben, in deſſen Mitte eine Oeffnung befindlich iſt. Der Deckel wird dreimal darauf lutirt und jedesmal läßt man den Kütt beim Feuer trocknen. Wenn der Topf auf dieſe Art wohl verſchloſſen iſt, ſo wird ein Trichter in die Oeffnung des Deckels geſetzt, ein Maaß Branntwein und 1 Pfund Salpeter hineingethan und die Oeffnung mit Baumwolle verſtopft; dann ſchmilzt man in einem Tiegel 1½ Pf. dünne Kupferbleche und gießt das geſchmolzene Metall gleichfalls durch die Oeffnung in den Topf. Sobald der Branntwein gänzlich verbrannt iſt, findet man das Kupfer mit einer Silberfarbe überzogen. Es wird nachher mit einer Unze Borax und zwei Unzen fein Silber in einem Tiegel geſchmolzen, und ſobald es fließt, 2 Unzen Arſenik zugeſetzt, wobei man ſich aber Naſe und Mund verbinden muß, um den Dampf nicht einzuziehen. Zuletzt thut man noch 2 Unzen geſtoßenes Glas dazu, bedeckt ſogleich den Tiegel, und giebt eine Stunde lang ſtarkes Feuer, worauf man das Metall in die Form ausgießt. Wenn es noch zu ſpröde iſt, ſo kann man es noch einmal mit 2 Unzen geraſpelten Schöpſenklauen ſchmelzen, und es dann wieder in die Form gießen.

Verſilberung des Kupfers mit einer Verbindung des Queckſilbers und Silbers, wodurch es einen dauerhaften Glanz erhält. Das Kupfer wird vorher in einer ſtarken Lauge rein abgewaſchen und getrocknet. Dann nimmt man feine Silberblättchen oder Kapellenſilber, läßt es in einem Tiegel glühen, und wenn es im Begriff zu ſchmelzen iſt, trägt man vier bis fünf Theile warmes Queckſilber hinein, rührt Alles mit einem eiſernen Haken gut um, und ſobald es zu rauchen anfängt, gießt man es in kaltes Waſſer, und waſcht es gut aus. Das Amalgama wird hierauf durch

Leinwand oder Leder gedrückt, um das überflüſſige Queckſilber abzuſondern, und in einem Glaſe aufbewahrt. Man bereitet nun folgende Lauge: 1½ Unze Schwefel, 1½ Unze Alaun, 1½ Drachmen Arſenik und eben ſo viel Spießglas werden ſorgfältig unter einander gemiſcht und zerrieben, und dann in ſiedenden Urin, welcher vorher abgeſchäumt worden, geworfen. Mit dieſer Lauge reibt man das Kupfer zuerſt und nachher mit Queckſilber ab, und trägt dann das Amalgama mit einer Haſenpfote darüber, worauf man es mit Nuß- oder Olivenöl beſtreicht, und mit Kleien zudeckt. Dann wird es in die Flamme eines hellbrennenden Feuers gehalten, bis das Oel und die Kleie verzehrt ſind, und das Gefäß ſchwarz wird. Wenn es etwas erkaltet iſt, legt man es auf glühende Kohlen, glüht es zur Röthe, läßt es wieder erkalten, und ſiedet es in einer Lauge ab, welche mit Weinſtein, dem vierten Theile Kochſalz, und verhältnißmäßigem Waſſer bereitet worden. Endlich läßt man es trocknen, bürſtet es ab, und polirt es mit einer Miſchung von Waſſer und Urin vermittelſt des Blutſteins. Das auf dieſe Art verſilberte Kupfer kommt dem Silber an Glanz und Dauer gleich, und wenn es matt wird, darf man es nur in der zuletzt angegebenen Lauge wieder anſieden. — Zweite Vorſchrift. Man löſet das Silber auf die gewöhnliche Art in Scheidewaſſer auf, dann in Waſſer gegoſſen, worin Salz aufgelöſet worden, und vier und zwanzig Stunden ſtehen laſſen, bis das Scheidewaſſer oder die Salpeterſäure gänzlich verflogen iſt. Man miſcht hierauf die ganze übrige Maſſe mit kalcinirtem Kochſalz und Weinſtein, und zwar in dem Verhältniß, daß auf drei Unzen Salz und eben ſo viel Weinſtein 6 Loth Silber kommen, die in einer Unze Scheidewaſſer leicht aufgelöſet werden können. Hierauf wird die Maſſe der Sonne oder einem gelinden Feuer zum Trocknen ausgeſetzt, und dann auf Marmor zerrieben, damit das Silber ſich gut vermiſche. Dieſe Kompoſition läßt ſich

Digitized by Google

in einem verſtopften Glaſe lange aufbewahren. Will man ſie gebrauchen, ſo reibt man ſie mit Waſſer zu einem Teige an, der weder zu dick, noch zu flüſſig iſt, und trägt denſelben mit Leinwand auf das Kupfer.

Eine Miſchung von Kupfer, Arſenik und Silber, welches eine dem Silber ähnliche Maſſe giebt (Argent haché). Man ſchmelzt 4 Unzen Kupfer und ſetzt eine halbe Unze durch Salpeter fixirten Arſenik dazu, den man in eine fette, mit Kalkwaſſer angefeuchtete Erde einwickelt und daraus Kugeln macht. Man läßt Alles eine Viertelſtunde mit einander ſchmelzen, und verhütet, daß keine Kohlen hineinfallen. Nachher wird die Miſchung ausgegoſſen und die Farbe derſelben auf dem Probierſteine probirt, auch ob ſie ſich unter dem Hammer ſtrecken läßt. Iſt ſie nicht biegſam genug, ſo muß man ſie noch einmal mit geſtoßenem Glaſe oder etwas Salpeter ſchmelzen. Zu dieſer Kompoſition ſetzt man nun die Hälfte oder ein Drittel Silber, ſo behält ſie ihre weiße Farbe.

Verſilberung mit Silberteig. Gleiche Theile Kochſalz, Steinſalz und Salmiak werden mit zwei Theilen Weinſtein auf einem Marmor fein zerrieben; dann Silber in Scheidewaſſer aufgelöſet und die Auflöſung auf obige Sache gegoſſen, damit Alles ein Teig wird, den man auf dem Marmor fein zerreibt. Auf ein Quentchen Silber nimmt man zwei Quentchen Scheidewaſſer, und das Ganze wird bis zur gänzlichen Auflöſung in warme Aſche geſetzt. Man trägt nun dieſen Teig auf das gereinigte Kupfer, bringt Letzteres über Kohlen und löſcht es in einem hölzernen Gefäße ab, worin eine Lauge von Waſſer, Kochſalz und Weinſtein enthalten iſt. In dieſer Lauge läßt man es einige Minuten ſieden, löſcht es dann in friſchem, reinem Waſſer ab, und reibt es mit einer Bürſte von Meſſingdraht. Sollte ſich in dem letzten Kupfergefäße nur etwas Eiſen oder Holz befinden, ſo würde die Arbeit ſogleich roth werden. Wenn der Teig nicht ſogleich gebraucht werden kann und zu trocken geworden

Digitized by Google

ſeyn ſollte, ſo kann man denſelben mit etwas Scheidewaſſer erweichen

Silberteig, um Kupfer oder Meſſing ꝛc. kalt zu verſilbern. Man löſe etwas Silber in Scheidewaſſer auf, und ſetze ſo viel Weinſtein und Salmiak zu, bis ein Teig daraus wird, den man in kleine Kugeln zuſammen knetet. Dieſe Kugeln werden getrocknet und zu Pulver zerrieben; dann wird der Finger mit Speichel benetzt, etwas von dieſem Pulver damit aufgenommen und das Kupfer oder Meſſing damit angerieben, ſo erhält es eine ſchöne Silberfarbe. Auf eben dieſe Art kann man Figuren und Zierrathen ꝛc. verſilbern.

Eine Silberauflöſung um damit Kupfer zu verſilbern. Man zerreibt einen Theil Salmiak Salpeter und Steinſalz, jedes einzeln, dann zwei Theile Kochſalz und Weinſtein, nach dem Verhältniß der erſten Salze, worauf Alles zuſammengerieben und gemiſcht wird. Man löſe nun eine Unze Silber in zwei Unzen Scheidewaſſer auf, und zerreibe obige Salzmiſchung mit ein Paar Tropfen dieſer Auflöſung, bis es zu einem Teige wird. Mit dieſem Teige beſtreiche man ungefähr eine Linie dick das Kupfer, welches aber vorher in warmer Lauge oder Urin abgewaſchen ſeyn muß; der Teig wird mit einem Pinſel oder einer Bürſte gut überſtrichen, dann am Feuer getrocknet, in reinem Waſſer abgewaſchen und zuletzt mit der Kratzbürſte überfahren; oder man löſe 1 Unze feines Silber in 4 Unzen des beſten Scheidewaſſers auf, ſetze der Auflöſung 4 Unzen reines Weinſteinſalz zu, und nachdem das Kupfer mit Salz angeſtrichen, trägt man die Miſchung darauf. Soll es eine matte Verſilberung erhalten, ſo reibt man es mit Sand ab.

Verſilberung der Leiſten und Stäbe der Tapeten, Rahmen der Spiegel und Gemälde und anderer in den Zimmern befindlicher Gegenſtände auf Waſſerfarbengrund. Die erſte zweite, dritte und vierte Arbeit,

Digitized by Google

nämlich das Leimtränken, die Bereitung des weißen Kreidegrundes, das Abreiben und Ausfüllen der Löcher und das Glätten und Abreiben mit Bimsſtein, iſt dieſelbe, welche unter Gold, Th. 19 S. 421 u. f. iſt angeführt worden. Iſt alles ausgebeſſert und geglättet, ſo giebt man 1) einen Anſtrich von dem beſten Schieferweiß, welches ſehr fein mit Waſſer abgerieben und mit Läm eingerührt wird. Die Farbe wird erwärmt und ganz warm mit einem feinen weichem Pinſel auf das Werk überall aufgetragen. Zu lange darf man es aber nicht beſtreichen, weil dadurch der weiße Grund wieder aufgelöſet und die Reparatur verſchwinden könnte. Dieſe weiße Farbe füllt die Vertiefungen aus, worein man zuweilen kein Silber bringen kann. 2) Wird Schieferweiß ſehr fein mit Waſſer abgerieben und mit ſchwächerem Leime eingerührt. Hiervon giebt man einen doppelten Anſtrich auf die Stellen, wo Glanz-Verſilberung hinkommt. Dieſer Anſtrich dient ſtatt des Poliments. — 3) Trägt man die Silberblätter auf das ganze Werk und polirt ſie. — 4) Wenn Alles trocken geworden, nimmt man Leim, worunter etwas gemahlenes Silber gemiſcht iſt, und überſtreicht damit Alles, was matt werden ſoll, wie auch die feinen Vertiefungen, worein man die Silberblättchen nicht bringen kann. — 5) Sobald die Arbeit fertig iſt, und man ſolche vergolden will, ſo wird ſie ganz dünn mit dem Leime zur matten Vergoldung überſtrichen, worunter aber ein wenig halle gemiſcht wird. Sobald dieſer Leim trocken geworden, ſtreicht man einen ſchönen Goldfirniß darüber. Die Verſilberung wird leicht von böſen Dünſten angegriffen und läuft an; ſoll daher die Silberfarbe erhalten werden, ſo muß man einen Weingeiſt-Firniß darüber ſtreichen.

Das Silber aus Kupfermünzen zu ziehen. Man glühe die Münze, und löſche ſie in einem alaunhaltigen Waſſer ab, beſtreue ſie nachher mit Schwefel-

Digitized by Google

blumen, und erhitze ſie Stufenweiſe, ſo ſcheidet ſich das Silber aus, ſobald der Schwefel geſchmolzen iſt.

Silber aus den Treſſen zu erhalten. Die Treſſen in kleine Stückchen zerſchnitten, in einen leinenen Beutel gebunden, dieſer in Waſſer, worin Seifenabgänge aufgelöſet worden, gelegt, und kochen gelaſſen, bis man eine Verminderung an dem Beutel wahrnimmt. Dieſes geſchieht, wenn die Menge der Treſſen nicht beträchtlich iſt, in kurzer Zeit. Dann wird der Beutel herausgenommen, mit kaltem Waſſer abgewaſchen, und ſtark mit der Hand ausgedrückt, oder man ſchlägt mit einem Hammer darauf, um die Seidenfaden auszudrücken. Endlich wird der Beutel geöffnet und man findet die metalliſche Subſtanz der Treſſen rein und ganz, ohne Veränderung ihres Gewichts und ihrer Farbe. Dieſes Verfahren iſt leichter und bequemer, als wenn man die Treſſen ausbrennt; auch iſt ſie nicht koſtſpielig, weil nur eine kleine Menge Seifenhefen, die man beim Seifenkochen gewinnt, dazu erfordert wird, obgleich man bei jeder Arbeit friſche dazu nehmen muß.

Silber zu einem feinen Pulver zu zerreiben um damit zu verſilbern ꝛc. Man pulveriſire erſtlich 1 Unze Salpeter für ſich, zerreibe ihn nachher mit drei Löffeln voll Arabiſchem Gummi, welcher im Waſſer zur Dicke eines Breies aufgelöſet worden. Wenn Alles gut zerrieben iſt, ſetzt man 1 Unze Silber dazu, und reibt Alles drei bis vier Stunden lang untereinander. Wenn die Miſchung zu zähe oder zu hart werden ſollte, ſo verdünnt man ſie mit etwas Branntwein. Wenn nun das Silber hinlänglich zerrieben worden, ſo thut man daſſelbe in eine gläſerne oder auch glaſirte Schüſſel, gießt hinlängliches ſiedendes Waſſer darüber, um es recht auszuwaſchen, rührt es ſtark um, und läßt es vier und zwanzig Stunden lang ruhig ſtehen. Hierauf das Waſſer in eine andere Schüſſel ſachte abgegoſſen, ſo daß kein Silber mitgeht, gießt wieder eben ſo viel ſiedendes Waſſer

darüber, als das erſte Mal, läßt es drei bis vier Stunden ſtehen, und gießt es abermals ab. Dieſes Ab- und Zugießen wird ſo oft wiederholt, bis daß das Waſſer ganz klar abgeht. Das auf dieſe Art präparirte Silber wird hierauf in ein großes Glas gethan, um es ganz von allem Waſſer zu trennen, und nur das feinſte zurück zu behalten, welches man in kleinen porzellanenen Schälchen trocknen läßt, und zum Gebrauch aufhebt.

Geſchwefeltes Silber zu feinen Abgüſſen. Das Verhältniß bei dieſer Miſchung iſt: drei Theile Schwefel gegen einen Theil Silber. Man läßt das Silber in kleinen Stückchen in einem Tiegel gut glühen, trägt nachher Schwefel dazu, und erhitzt die Materie nach und nach bis Alles in den Fluß kommt. Es wird hierzu ein geringerer Feuersgrad erfordert, als zur Schmelzung des reinen Silbers, weil der Schade hier, ſo wie bei andern ſtreng flüſſigen Metallen, auf die er Wirkung hat, den Fluß befördert. Das Verhältniß der Miſchung iſt nicht gut zu ändern, wenn man ein anderes Metall oder Halbmetall hinzuſetzt, wie z. B. Arſenik, wodurch das Gemiſch eine dem Rothguldenerz ähnliche Farbe annimmt. Die Miſchung des Silbers und Schwefels iſt ein ſpröde, brüchige, ſchwarze Maſſe, die man zum Anſchieſſen in nadelförmige Kryſtallen bringen kann. Im Gießen nimmt ſie ſehr feine und ſaubere Eindrücke an und wird daher zu Abgüſſen geſchnittener Steine gebraucht. Will man den Schwefel wieder von dem Silber trennen, ſo darf man die Miſchung nur eine Zeitlang der Wirkung des Feuers mit dem Zutritte der freien Luft ausſetzen oder auch das geſchwefelte Silber mit Salpeter verpuffen. Man färbt dann das Silber völlig ſo wieder, wie es vorher war.

Scheidung des Silbers vom plattirten Kupfer. Wenn man von plattirten Schnallen, Knöpfen ꝛc. das Silber ablöſen will, ſo darf man ſie nur in einer Miſchung von 3 Pfd. Schwefelſäure oder Vitriolöl,

1½ Unzen Salpeter und einem Pfunde Waſſer kochen, bis ſich das Silber aufgelöſet hat, welches nachher durch Kochſalz niedergeſchlagen und ausgeſchmolzen wird. Das hierbei gewonnene Hornſilber wird gewogen und mit Potaſche ausgeſchmolzen, das Silber wieder abgewogen und mit Bley auf der Kapelle abgetrieben. Der Abgang des Gewichtes zeigt die Menge des Zuſatzes, und alſo den Grad der Feinheit an.

Auf Silber Gold und Kupfer zu emailliren. Man nimmt Venetianiſches Emailpulver, von welcher Farbe man will, zerreibt es auf Marmor oder Glas, feuchtet es mit Oel an, und ſchmelzt es in einem Tiegel auf glühenden Kohlen, ſo wird es ſehr ſchön ausfallen, wenn ſonſt die Verzierungen, die damit emaillirt werden ſollen, gut gearbeitet ſind.

Grüne Glaſur auf Silber oder Gold. Man zerreibt Grünſpan mit Nußöl auf einem Marmor, bringt es in eine Muſchel und thut etwas guten Firniß dazu. Mit dieſer Miſchung glaſirt man die Stellen auf Gold- oder Silbergeſchirren, ſo werden ſie eine ſchöne bleibende grüne Glaſur erhalten. Wenn unter den Figuren Blätter oder Früchte vorkommen, ſo reibt man ſie mit einem ſpitzigen Stöckchen ab. Ueberall, wo die Spitze hinfährt, wird das Gold oder Silber mit ſeinem ganzen Glanze zum Vorſchein kommen.

Bereitung einer Silberfarbe um auf Glas zu malen. Man nimmt einen Theil kalcinirtes und klein zerriebenes Silber, zwei Theile gut gepulvertes Spießglas, und ſo viel pulveriſirten Schwefel, als beides zuſammen wiegt. Letzterer wird zuerſt mit dem Spießglaſe zuſammen gemiſcht; dann nimmt man einen Löffel von gehöriger Größe, der noch zu keiner andern Sache gebraucht worden, und trägt zuerſt eine Schicht Spießglas in Schwefel, dann eine von Silber, und ſo fort hinein, bis Alles eingetragen iſt. Die letzte Schichte muß wieder von Spießglas und Schwefel ſeyn. Iſt dieſes

Digitized by Google

geſchehen, ſo bringt man den Löffel auf Kohlenfeuer und wenn die Materie recht brennt, rüttelt man den Löffel über dem Feuer, damit ſich das Silber nicht anhänge. Sobald die Flamme verſchwunden iſt, ſo gieße man die ganze Maſſe in eine Schüſſel mit reinem Waſſer und kratze auch den Löffel in demſelben aus. Das Waſſer wird nun abgegoſſen und die Maſſe eine gute Stunde lang auf einer Kupferplatte zerrieben, dann aber auf ein Stück glatter Kreide zum Trocknen ausgebreitet. Hierauf theilt man die ganze Maſſe in neun Theile und vermiſcht jeden mit einem Theile Ocher. Hat man aber ſchon gebrauchten Ocher, ſo wird das Ganze nur in ſieben Theile getheilt. Man reibt zuerſt einen Theil Ocher und vermiſcht ihn dann mit einem Theil Silber, damit Alles gut untereinander gemengt wird. So oft man nun einen Theil zerrieben und vermiſcht hat, trägt man ihn in einen bleyernen Topf, in welchem etwas Waſſer eingeſchlagen worden, und wenn Alles darin iſt, witd es mit einem Stocke gut durcheinander gerührt, Waſſer zugeſetzt, um die Farbe gehörig flüſſig zu machen. So oft man ſich dieſer Farbe bedienen will, muß man ſie mit einem Stocke tüchtig durcheinander rühren, damit das Silber mit dem Ocher gut vermiſcht bleibt. Dieſe Farbe wird auf Glas von der Seite getragen, welche nicht bearbeitet iſt.

Inſekten in Silber abzuformen. Man nimmt eine Spinne, Fiege oder ein anderes beliebiges Inſekt, bedeckt es über und über mit angefeuchtetem Thon, und läßt eine Oeffnung nach auſſen, worauf der Thon im Feuer getrocknet und verhärtet wird. Der Körper des Thieres verbrennt zu Aſche, die man mit Waſſer aus der Oeffnung herausſpült und dann gießt man durch die letztere geſchmolzenes Silber hinein. Wenn das Metall kalt geworden, und dann die Thonform zerſchlagen, ſo findet man die Figur des Thieres ziemlich genau in Silber abgeformt. Ueber die Figuren ꝛc. in Silber, ſ. auch unter Silberarbeiten.

Silberliquor, dem Silber eine weiße Farbe zu geben. Man löſet in einem Keſſel gleiche Theile rohen Weinſtein und Kochſalz in Waſſer auf, und erhitzt das Silber, welches man bleichen will, bis zum Glühen, jedoch nicht bis zum Schmelzen; dann wirſt man es in die eben angeführte Lauge und läßt es unter beſtändigem Umrühren mit einem kupfernen Löffel darin kochen. Nehme nun ein eiſernes Inſtrument dazu, ſo würde das Silber Flecken bekommen. Von Zeit zu Zeit nimmt man das Silber heraus, um zu ſehen, ob es ſchon weiß wird, reibt es mit feinem Sande ab, und wirft es wieder in die Lauge. Dieſe Arbeit wird ſo lange wiederholt, bis es eine vollkommene Weiße erhalten hat. Man kann auch das Silber mit Seifenwaſſer abreiben, ohne es zu ſieden, desgleichen auch mit gepulvertem Gyps, oder mit Os sepiae, oder Kreide und Weineſſig.

Ein Gefäß zu treiben, deſſen eine Seite von Gold, die andere von Silber iſt. Man nimmt ein Stück feines Silber, ſchlägt es zu einer viereckigen dünnen Platte, feilt ſelbige auf der einen Seite etwas rauh und bearbeitet ſie mit dem Grabſtichel. Dann nimmt man ein Stück Gold, welches der Dicke des Gefäßes, welches man treiben will, angemeſſen iſt, und macht daraus gleichfalls eine viereckige Platte, welche vollkommen dieſelbe Größe und Breite hat, als die ſilberne. Man paßt ſie nun beide genau aufeinander, ſchlägt mit einem hölzernen Hammer leicht darauf, damit ſie feſt zuſammenhangen. Wenn ſie auf dieſe Art vereiniget ſind, kann man dem Gefäße eine beliebige Form geben, ſo wird die eine Seite von Gold, die andere von Silber ſeyn.

Verſchiedene Waſſer, um dem Silber eine ſchöne Goldfarbe zu geben. Man löſet eine Unze Queckſilber und eben ſo viel Scheidewaſſer in einem Glaſe auf, und wenn das Queckſilber aufgelöſet iſt, ſetzt man 5 Unzen friſches Waſſer zu, erwärmt die Flüſſigkeit, und bedient ſich derſelben, um dem Silber eine Gold-

Digitized by Google

farbe zu geben. — Eine zweite Vorſchrift. Man löſe 2 Quentchen Queckſilber in einer Unze Scheidewaſſer in einer Phiole auf, und gieße dann Flußwaſſer hinzu. Die Flüſſigkeit wird lauwarm gemacht, worauf man das Glas verſtopft und ruhig ſtehen läßt. Auch dieſes Waſſer giebt dem Silber eine ſchöne Goldfarbe. — Eine dritte Vorſchrift. Man gieße guten Weineſſig über Kupferplatten und ſetze gleiche Theile Alaun und Kochſalz zu. Die Flüſſigkeit läßt man über dem Feuer ſieden, bis ſie auf den vierten Theil reducirt iſt, ſo wird das hinein geworfene Metall eine Kupferfarbe erhalten. Läßt man ſie aber länger ſieden, ſo erhält es eine Goldfarbe.

Silberloth, ſ. unter Löthen, Th. 80, 745. Hier noch einige Vorſchriften zu einem Silberlothe. Erſte Vorſchrift. Man vermiſche gleiche Theile Meſſing und Silber, ſchmelze beides in einem Tiegel und ſetze Borax und etwas Glasgalle zu. Wenn Alles geſchmolzen iſt, gießt man es in eine Form aus und ſchlägt es zu dünnen Blättchen, welche in dem oben beſchriebenen Silberliquor ausgewaſchen worden. Wenn dieſe Blättchen unter dem Hammer gehärtet worden, müſſen ſie noch im Feuer geglühet werden. Dieſes Silberloth läßt ſich ſehr gut unter dem Hammer ſtrecken, iſt aber ſchwer zu ſchmelzen, daher die Gold- und Silberarbeiter das ſchmelzbare Loth vorziehen, welchem ſie dieſe Eigenſchaft geben; indem ſie mehr Silber, als Kupfer dazu nehmen. — Zweite Vorſchrift. Man vermiſche und ſchmelze gleiche Theile Silber und Meſſing zuſammen, und ſetze den achten Theil des Silbergewichtes Zink zu. Dieſes Loth wird bloß zu kleinen Arbeiten gebraucht, welche nicht wieder ins Feuer kommen. — Dritte Vorſchrift. Man ſchmelze zwei Theile Silber und ſetze einen Theil dünngeſchlagene Glockenſpeiſe hinzu; man darf aber die Maſſe nicht zu lange im Feuer laſſen, weil ſich ſonſt die Glockenſpeiſe verflüchtigen möchte. Man kann auch 2 Unzen Silber mit einer Unze Glocken-

Digitized by Google

ſpeiſe ſchmelzen, eine halbe Unze weißen Arſenik zu ſetzen, worauf man die Miſchung ſchnell ausgießt. Man ſchmelze ferner 1 Unze feines Silber mit einer Unze dünngeſchlagener Glockenſpeiſe, und wenn Alles geſchmolzen, werfe man 1 Unze weißen Arſenik dazu, rühre während des Schmelzens Alles wohl unter einander und gieße die Maſſe ſchnell aus. — Loth zum groben Silber. Man nehme 4 Unzen Silber, 3 Unzen Glockenſpeiſe und $\frac{1}{4}$ Unze Arſenik, ſchmelze Alles zuſammen und gieße es ſchnell aus. — Loth zu ſilbernen Ketten. Drei Theile feines Silber werden mit einem Theile Glockenſpeiſe geſchmolzen, und während des Schmelzens ſetze man etwas gelben Arſenik zu. Oder man nimmt einen Theil gelben Arſenik und einen Theil Kupfer, ſchmelze beides und körne die Maſſe. Dann ſetzt man vier Theile feines Silber zu, läßt Alles ſchmelzen und gießt es aus. Wenn die Maſſe erkaltet iſt, wird ſie zu einem zarten Pulver gefällt.

Silberloth der Klingenſchmiede. Man bereitet daſſelbe mit drei Theilen gutem Silber und einem Theile Gelbkupfer, welches beides in einem Tiegel geſchmolzen wird, und gießt es hernach in Formen. Sobald es erkaltet iſt, wird es auf dem Amboß mit Behutſamkeit breitgeſchlagen. Wenn der geringſte Riß entſtehen ſollte, muß es wieder ins Feuer gebracht und etwas geglühet werden. Warm darf man es gar nicht hämmern, weil es ſonſt ganz zerreiſſen würde, man wartet, bis es erkaltet iſt, oder taucht es ins Waſſer, um das Erkalten zu beſchleunigen. Dieſe Arbeit muß ſo oft wiederholt werden, als es nöthig iſt, um das Loth zur Dünne eines Kartenblatts zu ſchlagen. Dieſes Loth wird auch Drittelloth genannt. Man verfertiget auch welches zu einem Viertel und zum Sechsſtel. Wenn aber der Künſtler eilflöthiges Silber dazu genommen, ſo muß er das Loth zum Viertel wählen. Das Drittelloth beſteht aus drei Theilen Silber und einem Theile Kupfer;

das Vierteilloth hat vier Theile Silber und einen Theil Kupfer, und das Sechsſtelloth hat ſechs Theile Silber und einen Theil Kupfer.

Muſchelſilber zu bereiten. Man nimmt hierzu reinen Salmiak und reibt ihn mit einem dicken oder hellen Gummiwaſſer zur Syrupsdicke ab. Dann ſetzt man eine beliebige Menge Silberblättchen zu und reibt es ein paar Stunden lang ſo zart, als möglich. Hierauf thut man die Miſchung in ein reines Glas und gießt filtrirtes Waſſer darüber, rührt Alles mit einem hölzernen Spatel gut um, und wenn ſich das Silber geſetzt hat, wird das Waſſer ab- und friſches darauf gegoſſen, damit es recht ausgewaſchen werde. Wenn aller Salmiak und das Schleimigte des Gummis gut ausgezogen, und das Silber rein liegen bleibt, ſo trägt man es Häufchenweiſe mit einem Pinſel in kleine Muſcheln, wo man es trocknen läßt. So oft man ſich dieſer Silberfarbe bedienen will, feuchtet man ſie mit leichtem Gummiwaſſer an. Was das Abreiben der Silberblättchen mit Honig betrifft, ſo iſt davon ſchon unter Gold, Th. 19, S. 558, gehandelt worden.

Silber auf Fayance zu inkruſtiren. Man beſtreiche die Stelle der Fayance, ſo verſilbert werden ſoll, mit Knoblauchſaft, trage dann die Silberblätter darauf und laſſe die Arbeit trocknen.

Mit Silber auf Glas zu zeichnen. Man wähle ein Stück weißes, durchſichtiges Glas, welches keine Blaſen, noch Faden hat und ein zweites Stück blaues Glas von demſelben Geiſte, auf welches das Silber getragen wird. Man hat oder bedient ſich hierzu zweierlei Mittel. Das erſte beſteht darin, daß man es mit Silberblättern belegt, welches am beſten geſchieht, wenn man das Glas mit einer Knoblauchſtaude reibt, und das Silber ganz glatt darauf legt, ſo daß es weder Falten noch Runzeln bekommt, auf dieſes Silberblatt zeichnet man nachher beliebige Figuren; hebt hiernach mit dem

Grabſtichel alles Silber heraus; welches nicht mit zur Zeichnung gehört, und ſchraffirt die Stellen, welche den Schatten umgeben halten. Dieſe Methode ſoll aber die Unbequemlichkeit haben, daß ſich die Silberblätter nicht ſo ganz fein abſcheiden laſſen, und immer zerriſſen ausfallen. Die Methode das Glas mit einem Silberpulver zu belegen iſt daher vorzüglicher. Zu dem Ende reibt man Silberblätter ſehr fein mit Honig oder Syrup an, und probirt ſie, ob ſie fein genug ſind, indem man einen Tropfen auf den Nagel fallen läßt, und nichts Blättriges mehr darin bemerkt. Hierauf wird die Miſchung in ein Glas gethan und Waſſer darüber gegoſſen, um allen Syrup auszuziehen, und wenn es eine Zeitlang ruhig geſtanden wird die Flüſſigkeit ſachte abgegoſſen. Das Silberpulver, welches auf dem Boden liegen bleibt, kann noch einmal mit Waſſer ausgewaſchen werden, wo es dann zum Gebrauch getrocknet wird. Man kann auch Silber mit Queckſilber amalgamiren, und auf das Glas tragen, ſo wird das Queckſilber beim Erhitzen des Glaſes davon gehen. Will man nun das oben angeführte Silberpulver auftragen, ſo nimmt man zur Beitze etwas dickes Spiecköl, giebt damit dem Glaſe einen gleichen Anſtrich, und trägt das Pulver mit einem langhaarigten weichen Pinſel ſauber darauf, ſo daß es gut in die Beitze eingreift. Wenn alles trocken geworden, ſo wird darauf gezeichnet wie oben angeführt worden. Will man dieſe Arbeit mit Gold und Silber zugleich verzieren, ſo hebe man nach der Vergoldung das Gold an den Stellen auf, wo das Silber hinkommen ſoll, und trage dieſes nachher ſauber auf. Wenn die Zeichnung fertig iſt, kann das weiße Glas darauf gelegt werden. Vorher muß aber aller Ueberreſt der Beize ſorgfältig weggenommen werden, weil ſie ſonſt zwiſchen den beiden Gläſern eingeſchloſſen, die ganze Arbeit verdunkeln und verderben würde. Dieſerhalb wird das verſilberte Glas vorher in die Muffel eines Emaillirſteins gebracht, und man läßt bei gelindem Feuer die

Beize ganz verdunſten, auch erwärmt man das Glas ſo ſtark, als es nöthig iſt, um das Silber recht darauf zu befeſtigen, welches um ſo nöthiger iſt, weil auſſerdem, wenn man hernach das weiße Glas darüber legt, die ganze Arbeit verdorben werden könnte. Man bringt das Glas folgendermaßen in die Muffel. Man nimmt eine Tafel geroſtetes Eiſenblech und überſtreicht ſie mit Spaniſchem Weiß, welches mit Waſſer zerrieben worden, worauf man die Feuchtigkeit am Feuer verdunſten läßt. Hierdurch erhält man eine Unterlage, welche verhindert, daß ſich das Glas nicht an das Eiſen anhängt. Sobald das Glas aus der Muffel herausgenommen wird, ſo iſt das Silber vollkommen darauf fixirt, und wenn man gewiſſe Stellen polirt, ſo kann man eine Zeichnung von mehreren Silberfarben herausbringen. Nachher wird das gemalte Glas mit dem Weißen überlegt. Man legt ſie nämlich wieder auf das Eiſenblech und paßt ſie genau auf einander; bringt ſie nachher unter die Muffel, und erhitzt beide ſo ſtark, daß ſie ſich zuſammen löthen können. Man nimmt ſie zuletzt aus dem Feuer, und ſollten ſie etwas trübe geworden ſeyn oder Luftblaſen erhalten haben, ſo bereitet man noch ein anderes Eiſenblech auf die oben erwähnte Art, und preßt ſie zwiſchen dieſe beiden erhitzten Bleche. Zuletzt läßt man ſie allmählig erkalten, damit ſie bei dem ſchnellen Uebergange von der Hitze zur Kälte nicht ſpringen.

Verſilberung des Papiers. Man bereitet zuerſt eine Miſchung, von Gummi, Kandiszucker und etwas Honig und läßt Alles im Waſſer zergehen, welches mit etwas Kornbranntwein verſetzt worden. Dieſen Liquor trägt man nun mit einem Schwamme auf das Papier, legt die Silberblätter darauf und drückt ſie mit Baumwolle an. Wenn Alles trocken geworden, wird das verſilberte Papier unter dem Hammer geſchlagen, wie es mit den Büchern geſchieht. Es erhält dadurch den Glanz, wie mit dem Polierſtahle. Damit aber das Papier beim

Schlagen keinen Schaden leidet, ſo ſchlägt man immer ein Dutzend zuſammen, und legt ſie zwiſchen zwei ſtarke Pergamenttafeln.

Das Papier auf den Schnitt zu verſilbern. Man überziehe den Schnitt einmal mit Eyweiß, welches mit dreimal ſo viel Waſſer zu einem Schaume geſchlagen worden. Ueber dieſes trägt man ein Poliment, welches aus weißem Bolus und Salmiakſalz, das mit Seifenwaſſer angerieben worden, beſteht; wenn nun dieſes trocken geworden, ſo trägt man das Blattſilber auf und polirt es mit dem Zahne. Das beſte Poliment zur Schnittvergoldung iſt folgendes: Man nimmt feinen weißen Bolus und Cremnitzer- oder auch Bleyweiß, reibt jedes beſonders mit nachfolgendem Gummiwaſſer und läßt es einzeln ſtehen, bis man es zum Gebrauche vermiſcht. Bereitung des Gummiwaſſers. Man thut in einen glaſurten Topf, der 1 Quart hält, Quittenkerne, Gummi-Traganth und Arabiſches Gummi, und ſetzt ein Stück weißen Leim, am beſten Leim von Pergamentſpänen, und eben ſo viel Venetianiſche weiße Seife dazu, und läßt Alles zwölf Stunden lang im Waſſer weichen. Wenn Alles zergangen, filtrirt man die Auflöſung durch Leinwand, ohne es auszudrücken, und zerreibt das Zurückgebliebene mit dem Liquor. Wenn dieſes geſchehen, thut man weißen Bolus hinein; zerreibt ihn hernach mit Eyweiß, und ſetzt ein wenig Lichttalg und eine kleine Kruſte verbranntes Brod, welches mit dergleichen Talg zerrieben worden, dazu. Zuletzt vermiſcht man Alles, und zerreibt es anhaltend und ſtark, damit das Poliment deſto zarter werde. Man kann den Schnitt auch verſilbern, wie es unter Gold, Th. 19, S. 443 mit dem Golde geſchehen, nur daß man hier Silber nimmt.

Den Silberblättern oder verſilberten Blättern eine Goldfarbe zu geben. Man zerreibe 3 Unzen Gummilack in granis oder Körnerlack zu einem feinen Pulver mit einem Quarte rectificirten Weingeiſte,

ſetze das Gefäß vier und zwanzig Stunden lang in gelinde Wärme, und rühre es oft um, bis ſich ein Theil des Lackes aufgelöſet hat; dann gießt man den braunroth gefärbten Weingeiſt von dem noch aufzulöſenden Lack ab und läßt ihn ein bis zwei Tage ruhig ſtehen. Das Gefäß, welches dazu gebraucht wird, muß eine weite Oeffnung haben, und ſo vermacht werden, daß der Weingeiſt nicht ausdunſten kann. Der nicht aufgelöſete Lack erweicht ſich zu einer ſchleimichten zähen Maſſe, die durch eine enge Oeffnung nicht leicht herausfließen kann. Hierauf löſet man etwas Gummigut und Drachenblut in verſchiedenen Portionen in der obigen Auflöſung auf, die man klar abgegoſſen und durchgeſeihet hat. Das Gummigut theilt dem Weingeiſte eine gelbe und das Drachenblut eine rothe Farbe mit. Man miſcht nun beide Auflöſungen zuſammen, und gewahrt man, daß ſich die Farbe zu ſehr zum Gelben oder Rothen hinneigt, ſo ſetzt man von einer oder der andern Auflöſung mehr zu, bis die wahre Goldfarbe zum Vorſchein kommt. Auch durch Safran und Drachenblut kann man die Farbe herausbringen. Wenn man nun das Silberblatt vermittelſt einer Beize auf einen Gegenſtand aufgetragen hat, ſo überzieht man es mit obigem Firniß. Iſt der erſte Anſtrich trocken, ſo giebt man einen zweiten, dritten ꝛc., bis die Farbe hoch genug ausfällt. Man kann auch das Silber ſparen, wenn man ſtatt deſſen ein Blatt Zinnfolie nimmt, es mit Leim auf die Arbeit trägt, glättet, zuerſt mit Schmirgel und Leinwand, und nachher mit Zinnaſche polirt. Zuletzt giebt man demſelben fünf bis ſechs Anſtriche mit Firniß, ſo erhält man eine ſehr goldähnliche Farbe.

Silberne Figuren auf kleine Mobilien, als Käſtchen, Theebretter, Schirme ꝛc. zu tragen. Man nimmt hierzu Silberpapier nach Gefallen, entweder ganze Bogen oder in Stücke, Figuren oder Zierrathen zerſchnitten. Man weicht ſie vorher eine Viertelſtunde

Digitized by Google

in Weineſſig ein. Die Arbeit wird nun an den Stellen, wo Silber hinkommen ſoll, mit Firniß beſtrichen, und das eingeweichte Papier ſo darüber gelegt, daß die Seite des Silbers unten zu liegen kommt, worauf man auf der Rückſeite mit einem Federmeſſerhefte oder Falzbeine hin und her fährt. Hebt man nachher das geweichte Papier geſchickt und vorſichtig auf, ſo bleiben die Figuren oder Zeichnungen von Silber eben ſo auf dem Firniſſe ſitzen, wie ſie vorher auf dem Papiere waren, und auch mit demſelben Glanze. Wenn Alles trocken geworden, ſo wird es zweimal mit Firniß überzogen, der nachher mit Bimsſtein geglättet wird.

Verſilberung auf Holz. Man zerreibt Silberblätter mit Waſſerbley und Gummiwaſſer, und kann es nach Belieben heller und dunkler machen. Dieſe Compoſition wird wie das Gold oder Silber aufgetragen, und nachher mit dem Wolfszahne polirt.

Holzverſilberung mit gemahlenen Silber. Zu dieſer Arbeit iſt das ſchwarze oder ſchwarz gebeitzte Holz am tauglichſten. Man löſet etwas Traganthgummi in vielem Waſſer auf und rührt das Silber ſehr dünn mit dieſem Waſſer ein, worauf man es mit einem feinen Pinſel auf die hellen Stellen trägt, ohne die Schatten zu berühren. Die Schattirung wird mit Indianiſchem Holze gegeben, welches mit ſehr ſchwachem Gummiwaſſer zerrieben worden, weil es ſonſt Flecken verurſachen würde. Nachher überzieht man die Arbeit mit einem trockenen Firniß, der aus Spieköl oder Terpentinöl und Sandarakharz bereitet worden. Iſt der Firniß zu dick, ſo muß er in dem Grade erwärmt werden, daß man die Hand daran leiden kann. Man gießt dann etwas Oel hinzu. Auf dieſelbe Weiſe macht man es mit dem Golde. — Eine zweite Vorſchrift zu Gold. Man koche Avignonskörner oder Kreuzbeeren in etwas Alaunwaſſer und gebe damit dem Holze einen leichten Anſtrich. Hierauf bereitet man mit denſelben Körnern ein etwas ſtärkeres Waſſer,

Digitized by Google

in welches man vor dem Kochen noch etwas Alaun thut. Zu den Schattirungen nimmt man Ruß oder Lampenſchwarz mit Waſſer eingerührt. Wenn das Werk trocken geworden, ſo reibt man es mit ſtarker Leinwand ab, bis das Holz glatt wird; dann breitet man einen Bogen Papier darüber, und polirt es mit dem Wolfszahne, um dem Holze den Glanz wieder zu geben, den es durch das Waſſer verloren hat. Hierauf giebt man wieder einen Anſtrich mit Avignonskörnertinktur und noch einen mit Pergamentleim. Iſt die erſte Tinktur Alaunhaltig genug, ſo ſaugt das Holz nicht ſo viel ein. Das beſte Mittel, um das zu viele Einſaugen zu verhindern, iſt, wenn man das Holz nach dem erſten Anſtreichen mit der Tinktur mit Pergamentleim überzieht, wodurch es das Anſehen eines Malergoldes mit braunem Grunde erhält. — Will man verſilbern, ſo tränkt man das Holz vorher mit Pergamentleim, zeichnet nachher mit Bleyſtift die Stellen, welche Licht oder Schatten erhalten ſollen, und ſchattirt mit Rußwaſſer; dann wird das Silber aufgetragen und überfirnißt.

Verſilberung der erhaben gearbeiteten Figuren. Man nimmt Silberſchaum, zerreibt ihn mit etwas Gummiwaſſer und trägt ihn auf die Figur, welche wie zur Glanzvergoldung, ſ. unter Gold, Th. 19, zubereitet ſeyn muß, worauf man ſie, wie gewöhnlich, polirt. Dieſe Verſilberung hat ein ſehr ſchönes Anſehen.

Verſilberung mit Malerſilber auf erhaben gearbeitete Figuren, welche weder röthet, noch ſchwarz wird. Nachdem man, wie gewöhnlich, die Arbeit, ſie mag von Holz oder Stein ſeyn, mit Leim getränkt, und mit Weiß angeſtrichen hat, ſo giebt man derſelben noch drei Anſtriche mit zerriebenem weißen Bolus, der mit etwas Seifenwaſſer und Waſſerbley verſetzt worden. Das Blattſilber wird nun aufgetragen, geglättet und mit feiner weicher Leinwand abgerieben. Hierauf überzieht man die Stelle, wo das Silber matt bleiben ſoll, mit

geriebenem Schieferweiß, welches mit Leim angerührt worden, und trägt nachher das Malerſilber mit einem feinen Pinſel darauf. Das Malerſilber wird mit weißem Weingeiſtfirniß oder auch mit aufgelöſeter Hauſenblaſe oder gekochtem Pergamentleim eingerührt. Die Miſchung in heißer Aſche erwärmt, und mit etwas Römiſchen Alaun verſetzt. Man giebt damit zwei bis drei Anſtriche.

Verſilberung kupferner Figuren, Zierrathen ꝛc. Man nimmt hierzu Salmiak, Steinſalz, Kochſalz oder ſalzſaures Natron, Potaſche und Silberkryſtallen, von jedem 2 Quentchen, und macht daraus mit Waſſer einen Teig. Mit dieſem Teige überzieht man die Figuren, und legt ſie auf glühende Kohlen, bis ſie nicht mehr rauchen.

Der Glanzverſilberung eine grüne Farbe zu geben. Man zerreibe Grünſpan mit Terpentinöl, thue ihn nachher in einen glaſurten Topf oder in eine gläſerne Flaſche, und gieße Firniß darüber, der aus Terpentinöl und Burgunderharz bereitet worden iſt. Wenn der Grünſpan mit dieſem Firniß eingerührt worden, ſo kann man ihn über Glanzſilber ſtreichen. Von dieſer Kompoſition bereitet man nicht mehr, als man auf einmal braucht, weil ſie ſonſt dick und ſchleimicht wird. Man kann dieſem jedoch abhelfen, wenn man etwas weniges Terpentinöl zugießt und die Miſchung in heißer Aſche erwärmt.

Der Glanzverſilberung eine Violettfarbe zu geben. Dieſe Farbe kann nur auf Glanzſilber getragen werden, welches vorher einen leichten Anſtrich mit aufgelöſeter Hauſenblaſe, Pergamentleim oder durchgeſeiheten Knoblauchsſaft erhalten. Wenn dieſer Anſtrich trocken geworden, nimmt man feines Emailglas und vermiſcht daſſelbe mit feinem Lack, mehr oder weniger, je nachdem die violette Farbe erhöhet werden ſoll. Man kann auch Indigo dazu nehmen, den man mit etwas Weiß vermiſcht, um die blaue Farbe zu erhöhen. Wenn der

Anſtrich trocken geworden, ſo wird die Arbeit leicht mit Leim überzogen und hernach die Farbe darauf geſetzt.

Matte Leimverſilberung. Wenn die Arbeit, wie beim Vergolden, weiß gegründet, abgerieben und getrocknet iſt, ſo giebt man derſelben einen ſtarken Anſtrich mit heißem Pergamentleim. Wenn dieſer trocken iſt, ſo zerſchneidet man Silberblätter und trägt ſie auf die mit einem Pinſel befeuchtete Stellen, welche aber durchaus mit Silber belegt werden müſſen. Wenn Alles trocken geworden, ſtreiche man mit einem weichen Pinſel darüber hin, um das herumfliegende Silber abzukehren. Nachher erwärmt man ſchwachen Pergamentleim und verſetzt ihn mit etwas Gyps, der mit Waſſer zerrieben worden, welches bloß geſchieht, um dem Leim eine weißliche Farbe zu geben, daher man auch nur wenig Gyps dazu nimmt. Von dieſem warmen Leim giebt man der Verſilberung einen leichten Anſtrich und läßt ihn trocknen. Dieſe Art Verſilberung ſchwärzt niemals.

Queckſilber in Silber zu verändern oder umzuwandeln. Man löſe einen Theil gekörntes Kapellenſilber in vier Theilen gut rectificirten Salpetergeiſt auf, und kohobire es ſo lange, bis das Silber in Kryſtallen anſchießt. Dieſe Kryſtallen werden pulveriſirt und in deſtillirtem, dephlegmirtem Weineſſig in einem gläſernen Gefäße in warmer Aſche aufgelöſet. Dieſe Auflöſung wird bis zum Salze abgeraucht und über Letzteres deſtillirtes Regenwaſſer gegoſſen; ein blinder Helm auf das Gefäß geſetzt und Alles zwei Stunden lang im Sandbade bis zur völligen Auflöſung ſieden gelaſſen. Wenn dieſe Auflöſung noch einmal im Sandbade abgeraucht worden, ſo bleibt die Materie hell und rein liegen. Man trocknet ſie nun bei gelindem Feuer oder an der Sonne, und theilt ſie in zwei Theile, wovon man den einen beſonders aufbewahrt, den andern aber in ein gläſernes Gefäß thut. Ueber dieſen letztern gießt man eine hinlängliche Menge rectificirten Weingeiſt, digerirt die Miſchung

acht Tage lang im Sandbade, und deſtillirt ſie hernach bei gelindem Feuer, ſo geht der Weingeiſt zuerſt, und der Silbergeiſt zuletzt über. Beide werden zuſammen in den Kolben zurück gegoſſen und noch einmal im Sandbade deſtillirt, ſo bleibt das Silberöl im Grunde des Gefäßes zurück. Dieſes Oel gießt man auf den zurückgelegten Theil der Materie in ein gläſernes Gefäß, und digerirt es auf warmer Aſche, bis Alles die gehörige Vollkommenheit erhalten hat. Dieſe Vollkommenheit erkennt man daran, wenn man etwas von der Materie auf ein glühendes Kupferblech gießt; fließt ſie hier wie Wachs und behält die Weiße des Silbers, ſo iſt ſie gehörig bereitet. Wirft man einen Theil dieſes Pulvers auf hundert Theile erwärmtes Queckſilber, ſo wird letzteres fixirt und erhält das Anſehen eines vollkommenen Silbers. Wenn nun Alles ſo weit fertig iſt, ſo pulveriſirt man 6 Unzen Weinſtein, eben ſo viel Salpeter, nebſt 6 Unzen Glas, ſchmelzt alles zuſammen in einem Tiegel und löſet es nachher in Waſſer auf. Nachdem das Waſſer abgeraucht worden, bleibt ein Salz zurück, welches man unmittelbar nach dem obigen Pulver auf das Queckſilber wirft. — Zweite Vorſchrift. Man ſublimire Arſenick mit gleichen Theilen verpufftem Kochſalze, und nehme nun davon die mittlere kryſtalliniſche Materie, die ſich ſublimirt. Das feine Mehl, welches oben auf liegt, und den Bodenſatz werfe man weg; dieſe kryſtalliſche Materie wird ſo oft ſublimirt, bis ſich kein feines Mehl mehr erhebt. Zugleich verkalke man ein Amalgama von Silber und Queckſilber beſonders, treibe das Queckſilber im Feuer ab, und waſche das Silber ſo lange mit Waſſer aus, bis dieſes rein und hell bleibt. Jetzt wieder 1 Unze verkalktes oder oxidirtes Silber und 4 Unzen ſublimirter Arſenick zuſammengemiſcht und ſo lange mit einander ſublimirt, bis ſich nichts mehr erheben kann. Dieſe Sublimation geſchieht am bequemſten in einer Phiole, die man auf die Seite legt, und ſo wie ſich etwas auf der einen Seite

ſublimirt, ſie auf die andere umwendet. Auf dieſe Art braucht man das Gefäß nicht zu zerſchlagen, wie es ſonſt geſchehen müßte. Wenn die Materie endlich ſteinartig geworden, ſo zerreibt man ſie und digerirt ſie im Sandbade, bis ſie ſich gänzlich in ein fixes Oel verwandelt hat, welches man erkennt, wenn das Gefäß durchſichtig wird. Hierauf bringt man vier Theile Queckſilber in einen Theil dieſes fixen Oels in einen Tiegel, giebt Gradweis Feuer, bis Alles zu einer Maſſe wird, welche ſich am Tiegel anhängt. Dieſe wird heraus genommen, auf der Kapelle abgetrieben, ſo erhält man ſehr gutes Silber. — Von der Amalgamation des Queckſilbers mit dem Silber, ſ. unter Queckſilber, Th. 119, S. 433.

Um das Silber vom Zinn zu unterſcheiden, wenn ſolches bei Feuersbrünſten durch Zufall mit zinnernen Geſchirren zuſammengeſchmolzen worden, macht man es, wie folgt. Man ſucht das geſchmolzene Metall zuſammen, wäſcht es rein, und legt ſo viel, als möglich, Silber und Zinn, jedes beſonders, das Zinn wird zuerſt in einer großen eiſernen Kelle geſchmolzen, jedoch anfangs nicht zu heiß, damit es nicht glühend werde, und man das Silber, welches ſich etwa darunter befinden ſollte, herausnehmen kann. Wird das Zinn in der Kelle glühend, ſo nimmt es das Silber in ſich, als wenn es in das Bley ginge. Weil nun das Silbererz, wenn das Zinn nicht glühend wird, darin nicht ſchmilzt, ſo kann man es leicht herausnehmen und von dem Zinne ſcheiden. Das Zinn wird hierauf in einen Gießbuckel allein ausgegoſſen. Was an Silber ausgeſchieden worden, thut man anfangs in eine große Kelle und ſetzt dieſelbe ins Feuer. Iſt noch Zinn darin, ſo ſchmilzt ſolches gleich, daß man darunter ausgießen kann, und damit das Zinn rein davon komme, kann man es glühend werden laſſen. Das Silber thut man hernach in einen Tiegel, ſchmilzt es im Windofen mit ſcharfer Hitze, und gießt es hernach in eine Barre aus. Sollte es ſich treffen, daß das Sil-

Digitized by Google

ber nicht geſchmeidig iſt, ſo iſt es ein Zeichen, daß noch Zinn darin vorhanden; es muß dann wieder in den Tiegel, ſalzſaures Kali hinzugethan und im Windofen mit ſtarker Hitze geſchmolzen werden, ſo verbrennt darin das Zinn und das Silber wird geſchmeidig. Iſt es geſchehen, daß Zinn mit dem Silber beim Schmelzen in Feuersbrünſten durcheinander gemiſcht worden, indem das Zinn ganz glühend geworden, ſo iſt die Scheidung beider Metalle ſehr ſchwer, das Zinn geht dabei verloren und kann nicht erhalten werden. Damit man aber wiſſe, ehe dieſes Scheiden vorgenommen wird, wie viel Silber in dem Zinne ſtecke, und ob es auch die Mühe verlohnt, die Arbeit des Scheidens zu unternehmen, ſo muß ſolches erſt probirt werden. Wenn es dann der Mühe werth iſt, ſo wird ein Topf von Glas und Ziegelmehl gemacht; dieſer in einen Brennofen geſetzt, und wenn er erglühet, das gemiſchte Metall darauf getragen, und im Feuer ſtehen gelaſſen, damit das Zinn zu Aſche kalzinire. Die erſte Aſche davon iſt weiß, und ſo lange ſolche weiß bleibt, iſt nicht viel Silber darin, wenn die Aſche aber grau wird, ſo iſt ſie reich an Silber, und muß beſonders aufgehoben werden, von dieſer Aſche wird ein Theil mit drei Theilen Alkali wohl unter einander gemiſcht, dann in einem Heſſiſchen Tiegel feſt geſtoßen und im Windofen mit ſtarkem Feuer geſchmolzen. Wird aber das Silber nicht rein und iſt ſpröde, ſo muß es noch einmal mit Alkali geſchmolzen oder auf einem Aſchenroſt mit Bleyzuſatz fein gebrannt werden. So lange nun das Zinn, worin Silber befindlich iſt, im Feuer ſteht, brennt Alles zu Aſche, und es bleibt nichts übrig. Will man aber nicht ſo lange Zeit darauf verwenden, daß Alles in Aſche kalzinire, ſo kann man, ſo bald die Aſche grau wird, das übrige Zinn mit dem Silber herausnehmen und mit drei Theilen Alkali in einen Heſſiſchen Tiegel ſetzen. Das Salz wird erſt mit einem runden Holze auf dem Boden des Tiegels feſt geſtoßen, dann das Zinn mit dem Silber oben dar-

Digitized by Google

auf, mit einem irdenen Deckel bedeckt und in den Windofen geſetzt. Anfangs läßt man es mit einem gelinden Feuer, hernach aber mit ſtarker Hitze ungefähr 2 Stunden fließen, dann den Tiegel kalt werden laſſen und entzwei geſchlagen, ſo findet man das Silber in dem König. Iſt es noch nicht rein genug, ſondern ſpröde, ſo wiederholt man das Schmelzen.

Plattiren des Silbers auf Kupfer, ſ. unter Plattiren, Th. 113, S. 407; — das Plattiren mit Silberblättchen, ſ. daſelbſt S. 409. — Wie die meſſingenen Knöpfe verſilbert werden können, ſ. Th. 41, S. 624 u. f. — Wie die Knopfgießer die zinnernen Knöpfe verſilbern; ſ. daſelbſt. — Das Verſilbern des Leders, ſ. Th. 68, S. 681 u. f. — Was die ſilbernen Glokken betrifft, ſ. unter Glocke, Th. 19, S. 95. — Maſſiv ſilberne Knöpfe, ſ. Th. 41, S. 617 und 630. — Silberſchnellloth und Silberſchlagloth, ſ. unter Löthen, Th. 80, S. 745. — Das Silber vom Golde zu ſcheiden, ſ. unter Gold, Th. 19, S. 342 u. f. — Das Probieren des Silbers, ſ. unter Probieren, Th. 117. — Mit Malſilber auf Velin, Pergament, Papier, Pappe zu verſilbern, ſ. unter Pergament, Th. 108, S. 511. — Verſilberung des Zinnes, ſ. unter Zinn, in Z. — Verſilberung mit Wismuth, ſ. unter Wismuth, in W. — Verſchiedenes, was das Verſilbern, die Bereitung von Silber-Compoſitionen ꝛc. betrifft, ſ. auch den Art. Gold und deſſen Zuſammenſetzungen, als Goldarbeiter, Gold- und Silberfabrik, Goldſchläger ꝛc. Th. 19; auch weiter unten Silber-Arbeiter, Silber-Arbeiten, Silbererz ꝛc. ꝛc.

Die verſchiedenen Schriften über das Silber und Silbererz, ſ. am Schluſſe des Art. Silbererz.

Digitized by Google

Silber, (After=), ein ſehr armes Silbererz, eigentlich das geringſte, das man hat.

— (ameiſenſaures), ſ. oben, unter Silber, S. 128.

— (angeflogenes), im Bergwerke, gediegenes oder gewachſenes Silber, welches aus kleinen Blättchen oder Blätterchen beſteht, die auf verſchiedenen Steinen ſo nahe beiſammen liegen, daß der Stein wie überſilbert ausſieht.

— (apfelſaures), ſ. oben, unter Silber, S. 128.

— (arſenikſaures), ſ. daſelbſt.

— (äſtiges), dasjenige gediegene Silber, ſo in den Steinen, im Erze ꝛc., wie die Aeſte und Zweige an den Bäumen geſtaltet iſt.

— (ätzendes), ſ. oben, unter Silber.

— (ausgeſüßtes), abgeſüßtes Silber, ſ. daſ.

— (benzoeſaures), ſ. daſ., S. 128.

— (bernſteinſaures), ſ. daſ.

— (Blatt=), ſ. unter Goldſchläger, Th. 19, S. 579.

— (blauſaures), ſ. oben, unter Silber, S. 128.

— (Blick=), ſ. unter Silbererz.

— (Blitz=), ſ. Silber (Knall=).

— (boraxſaures), ſ. oben, S. 128.

— (Brand=), ſ. unter Silbererz.

— (Bruch=), ſ. daſelbſt.

— (chromſaures), ſ. oben, S. 128.

— (citronenſaures), ſ. daſelbſt.

— (derbes), maſſives Silber, ſ. Silbererz.

— (echtes), ſ. daſelbſt.

— (eſſigſaures), ſ. oben, unter Silber, S. 128.

— (Faden=), zu Faden geſponnenes Silber, mit Silber überzogene Faden, noch mehr aber Silber, welches aus alten Treſſen oder Spitzen ausgebrannt worden.

— (feines), ſ. oben, S. 114, und unter Silbererz.

— (fettſaures), ſ. oben, unter Silber, S. 128.

Digitized by Google

Silber, (Flitter=), Silber, aus welchem die Flittern geſchlagen werden.
— (flußſpathſaures=), ſ. oben, unter Silber, S. 128.
— (gediegenes), ſ. daſ., S. 114, und unter Silbererz.
— (gefrornes), ſ. daſelbſt.
— (gemünztes), ſ. daſ., S. 114.
— (geſchlagenes), ſ. daſelbſt.
— (geſchwefeltes), ſ. oben, unter Silber, S. 169.
— (geſponnenes), ſ. daſ., S. 114., und oben, Silber (Faden=).
— (geſtempeltes), ſ. unter Silberarbeiten.
— (gewachſenes), ſ. unter Silbererz.
— (Glanz=), Silber, welches nach dem Auftragen polirt worden.
— (güldiſches), ſ. weiter unten, unter Silbererz.
— (Hennen=), ſ. Th. 19, S. 79.
— (Horn=), ſ. daſelbſt.
— (kaltes), ſ. oben, unter Silber, S. 114.
— (Kapell=), Kapellenſilber; ſ. oben, unter Silber, und unter Capelle, Th. 7, S. 632.
— (Katzen=), ſ. unter Glimmer, Th. 19, S. 79.
— (kleeſaures), ſ. oben, unter Silber, S. 128.
— (Klein=), ſ. unter Goldſchläger, Th. 19, S. 577.
— (Knall=), Schlagſilber, Platzſilber, Blitzſilber, ſ. oben, S. 129 u. f.
— (kohlenſaures), ſ. daſ., S. 128.
— (legirtes), ſ. daſ., S. 120.
— (Maler=), ſ. daſ., S. 147.
— (maſſives=), ſ. Silber (derbes).
— (Metall.), ſ. oben, unter Silber, S. 121, und unter Goldſchläger, Th. 19.
— (molybdänſaures), ſ. oben, unter Silber, S. 128.

Digitized by Google

Silber, (Muſchel=), ſ. oben, unter Silber, S. 175, und unter Goldſchläger, Th. 19, S. 558.

— (Muſiv=), ſ. Th. 98, S. 649.

— (ordinäres), ſ. unter Goldſchläger, Th. 19, S. 577.

— (phosphorſaures), ſ. oben, unter Silber, S. 118.

— (Platz=), ſ. Silber, (Knall=).

— (Probe=), ſ. Th. 117, S. 498.

— (Queck=). ſ. Th. 119, S. 381 u. f.

— (rohes), Silber, welches noch nicht verarbeitet worden.

— (ſalpeterſaures), ſ. oben, unter Silber, S. 125.

— (ſalzſaures), ſ. daſ., S. 128.

— (Schlag=), ſ. Silber, (Knall=).

— (ſchleimſaures), ſ. oben, unter Silber, S. 128.

— (ſchwefelhaltiges), ſ. daſ., S. 118.

— (Schwerdfeger=), ſ. unter Goldſchläger, Th. 19, S. 577.

— (Spießglanz=), ſ. oben, unter Silber, S. 120.

— (verarbeitetes), ſ. unter Silberarbeiten.

— (vererztes), ſ. unten, unter Silbererz.

— bei dem Wildhandler, wird der Schimmel an dem Wilde genannt, welcher ſeine Güte anzeigt.

— (weinſteinſaures), ſ. oben, unter Silber, S. 128.

Silberader, Silberadern, im Bergwerke, die Erzgänge in den Gebirgen, die gediegenes Silber bei ſich führen. Man findet ſie größtentheils in der Tiefe.

Silberaffinerie, eine Anſtalt, worin das legirte Silber auf das Feine abgetrieben und gereiniget wird. Man findet dergleichen Anſtalten in den großen Handels- und Hauptſtädten, in welchen ſich Münzſtätten befinden. Auch in den großen Gold- und Silbermanufakturen

großer Städte. Eine ſolche Anſtalt iſt mit Schmelz- oder Seigerherden, Treibherden, und den noch dazu gehörigen Geräthſchaften ꝛc. verſehen; ſ. unter Probieren, Th. 117. Die Affinirung geſchieht auf folgende Weiſe: Das Silber wird in dem Silberbrennofen und auf dem Treibherde auf die in den Hütten übliche Art geſchmolzen und getrieben. Durch eine lange Erfahrung hat man gefunden, daß um einen Centner Kupfer zu zerſtören und aus dem Silber zu ſcheiden, man 16 Centner Bley nöthig hat. Wenn man daher 200 Mark oder einen Centner Krudoſilber (8löthig) affiniren wollte, ſo wurden ehemals zur Zerſtörung der darin enthaltenen 50 Pfund Kupfer 8 Centner Bley erfordert und dennoch erhielt das Silber noch nicht die gehörige Feine, es war nur Blickſilber, welches in dem Silberbrennofen noch ferner fein gebrannt werden mußte. Es iſt zwar ausgemacht, daß 16 Centner Bley 1 Centner Kupfer verzehren, allein dieſes geſchieht nur, wenn das Kupfer allein iſt; denn ſobald das Kupfer ſich bei dem Silber befindet, ſo beſchützt das Silber das Kupfer vor der Zerſtörung, und 16 Centner Bley ſind noch nicht hinlänglich. Wenn auf dieſe Art das Krudoſilber auf den Treibherd geſetzt wird, ſo geht das zu zerſtörende Kupfer theils in die Glätte, theils in den Herd, theils verfliegt es mit dem rauchenden und dampfenden Bley in der Luft. Die Glätte macht man gewöhnlich durch das Friſchen wieder zu Bley; es ſetzt ſich dann ein Theil von dem darin befindlichen Kupfer oben auf, und weil das Kupfer in einer mäßigen Hitze gewinnt und hart wird, in welcher das Bley noch flüſſig bleibt, ſo können einige Scheiben Kupfer oben abgeriſſen werden. Der Herd und das in demſelben eingegangene Bley und Kupfer, wird auf den Hütten als Zuſchläge und Schmelzungsmittel bei den ſchwerflüſſigen Erzen gebraucht. Man probirt den Herd nach dem darin

befindlichen Bley und hat gemeiniglich auf das darin befindliche Kupfer gar kein Augenmerk. Bei dieſer Art zu reinigen iſt man genöthiget auf der Affinerie entweder eine Art von Hohenofen oder von Krummofen anzulegen, um Herd und Glätte wieder durchzuſetzen und zu gut zu machen. Hierdurch war aber noch nicht alle Schwierigkeit gänzlich aufgehoben; wenn man auch von dem Friſchbley bei der Erkaltung auf die gedachte Art einige Scheite Kupfer abriß; das Bley blieb dennoch ſtark mit Kupfer vermiſcht und dieſes kupferige Bley kann bei der folgenden Affinirung nicht ſo gut gebraucht werden, als reines Bley; denn da es einen guten Theil Kupfer noch bei ſich hat, ſo kann es nach dieſem Verhältniß um ſo weniger von dem bei dem neuen aufgeſetzten Krudoſilber befindlichen Kupfer in ſich nehmen, und man muß daher bei den fernern Affinirungen um ſo mehr Bley zuſetzen. Dieſes Alles und noch mehr Urſachen machen dieſe Art zu reinigen nicht vortheilhaft. Man hat daher ſeit 1762 eine andere Art eingeführt. Man macht nämlich von eben der Größe und Schwere Seigerſtücke, wie man ſie auf den Schmelzhütten gewöhnlich macht, nämlich $3\frac{1}{2}$ Centner ſchwer, die aus einem Theile Krudoſilber und drei bis vier Theilen Bley beſtehen. Man ſetzt dieſe Seigerſtücke auf die gewöhnliche Art auf den Seigerofen. Das Bley und Silber ſeigert ſich ohne alle Mühe von dem Kupfer ab, welches auf dem Seigerherde ſtehen bleibt. Eine Seigerung iſt indeſſen nicht hinreichend das Silber von dem Kupfer vollkommen zu reinigen; denn wenn die Seigerung nicht zu hitzig geht, welches nicht gut iſt, ſo bleibt allemal der 26ſte oder 27ſte Theil Bley bei dem Kupfer; da alſo das Silber nur vermittelſt des Bleyes aus dem Kupfer geſeigert werden kann, ſo muß nach eben dieſem Verhältniſſe der 26ſte oder 27ſte Theil Silber bei dem Kupfer bleiben. Wenn

Digitized by Google

daher das in den Seigerſtücken befindliche Krudoſilber 4löthig, wie z. B. von den eingeſchmolzenen Sächſiſchen Groſchen, ſo bleiben nach der erſten Seigerung dennoch 28 Loth bis 1 Pfund Silber bei dem Kupfer. Es muß alſo eine zweite Seigerung vorgenommen werden, und nach derſelben bleiben nach eben dem vorhergehenden Verhältniſſe $1\frac{1}{4}$ Loth Silber in dem Kupfer übrig, welches weiter in keine Berückſichtigung kommt. Das auf dieſe Art erhaltene Reichbley hält nichts von Kupfer oder Halbmetall in ſich, auf welche bei dem Abtreiben Betracht zu nehmen wäre, um zu deren Zerſtörung hinlängliche Bleyſchweren auf den Treibherd zu bringen. Wenn daher das in dem Reichbley befindliche Silber probirt und abgerechnet wird, ſo kann man mit eben dieſem Bleye noch ſo viel Krudoſilber auf dem Treibherde affiniren, wie es die Proportion von 16 Centner Bley gegen einen Centner des in dem Krudoſilber befindlichen Kupfers zuläßt. Dieſer Vortheil darf nicht außer Acht gelaſſen werden, und wenn man 16 Centner Reichbley nach Abzug des darin befindlichen Silbers auf den Treibherd ſetzt, ſo können noch 260 Mark 4löthiges Krudoſilber und Barren mit auf den Treibherd geſetzt, und daſelbſt ohne alle Mühe zu gutem Blickſilber affinirt werden. Es wird zwar auf dieſe Weiſe ein Centner Kupfer zerſtört, welcher theils in den Herd, theils auf die Glätte geht und theils in die Luft verfliegt, welches aber gar kein Nachtheil iſt; man kann auf dieſe Art mit eben dem Bleye mehr, als doppelt ſo viel Silber affiniren, als nach der alten Art möglich war, und man erſpart ein Bedeutendes am Bleyverbrande. Die kupfrige Glätte und Herd kann man gebrauchen, um die Seigerſtücken zur zweiten Seigerung zu machen, das darin befindliche Kupfer macht das von der erſten Seigerung zurückgebliebene Kupfer an Silbergehalt ärmer, und das Silber wird auf Kupfer deſto reiner ausgeſeigert werden können, der-

geſtalt, daß der Centner Garkupfer nur noch drei Quentchen bis höchſtens 1 Loth Silber halten wird. Die Erfahrung hat gelehrt, daß bei dem Abtreiben, wenn das Feuer gut regiert und nicht zu heiß getrieben wird, doch jedesmal der fünfte Theil Bley verbrennt. Geht aber das Werk zu heiß, oder fallen ſonſt Fehler dabei vor, ſo wird der Verluſt des Bleyes allemal den vierten Theil und zuweilen noch mehr ausmachen. Wenn man daher nach der alten Art zu affiniren, aus 800 Mark 4löthiges Krudoſilber 200 Mark fein Silber darſtellen will, ſo braucht man dazu 48 Centner Bley, wovon 12 Centner verbrennen, die übrigen 36 Centner aber ſehr kupferig ſind. Nach der neueren Art kann man aber aus 25 Centner Bley bei der erſten Seigerung 9 Seigerſtücken machen, wenn man nämlich 2¾ Centner Bley und 130 Mark 4löthiges Silber zuſammenſetzt. Dieſe 9 Seigerſtücken enthalten nun 1620 Mark löthiges Krudoſilber, und alſo 405 Mark fein Silber, wenn das Silber von dem Kupfer abgeſeigert iſt, die übrigen 23 Center Bley werden zur zweiten Seigerung verwendet, und durch beide Seigerungen werden dieſe 405 Mark feines Silber in das Bley gebracht. Von dieſen 48 Centnern Reichbley können aber auf dem Treibherde noch 3 Centner Kupfer zerſtört werden, weil das in dem Bley befindliche Silber bei dieſer Wirkung des Bleyes wenig oder gar kein Hinderniß verurſacht. Dieſen 3 Centnern Kupfer ſind ein Centner oder 200 Mark fein Silber beigemiſcht, womit man 4löthiges Krudoſilber vorausſetzt. Folglich können nach dieſer neuen Art, mit eben dieſem Bleyverbrande und mit eben dieſen Koſten 605 Mark feines Silber dargeſtellt werden, ſtatt 200 Mark nach der alten Art. Dieſer Vortheil iſt ſchon beträchtlich, obgleich er noch nicht das Ganze umfaßt; denn die Erhaltung des Kupfers iſt ein eben ſo anſehnlicher Vortheil. Wenn man zum Beiſpiel nach der alten Art 200 Mark fein Silber affinirt, ſo muß man ſchon 3 Centner Kupfer zerſtören. Von dieſen

Digitized by Google

drei Centnern Kupfer wird durch den Bleyverbrand der 4te Theil auf eine unwiederbringliche Art in der Luft verflüchtigen, wenn 75 Pfund Kupfer ſind, die übrigen 225 Pfund gehen in den Herd und in die Glätte. Bei dem Friſchen dieſer letztern und des Herdes verbrennen bei den beſten Anſtalten 25 Pfund Kupfer. Hat man ſchlechte Anſtalten, oder friſcht man gar mit Torf, ſo verliert man an 50 Pfund, welche theils verbrennen, theils in den Schlacken bleiben. Setzt man alſo nach der alten Art die allerbeſte Einrichtung voraus, und ſeigert man nach dem Friſchen des Herdes und der Glätte das Bley von dem Kupfer ab, ſo geht doch bei der Affinirung von 200 Mark feines Silber jedes Mal ein Centner Kupfer verloren. Um alſo 600 Mark feines Silber zu machen, werden nach der alten Art 3 Centner Kupfer vernichtet. Nach der neueren Art aber, bei gleicher Quantität Silber, nur 1 Centner; man gewinnt alſo nach dieſer Art der Affinirung 2 Centner Kupfer. Eine noch neuere Art der Feinmachung des Silbers, findet man im Art. Münze und Münzwiſſenſchaft, Th. 97, S. 728 u. f.; auch ſehe man die Art. Probieren, Th. 117, und Kupfer, Th. 56.

Silberahorn, Acer dasicarpum, eine Benennung des rothen Ahorns, ſ. unter Acer, Th. I, S. 240. Ein Mehreres über dieſen Baum, wird unter Ahorn im Supplement vorkommen.

Silberamalgama, in den Bergwerken, ein ſeltenes Produkt in der Natur, welches auf dem Stahlberge bei Waldgrünweiler im Zweibrückiſchen, und zwar ehemals auf dem Erzengel, in neuern Zeiten auf dem friſchen Muth daſelbſt, in dem Schloßberge bei Ober-Moſchel aber kommt es nur ſelten vor; man ſoll es auch ehemals bei Mörsfeld gefunden haben. Es giebt von dieſem natürlichen Silberamalgama drei Hauptabänderungen, als: 1) derbes Silberamal-

Digitized by Google

gama, welches eine ſilbergraue, derbe, ſpröde Maſſe iſt, die dem Weißgulden, öfters aber auſſerhalb und auf dem Bruche auch dem Kupferglaserz gleicht. Zuweilen iſt es kryſtalliniſch und hat auswendig eine vollkommene Queckſilberfarbe, wo es denn leicht für einen vieleckigen kryſtalliniſchen Glanzkobold gehalten werden kann. Dieſes Erz hält zuweilen mehrere Mark fein Silber. — 2) Ein muſigt, flüchtiges, natürliches Silberamalgama, welches in der Feuerprobe mehr oder weniger Silber zeigt, und von dieſem Zuſatze mehr oder weniger muſigt iſt. Das ſilberreichſte iſt zuweilen an einigen Stellen erhärtet, an andern noch zähe und weich, ſo daß es dem Eindrucke eines feſten Körpers nachgiebt. 3) Dieſe eben zu beſchreibende Sorte iſt eigentlich kein wahres Silberamalgama mehr, ſondern bloß der Ueberfluß des in demſelben enthalten geweſenen Silbers. Es kommt in ſehr dünnen, kaum merkbaren Ablöſungen eines weißen, ſehr fein anzufühlenden Steinmarks vor, in deſſen Ritzen es in Geſtalt derber, zuweilen biegſamer Silberblättchen erſcheint. Was die künſtliche Silberamalgamation betrifft, ſo ſehe man ſolche oben, unter Silber nach.

Silberamalgamation, in der Metallurgie, ſ. oben, unter Silber und unter Silbererz.

Silberameiſenſalz, ſ. unter Salz (Silber), Th. 134.

Silberanbrüche, im Bergwerke, auf Gängen der Erde diejenigen, welche der Erfahrung nach, vor reichen Silbererzen hergehen, und alſo von denſelben die Vorboten ſind, aber noch nichts Ergiebiges vorſtellen. Zum Beiſpiel die Gänge, wo Wismutherz, Kobalde und andere arſenikaliſche Kieſe gebrochen werden; denn wenn dieſe ſich auf den Gängen ſehen laſſen, ſo ſind gemeiniglich reiche Silbererze dahinter; nur in dem Falle, daß ſolche in dergleichen Werken von

Digitized by Google

Natur nur eine Vorbereitung zu Silbererzen auf ſolchen Gängen machte.

Silberapfelſalz, ſ. unter Salz (Silber⸗), Th. 134.

Silberarbeit, beim Silberarbeiter, Goldſchmid, Geſchirre oder Geräthe von Silber, ſo wie überhaupt alle Arbeiten, welche aus Silber verfertiget werden. Man macht ſie auf dieſelbe Weiſe, wie die Goldarbeiter die goldenen Sachen verfertigen, entweder durchs Schlagen und Schmieden, oder durchs Gießen. Da in den Artikeln Gold, und Goldarbeiter, Th. 19, wenig über das Handwerkzeug und die Arbeiten des Silber⸗ oder Goldſchmids, Goldarbeiters, geſagt worden, ſo wird hier das Nöthige darüber zu ſagen ſeyn. Da in der Werkſtatt dieſes Künſtlers das Silber der Gegenſtand der gewöhnlichſten Arbeiten iſt, ſo wird daſſelbe daher in der Werkſtatt in dem gewöhnlichen Windofen und Schmelztiegel zum Gießen, ohne Zuſatz und innerhalb einer Viertelſtunde, geſchmolzen; dann wird daſſelbe in den eiſernen, heiß gemachten, mit einem flammenden Kienholze geſchwärzten Barreneinguß, oder in den heißen und mit Talg geſchmierten Planſchen⸗ und Zaineinguß ausgegoſſen, indem man in den Tiegel mit einer krummen Gießzange eingreift. Das Silber wird dann noch warm in kaltem Waſſer abgelöſcht. Was die Werkzeuge betrifft, ſo kommt zuerſt vor: das Bechereiſen oder der cylindriſche Amboß, um darauf Becher mit dem Hammer in die Höhe zu treiben; ſ. unter Kaffee⸗Kanne, Th. 32, S. 267. Der Sperrhaken von ſpitzen Enden, macht das Silberblech eckig oder rund im Schmieden. Andere dergleichen Eiſen ſind ebenfalls mit einem ſpitzen Fuße verſehen, mit dem ſie in einem Klotze ſtecken; ſ. Daumeiſen, Th. 32, S. 267. Der größte Hammer, den der Silberarbeiter gebraucht, iſt der Planſchenhammer, ſ. unter Hammer, Th. 21,

S. 329, der auch den Namen Spannhammer führt; er iſt an 20 Pfund ſchwer, und dient die gegoſſenen Silberplanſchen auf dem Amboß, nach einigen Zwiſchenglühungen, dünne zu ſchmieden. Es giebt auch dergleichen Hammer von 10 Pfund und Einige wollen zwiſchen dem Planſchen- und dem Spannhammer noch einen Unterſchied machen, und letzterer ſoll die auf den Amboß gelegten Silberplatten gleichmäßig ausſtrecken und ihnen einerlei Steifung geben. Der Zainhammer, ſ. Th. 21, S. 329. Die übrigen Hammer ſind der Tiefhammer, der Aufziehhammer, der Planirhammer, um geſchmiedete Bleche glatt zu ſchlagen, der Knopfhammer, der Bunzel- oder Treibehammer und der Schärfhammer. Sowohl dieſe Hammer, als auch ihre Namen ändern ſich nach der Abſicht des Künſtlers. Sowohl die Beſchreibung dieſer Hammer, als auch ihre Anwendung und ihre Abbildung, findet man unter Hammer, Th. 21, S. 329 u. f. Mit der großen Beſtoßfeile, ſ. unter Feile, Th. 12, S. 480, feilt der Künſtler die Nahten der gegoſſenen Sachen gerade, und auch hier, wie in allen Schmieden gebraucht man flachrunde, und dreieckige Feilen, Hohlfeilen, Vogelzungen und Nadelfeilen; ſ. unter Feile, Th. 12, S. 480 u. f. Man fängt mit den groben Feilen Sachen zu befeilen an, und geht dann zu den feinern, ja ſogar bis zur Politur über. — Jn dem hohlen Aushauerſtempel, ſ. unter Stempel, haut man runde Platten zu Kleiderknöpfen aus dem geſchmiedeten Silber heraus; dieſe Schalen werden in die runde Gruben der Anke, welches eine Formplatte von Meſſing iſt, gelegt, und durch den runden Knaufſtempel, ſ. unter Stempel, mit dem Hammer zu tiefen Schälchen geſchlagen, die man zuſammenlöthet, mit einem Haken aus Draht verſieht, verlöthet, befeilt, weißſiedet und polirt. Eben ſo bekannt iſt auch das Schraubenblech mit eingeſchnittenen Schrauben-

gewinden von allerlei Größen, und deren Bohrern, um einen Silberdraht, den man in einen Handſchraubenſtock feſt ſchraubt, in einem ſolchen Gewindeloche umzudrehen und zu einem Schraubenbohrer zu machen, ſo wie man das dazu gehörige Gewinde der Mutteſchraube mit dem eiſernen Gewindebohrer; ſ. unter Bohrer, Th. 6, S. 165, in eine dicke Silberplatte einwindet — Der Planſcheneinguß beſteht aus zwei dicken vierſeitigen Tafeln von Eiſen, zwiſchen denen ein Ring von Eiſen, der die Tafelſeite ausmacht, unten am Boden zu iſt. Das Silber wird darin zu viereckigen Tafeln gegoſſen. Von auſſen iſt dieſer Einguß mit zwei ſtarken eiſernen Reifen umſpannt, zwiſchen die man flache Bolzen eintreibt. Die Fugen werden mit Lehm zugeſchmiert. Die Goldſchmiede nennen dieſes auch die Taſchenform, und man ſchlägt nach dem Guſſe die Reifen und Bolzen herab, um das Silber noch heiß in Waſſer abzulöſchen. Den Zaineinguß, Fig. 8712, den eine Platte bedeckt, hält man im Gießen ſchief an ſeinem Stiele. Die ſchwarzen Schmelztiegel, welche die Form der gewöhnlichen Schmelztiegel, Th. 117, S. 534, und ferner, haben, halten länger aus, als die weißen. In einer halben Stunde fließt das Silber ohne allen Zuſatz, mit hellem Blicke, und wird in die Form ausgegoſſen. Wenn das Silber mit dem Planſchenhammer heiß und bis zur Dicke eines halben Meſſerrückens geſchmiedet worden, ſo wird mit dem Schrotmeiſſel ſo viel abgeſchrotet, als das beſtimmte Geſchirr bekommen ſoll.

Zur Ziehbank des Silberdrahtziehers, Fig. 8713, worauf man Silberdraht zieht, gehört eine grobe Ziehzange, die den Draht feſt hält, ſ. unter Zange; der Ring, der ihre Arme zuſammendrückt, der Haken oder der Anfang zu einer ausgezackten Stange Eiſen, die ſich durch das eiſerne Gehäuſe einer Winde und ihres Rades hindurchbewegt. Das Zieheiſen wird durch oder vor zwei Bolzen geſtellt, und man läßt den

Draht, der immer feiner werden ſoll, durch die großen und kleinen Löcher des Zieheiſens, vermittelſt der umgedrehten Kurbel durchgehen. Bei der Arbeit des Drahtziehens beobachtet man überhaupt Folgendes: Erſtens kommt das Silber ſelbſt in Berückſichtigung, ob es feines Silber iſt, oder bloß plattirt, das heißt, ob bei dem Letzteren das Silber über Kupfer gezogen worden, welches man Lioniſches oder unächtes Draht nennt. Bei dem ächten Silberdrahte werden die Silberſtangen dazu auf folgende Weiſe bereitet. Wenn das feine Silber bei wachſenden Graden der Hitze im Schmelztiegel flüſſig geworden und einige Minuten lang getrieben hat, ſo ſchüttet man nach und nach geläuterten Salpeter auf, um die Schlacken, welche man mit einem Schaumlöffel voller Löcher abſchöpft, zu verdünnen und zu verzehren. Der Schmelzer hält nun ſeinen Teſt in Bereitſchaft, der aus geſiebter, oft ausgelaugter, langſam getrockneter und mit dünnem Biere angemachter Büchenaſche beſteht, und in einem flachen Teſtſcherben, der 1 Fuß weit und 5 Zoll hoch iſt, und mit einer hölzernen Keule geſchlagen wird. Die Höhlung wird rund ausgeſchnitten, mit einer Eiſenkugel dichter gerollt, und weiße Aſche von gebrannten Schafsknochen aufgeſchüttet. Hierauf läßt man den Teſt langſam trocknen, und in einem Windofen unter der Muffel ein paar Stunden lang abathmen. Man trägt nun nach und nach gekörntes Bley in den heißen Teſt ein und ſetzt zuletzt das Silber bei ſchwacher Hitze zu. Dieſer ſich rund ballende Kuchen bekommt zuletzt ſchärfere Hitze, bis der Regenbogen, der Blitz und der Stillſtand des Kampfes aufeinander gefolgt ſind, und man das gut gefloſſene Silber in einen heißen, mit Talg geſchmierten Einguß ausgießt, und noch heiß in kaltem Urin ablöſcht. Es werden nun daraus Stangen gegoſſen, die etwa zwei Spannen lang und wie ein Beſenſtiel dick ſind. Dieſe Silberſtangen werden nun von Schmieden, die eine beſondere Geläufigkeit darin haben, an den

Digitized by Google

Ecken rund geſchlagen, und dazwiſchen braun geglühet, weil ſie über dieſen Grad erhitzt, auf dem Amboß zerſplittern. Einige ſchmieden die Stäbe nur kalt. Um ihnen eine vollkommnere Rundung zu geben, als es der Hammer im Stande iſt, ſo werden ſie einige Male durch die größten Ziehlöcher hindurch gelaſſen, welches man Schlichten heißt. Die erſte und gröbſte Ziehmaſchine hat ein Getriebe, in welches ein Kammrad oder ein Stirnrad mit ſeinen Zähnen eingreift; auch eine Schraube ohne Ende kann die Stelle des Getriebes vertreten, die nebſt dem Stirnrade aus dickem Meſſing gegoſſen iſt. Das große Rad wird von mehreren Perſonen oder eine ſtehende Welle von einem Pferde zu dieſem Zwecke in Bewegung geſetzt. Indem man nun den Stab durch ein Loch hindurchführt, ſo wird er um ſo länger geſtreckt, als ſich ſeine Dicke im Loche vermindert.

Die Zieheiſen des erſten und groben Zuges ſind 8 Zoll lang, halb ſo breit, und 2 Zoll dick, und wie alle Zieheiſen, deren man ungefähr 60 beiſammen findet, vierſeitig. Die Mitte dieſer Eiſen iſt Stahl, in den man runde Löcher, groß oder klein, bohrt. Das größte Loch oder die erſte Nummer des groben Zieheiſens, iſt 2 Zoll, und das letzte $\frac{1}{4}$ Zoll groß. Jedes grobe Zieheiſen hat nur ein einziges Loch, weil ſich eine Ziehplatte mit mehreren Löchern zu ſehr erhitzen würde. Die Löcher in die Zieheiſen bohren ſich die Drahtzieher vermittelſt zugeſpitzter Griffel von Engliſchem Stahle, welche ſie Bohrſpitzen nennen. Jede Bohrſpitze iſt mit derſelben Nummer, wie das Loch, numerirt, welches ſie in der Ziehplatte macht. Von dem 2zölligen Loche an durchwandert der Silbercylinder ſechszig immer engere Löcher, bis derſelbe $\frac{1}{4}$ Zoll oder wie der kleine Finger dick geworden. Die Löcher bohrt ſich jeder Drahtzieher ſelbſt; ſie müſſen vollkommen glatt, rund und ohne Furchen ſeyn, die der Drahtzieher hineinſchneidet. Jedes Loch aller Zieheiſen iſt an einer Seite, wie ein kleiner Keſſel

(der Mund des Loches) für den Spielraum ausgetieft, das eigentliche Loch aber der andern Seite iſt der Zug, den man mit den Bohrſpitzen ausſchmergelt. Die oben genannten Bohrſpitzen ſind von Stahl, wie eine Schreibfeder dick, gehärtet, und es gehören zu den großen Löchern drei für jedes Loch, und ſechs Bohrſpitzen für ein kleines. Jedes nach ſeiner Nummer gebohrte Loch wird mit einem Holze, Baumöl und feinem Schmergel glatt gerieben, ſo wie man die Bohrſpitze mit der Sehne des Bogens gleichſam geigend in dem Loche ſpielen läßt; es iſt gleichſam ein Drillbohrer oder es bildet einen Drillbohrer. Zuleßt wird der Draht nach und nach drei Ellen lang auf der Stockrolle durch drei Männer, die ſie mit der Bruſt und den Armen am Handgriffe umdrehen, und die Zange, welche den Draht hält, trägt an ihren Armen ein Strick, welches auf dem Kreuzhaſpel der Rolle von den drei Männern ſcharf angezogen wird, indem die vierte Perſon die Zange zudrückt. Wenn die Stockrolle voll gezogen iſt, ſo legt man den Draht um den Hut, und zieht ihn durch immer engere Löcher auf die Stockrolle, bis daß der Draht die Dicke einer Stricknadel bekommt. So oft der Draht in den großen Löchern weich, warm und flach wird, ſo läßt man dem Zieheiſen Zeit ſich wieder abzukühlen, und die eiſerne Welle, woran der Handgriff iſt, ſteckt anfangs nur ein wenig in der Achſe der Stockrolle. — Der Wechſelzug oder das feine Drahtziehen durch eine einzige Perſon und durch dieſelben, nur kleinere, Werkzeuge, geſchieht wie folgt. Die runde Drehſcheibe iſt 8 Zoll hoch, läuft auf einer eiſernen Spindel herum, die in einer eiſernen Pfanne liegt. Die Scheibe trägt eine lange Ziehſtange, die entweder frei auf dem Werktiſche ſteht, oder oben im Balken der Stube in einem Holze ſpielt. Gegenwärtig ſpielt dieſe Stange in einem Querholze, welches an einer Säule oder einem Pfoſten befeſtiget iſt, einer Art Galgen, wie Fig. 8714, b zeigt. Man ergreift die Mitte dieſer Stange, und führt

dadurch die Scheibe in der Runde herum, während man den Draht, der feiner gezogen werden ſoll, um die Trage-ſcheibe herumlegt. Eine ſtufenweiſe feinere Zange, und immer engere Nummern der Zieheiſen, die hier ungefähr 6 Zoll hoch, 1½ Zoll breit und 2 Linien dick ſind, bringen den Draht von der Spule auf die Scheibe. Das Zieh-eiſen ſteckt in einer hölzernen Gabel, der Quere nach, feſt, ſo wie die hölzerne Drahtrolle in einem eiſernen Bogen, den man niederſchrauben kann, eingeklemmt wird. Die Löcher werden in dieſem Zieheiſen neben einander gebohrt, ſo daß in jedem Loche ſechs bis acht Löcher in einer Reihe der Quere nach ſtehen. Um die Dicke eines Drahtes zu unterſuchen, hat man eiſerne dicke Probe-ringe, die auf einer Kette ſtecken oder aufgereihet ſind. Man hat eilf Nummern Draht, alſo auch eilf Probe-ringe, die aber nicht immer alle gebraucht werden, weil zu gewiſſen Arbeiten, die beſonders ſtark gehen, auch nur beſondere Nummern Draht gebraucht werden. Die Ringe, Fig. 8715, haben Einſchnitte oder Kerbe, das heißt, es geht ein Schlitz, Spalt oder Ritz durch die eine Seite des Ringes, durch welche engere oder weitere Spalte der Draht gedrängt durchgehen muß, oder worein der Draht geſenkt wird; hiernach beſtimmt man alſo die Nummer, die der Draht haben ſoll. Damit keine Nummer der Löcher verfehlt oder ausgelaſſen werden ſoll, hat man das Zängelmaaß, welches eine Meſſingplatte iſt, deren eines Ende man von beiden Seiten zu fünf ungleichen Stufen, als eine kleine Treppe ausgeſchnitten, woran man mißt, um wieviel der neue Draht in dem letzten Ziehloche von Stufe zu Stufe länger geworden; alle fünf Stufen (Zängel) betragen einen Zoll. Die Zängel-Parthie macht den vierten Theil der Meſſingplatte aus, die unge-fähr 4 Zoll hat. Auf dieſe Weiſe wird der Draht von der Dicke einer Stricknadel, von der Rolle, deren Achſe der federhafte Eiſenbogen feſthält, durch ein gefalztes Löſchpapier, an welchem ſich das überflüſſige Wachs

abſtreiſt, vermittelſt der feinen Zangen auf die Scheibe aus freier Hand durch die Zieheiſen geführt, indem man die Drehſtange in der Runde herumführt, und den neuen Draht durch ein Spuhlrad wieder auf die Spule bringt. Zuletzt wird der feinſte Draht auf eine kleine Rolle von Blech, die ein Loth wiegt und 16 Loth oder 1 Mark Draht tragen kann, geſpult, und ſo dem Plätter übergeben. In Fabriken, worin das Silber nicht ſeinen rechten Grad der Vollkommenheit erreicht hat, und daher in den Ziehlöchern ſpröde und brüchig wird, glüht man den Draht auf hohlen Spulen von Kupfer, in deren Bauch man glühende Kohlen wirft, bis daß das Wachs auf dem Drahte zu rauchen anfängt. Der Silberdraht wird auf dergleichen Rollen im Flammenfeuer erhitzt, jedoch ohne Wachs, weil dieſes fleckt; er wird dann ins Waſſer geworfen, und die zu weiten Löcher der Zieheiſen werden enger gehämmert; ſiehe auch den Art. Drath, Th. 9, S. 468 u. f., und Gold- und Silber-Fabrik, Th. 18, S. 486. Fig. 8714 zeigt den Werktiſch a der Silberdrahtzieher im Kleinen; b iſt der Träger der Ziehſtange; c iſt die runde Drehſcheibe, die durch die Ziehſtange in Bewegung geſetzt wird; d iſt die Spule, von der der Draht durch die Löcher der Zieheiſen oder Streckeiſen e auf die Scheibe gebracht wird; f iſt eine Stellage, worauf die verſchiedenen Bohrſpitzen g zum Bohren der Löcher in die Zieh- oder Streckeiſen ſtecken. h iſt ein Kaſten unter der Platte des Werktiſches, um das übrige Handwerkszeug, als Zangen, Hammer, Meßſpindel ꝛc. aufzubewahren. Den Meßſpindel zeigt Fig. 8716; die Streckzange, ſ. unter Zange, in Z. Dann hat der Gold- und Silberdrahtzieher noch einen kleinen Handamboß, einen Spitzhammer, einige kleine Schnabelzangen, Wetzſteine ꝛc. nöthig.

Der oben angeführte Silberarbeiter, deſſen Arbeiten durch die Beſchreibung des Silberdrahtzie-

Digitized by Google

hens hier unterbrochen worden, hat nun zu ſeinen Werkzeugen noch nöthig den Stoßtriel, einen Bohrſpindel mit Riemen, um Löcher zu bohren; die Pechkugel, welche ſich auf einem Kranze von Lappen wenden läßt und auf einer eiſernen Granate liegt. Auf dieſem Peche wird das Silberblech vermittelſt der Bunzen und Treibhammer zu Figuren, die im Pech hohl liegen, aber auf der rechten Seite erhaben erſcheinen, getrieben, nach der Zeichnung des Gegenſtandes. Dieſe getriebene Arbeit wird ciſeliren genannt. Die Bunzen ſind kleine Stahlgriffel, welche am Ende erhaben oder ſchief, glatt oder matt geſchliffen, und von allerlei Größen ſind. Man ſetzt dieſe Spitzen auf das Silber und ſchlägt mit dem kleinen Treibhammer auf die Bunzen. Zu den hohlen Figuren bedient man ſich der Grabſtichel der Kupferſtecher. Die Kratzbürſten von Meſſingdraht dienen zum Bekratzen der ſilbernen Gefäße. Der Betrageſtift mit der kupfernen Klinge dient das verquickte Gold von dem Vergolder auf das Silber zu tragen. Der lange Polirſtahl wird im Poliren an die Schulter angelegt. Das Ringenmaaß iſt ein Biegel mit Fingerringen von allerlei Größen von Meſſing, jeder mit ſeiner Nummer, damit der Käufer wählen kann. Alle glatte Arbeiten der Silberſchmide entſtehen auf die Art, daß man eine gegoſſene Silberplanſche auf dem Amboß dünne ſchmiedet, nach dem Augenmaaße ein Stück ſo groß, als das Geſchirr werden ſoll, abſchrotet, das Stück aus dem Ganzen durch verſchiedene Hämmer und auf allerhand Eiſen, vom Boden an herauftreibt, bis Hals und Seiten entſtehen, und zuletzt die Figur nach der im Profil gezeichneten Patrone herausgebracht wird. Oft werden die Sachen Stückweiſe durch das Löthen aneinander gefügt. Dann folgen die Feilen nach ihrem Range, das Schleifen mit Bimsſtein und Waſſer, das Sieden in Weinſtein und Waſſer, um den Glühſchmutz fortzubringen, und dann das Poliren mit dem Polirſtahle. — Um Sachen zu löthen, die nicht mehrmals

Digitized by Google

ins Feuer kommen, bedient man ſich des weichen Schlageloths. Es beſteht aus einer Mark Silber zu 3 Loth Spiauter. Sachen, die oft ins Feuer gebracht werden müſſen, verbindet man zuerſt mit dem harten Schlageloth und hernach mit dem weichen. Mit dem harten Schlagelothe löthet man Formhälften zu einem Ganzen; es wird aus einem Theile Meſſing und zwei Theilen Probeſilber gemacht. Der Fluß iſt Borax.

Um eine Sache von Silber abgießen zu können, muß man erſt eine Patrone von dem Modelle ſelbſt haben, welche das Wachsboſſiren nach einer Zeichnung liefert. Das Boſſirwachs beſteht aus Wachs, Zinnober, Schweinſchmelz und Harz, welches zuſammen geſchmolzen und durch Leinwand gepreßt wird. Man klebt davon etwas auf einen von Holz gedreheten Leuchter, wenn man die Patrone von einem bunten Leuchter haben will, und man drückt das Wachs nach der Zeichnung an den Stellen nieder oder hinauf, die es verlangen. Die Boſſirgriffel zu dieſem Behuſe ſind von Holz und von allerlei Spitzen, nachdem es die Züge nöthig machen. Mit dieſen Griffeln, welche man im Munde anfeuchtet, drückt man das Wachs, nach der Vorſchrift der Zeichnung, zu Blättern, Laubwerk aus einander und nach allen Seiten fort, bis die Adern, z. B. in einem Blatte, ſichtbar zu werden anfangen. Dieſes mit dem Boſſirwachſe belegte Modell, z. B. eines Leuchters, wird in dem Formſande abgedruckt, und eine bleyerne Patrone davon abgegoſſen, weil das wächſerne boſſirte Metall kaum einen einzigen Abdruck im Sande auszuhalten vermag, und jede einzelne gegoſſene Figur nach ihrer beſonderen Patrone gegoſſen werden muß.

Der Formſand der Silberarbeiter iſt, wie bei allen Gießern, ein zarter, weißlicher, trockner, durch ein Haarſieb geworfener Sand, mit Kienruß vermiſcht, der in der Formlade oder auf einem Tiſche mit ſchwachem Biere gut durchgeknetet wird, bis er nicht mehr auseinander

fällt. Man drückt die beiden Hälften des viereckigen Formrahmens mit dieſem Sande ganz voll, rollt den ſchwarzen Sand mit einer ſchweren Granate, und drückt die Hälfte der Bleypatrone in jedem Rahmen halb ab. Man nimmt dann die Patrone heraus und überbeutelt beide Formenhälften mit Kohlenſtaube. Statt der hohlen Röhre des Leuchters wird ein Kern von gebranntem Lehm eingelegt und man ſchneidet eine Gußrinne bis zur Patrone in den Sand. Jede Hälfte der Form bekommt ein Brett zum Boden, und außerdem paſſen die vier Zapfen der Form in ihre Löcher ein, und zuletzt wird dieſe Formflaſche mit einer viereckigen Klammer von Holz, die einige Keile zum Schluſſe bringen, umgeben. Man ſtellt die Formfläche auf die Erde aufrecht neben den Windofen, und gießt durch die Gußrinne das geſchmolzene Silber ein. Auf dieſe Art werden Schnallen, Meſſerſchalen, Leuchterröhren ꝛc. aus Silber gegoſſen. Andere Sachen, die unter ſich Vertiefungen machen, werden in einer Gypsform hohl gegoſſen, indem man um die Wachspatrone einen Damm von Thon macht, und zwiſchen Damm und Patrone über die ganze Patrone dünnen Gyps gießt. Man ſchneidet nun die Gypsform in ſo viel Stücke, als hohle Stellen vorkommen, bindet die hohle Gypsform mit geglühtem Drahte, nachdem man die Wachspatrone herausgenommen, und gießt ſie voll Wachs. Die Mitte des Wachſes wird, weil ſie noch flüſſig iſt, aus der Gypsform abgegoſſen; und wenn man die Stücke der Gypsform nach einander behutſam von dem zerlaſſenen oder geronnenen Wachſe losgemacht, ſo bekommt man jetzt, ſtatt der boſſirten Wachspatrone, eben dieſelbe in Wachs abgegoſſen. Wenn dieſe neue Wachsfigur 2 Loth wiegt, ſo wird ſie, in Silber gegoſſen, 10 Loth wiegen; klebt man nun endlich an das eine Ende der Wachsfigur maſſive Wachsſtückchen, wo der Einguß hinkommen kann, und ſteckt man noch hier und da durch die Wachsfigur Eiſendraht hindurch, wovon ſie geſtachelt

ausſieht, ſo wird um das Wachs ein Zoll breiter Damm von Thon oder dünnem Bleybleche gezogen, und Gyps mit Ziegelmehl und Waſſer über die Wachsfigur von auſſen und innen gegoſſen, ſo daß die Gußröhren frei bleiben; die Form wird, ſobald der Gyps erſtarrt iſt, über einem langſamen Feuer umgekehrt, da denn das Wachs aus dem Gypſe abtröpfelt. Hierauf bringt man dem Gyps die Kohlen näher, bis er glüht und man das flüſſige Silber durch die Gußrinne eingießen kann. Zuletzt findet man in der zerſchlagenen Gypsform das abgegoſſene Silber. Die erſte dicke Gypsform kann mehrere Male gebraucht werden, und wenn man Spath ſtatt des Sandes gebraucht, ſo fällt der Guß viel feiner aus; ſ. auch unter Form, Th. 14, S. 474, und unter Gießen, im Supplement.

Das Ziſeliren oder Treiben von erhabenen Figuren geſchieht auf einem Pechklumpen von 1 Pfd. Pech und 4 Pfd. Ziegelmehl, den man auf eine hölzerne Halbkugel kittet, die auf Lappen ruht, und nach allen Seiten gedrehet werden kann; im Winter wird noch etwas Talg hinzugeſetzt. Die auf dem Papiere vorgezeichnete Figur wird auf die rechte Seite des Silberblechs mit Bleyſtift nach kopirt; man ſchlägt den Umriß der Figur mit dem aufgeſetzten Schrotbunzen und dem Treibehammer nach, bis die Züge der Schläge auf der linken Seite des Bleches durchſcheinen. Hierauf wird das Blech umgekehrt, die Höhen mit dem Bunzen eben ſo herausgeſchlagen, wie vorher; dann wird es wieder umgekehrt, und auf dieſe Weiſe treibt man das Laubwerk, die Früchte, hiſtoriſchen Gegenſtände ꝛc., nach dem Vorriß oder der Zeichnung bis zu einem Zoll hoch erhaben. Den fehlerhaften Stellen an gegoſſenen Sachen hilft man ebenfalls mit dem Bunzen (Verſchneiden) nach. Um die Gegenſtände in Silber glücklich auszuführen, gehört eine gute Uebung im Zeichnen und Boſſiren, eine leichte Hand, und ein gleichförmiger Schlag auf den Bunzen, der von einer Stelle

auf die andere fortgeht. Man erhält auf dieſe Weiſe aus dem Umriß eine egale Linie ohne Höcker und Abſätze. Um die Mühe, die das Ziſeliren verurſacht, abzukürzen, oder um die Figuren zu vervielfältigen, bedient man ſich einer Zoll dicken gegoſſenen Stampfe von Meſſing, deren Figuren hohl geſchnitten ſind. Man nagelt darauf ein Silberblech, hält ein dickes Stück Bley darüber, und ſchlägt mit dem Hammer auf das Bley, um das Silber in der Stampfe wie ein Petſchaft abzudrücken; man erhält auf dieſe Art Leuchterfüße, und flache Waaren, die man nachbunzt; ſ. die Art. Treiben und Ziſeliren, unter T. und Z.

Beim Graviren ſchneidet man an dicken Silberplatten aus freier Hand die Figuren erhaben herauf, ſo daß die linke Seite gerade und nicht hohl erſcheint. Man verrichtet daſſelbe mit Grabſticheln oder Zeigern, womit der Goldſchmid, wie der Kupferſtecher, jedoch rechts ſeine Figuren mit dem Schatten in die Tiefe ſchneidet; ſ. unter Kupferſtecher, Th. 56, wo auch die Grabſtichel beſchrieben worden. Der Riß wird nämlich mit einem feinen Grabſtichel nachgezeichnet; man hebt dann die Linien der Figur mit dem flachen Grabſtichel in die Höhe, zu kleinen Erhabenheiten, und das Feld der Hiſtorie bleibt flach liegen. Es folgen nun verſchiedene Grabſtichel und der Mattbunzen endiget das Ganze. Die gravirten Waaren werden dann gefärbt, das Matte matt gelaſſen und der Glanz polirt. Um nun eine Form von einer ſolchen Gravirung zu bekommen, drückt man eine Zinnfolie, womit man Spiegel belegt, in alle Fugen der getriebenen Sache mit einem feinen Hölzchen genau hinein, und in dieſes Zinn, welches einen Rand hat, gießt man feinen Alabaſtergyps, der mit Waſſer angemacht worden, ſo erhält man die linke Form, und durch neuen Gyps wieder in dieſe auch die rechte Form, welche Formen den Namen Gravirformen erhalten. Man

macht dergleichen Formen nur von einer kleinen Waare, z. B. von Tabaksdoſen ꝛc.

Was die **Vergoldung der Silbergefäße** im Feuer betrifft, ſo verfährt man dabei auf folgende Weiſe. Wenn man die Gefäße durch die Hämmer und Eiſen zu ihrer Figur gebracht, durch die verſchiedenen Feilen halb glatt gefeilt, mit einem Stücke Bimsſtein und an krauſen Stellen mit den zu dünnen Streifen zerſchnittenen Pragerſteinen geſchliſſen, geglüht, in Weinſtein und Salz wieder weiß geſotten, mit der Kratzbürſte von gebundenem Meſſingdrahte gekratzt, an den Stellen, die Silber oder weiß bleiben ſollen, mit einem ſtarken Leimwaſſer und Kreide beſtrichen worden, ſo iſt man mit der Vorbereitung zu dem Vergolden fertig. Zum Vergolden ſelbſt nimmt man Gold von 23 Karat und 11 Gran, und auf jede Mark des Silbergeſchirrs, wenn ſolches nur ſchwach oder einblättrig vergoldet werden ſoll, rechnet man ein Viertel eines Dukaten, auf eine Doppelvergoldung von auſſen und innen für die Mark Silber einen ganzen Dukaten, in ſo fern das Geſchirr, als Terrinen oder Becher, dick iſt. Man nimmt ein zerſchnittenes Goldblatt, eine umgebogene Goldrolle von der Kapelle oder ein Goldoxid aus dem Königswaſſer, ſüßt es in Waſſer aus; dann geglüht, und von einem der genannten Golde, es ſei, welches es wolle: 1 Quentchen ſchwer genommen, und mit 2 Loth Queckſilber in einem Schälchen vermiſcht, in einem glühenden weißen Schmelztiegel hin und her bewegt, und dann in ein glaſirtes Waſſergefäß ausgegoſſen. Dieſes giebt den weißen Brey oder das Amalgama, in welchem ſich das Gold verſteckt. Die Arbeit geſchieht unter einem Schornſteine, der einen guten Zug hat, weil der Dampf des Queckſilbers, eingeathmet, ein Gift iſt. Ueber die weitere Prozedur des Vergoldens ſiehe den Art. **Gold**, Th. 19, S. 407 u. f. — Galanterie-Waaren von nur geringem Werthe, ſie mögen Silber oder Meſſing ſeyn, erhalten nur eine **kalte Ver-**

goldung, ſ. dieſe, in dem vorher erwähnten Theile, S. 407.

Um feines Silber zu emailliren wird die Waare geglüht und rein geſiedet; dann ſtreicht man das mit Waſſer fein geriebene Schmelzglas und Quittenſchleim mit einem Eiſenſpatel auf das Metall; ſetzt es nach der Trocknung unter eine Muffel auf ein dünnes Eiſenblech über die Kohlen, und läßt die Emaille fließen. Nachher wird ſie mit ihren Metallfarben bemalt, die man auf dieſelbe Weiſe einbrennt. Wie die Emaillen bereitet werden; ſ. den Art. Email, Th. 10, S. 771. Die fertigen, gegoſſenen oder geſchlagenen, glatten und krauſen Arbeiten werden zuletzt mit den Feilen fein gefeilt, mit einem Stücke Bimsſtein oder den Pragerſteinen über einer Schüſſel mit Waſſer geſchliffen, mit Baumöl und geſchlämmten Bimsſtein vermittelſt eines Spans von Lindenholz, hernach mit geſchlämmten Tripel durch Leder glatt gerieben; jetzt folgt das Reiben mit dem Pulver von gebranntem Hirſchhorn oder Schafknochen auf Leder, welches Glanzſchleifen man politzen nennt. Nach dem Schleifen mit Bimsſtein wird das Silber geglühet, dreimal in einem kupfernen Keſſel in Weinſteinwaſſer, jedes Mal eine halbe Stunde geſotten, mit der Drahtbürſte gekratzt, und zuletzt mit dem Glanzblutſtein und Seifenwaſſer oder mit dem Polirſtahl blankgerieben, indem man dazu Venetianiſche Seife und Regenwaſſer gebraucht. Während des Polirens muß man den Blutſtein oder den Polierſtahl auf Leder mit feiner Zinnaſche ſtreichen und dadurch blank erhalten. Im Poliren wendet man das Geſchirr mit leinenen Lappen. Unter den Waaren der Silberſchmiede kommen vor: Becher, Pokale, Zuckerbüchſen, Plats de Menagen mit dem Fußbleche und einem Abſatze zu Citronenbüchſen, Eſſig- und Oelflaſchen ꝛc.; Moſtrichkannen, Kaffee- und Milchkannen, Theebüchſen, Teller, große Terrinen mit Deckeln, Füßen und Griffen, Schüſſeln mit und ohne Glocken oder Stürzen, Frucht-

körbe, Aufſatzgallerien zu Fruchtmuſcheln, Büchſen, Kannen, Flaſchen; Kaffeebretter, Terrinen-, Eß- und Kaffeelöffel, Sahnenlöffel, Punſchlöffel; Kronenleuchter von vier und mehreren Armen, an ſeidenen Schnüren über die Tafel zu hängen; Wandleuchter; Armleuchter von zwei, vier und mehreren Armen; einfache Leuchter; Altarleuchter auf drei Füßen mit vielen Armen; Rauchfäſſer, Lampen, Monſtranzen, Kelche, Weinkannen, von Silber abgegoſſene Apoſtel, Damentoiletten ꝛc. An kleineren Waaren hat man: Meſſer und Gabeln, Wachsſcheeren, Doſen mit und ohne Spielwerk, Kinderklappern, Schnallen, Gürtel, Haarnadeln, Kämme, Knöpfe, Bücherbeſchläge, Armbänder und Kniebänder, Pfropfenbeſchläge mit Griffen oder Ringen und viele andere Luxuswaaren, welche die Mode eingeführt. Dann hat man auch eine Menge Waaren in Silberdraht und ſogenannter Filegrainarbeit. Viele von den oben genannten Silberwaaren hat man in getriebener Arbeit, z. B. mit zierlichen Fruchtgehängen und Blumengewinden, Laubwerken, Landſchaften, geſchichtlichen Gegenſtänden, Bildniſſen ꝛc. In dieſen Zweigen haben zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, und auch noch bis in die Mitte deſſelben, beſonders die Augsburger Gold- und Silberſchmiede ſich ſehr hervorgethan; jetzt werden in allen großen Städten Deutſchlands, z. B. zu Berlin, Wien, München, Dresden ꝛc ꝛc. auch ſehr ſchöne Arbeiten dieſer Art geliefert, die den Augsburger Arbeiten in Silber nichts nachgeben.

Um den Betriegereien mit dem Silber vorzubeugen, haben überall die Regierungen in den Landesgeſetzen beſondere Verordnungen dieſerhalb erlaſſen, um das Publikum dagegen ſicher zu ſtellen. Die Verfälſchung durch Neuſilber oder weißes Tombach hält auf dem Probirſteine zwar ihren Silberſtrich, verbrennt aber auf der Kapelle; auch läßt ſich das weiße Tombach ſchon, wenn man es glüht, auf dem Amboß durch einen weißen Beſchlag von Spiauter entdecken, und alle unechte Treſſen

verbrennen am Lichte, da ein Silberfaden zum Kügelchen zerfließt. Die gegoſſenen Silberbarren probirt die Kapelle durch gekörntes Bley; der Wardein bemerkt dann auf dem beigefügten Probirzettel den Gehalt der ganzen Planſchen oder Barren in Loth und Grän, ſo wie die Nummer der Planſche und ſeinen Namen. Nach der Verordnung eines jeden Landes, muß der Gold- oder Silberſchmid auf dem Boden des verfertigten Gefäßes oder Geſchirres ſeinen Namen völlig ausſchreiben, und durch einen Stempel völlig ausprägen, und der Altmeiſter der Innung ſchneidet daneben mit dem Grabſtichel eine Zickzacklinie (Schwiebelirſtrich) als ein Vidimus ein, und dieſem fügt oder zeichnet er noch das Stadtwappen bei. Die ausgeſtochenen Späne werden von jedem Gold- oder Silberſchmid beſonders in einer Büchſe aufbewahrt, die er alle Monate kapellirt. Dieſes Probeſilber richtet ſich nach der Landesherrlichen Vorſchrift, und man erkennt ſogleich an dem Stadtwappen den innern geſetzmäßigen Inhalt eines jeden ſilbernen Gefäßes. Der Berliniſche Silberſtempel iſt ein aufgerichteter oder ſtehender Bär; Potsdam hat einen Adler; Augsburg eine Traube; Hannover ein Pferd; Frankreich ehemals drei Lilien; Holland zwei Löwen mit dem Schilde; Hamburg drei Thürme; Magdeburg drei Thürme mit einem Mädchen ꝛc. Durch ganz Frankreich, England und Holland verarbeitet man 15löthiges; in Italien eben ſo viel löthiges in einigen Provinzen; Strasburg, Danzig, Wien, Königsberg, Koppenhagen, Prag, Nürnberg, Augsbnrg 13löthiges; Hamburg, Breslau, Sachſen, Bremen, Brandenburg, Hannover 12löthiges, und Holland in großen Geſchirren 15, in kleinen 14löthiges Silber. Da nun z. B. Berlin ein 12löthiges Silber verkauft, ſo ſtecken in jeder Mark des verkauften Silbergeſchirres nicht, wie billig, 16 Loth Silber oder eine Mark, ſondern nur 12 Loth feines Silber und 4 Loth Kupfer, die man auch für Silber bezahlen muß. Wenn daher ein Geſchirr 6 Pfd.

Digitized by Google

ſchwer iſt, ſo muß ſich der Käufer ſchon gefallen laſſen 1 Pfd. 16 Loth Kupfer, welches in dieſem Geſchirre ſteckt, kraft der Connivenz des Stempels, für gutes Silber mit zu bezahlen. — Was das Silbergewicht anbetrifft, ſo ſehe man darüber das Nöthige unter Münz und Münzwiſſenſchaft, Th. 97, S. 318 u. f. nach. Ferner ſehe man noch den ſchon oben erwähnten Art. Gold und Goldarbeiter, Th. 19, und den Art. Gold- und Silber-Fabrik daſelbſt, ſo wie den Art. Silberprobe nach.

Silberarbeiter, Silberſchmid, ein Künſtler, der in Silber arbeitet, Sachen aus Silber verfertiget, ſowohl gegoſſene, als geſchmiedete. Obgleich das Arbeiten in Silber ein für ſich beſtehendes Gewerbe iſt, ſo haben die Silberarbeiter doch mit den Goldarbeitern, Goldſchmieden eine Innung, die unter dem Namen der Goldſchmidsinnung bekannt iſt, und daher auch Handwerksgebräuche; doch machen ſie wenig von dieſen Gebräuchen, beſonders in der neueren Zeit, und um ſo mehr, da ſie von jeher zu den Künſtlern gerechnet wurden, und ihr Gewerbe auch wirklich ein kunſtvolles iſt. Die Gold- und Silberdrahtzieher hängen dagegen noch eher an einigen alten Gebräuchen, und haben daher eher etwas Zunftmäßiges, welches ſie auch in der neueſten nach Gewerbefreiheit in allen Zweigen ſtrebenden Zeit ſo ziemlich beibehalten, und welches ſie auch beſſer beibehalten können, da ihre Innung oder ihr Verein nur in den größten Städten aus wenigen Mitgliedern beſteht, ſo z. B. beſteht die Anzahl der Meiſter, Geſellen und Lehrlinge in Berlin nicht über 19 Köpfe. Die Lehrlinge müſſen fünf Jahre lernen und erhalten nicht eher einen Lehrbrief, als bis ſie dieſe Zeit überſtanden haben. Da nur wenige dieſes Gewerbe erlernen, ſo können die Drahtziehermeiſter auch eher die Preiſe unter ſich für ihre Fabrikate feſtſtellen, ſo daß ſie den Fabriken nicht

Digitized by Google

wohlfeiler arbeiten, als ſie unter ſich überein gekommen; auch kann nicht Einer oder der Andere den Preis willkührlich herabſetzen, weil er ſonſt auf ihre Unterſtützung in andern Fällen dann nicht rechnen darf. Die Geſellen oder Gehülfen dieſes Gewerbes, alſo die Gold- und Silberdrahtzieher können auf ihren Wanderungen folgende Oerter, um ſich zu vervollkommnen, beſuchen, als Achen, Allersberg, Altona, Augsburg, Bayreuth, Berlin, Breslau, Dresden, Freyberg in Meiſſen, Frankfurth a. M., Goslar, Hamburg, Iſerlohn, Kölln, Leipzig, Lüttich, München, Morau in Oberſteyermark, Naumburg, Nürnberg, Salzburg, Schwabach, Stollberg, Suhla, Wien. In Frankreich: Paris, Lyon. In den Niederlanden: Amſterdam, Brüſſel; in der Schweiz: Genf; in Rußland: Petersburg: in Schweden: Stockholm. Ein Mehreres über dieſe Gewerbetreibende, ſ. unter Draht, Th. 9, S. 468 u. f., und unter Gold- und Silberfabrik, Th. 19, S. 502; auch oben den Art. Silberarbeit. — Was die Silberarbeiter betrifft, ſo ſehe man darüber die Art. Goldarbeiter, Th. 19, S. 459 u. f.; Gold- und Silberfabrik, daſelbſt, S. 484 u. f. und oben den Art. Silberarbeit nach. — Die beſten Wandrungsplätze zur Vervollkommnung der Silberſchmiede ſind: Aſchaffenburg, Augsburg, Berlin, Cöthen, Dresden, Frankfurt a. M., Freyberg, Gmünd, Hanau, Kaſſel, Manheim, Offenbach, Prag, Pforzheim, Pyrmont, Strasburg, Stuttgard, Wien.

Silberarſenikſalz, ſ. oben, unter Silber.

Silberarten, Geſteine und Bergarten, die zwar auf die Erzeugung des Silbers, auf den Prozeß, welchen die Natur an dieſen Orten auf dieſes Metall vor hat, weiſen, und denen im weiteren Nachſuchen wohl etwas Gutes folgen könnte, die aber immer noch nicht bauwürdig ſind. Es finden ſich auf Gebirgen, die zu der

Erzeugung dieſes Metalls Anlagen haben, dergleichen Arten auſſen am Tage, zu einer ſichern Anzeige, daß diejenigen Geſteine, welche ſich von auſſen auf einem Gebirge zeigen, dasjenige Metall ankündigen, welches darunter in den Gängen der Erde verborgen ſeyn kann; denn ein jedes Metall führt in den Bergarten eine gewiſſe Anzeige, welches man die Signatur nennen könnte, auf die es weiſet, und mit der es bezeichnet iſt. Obgleich man darin nicht erkennen kann, wo die Gänge von ſolchen Orten zu erſchürfen ſind, warum man ſich weiter bemühen muß. — Unter Silberarten verſteht man auch die verſchiedenen Silberſorten nach ihren fremden Beimiſchungen; ſ. oben unter Silber, und den Art. Silbererz.

Silberätzſtein, ſ. oben, unter Silber; Silberſtein, Höllenſtein, S. 125.

Silberauflöſung, die Auflöſung des Silbers in Salpeterſäure; ſ. Salpeter (Silber-), Th. 131, S. 609.

Silberauge, der Argusſchmetterling, Papilio Argus, ſ. unter Tagfalter, in T.

Silberausbringung, die Erlangung des Silbers aus dem Erze durchs Schmelzen ꝛc., ſ. unten, unter Silbererz.

Silberaventurin, ſ. Aventurin, im Supplement.

Silberband, Papilio Cytherea, ein Tagfalter, ſ. dieſen Artikel; auch zwei Nachtfalter, Phalaena Bergmanniana, und Ph. de Geerella, ſowie eine zu den Häringen gehörende Fiſchart, Clupea Atherinoides, führen dieſen Namen.

Silberbarre, Silberbarren, Fr. Barres d'argent, große Stücken unverarbeitetes Silber, in Stangen, Kuchen und Klumpen, welche vor der Trennung der Süd-Amerikaniſchen Kolonien von Spanien, dem Mutterlande, mit der Silberflotte nach Spanien kamen; ſ. unter Silbererz.

Digitized by Google

Silberbarſch, Perca nobilis, eine Art ausländiſcher Barſche, ſ. unter Barſch, im Supplement.

Silberbaum, Schillerbaum, Protee, Protea, ſ. Protea, Th. 117, S. 774 u. f. — In der Chemie iſt der Silberbaum, Dianenbaum, Arbor Dianae, Arbor mineralis philosophica; Fr. Arbre de Diane, das Werk eines chemiſchen Prozeſſes, einer chemiſchen Operation, durch welche man eine baumförmige Zuſammenfügung der Silbertheilchen veranlaßt, die anfänglich in der Salpeterſäure aufgelöſet waren. Die Chemiker haben ihm den Namen Dianenbaum wegen des Silbers beigelegt, welches ſie Luna oder Diana nennen. Nach Lemery geſchieht die Anfertigung dieſes Baumes auf folgende Weiſe: Man nimmt 1 Unze feines Silber, löſet es in einer genugſamen Menge Salpetergeiſt, der recht rein und mäßig ſtark iſt, auf, vermiſcht dieſe Silberauflöſung in einer Phiole oder in einem Becher mit ungefähr 8 Unzen Waſſer, ſetzt dazu 2 Unzen Queckſilber, und läßt dann Alles ruhig ſtehen. In ungefähr 40 Tagen wird ſich auf dem Queckſilber eine Art von Silberbaum mit Zweigen bilden, die mit ihren Aeſten einem natürlichen Gewächſe ſehr nahe kommen. — Ein kürzeres Verfahren, nach Homberg, iſt folgendes: Man mache ein kaltes Amalgama aus 4 Quentchen Silberfeilſtaub, oder noch beſſer Blattſilber, und 4 Quentchen Queckſilber, löſe dieſes Amalgama in 4 Unzen oder in einer hinlänglichen Menge von reinem oder mäßig ſtarkem Salpetergeiſte auf; verdünne dieſe Auflöſung ungefähr mit 1½ Pfd. deſtillirtem Waſſer; ſchüttle dieſe Vermiſchung und hebe ſie in einer zugeſtopften gläſernen Flaſche auf. Bedient man ſich dieſer Bereitung, ſo nimmt man eine Unze davon, gießt ſie in eine Phiole oder in einen Becher, ſetzt einer Erbſe groß von einem Gold- oder Silberamalgama, das ſo weich wie Butter iſt, dazu, und läßt das Gefäß ruhig

ſtehen. Man ſieht darauf ſogleich aus der kleinen Kugel des Amalgamas kleine Fäden hervorkommen, welche ſich geſchwind vergrößern, nach allen Seiten zu Zweigen werden und die Geſtalt kleiner Sträuche annehmen. Um den Dianenbaum auf noch eine ſicherere Weiſe zu erhalten, darf man nur eine geſättigte Silberauflöſung nehmen, ſolche mit Waſſer verdünnen, und auf Queckſilber gießen. Die Produkte ſollen aber nach Pörner ſehr verſchieden ausfallen. Nimmt man z. B. einen Theil von der Silberauflöſung und verdünnt dieſelbe mit drei Theilen Waſſer, ſo erhält man eine andere Geſtalt, als wenn man ſechs, acht oder zehn Theile nimmt. Auch bei viel oder wenig Queckſilber erſcheint ein Unterſchied; auch fällt dann das Produkt wieder anders aus, wenn man das Queckſilber mit der Silberauflöſung vermiſcht hat, und ehe dieſelbe verdünnt und einige Zeit darauf das Waſſer zugegoſſen worden. — Hier noch einige Verfahrungsarten von Chemikern. Man gieße die recht concentrirte ſalpeterſaure Auflöſung von Silber und von Queckſilber zuſammen, verdünne die Miſchung mit Waſſer und ſetze ein Silberamalgam oder auch nur Queckſilber hinzu. — Man dicke die Silberauflöſung bis zur Conſiſtenz einer dicken Schmiere ein, verdünne und ſchüttle ſie dann mit Waſſer, ſetze ſo viel Queckſilber, als das Silber wog, hinzu, und laſſe die Vermiſchung ſtehen. Marggraf bemerkte, daß in der mit etwas Queckſilber vermiſchten Auflöſung des Silbers in flüchtigem Alkali oder Salmiakſpiritus in kurzer Zeit ein Dianenbaum entſtand. Verſchiedene Prozeſſe zur Verfertigung des Dianenbaumes hat George Frank von Frankenau angegeben. Am merkwürdigſten iſt die Erfahrung Gmelins, der nicht nur mit der ſtarken Salzſäure, die er in eine Silberauflöſung goß, nach Art eines Mooſes Zweige verbreitende Kegelchen erhielt, ſondern auch ohne alles Queckſilber bloß durch

Kupfer und einer kupferhaltigen Silberauflöſung zu wiederholten Malen ſchöne Dianenbäumchen ausſproſſen geſehen. Ein bis zum Häutchen abgerauchte und mit Queckſilber überſättigte ſalpeterſaure Queckſilberauflöſung kryſtalliſirte ſich, und nach einigen Monaten waren aus der Oberfläche der Kryſtallen kleine, den ungeöffneten Ranunkeln ähnliche Bäumchen hervorgewachſen. Schon Condamine bemerkte, daß die Silberauflöſung auch ohne Queckſilber durch andere Metalle, als Eiſen, Kupfer, Meſſing, Zink, Bley, Spießglaskönig, Zinn und Wismuth auswächſt. Mit den beiden vorletzten am kleinſten, mit dem letztern, dem Wismuthe, am ſchönſten. — Lichtenberg brachte in einer inwendig mit Silberauflöſung angefeuchteten Glaskugel durch einen ſpiral gewundenen Kupfer- oder Meſſingdraht einen Silberbaum zuwege, der deutlich erſchien, wenn man das Glas innerlich ſchwarz anlaufen ließ. Obgleich die Darſtellung des Dianenbaumes nur zum Vergnügen zu geſchehen pflegt, ſo gründet ſich dieſelbe doch auf verſchiedene weſentliche Eigenſchaften der Subſtanzen, die man dazu gebraucht. Da das Queckſilber mit der Salpeterſäure näher verwandt iſt, als das Silber, ſo nöthiget es dieſes Metall, ſich von dieſer Säure zu ſcheiden und niederzuſchlagen. Man muß bei dieſem Niederſchlagen aber zwei weſentliche beſondere Umſtände merken; der erſte iſt die Farbe des niedergeſchlagenen Silbers, welches bei der gegenwärtigen Gelegenheit in ſeiner natürlichen Geſtalt und mit ſeinem metalliſchen Glanze verſehen wieder erſcheint, welches daher rührt, weil das Silber von der Salpeterſäure vermittelſt einer metalliſchen Subſtanz geſchieden wird. Dieſes ſoll nach einigen Chemiſten allen Metallen wiederfahren, ſo oft ſie durch ein anderes Metall von einer Säure getrennt werden, da ſie im Gegentheil jederzeit in der Geſtalt eines Oxides oder Kalkes, oder

eines erdigen oder ſalzartigen Niederſchlages erſcheinen, denen alles natürliche Anſehen fehlt, wenn man ſie durch jedes andere Mittel niederſchlägt. — Der zweite Umſtand betrifft die beſondere Stellung des Dianenbaumes, welche die Silbertheile, ſo wie ſie von der Salpeterſäure geſchieden worden ſind, auf der Oberfläche des Queckſilbers neben einander annehmen. Die anziehende Kraft oder Verwandſchaft, welche die gleichartigen Theile oder die Grundmaſſen einer oder zweier ähnlicher Subſtanzen zu einander haben, iſt bei dieſer Erſcheinung nicht zu verkennen; denn nur durch die Kraft der Verwandſchaft, welche die erſten von der Salpeterſäure abgeſonderten Silbertheilchen mit dem Queckſilber haben, kann es, nach Macquer, geſchehen, daß ſie ſich vom Anfange an jederzeit lieber an die Oberfläche dieſer metalliſchen Subſtanz, als an jeden andern Ort des Gefäßes oder der Feuchtigkeit anzuſetzen ſuchen, und vermöge des Beſtrebens, welches die Silbertheilchen ſelbſt gegen einander haben, geſchieht es, daß diejenigen, welche ſich in der Folge von der Salpeterſäure trennen, ſich auch hernach lieber aneinander, als an anderes anſetzen. — Um den Silberbaum ſehr gut darzuſtellen, haben einige Chemiker angerathen, daß das Silber, die Salpeterſäure und das Waſſer ſehr rein ſeyn ſollen, weil die mehrſten von den fremden Materien, womit dieſe Subſtanzen vermiſcht ſind, das Silber niederſchlagen können, welches in dieſem Verſuche durch nichts anders, als durch Queckſilber niedergeſchlagen werden darf. Dann iſt noch nöthig die Silberauflöſung mit vielem Waſſer zu verdünnen, um 1) die Erzeugung der Salpeterkryſtallen zu verhindern, welche Statt finden würde, wenn dieſe Auflöſung zu concentrirt wäre, die Silbertheilchen in gar zu großer Menge und auch zu geſchwind niederzuſchlagen, welches ihnen die Freiheit rauben könnte, ſich regelmäßig aneinander anzuſetzen,

und ſie nöthigen würde, unordentlich, wie ein unförmlicher Niederſchlag zu Boden zu fallen. Zuletzt iſt noch nöthig, daß die Salpeterſäure mit Silber geſättiget ſei, ehe ſie mit Waſſer verdünnt worden, ſonſt muß der freie Theil der Säure ſich mit Silber oder Queckſilber zu ſättigen anfangen, ehe das Niederſchlagen Statt finden kann, welcher Umſtand den Verſuch um ſo langweiliger machen würde, je mehr Ueberſchuß von Säure die Auflöſung enthält.

Um einen elektriſchen Dianenbaum darzuſtellen, bedient man ſich einer etwas großen Glaskugel, die mit einer meſſingenen Einfaſſung und einem Wechſelhahne am Halſe verſehen iſt. In dieſe Kugel gießt man ungefähr ein halbes Pfund gereinigtes Queckſilber und macht die Kugel mittelſt einer Luftpumpe luftleer. Hierauf bringt man dieſe luftleere Kugel in ein finſteres Zimmer, und ſetzt dieſelbe dergeſtalt auf den Kopf eines ſehr ſtark elektriſirten Conductors, daß die metallene Einfaſſung an die oberſte Stelle kommt, wo man ſie mit der Hand hält, ſo befindet ſich an der unterſten das eingefüllte Queckſilber. Wenn es ſich nun in dieſer Lage befindet, ſo wird man plötzlich ein ſehr ſchönes Schauſpiel erblicken, welches nur irgend das elektriſche Licht gewähren kann. Man gewahrt nämlich eine Menge zackiger Streifen, die innerhalb ringsherum in der Kugel an den Wänden hinaufrepetiren und ſich in der metallenen Einfaſſung verlieren, ſo wie ſie nämlich unten aus dem Queckſilberklumpen auslaufen. Es bilden ſich die ſchönſten dendritiſchen Figuren; ſie bleiben ſich aber nicht gleich, ſondern wechſeln beſtändig auf die angenehmſte Weiſe mit neuen Zweiggruppen ab. Dieſe ſonderbare Erſcheinung, daß nämlich die Wurzeln und Stämme dieſer Bäumchen aus dem Queckſilber ſchnell und auf den Augenblick erwachſen, iſt eine Wirkung der poſitiven Elektricität. Wenn man dagegen dieſe Kugel in eben der Stellung auf

den Knopf eines negativen Conductors ſetzt, ſo zeigen ſich ganz unverkennbar dieſe Bäumchen in einer ganz umgekehrten Stellung; es zeigen ſich nämlich die Wurzeln und Stämme oben an der metallenen Einfaſſung, und die Aeſte erſtrecken ſich nach unten herab in der Queckſilbermaſſe.

Wallerius, phyſikaliſche Chemie, Th. 2, Abth. 4, S. 418.

Gehler, in den Anmerkungen zu Baumé, S. 43.

Marggrafs chymiſche Schriften, Th. 1, S. 120.

Crell's chemiſches Journal, Th. 2, S. 3, 4.

Memoires de Paris, 1731. p. 655.

Crell's neues Archiv, III. p. 196, — deſſen Annalen, 1786 II, p. 521.

Macquers chemiſches Wörterbuch, 3te Auflage, 2r Theil, Leipzig, 1788, S. 49 u. f.

Göttling's Taſchenbuch für Scheidekünſtler und Apotheker, Jahrg. 1786, S. 138, 1789, S. 59.

Fortgeſetzte Magie oder Zauberkräfte der Natur, von Joh. Sam. Halle, 6r Theil. Berlin, 1794, S. 130.

Silberbenzoeſalz, ſ. oben unter Silber; benzoeſaures Silber.

Silberbergkork, ſilberartiger Bergkork, ſ. unter Kork.

Silberbergwerk, Silberbergwerke, ſ. unten unter Silbererz.

Silberbergzunder, ſ. Bergzunder.

Silberbernſteinſalz, ſ. oben, unter Silber, S. 128.

Silberbezahlung, der feſtgeſetzte Preis, um welchen das in den Erzen befindliche Silber in den Schmelzhütten angenommen wird.

Silberblatt, **Silberblätter**, beim Goldſchläger, das gleich dem Golde in ſehr feine Blätter geſchlagene Silber. Dieſe Blätter dienen zur Verſilberung verſchiedener Sachen von den Metallarbeitern, Vergoldern ꝛc.; ſ. den Art. Goldſchläger, Th. 19, S. 577.

Digitized by Google

Silberblättlein, ſ. oben Silber (Blatt-).

Silberblauſalz, ſ. oben unter Silber, blauſaures Silber, S. 128.

Silberblech, beim Silberarbeiter, das aus einem Silberzain durch das Hämmern und Glühen verwandelte Blech, welches die Metallarbeiter zu verſchiedenen Arbeiten gebrauchen.

Silberblende, eine ſchöne glänzende, jedoch leere und faule Bergart von brauner und gelber Farbe, die an ſich keine metalliſchen Proben von ſich giebt, indem ſie nichts anders, als eine ausgewitterte Bergart in ihrem ganzen Weſen vorſtellt, nur mit der Ausnahme, daß die Natur in einer darin beſonders beſtimmten Mutter (Matrix), wie oft zu geſchehen pflegt, eine metalliſche Generation vorgenommen hatte, weil die Bildungen hierin ſehr verſchieden ſind, und dieſe ſich aus einer beſonderen Matrice bilden.

Silberblick, Fr. Éclat d'argent, im Hüttenwerke, eine Erſtattung der Oberfläche des auf dem Herde im Fluß ſtehenden Silbers, da es vom Bley, welches daſſelbe noch im Fluß erhalten, durch den Rauch und den Herd befreiet worden, und nicht mehr treiben kann, welches ein Zeichen iſt, daß das Silber rein ſei, wie das Silber vom Herde zu ſein pflegt; ſ. auch den Art. Silber (Blick-).

Silberblume, im Hüttenwerke, eine Art Blaſen, die ſich bei dem Abtreiben des Silbers auf einem Silberblick ſehen laſſen, und ſchön untereinander ſpielen, weil das Silber bald blicken will; es heißt dann der Blick geht in Blumen.

Silberbodian, Bodianus argenteus, eine Fiſchart, welcher zu den Bodianfiſchen, die Stacheln ohne Zacken an ihren Kiemendeckeln haben, gehört; ſ. Bodianfiſch, im Supplement.

Silberbogen, Phalaena Goedartella, ein Nachtfalter, ein Nachtvogel.

Digitized by Google

Silberborax, eine Verbindung der Boraxſäure mit Silber, die nur durch eine doppelte Verwandſchaft geſchehen kann; ſie iſt ſtaubartig und ſchmelzt im Feuer.

Silberbote, im Bergwerke, ein Bergbote; ſ. unter Hüttenoffizianten

Silberbranderz, ſ. unten, unter Silbererz.

Silberbräune, ein Silbererz von brauner Farbe. Es gehört, wie die Silbergilbe, unter die Silbermulme; ſ. dieſe.

Silberbrennen, Fr. Raffiner l'argent, wenn das auf dem Herde abgetriebene Silber, welches noch einige Unreinigkeiten bei ſich hat, wieder auf dem Teſte geſchmolzen und nach dem Erfordern entweder ganz rein, oder zum Vermünzen auf 15 Loth 3 Quentchen 2 bis 3 Pfund gebrannt wird; ſ. auch unten, unter Silbererz.

Silberbrenner, Fr. le Raffineur d'argent, im Hüttenwerke, derjenige Arbeiter, welcher das Queckſilber auf dem Teſte zu mehrerer Reinigkeit brennt.

Silberbrennerjunge, ſ. weiter unten.

Silberbrennherd, im Hüttenwerke, ein Herd, worauf die Blickſilber von dem Gebläſe fein gebrannt werden. Hierzu wird eine Eſſe von Mauerwerk angelegt, die oben einen Bogen und Rauchfang hat; unten hat ſie ein kleines Gewölbe; darunter ſind zwei Herde zu zwei Teſten. Jeder Herd iſt 4 Fuß lang und 3½ Fuß breit. An der einen Seite iſt eine Mauer, wodurch meſſingene Röhren von dem Gebläſe gehen, und oben darauf ruht der Rauchfang. Zwiſchen dieſer Mauer und der Eſſe iſt eine Oeffnung, damit man zu den meſſingenen Röhren gelangen kunn, weil in dieſen Ventile ſind, womit der Wind auf die Teſte geſtellt wird, indem zwei Teſte vor dem Gebläſe ſtehen, worauf die Silber nach einander verbrannt werden. Der Blaſebalg iſt von Holz, wird von einem Mann getreten, und liegt in einem hölzernen Geſtelle, worein der

Wind in eine Lutte, und aus dieſer in die zwei meſſingenen Röhren geht. Eine jede Röhre geht auf einen Teſt, und da jedesmal ein Teſt in der Arbeit iſt, ſo wird unterdeſſen die andere meſſingene Röhre zugeſtellt, daß durch dieſelbe kein Wind kommen kann. S. auch unten, unter Silbererz.

Silberbrennjunge, Siberbrennerjunge, ein Junge, ſo im Blaſegewölbe auf einem Schwengel ſitzt, und mit den Füßen ſich mit dem Schwengel zurück ſtößt, daß der Blaſebalg in die Höhe geht.

Silberbrennknecht, Fr. Aide à raffineur, ein Arbeiter, welcher die Arbeit, die im Brennhauſe vorfällt, verrichten, und dem Silberbrenner zur Hand gehen muß, die Aſche zu Teſten bereitet, die Blickſilber zerſchlägt, abkühlt, beklopft, die Teſte ſtößt ꝛc.

Silberbrennofen, im Hüttenwerke, eine Art Windofen, der einen ſchmalen Windfang hat, der gleich an der Sohle angeht, und mit dem Fuße vom Ofen 3 Fuß hoch aufgeführt wird, worauf denn der Ofen angelegt wird. Da nun mehrere Brennöfen gemeiniglich aneinander liegen, ſo wird von einem Windfange die Luft in zwei Oefen geführt; denn aus jedem Windfange gehen zwei Luftröhren an der Seite in einen Brennofen; daß alſo ein Brennofen vier Luftröhren aus zwei Windfängen hat, und hinten aus dem Ofen geht ein Zugloch, welches über dem Ofen an der Mauer ſeinen Ausgang hat. Sowohl der Fuß, als auch die Oefen ſelbſt, werden von Mauerſteinen aufgemauert. Unten iſt ein Brennofen 1 Fuß 8 Zoll weit, 1 Fuß 8 Zoll lang, wenn der Ofen vorne mit Mauerſteinen zugelegt iſt, 2 Fuß hoch, und läuft oben an, daß er daſelbſt 4 Zoll weit und 1 Fuß 3 Zoll lang bleibt, die Vorderſeite bleibt offen, bis der Teſt und die Muffel eingeſetzt ſind; dann wird dieſelbe mit loſen Mauerſteinen zugelegt, und nur das Mundloch gelaſſen. Vor dem Brennofen liegen eiſerne Platten,

Digitized by Google

damit es reinlich gehalten werden kann, und zwiſchen zwei Oefen iſt allemal ein gemauerter Pfeiler. In dieſen Oefen braucht man Teſtpfannen von gegoſſenem Eiſen und irdene Muffeln. — Der Silberbrennofen zum Flammenfeuer wird mit Holz gefeuert. Er iſt, gleich den andern Oefen, von Mauerſteinen aufgeführt, und 3 Fuß hoch von der Sohle an, an der einen Seite liegt der Windfang, der ſo hoch mit aufgeführt iſt. Ueber dem Windfange ſind eiſerne Traillen, worauf gefeuert wird. An der andern Seite ſteht der Teſt. Oben über dem Ofen iſt ein Bogen geführt und geſchloſſen, daß alſo keine Muffel hier nöthig iſt. Vor dem Teſte iſt eine Oeffnung, worüber eiſerne Stäbe liegen, woſelbſt der Teſt aus- und eingebracht iſt. Iſt der Teſt eingeſetzt, ſo wird die Oeffnung mit Mauerſteinen zugeſetzt, und nur ein kleines Windloch gelaſſen. Zum Einfeuern bedient man ſich eines Schürlochs vor den Traillen mit einer Thür von Eiſenblech. Vor dem Ofen liegt eine Platte von gegoſſenem Eiſen neben dem Teſte, an der Seite des Ofens iſt ein Zug- oder Flammenloch, damit die Flamme von der Feuerſtelle über den Teſt und da herausgehen kann. Das auswendige Mauerwerk von dem Ofen iſt 5 Fuß lang, und mit der eiſernen Platte 3 Fuß 4 Zoll breit. Inwendig iſt der Ofen 2 Fuß lang und 1½ Fuß breit; der Roſt iſt 9 Zoll breit und 1½ Fuß lang; der Bogen über dem Ofen iſt 15 Zoll hoch, der Windfang über demſelben noch 9 Zoll hoch und eben ſo weit. Ueber den Bau dergleichen Oefen ſ. man den Art. Kupfer, Th. 56, Probieren, Th. 117, und Ofen, Th. 104 nach.

Silberbuckel, Phalaena Roesella, eine Art Nachtfalter.

Silberbürſte, beim Bürſtenmacher, kleine Bürſten, die zum Reinmachen verſchiedener ſilberner Geräthe gehören. Sie beſtehen aus Borſten, die in ein

metallenes Rohr eingeſetzt werden. Man bindet zu dieſem Behufe die Haare dieſer Bürſten zuſammen, gleich einem Pinſel, und pecht ſie hernach in das Rohr. Sie werden aus Ziegenhaaren verfertiget.

Silberbuſch, Anthyllis Barba Jovis, ſ. unter Wollblume.

Silberchromſalz, ſ. oben, unter Silber, chromſaures Silber, S. 128.

Silbercitronenſalz, ſ. daſelbſt, citronenſaures Silber, S. 128.

Silberdiener, ein Hofbedienter, welcher das Silbergeſchirr unter ſeiner Aufſicht hat, und es durch die Silberwäſcher reinigen läßt.

Silberdraht, ſ. oben, unter Silberarbeit.

Silberdruck, mit ſilbernen Lettern gedruckte Schrift. Nach Adelung ſoll es ein altes Vorurtheil ſeyn, welches von dem irrigen Vorgeben herſtammt, daß man in Holland mit ſilbernen Lettern zu drucken pflegt.

Silberdruſe, Silberdruſen, Silbernieren, im Bergwerke, eine Art ſehr reicher Silbererze, deren metalliſcher Gehalt ſehr austräglich iſt, die aber nicht auf ordentlichen ſtreichenden Erzgängen, ſondern nur in milden, weichen und lettigen Geſteinen, oder in Sandgebirgen in Stücken zu 5 bis 10 und mehreren Pfunden gefunden werden. Man kann keinen ſicheren Bergbau darauf machen, weil man nicht ſo leicht einſehen kann, wie ſich dieſelben in ihrer Zeugung erhalten werden. Der Farbe nach, ſehen ſie braun, gelb und auch ſchwärzlich aus.

Silberente, ſ. unter Ente, im Supplement.

Silbererz, Minerae argenti; Fr. Mines d'argent; Engl. Ores of silver; Ital. Miniere d'argento. Man findet das Silber, nach dem Golde, unter allen Metallen am öfterſten in metalliſcher Geſtalt oder gediegen. Das gediegene Silber iſt ſelten ganz rein,

Digitized by Google

ſondern enthält 0,03 bis 0,05 von andern Metallen, welche meiſtentheils Gold oder Arſenik ſind. Das gediegene Silber führt auch den Namen Bauererz, Silberglas, Argentum nativum s. Argentum virgo; Fr. Argent natif ou argent vierge; Engl. Virgin or native silver; Ital. Argento nativo o Argento virgine. Das gediegene Silber nimmt regelmäßige Geſtalten von Faden oder von mancherlei Zweigen an. Man findet es nun förmlich derb, körnicht, zahnförmig, baum- oder moosförmig, blättrig, haarig, in vierſeitige Zweige oder dreiſeitige Pyramiden oder Würfel angeſchoſſen. Man findet ſehr ſchöne Stücke dergleichen Silber in den fürſtlichen Mineralienſammlungen ꝛc. Meiſtentheils iſt es mit etwas Gold verſetzt; aber noch weit öfterer findet man daſſelbe, ſo wie die übrigen Metalle, durch Schwefel und durch Arſenik vererzt. Man kennt drei eigenthümliche Silbererze, die alle drei ſehr reich, aber auch ſehr ſelten ſind. Es ſind: 1) Das güldiſche Silber, Rothgüldenerz, ſ. S. 233, 2) das Glaserz, 3) das Hornerz. Das güldiſche Silber, welches nur ſelten angetroffen wird, findet man zu Konsberg in Norwegen und im Schlangenberge in Sibirien vor. Fordyce, welcher ein Exemplar davon unterſucht hat, fand in 100 Theilen: 72 Silber, 28 Gold. In dem güldiſchen Silber vom Schlangenberge in Sibirien fand Klaproth 64 Gold, 36 Silber.

Das Glaserz, Glanzerz, Minera argenti vitrea; Fr. Mine d'argent vitrée ou sulfure d'argent natif; Engl. Vitreous silver-ore; Ital. Miniera d'argento vitrea. Dieſes Silbererz beſitzt keine beſtimmte Geſtalt und hat beinahe die Farbe, die Weiche und die Schmelzbarkeit des Bleyes. Der Farbe wegen nannten es die Alten Mineram argenti plumbeam. Es iſt ſehr ſchwer, läßt ſich ſchneiden, einprägen und hämmern. Im Bruche iſt es uneben und ſpringt in unbeſtimmte eckige Stücke. Es hält drei Viertel ſeines

Digitized by Google

Gewichtes reines Silber, zuweilen auch noch mehr. In Hundert 72—77 Theile Silber. Scopoli behauptet ſogar Glanzerz gefunden zu haben, welches im Centner 93 Theile Silber hielt, und das Silber iſt in demſelben bloß durch den Schwefel vererzt. In einem Exemplare dieſes Erzes, welches Klaproth unterſucht hat, waren die Beſtandtheile: 85 Silber; 15 Schwefel. Manchmal enthält es auch noch als Beimiſchung einiges Eiſen. Einige geſchickte Arbeiter ahmen dieſes Erz ziemlich gut dadurch nach, daß ſie Schwefel und Silber in einem Schmelztiegel zuſammenſchmelzen. Kunkel lehrt es durch das cämentiren von gefeiltem Silber und Schwefel, die man zuſammenſchichtet, in mäßiger Wärme bereiten, und Joh. Gottl. Lehmann durch das cämentiren von ausgeſüßtem Silberoxid, vorzüglich aber von einem ſolchen, der durch die Verquickung erhalten worden war, Zinnober und halb ſo ſchwer, als das Silberoxid gewogen, von weißem Arſenik, die zuſammen ſchichtweiſe in einer gläſernen Retorte zwei Tage mäßig angewärmt, endlich aber ſo ſtark erhitzt wurden, daß das Queckſilber aufſtieg; auch wohl der Arſenik, nach der Bemerkung eines Chemikers. Nach Wallerius durch Eintragen von ſechs- bis achtmal mehr Schwefel zu dem ſchmelzenden Silber. Man findet dieſes Erz in den Silberbergwerken Deutſchlands und Ungarns. — Man hat übrigens noch eine Art Glanzerz, welches man in Sachſen bruchiges oder ſprödes Glaserz, oder in Ungarn Röſchgewächſe, Fr. Mine d'argent vitreuse fragile, nennt, welches eigentlich ein Zwiſchenart zwiſchen dem Glas- und Rothgüldenerz iſt, und ſoll aus dieſem in jenes übergegangen ſeyn; denn es enthält noch etwas, obgleich weit weniger Arſenik, als das Rothgüldenerz. Es iſt mehr oder weniger dunkelbleyfarbig oder ſchwärzlicht; giebt einen ſchwärzlichen, meiſtens noch ins Röthliche ſpielenden Strich, und iſt im Bruche glänzend und uneben. Auch unter dem Waſſer nimmt es einen Glanz an, läßt ſich aber nicht ſo

gut ſchneiden, noch weniger prägen und hämmern. Vor dem Löthrohre fließt es ebenfalls nicht ſo leicht, als das eigentliche Glaserz; auch dampft es nicht ſo ſtark. Mit Lebensluft oder Sauerſtoffgas vor dem Löthrohre kann man, wenn man nicht ein vom Geſteine freies und körniges genommen hat, ohne Borax kein zuſammenhängendes Silberkorn erhalten. Das Rohr und die Kohle beſchlagen nach Ehrmann gelbbraun.

Das Hornerz, Minera argenti cornea; Fr. Mine d'argent cornée ou Muriate d'argent natif; Engl. Horny or corneous silver ore; Ital. Miniera d'argento cornea, welches den Namen von ſeiner Farbe und ſeiner Halbdurchſichtigkeit, vermöge welcher es dem Horne oder dem Geigenharze gleicht, hat. Die Farbe dieſes Silbererzes iſt verſchieden. Man findet weißes, grünes gelbes und violettes; auch purpurfarbenes und dunkelbraunes, welches Letztere, der Kryſtalliſation nach, zuweilen kreuzförmig iſt; auch ſchwarzes und erdförmiges. Die reinſte Art deſſelben, die aber auch zugleich die ſeltenſte iſt, erſcheint in würflichter Geſtalt. Meiſtens erſcheint es blätterig; auch iſt es gewöhnlich geſchmeidig, weich, biegſam und merklich ſchwer; man findet auch brüchiges. Wird dieſes Erz geſchwinde erhitzt, ſo ſpritzt es, wie beinahe alle Erze zu thun pflegen, und ſchmelzt bei einer gelinden Wärme, z. B. am Lichte wie Wachs und kocht dabei mit einem dicken, weißen Dampfe, der unangenehm und von dem brüchigen violetten Hornerze noch ſchwefelartig riecht. Die nämliche Hitze, bei welcher der Borax kocht, bringt das Hornſilber in Fluß. Eine ſtärkere Hitze verurſacht eine Verflüchtigung deſſelben. Die Salpeterſäure kann daſſelbe nicht auflöſen. Vor dem Löthrohre auf der Kohle geſchmolzen giebt es viele kleine Silberkügelchen. Das ſchmelzbare Harnſalz macht es, indem es ſich darin auflöſet, undurchſichtig, und mit dem Boraxe wird es, wenigſtens zum Theil, vor dem Löthrohre zu Metall hergeſtellt. Nach Kirwan ſoll es

Digitized by Google

leicht ohne Rauch ſchmelzen. Ehrmann ſahe würflichtes weißgraues Hornerz vor dem gemeinen Löthrohre mit Dämpfen zu kleinen Silberkügelchen fließen, und vor dem Sauerſtofflöthrohre eine violette Flamme, einen nach Safran riechenden Dampf, einen gelben Beſchlag an die Kohle, und ein zur Hälfte mit ſchwarzer Schlacke überzogenes hellglänzendes Kügelchen binnen wenigen Secunden geben. Dunkelbraunes Hornerz floß dagegen nach Ehrmanns Verſuchen und gab einen Rauch, der wie Geigenharz roch, eine minderbeträchtliche violette Flamme, einen gelbbraunen Beſchlag des Rohres und der Kohle; ohne Borax, zerſtreute, mit Borax in ein einziges vereinigtes Silberkügelchen, nebſt einer dunkelbraunen glaſigen Schlacke.

Man unterſcheidet überhaupt vier Arten des Hornſilbers: muſchliges, ſtrahliges, gemeines und erdiges Hornerz. Das muſchlige Hornerz aus Peru enthält nach Klaproth: Silber 76,
Sauerſtoff 7, 6,
Salzſäure 16, 4,

Im gemeinen fand derſelbe Schriftſteller:
Silber 67, 75,
Sauerſtoff 6, 75,
Salzſäure 14, 75,
Eiſenoxid 6,
Alaunerde 1, 75,
Schwefelſäure 0, 25.

Nach Macquer enthält es zwei Drittel ſeines Gewichtes an Silber.

Das erdige Hornerz, ſogenanntes Buttermilcherz, iſt nach demſelben Schriftſteller zuſammengeſetzt aus: Silber 24, 64,
Sauerſtoff 2, 464,
Salzſäure 5, 816,
Alaunerde nebſt einer Spur von Kupfer 67, 08.

Digitized by Google

Man findet das Hornerz vorzüglich zu Johann Georgenſtadt in Sachſen und in den Amerikaniſchen Silberbergwerken. Man findet es zuweilen mit kohlenſaurer Kalkerde und pulverförmigem Silber zu einer vollkommenen gleichförmigen grauen Maſſe gemengt. In einem von Prouſt unterſuchten Exemplare fand derſelbe:

30 Silber,
32 Kohlenſaure Kalkerde,
und 38 Salzſaures Silber.

Lehmann, Cronſtedt, Sage und Monnet haben in dieſem Erze das Silber mit der Salzſäure vereiniget gefunden, ſo daß es folglich dem künſtlichem Gemiſche ähnlich iſt, welches man Hornſilber nennt. Nach Woulfe und Bergmann iſt es, außer der Salzſäure, auch mit Schwefelſäure vererzt; auch enthalten die brüchigeren Gattungen von Hornſilber Schwefel, wie ſchon der Geruch deſſelben bewährt, wenn ſie an einem Lichte geſchmolzen werden. Außerweſentliche und zufällige Beſtandttheile deſſelben ſind der Arſenik, welchen der Knoblauchsgeruch ſeines Dampfes verräth; den Schwefel erkennt man an der blauen Flamme und dem Schwefelgeruche; Eiſen, welches nach Monnet zum Theil ſogar mit Salzſäure verbunden iſt, und eine alkaliſche Erde. Laxmann hielt das Siebiriſche Hornſilber für Salzſäureleer und für ein des Namens weißes Glaserz würdiges ſchwefelhaltiges Silbererz; es ſoll daher nach dem Urtheile anderer Chemiſten gewiß kein ächtes Hornerz geweſen ſeyn. Das oben erwähnte ſogenannte Buttermilcherz wird nach Gmelin auf dem Andreasberge am Harze, und zu Wittichen im Fürſtenbergiſchen gefunden. Nach Bergmann's Unterſuchungen ſoll dieſes Erz ein in Schwerſpath verwebtes und mit Spießglaskönig verbundenes gediegenes Silber ſeyn. Es raucht im Feuer ohne Knoblauchsdampf. Das Fürſtenbergiſche beſteht aus unordentlich zuſammengehäuſten, gelblich metalliſch glänzenden und auf Schwer-

Digitized by Google

ſpath aufſitzenden Körnern. Es läßt ſich einigermaßen ſtrecken, dasjenige vom Harze, welches von einigen Mineralogen als das einzige ächte Buttermilcherz angeſehen wird, iſt nach dem Herrn Berghauptmann von Veltheim, es mag nun weiß oder bräunlich ausſehen, zwar ſehr reich an Silber, aber doch kein gediegenes, ſondern ein verkalktes Silber. Es liegt auf Kalkſpath in Geſtalt eines dünnen Häutchens. Kirwan nennt es durch Schwefel vererztes Silber mit Spießglaskönig und Schwerſpath.

Das Rothguldenerz oder Rothgültigerz Minera argenti rubra; Fr. Mine d'argent rouge, Rossiclaire, Sulfure d'argent arsenical native; Engl. Red silver ore, Rosiclare; Ital. Miniera d'argento rosso. Die Farbe dieſes Silbererzes iſt mehr oder weniger roth, daher es auch von einigen Chemikern in zwei Arten unterſchieden wird, nämlich in lichtes Rothgültigerz und in dunkles Rothgültigerz. Im Ganzen genommen iſt das Rothgültigerz zuweilen kryſtalliſirt, ſehr ſchwer, und eben ſo ſchmelzbar, als die vorigen Silbererze. Das Silber iſt in ſolchem durch den Arſenik und durch den Schwefel vererzt, der Arſenik hat jedoch die Oberhand. Es enthält auch etwas Eiſen und giebt zwei Drittel ſeines Gewichtes Silber. Die Grundfarbe iſt karmoiſin; ſie verläuft ſich aber ins Blut- und Morgenrothe, auch ſehr oft ins Bleygraue. Die rothe Farbe ſoll es entweder von dem wenigen Eiſengehalte oder von der Vermiſchung des Schwefels und Arſeniks, oder auch von der beſonderen Verbindung des Silbers und Arſeniks haben, wovon man ein Beiſpiel an dem rothen Niederſchlage hat, welches das Silber mit dem arſenikaliſchen Mittelſalze giebt. Man trifft dieſes glänzende Erz faſt immer im Bruche uneben, meiſtens undurchſichtig und wenn es kryſtalliſirt iſt, zuweilen durchſichtig an. Beim Schaben iſt es ſtets röthlich, zuweilen ſtrahlicht oder geſtreift, welches man

Digitized by Google

dann Rothguldenblüthe nennt. Im Feuer praſſelt es anfangs wie ein Schiefer entzwei, fließt aber ſodann, ſobald es anfängt roth zu glühen, mit einem Arſenikdampfe. Mit Salpeter verpufft es. Beim Röſten unter einer Muffel ſahe Sage das durchſichtige kryſtalliniſche Rothgüldenerz anfangs ſich ſchwärzen; dann ſpürte er einen ſtarken Knoblauchsgeruch, worauf ein Schwefelgeruch folgte. Das nun ſogleich in ſeiner Röſtung unterbrochene Erz glich nach dem Erkalten dem Glaserze. Die wieder erneuerte Oxidationsarbeit vertrieb den Schwefel ganz und das Silber blieb als Hornſilber zurück. Ehrmann ſah das Rothgüldenerz vor dem Löthrohre, mit Lebensluft beſchickt, mit ſtarker weißblauer Flamme unter einem Schwefel- und Arſenikgeruch wallend zu einer mit ſchwarzen, magnetſtrebenden Schuppen bedeckten Kugel, und bei erneuerter Feuerung nach verbrannten Schuppen mit Kreisbewegung zu einem glänzenden Korne fließen, welches ſich im anhaltenden Feuer zum Theil verflüchtigete. Die Kohle und das Rohr beſchlug anfangs gelb und zuletzt roth, auch verglaſete es gelb. Dieſes Erz ſcheint verſchiedene Grade von Zerſtörung im Schooße der Erde zu erleiden. Mit ſeinem Anſchußwaſſer verliert es ſeinen Glanz, und was es an Durchſichtigkeit beſaß, erhält es durch bloßes Anhauchen wieder. Verfliegt der größte Theil des Arſeniks, ſo geht es in Röſchgewächſe, verfliegt er ganz, in Glaserz über. Im lichten Rothgüldenerz fand Vauquelin: 56,6748 Silber,
16,1300 Antimonium,
15,0666 Schwefel,
12,1286 Sauerſtoff.

Klaproth fand in 100 Theilen des dunklen Rothgüldenerzes:

60 Silber,
20,3 Antimonium,

Digitized by Google

14,7 Schwefel,
5 Sauerſtoff.

Nach Prouſt giebt es rothgüldige Erze, welche antimoniumhaltig, andere, welche arſenikhaltig ſind. In 100 Theilen des von ihm unterſuchten arſenikhaltigen Rothgüldenerzes fand er:

74,35 ſchwefelhaltiges Silber,
25,00 ſchwefelhaltiges Arſenik,
0,65 Sand und Eiſenoxid.

In 100 Theilen des Spießglashaltigen:

58 ſchwefelhaltiges Silber,
33 ſchwefelhaltiges Antimonium,
3 rothes Eiſenoxid,
3 Sand,
3 Waſſer.

Vauquelin fand in einigen Rothgüldigen Erzen, neben dem Antimonium auch Arſenik.

Scopoli fand in 100 Theilen Rothgüldenerz:

32 Silber,
25 Schwefel,
14 Arſenik,
26 Eiſen und einen geringen Antheil einer alkaſchen Erde.

Bergmann fand in durchſichtigen Rothgüldenerzkryſtallen im 100:

60 Silber,
27 Arſenik,
13 Schwefel.

Das Eiſen ſoll nach ihm nur zufällig darin ſeyn. Man hat das Rothgüldenerz auf mancherlei Weiſe nachzuahmen geſucht. Henkel leugnet zwar die Möglichkeit der künſtlichen Bereitung deſſelben; allein Lehmann verſichert aus gleichviel Schwefel, Arſenik, Spießglas und wohl abgeſüßtes Silberoxid mit Zuſatz $\frac{1}{48}$ von einem recht ſorgfältig bereiteten Eiſenſafran durch Schmelzen in einem Glaskolben innerhalb dem Sandbade dergleichen

bereitet zu haben. Wallerius beſtätiget dieſe Nachahmung und ſchreibt dazu vor: Pyrmenſanſtein und Silberoxid zu gleichen Theilen mit $\frac{1}{8}$ Eiſenſafran bei mäßiger Hitze zuſammenzuſchmelzen; auch behauptet derſelbe, daß man etwas Aehnliches durch Zuſammenſchmelzen vom Spießglaſe, Salpeter und Silberoxide erhalte, mit Arſenikkieſe aber nie ein dergleichen Erz nachbilden könne. Scopoli empfiehlt gleichviel Hornſilber und röthlichen Schwefel, oder auch gleiche Theile Hornſilber, rothen Queckſilberniederſchlag und Schwefel in einer Retorte zuſammenfließen zu laſſen.

Außer den oben genannten Silberarten hat man nun noch einige Unterabtheiluugen oder andere Abtheilungen Silberhaltiger Erze, welche ſich durch den Gehalt, den ſie an Silber und anderen Materien enthalten, unterſcheiden. So hat man noch Spießglanzſilber, welches Bergmann zuerſt bemerkte oder vielmehr war er der Erſte, der in einem Silbererze die Gegenwart des Antimoniums oder Spießglanzes zeigte. Klaproth fand in drei von ihm unterſuchten Exemplaren 84—77—76 Silber; 16—23—24 Antimonium, auch 89 Silber und 11 Antimonium. — Spießglanzerz, welches man in den Bergwerken Ungarns und Sachſens antrifft. Einer Analyſe von Klaproth zufolge, ſind die Beſtandtheile deſſelben: 66,5 Silber; 20,0 Schwefel; 10 Antimonium; 5 Eiſen; 1 Kieſelerde und 0,5 Arſenik und Kupfer. — Kohlenſäurehaltiges Silber. Dieſes Silber hat man bisjetzt nur auf der St. Wenzelsgrube im Fürſtenbergiſchen angetroffen; es enthält nach einer von dem Herrn Bergrath Selb damit vorgenommenen Analyſe 72,5 Silber, 12 Kohlenſäure und 15,5 kohlenſaures Antimonium. Man gewahrt hier leicht, daß dieſe Silberarten nur Abtheilungen der oben genannten ſind, indem ſie durch irgend eine fremde Beimiſchung in einem geringern oder höhern Grade geſchwängert ſind. — Es giebt auch noch verſchiedene andere Erze, denen

man ſehr oft den Namen Silbererz beilegt, den ſie aber gar nicht verdienen, weil ſie von andern Metallen mehr, als von dem Silber enthalten. Hierher gehört das Weißerz, welches nach Macquer nichts anders, als ein ſilberhaltiges Bleyerz ſeyn ſoll, und das Fahlerz, welches ein ſilberhaltiges Kupfererz iſt; auch hat man ſilberweiße Kobalte. Das ſogenannte Weißerz, welches von Monnet den Namen Mine d'argent blanche erhalten, ſoll nach andern Chemikern kein ſilberhaltiges Bleyerz, ſondern ein durch Giftkies oder Mispickel, das iſt, durch Eiſen und Arſenik vererztes Silber ſeyn. Es iſt hart, feinkörnig, ſehr glänzend, faſt ſilberweiß, ganz kupferfrei; ſchlägt am Stahle Feuer, verbreitet im Feuer einen Knoblauchsgeruch, und hält an Silber von $\frac{1}{400}$ bis $\frac{10}{1000}$, das übrige iſt aber Arſenik und Silber. Nach Kirwan iſt es ein eiſenhaltiges Arſenikſilbtr. Man hat auch noch andere Arten von Arſenikſilber, die Weißerz genannt, oder zu dem Weißerze gezählt werden. Man findet ſie bei dem Quadanalkanal in Spanien. Dasjenige weiche, leicht ſchmiedbare, im Schnitte metalliſch glänzende, und aus muſchlichten Blättern beſtehende ſogenannte Arſenikſilber von dort her und von dem Andreas-Berge am Harze, iſt kaum des Namens eines Silbererzes werth, da es im Hundert nur $\frac{1}{400}$ bis $\frac{3}{800}$ an Silber enthält, und auch dieſes nur zufällig. Auch das ſogenannte Weißgüldenerz, Mine d'argent blanche ſulfureuse, ſoll kein ſilberhaltiges Bleyerz ſeyn, ſondern ein durch geſchwefeltes Kupfer, geſchwefeltes Eiſen und Arſenik vererztes Silber. Es iſt ſchwer, weich, undurchſichtig, feinkörnig oder ſchalig, von weißgrauer Farbe 5000 bis 5,300 eigner Schwere und von mancherlei Kryſtallengeſtalt. Man findet es in Spanien, Elſaß, auf dem Harze, in Sachſen, Böhmen, Ungarn, in welchem letztern Reiche es ſogar goldhaltig angetroffen wird. Scopoli fand im Centner 8 Mark Silber, 24 Kupfer, 15 Spießglaskönig, 5 Arſenik, 27 Schwefel,

Digitized by Google

und 11 Eiſen; auch zuweilen etwas Gold, welches aber nicht zum Erze, ſondern zum Quarz, als der Gangart, gehört, in der es in Cremnitz bricht. Eine Art des weißgüldiſchen Erzes kommt auch nach Scopoli zu Cremnitz ziemlich reich an Silber, in lauter, theils einzelnen ſtehenden, theils zuſammengehäuften ſchwarzen dunkeln Nieren vor, an welchen, vorzüglich unter dem Vergrößerungsglaſe, ein Beſchlag von ſehr kleinen, leichten prismatiſchen Spießglaskryſtallen erſchien. Scopoli nannte es ſchwarzes Silbererz. Es gränzt hiernach an das Daliſche Fahlerz. Das von den Spaniern Nigrillos genannte Schwarzerz, (Silberſchwärze, ſchwarzgülden oder ſchwarzgültiges Erz, Silbermulm, Minerra argenti nigra; Fr. Mine d'argent noire, iſt dem Weißguldenerze in Rückſicht der Beſtandtheile an Silber, Kupfer, Eiſen, Arſenik und Schwefel ebenfalls gleich, ſchwarz oder dunkelbraun von Farbe, ſchwammicht, löcherig oder ſtaubartig an Gewebe, und 25 bis 50 und mehr Theile Silber im Centner führend, meiſtens ein Beſchlag anderer Erze. Nach dem Wallerius ſoll das Weißgüldenerz etwas Bley führen können. Nach Demeſte ſoll der Bleyglanz, wenn er reich an Silber iſt, das iſt, im Centner wenigſtens eine Mark führt, von einigen Chemiſten den Namen des weißen Silbergypſes, Fr. Mine d'argent blanche des mineurs, erhalten. Nach Linke ſoll alles Weißgüldenerz vom Harze etwas bleyhaltig ſeyn, ohne Bleyglanz zu führen. Die Reichhaltigkeit des Fürſtenbergiſchen Bleyglanzes rührt von häufig eingeſprengtem, ſpießglaſigem, gediegenen Silber her, ſo auch von Fahl-, Glas- und Rothgüldenerz. Klaproth fand im Centner Weißgülden vom Andreasberge an:

Silber 2,25,
Kupfer, 16, 25,
Spießglanzmetalle, 16,
Bley, 34, 5,

Eiſen, 13, 75,
Schwefel, 10 Theile;
ſo wie im Centner Cremnitzer Weißgülden an:
Silber, 14, 77,
Kupfer, 31, 36,
Spießglaskönig, 34, 09,
Eiſen, 3, 3,
und Schwefel, 11, 5,

Das Fahlerz, auch Silberfahlerz genannt, Minera argenti grisea; Fr. Mine d'argent grise, iſt gleichfalls ein durch geſchwefeltes und arſenicirtes Kupfer vererztes Silber, und erhält, wenn es auch Spießglas bei ſich führt, den Namen des Daliſchen Fahlerzes. Das Silberfahlerz iſt hart, mehr oder weniger dunkelgrau und glänzend, und hält im Centner von 1 bis 12 Theile Silber und von 12 bis 24 Kupfer, das übrige Schwefel und Arſenik. Je mehr es Kupfer hält, deſto weniger führt es Silber, und ſo umgekehrt. Nach Bergmann hält das Daliſche Fahlerz $\frac{5}{100}$ Silber und $\frac{24}{100}$ Kupfer, das übrige iſt Schwefel und Arſenik. Es iſt dunkelgrau oder röthlichbraun und führt auch den Namen braunes Silbererz oder Lebererz. Gleich dem Silberlebererz iſt auch das Silberfedererz, welches ein durch Schwefel und Spießglas vererztes Silber iſt. Letzteres iſt bloß in der Geſtalt von dem erſteren verſchieden; es enthält ſelten mehr als $\frac{1}{100}$ an Silber. Was die ſilberhaltige Pechblende, Argentum zincosum; Fr. Blende tenant argent, anbetrifft, worin das Silber mit Schwefel und Zink verbunden iſt, ſo führen die Chemnitzer auch etwas Gold.

Von den Silberbergwerken in Amerika ſind die reichſten in den jetzigen Süd-Amerikaniſchen Freiſtaaten, ehemaligen Spaniſchen Kolonien, wozu Peru, Chili, Rio de la Plata gehören, und dann Neu-Spanien oder der jetzige Mexicaniſche Freiſtaat. Vom Jahre 1593 bis zum Jahre 1775, alſo in 182 Jahren, gingen allein

in Spanien und Portugal 6422 Millionen Piaſter oder über 8000 Millionen Rthlr. ein; ganz Amerika liefert jetzt jährlich für 7,319,760 Pfd. St., nämlich Mexico 4,945,340, Peru 1,292,480, Potoſi ꝛc. 1,019,070, Chili 62,820; dagegen nur Europa 484,580, und Nord-Aſien 169,630 Pfd. St.

Die Bergwerke von lieferten von 1800—10 jährl. und nach 1810 jährlich.

Die Bergwerke von	1800—10 jährl.		nach 1810 jährlich
Mexico	30,000,000	— —	12,000,000
Peru	5,480,000	— —	2,740,000
Chili	866,000	— —	866,000
Buenos Ayres . . .	3,640,000	— —	1,820,000
Braſilien	4,340,000	— —	4,340,000
Neu-Granada	2,735,000	— —	2,735,000
	47,061,000 Dollars.		24,501,000 Doll.

Digitized by Google

In den Mexicaniſchen Staaten, beſonders in der Provinz Mexico, ſind über 1000 Silberminen, 2½ Millionen Mark, deren Werth an Silber 22 Millionen Piaſter betragen; allein wegen Mangel an Queckſilber, wegen des Seekrieges oder eines andern Zufalls wechſelt die Zahl der Mark Silber, die in der Münze von Mexico zu Piaſtern geprägt werden, ſehr unregelmäßig. Die Bergwerke von Neu-Spanien haben vom Jahre 1690 bis 1810 1,488,318,147 Dollars geliefert. Seit 113 Jahren hat die Ausbeute der Bergwerke, die Zeit von 1760—1767 allein abgerechnet, unaufhörlich zugenommen. Guanaxuato, deſſen Bergwerke, obgleich nur bis zum achten Theile ihres Umfanges im Betriebe, vom Jahre 1770 bis 1810 1356 Millionen Franken geliefert haben, und 1818 lieferten ſie 150,000 Mark Silber vor der Revolution mehr, als Peru, das iſt 600,000 Mark Silber; dann Zacatecas und Catorce ſind jetzt die reichſten Bergwerke, zu deren Bearbeitung ſich 1824 in London vier Geſellſchaften vereiniget haben. In der Münze zu Mexico, wohin alles in Neu-Spanien gewonnene Silber und Gold gebracht wird, belief ſich in den neununddreißig Jahren von 1772 bis 1810 das ausgeprägte Silber auf 782,603,440 Dollar.

Die Republik Peru oder das ehemalige Vice-Königreich Peru gewinnt Silber in 184 Gruben, deren Ausbeute im Jahre 1790 412,117 Mark betrug. Nach von Humboldt iſt der jährliche Werth des Goldes und Silbers an 6 Millionen Piaſter. Im Jahre 1818 fand man 4 Meilen von Torna eine neue Silbermine, die monatlich ½ Million Piaſter Ausbeute giebt; die Bergwerke im Diſtrikte Pasco haben Schachten, die 15,800 Fuß über der Meeresfläche liegen, und von den 29 Silbergruben in den Diſtrikten Pasco und Huanto werden 21 nicht bearbeitet; der jährliche Ertrag iſt 2 Millionen Dollar. Seit dem Jahre 1818 ſind hier Dampfmaſchinen eingeführt worden, durch deren Hülfe

Digitized by Google

wöchentlich 1500 Ladungen Metall zu Tage gefördert werden, vormals monatlich nur 2000. Wie ſchon oben bemerkt worden, waren in Peru im Jahre 1791, 784 Silbergruben oder Werke im Gange, und 588 Silberbergwerke verlaſſen worden; vom Jahre 1780 bis zum 31ſten Dec. 1789, alſo in zehn Jahren, war der Gewinn dieſer Bergwerke 3,739,783 Mark Silber, die Mark zu 8 Piaſter. Seit der Eroberung Perus bis zum Jahre 1740, alſo in 248 Jahren zog Spanien aus Peru an 9000 Millionen Piaſter in Gold und Silber.

In der General-Hauptmannſchaft, jetzt der Republik Chili beträgt der Gewinn an Silber jährlich 29,700 Mark. — In dem Vicekönigreiche Rio de la Plata, ſeit dem Jahre 1825 die vereinigten Staaten am Laplata-Strome, ſind die vorzüglichſten Silberbergwerke zu Potoſi. Der Berg Potoſi, an deſſen Fuß die Stadt gleiches Namens liegt, war in der ganzen Handel treibenden Welt wegen des Silbers, wodurch ſie bereichert ward, bekannt und berühmt. Die Entdeckung dieſer unerſchöpflichen Silber-Mine geſchah im Jahre 1545 durch einen Zufall. Ein Indianer, den Einige Gualca, Andere Gualga nennen, kam, wie er auf dem oben genannten Berge wilden Ziegen nachjagte, an einen ſteilen Ort, den er nicht zu erklimmen vermochte; er ergriff deshalb ein kleines Geſträuch, um ſich dadurch in die Höhe heben und hinaufklettern zu können; allein der Strauch riß mit ſammt der Wurzel aus, und unter demſelben entdeckte Gualca eine Maſſe von feinem Silber, von dem auch an der Wurzel, zwiſchen der Erde, verſchiedene Stücken hingen. Der zu Porco wohnende Indianer eilte mit den erſten Früchten ſeiner Entdeckung nach Hauſe, wuſch das Silber ab und benutzte es. Nachdem er eine Zeitlang ſich des Produktes ſeiner Entdeckung erfreuet hatte, bemerkte einer ſeiner Freunde, Namens Guanca, die glückliche Veränderung ſeiner häuslichen Umſtände, und drang mit Hef-

tigkeit in denſelben, ihm die Urſache davon zu entdecken, ſo daß Gualca ihm ſolches nicht abſchlagen konnte. Beide Freunde gingen hierauf eine Zeitlang gemeinſchaftlich nach dem Berge und holten ſich Silber, ſo oft ihr Vorrath davon erſchöpft war. Dieſes ſeltene Glück, welches ſie auf längere Zeit hätten gemeinſchaftlich genießen können, wurde auch bald der Störer ihrer Freundſchaft; denn da Gualca ſeinem Freunde nicht die Art das Silber zu reinigen eröffnen wollte, ſo entdeckte Guanca ſeinem Herrn Villoront, einem Spanier, der auch zu Porco wohnte, das ganze Geheimniß, welcher ſich darauf am 21ſten April 1545 zu dem Berge begab, und dieſe ergiebige Mine in Augenſchein nahm. Hierauf wurden Anſtalten zur Bearbeitung derſelben gemacht, welche bis auf die jetzige Zeit mit dem größten Nutzen fortgeſetzt werden. Die erſte Mine bekam den Namen des Entdeckers, weil ſie Anlaß gegeben, andere reiche Minen in dem Inneren des Berges zu entdecken; denn einige Tage darauf wurde eine andere eben ſo reiche Mine entdeckt, der man den Namen die Zinnmine gab, welches aber erſt geſchah, als man eine gefunden, die man die Reiche nannte, weil ſie die ergiebigſte unter allen war. Zu dieſer kam nachher noch eine, die Mendita genannt. Dieſe hier genannten Gruben ſind die vornehmſten von Potoſi; man findet aber noch verſchiedene kleinere an allen Seiten des Berges. Die Lage der erſtern, der oben angeführten Gruben, iſt an der nördlichen Seite des Berges und läuft nach Süden, lenkt ſich aber ein wenig weſtlich. Nach der Meinung der erfahrenſten Bergwerkskundigen dieſes Landes ſollen diejenigen Gänge, welche dergleichen Lauf halten, die ergiebigſten ſeyn. Gleich nachdem dieſe wichtige Entdekkung bekannt wurde, zogen viele Leute von allen Gegenden nach Potoſi; insbeſondere aber die Einwohner von der Stadt la Plata, die ungefähr 25 Engliſche Meilen davon entfernt iſt, welches auch die Urſache iſt, daß Po-

Digitized by Google

toſi jezt beinahe zwei Engliſche Meilen im Umfange hat. Die Einwohner derſelben ſind ſehr reich, und es befinden ſich unter denſelben viele adeliche Familien, die an den Minen ihren Antheil haben. Der Handel iſt hier ſehr bedeutend und außer den gewöhnlichen Kaufleuten giebt es zu Potoſi noch eine Art Leute, welche man Ariodores nennt, welche ihre Rechnung dabei finden, daß ſie den Herren der Kuxen zur Beſtreitung der Unkoſten geprägtes Geld vorſchießen, und ſich ſolches in rohen Klumpen oder Stangen wieder bezahlen laſſen. Der Handel mit Queckſilber, deſſen man ſich zum Silber reinigen bedient, iſt gleichfalls ſehr wichtig und deshalb hat ſich die Regierung ſolchen vorbehalten. Man kann den großen Abſatz dieſes Halbmetalls aus der Menge des Silbers, welches dieſe Bergwerke hervorbringen, ſich ungefähr vorſtellen; denn ehe man die Kunſt wußte, mit wenigerem Queckſilber mehr Silber zu reinigen, ſo mußte man zu einem Pfunde feinen Silber auch jederzeit ein Pfund Queckſilber haben, ja man brauchte wohl noch mehr, wenn die Arbeiter unwiſſend waren. Die große Menge des Queckſilbers, welche hier verbraucht wird, und die Reichthümer, ſo dieſe Bergwerke ausliefern, wird ſich aus folgendem ergeben: Alonſo oder Alonzo Barba, vormaliger Prieſter in der Hauptſtadt Potoſi hat, in einer 1637 herausgegebenen Schrift von den Metallen (on metals) behauptet, daß von 1574 an, wo man zuerſt zur Reinigung des Silbers ſich des Queckſilbers zu bedienen angefangen, bis zu der Zeit, da er ſein Buch herausgegeben, die Königliche Niederlage mehr als 204,700 Centner Queckſilber verkauft habe; wozu dasjenige, was durch den Schleichhandel verkauft worden, und welches auch ſehr anſehnlich iſt, nicht mitgerechnet worden; und da man dieſes in 63 Jahren verbraucht hat, ſo wird der jährliche, nach dem Durchſchnitte gerechnete Vertrieb ſich auf 3,249 Centner belaufen. Don Gaspar de Eſcolana in ſeinem Gazophilacio Perubico auf dem

Digitized by Google

193. Blatte, wo er aus bewährten Quellen anführt, daß die öffentlichen Rechnungen bewieſen, daß vor 1638 an Silber an 395,619,000 Piaſter geliefert worden wäre, welches, wenn man den Durchſchnitt mit 19, als die Zeit der Jahre, ſeitdem es zuerſt entdeckt worden, bis auf das oben angeführte, jährlich die Summa von 41,255,043 Piaſter beträgt. In dem ganzen Staate Rio de la Plata giebt es 27 Silberbergwerke. Nach Humboldt beträgt der jährliche Werth der beiden edlen Metalle 4,300,000 Piaſter, größtentheils in Silber; im Jahre 1790 prägte die Königliche Münze zu Potoſi 468,609 Mark Silber, werth 3,983,176 Piaſter.

In den Reichen oder Staaten Aſiens iſt das Silber nicht in großen Quantitäten anzutreffen. Perſien hat nur wenig Silber; in dem Reiche Afghaniſtan findet man es in kleinen Maſſen, im Lande der Kaffern. In China giebt es Silbergruben, welche aber nicht benutzt werden dürfen. Von den Silberbergwerken in Japan, ſ. Th. 29, S. 107. Auch in Oſtindien und Hinterindien giebt es Silbergruben. In den andern Provinzen Aſiens iſt gleichfalls nur wenig Silber anzutreffen; ſ. weiter unten. Rußland und die Türkei ſind unter den Europäiſchen Reichen die einzigen, welche daſelbſt Silberbergwerke beſitzen.

In Afrika findet ſich Silber in vielen Gegenden; allein es wird nur wenig auf dergleichen Minen gebauet. Die edlen Metalle, die man in der Berberei und in dem Reiche Fez und Maroko findet, dürfen nicht benutzt werden; denn die Regierungen erlauben nicht Gold- und Silberminen aufzuſuchen und ordentlich darin zu arbeiten, theils damit die Einwohner nicht zu reich werden, theils damit die Chriſten nicht dadurch angereizt werden, dieſe Länder zu erobern. Die Einwohner dieſer Länder verſtehen ſich daher auch nicht auf die Bergwerkskunſt; denn wo ſie zum Beiſpiel auf andere Metalle, als Kupfer, Eiſen, Bley ꝛc. arbeiten, da verfolgen ſie nur die entdeckte

Digitized by Google

Ader, indem ſie ſo lange graben, bis die Löcher zuſammenfallen und öfters die Arbeiter lebendig begraben. Aus den meiſten übrigen Ländern dieſes Welttheils werden Goldſtaub und Stangengold in den Handel gebracht, Silber aber nicht, wenigſtens findet man nichts von den Schriftſtellern erwähnt, welche über Afrika geſchrieben haben. —

In den Staaten Europas findet man in Rußland Silberminen bei Kolywan und Nertſchinsk, welche die Kolywaniſchen und Nertſchinskiſchen Gruben genannt werden, und dann am Berge Altai in Sibirien. Zu Meſſerſchmidts Zeiten *) waren die Nertſchinskiſchen der Krone gehörigen Silberbergwerke nur unbedeutend; denn die Ausbeute ging nie über zwei Pud Silber; als Gmelin ſie beſuchte, kam man ſchon jährlich bis ſieben Pud; ſeitdem ſind dieſe Werke ſehr ergiebig geworden, haben viele Bergwerke im Umgange und ſchmelzten im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts in fünf Hütten. Der Ertrag war jährlich 400 Pud fein Silber, von beträchtlichem Goldgehalte, und eine große Menge Bley, deſſen ſich vorzüglich die noch weit reicheren Kolywano-Woskreſenskiſchen Gold- und Silberwerke zum Verbleyen ihrer Metalle bedienen. Die Bleyglanzadern, welche in den Nertſchinskiſchen Gruben das Silbererz ausmachen, laufen im Quarz und anderm Geſteine von ſehr verſchiedener Stärke und Länge; auch iſt das Erz von ſehr ungleichem Gehalte. Das Erz wird mit Haſpeln aus dem Schacht gefördert und am Tage zerſtuft und ſortirt. Die zuerſt erbauete Nertſchinskiſche Silberhütte wurde zu Ende des verwichenen

*) Daniel Gottlieb Meſſerſchmidt, welcher im Jahre 1685 geboren wurde, ſtudirte in Halle und ward daſelbſt im Jahre 1707 Doctor der Medicin. Er ging nach Rußland und machte die Reiſe nach Taurien im Jahre 1724. Er beſchreibt die Silberbergwerke von Argun. K.

Digitized by Google

Jahrhunderts noch immer für die vornehmſte gerechnet. Sie nahm im Jahre 1704 ihren eigentlichen Anfang, unter der Direction der Nertſchinskiſchen Woewodenkanzley, wovon ſie auch ihren Namen erhielt. Sie lief in einem ſchmalen Thale zwiſchen zwei Reihen von Oſten nach Weſten laufender Gebirge, worunter der im Norden gelegene Berg, den die Mongolen Kultuk, die Ruſſen aber Troizkaja nennen, der höchſte iſt, und ſich ſenkrecht auf 80 Lachter über das Thal erhebt. Von dem Gränzfluß Argun iſt dieſe Hütte nur 12 Werſte entfernt. Das Ober-Kommando über die Tauriſchen Silberbergwerke hält ſich allemal hier auf, und auſſer der Kanzley befindet ſich ein Hoſpital, eine Apotheke, eine Schule, eine Markſcheiderſtube und Probierkammer daſelbſt, und ein zum Bergdepartement gehöriges Bataillon liegt da zur Garniſon. — Das Kolywaner Silberbergwerk mit fünf Silberhütten. Barnaul iſt der Hauptort der Kolywaner-woskreſenskiſchen Hüttenwerke, welche jährlich 1007 Pud 36 Pfd. Silber, auſſer den übrigen bedeutenden Hüttenprodukten, liefern. — Die Silbermine von Zawof am Berge Altai in Sibirien, ſeit dem Jahre 1745 auf Koſten der Krone ausgefördert, liefert jährlich 1,200,000 Pud Erz; der Ertrag war von 1747—95 34,441 Pud Silber. Die im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts am Altai-Gebirge entdeckte Tſcherepanoffſche Silbergrube, nicht fern vom Schlangenberge, ließ ſich im Frühjahre des 1781ſten Jahres ſchon ſo ergiebig an, daß man innerhalb acht Tagen 3450 Pud ausgeſchiedene Erze gewonnen hat, deren allgemeiner Gehalt ſich auf 20¾ Solotnik Silber im Pud belief. Die Gänge ließen ſich aufs Beſte an um in die Tiefe zu gehen. Es iſt auch von der Tſcherepanoffſchen Grube, zwei Werſte näher zum Schlangenberge, ein ſilberhaltiges Erz aufgeſchürft, aber noch nicht gehörig belegt worden, deſſen Stufengehalt von 3 bis 15 Solotnik im Pude ſeyn ſoll. Die Tſcherepanoffſchen Erze

Digitized by Google

halten hingegen noch Stufenproben, abwechſelnd von 2 bis 50 Solotnik, ja wohl 2 Mark und darüber Silber, vom Pud. Ueberhaupt gewinnt Rußland an Silber 1250 Pud; die Kolywaniſchen und Nertſchinskiſchen Gruben geben jährlich über 4 Millionen Pud Erze. In dem erſten und einen Jahrhundert des Ruſſiſchen Bergbaues bis zum Jahre 1810 haben alle Bergwerke Rußlands ausgebracht 61,859 Pud, 25 Pfd. 92 Sol. Silber. Seit Peter dem Großen iſt die Regierung Alexanders, der auch das Meiſte und Weſentlichſte für den Bergbau gethan hat, am günſtigſten der Silberausbeute geweſen. Denn vom Jahre 1803 bis 1807 war der jährliche Durchſchnitts-Ertrag der Silberbergwerke 1,250 Pud 18 Pfd. 30 Sol., an Werth 1,136,347 Rubel nach dem Münzfuße. Nach Sjäblowsky betragen die jährlich ausgeſchmolzenen Metalle an Gold und Silber, nämlich Gold 600,000, Silber 1,300,000 Rubel. Die Sibiriſchen Bergwerke haben 1822 an Gold 74 Pud 7 Pfd. 66 Solot., in baarer Münze. 4,035,552 goldne Rubel, an Silber 1225 Pud oder 4,702,000 Silberrubel geliefert.

In der Türkey findet man Silbergruben bei Koſtandil am Fuße des Orbelos und bei Karatowa, indeſſen ſcheint die Bearbeitung derſelben eben nicht ſehr fleißig zu geſchehen. Der Bergbau der Türken iſt im Ganzen genommen nur unbedeutend; ſie laſſen ſich ihre mehrſten Metalle aus Ungarn, Rußland, England, Frankreich, Deutſchland und Schweden zubringen, während ihre reichhaltigen Gebirge unbearbeitet liegen. So hat auch die Moldau und Wallachey viele Spuren von Gold- und Silberminen, und vor dem Jahre 1778 waren daſelbſt auch einige Kupfer- und Eiſengruben im Gange. Auch in den übrigen Provinzen und auf den ihnen zugehörigen Inſeln enthalten die Gebirge verſchiedene Erzarten; allein theils verhindert die Unwiſſenheit der Türken und ihre Verdrießlichkeit bei der Arbeit, theils auch

Digitized by Google

die übermäßigen Auflagen auf den Gewinn der Metalle, und hin und wieder der Mangel an nöthigen Hülfsmitteln des Bergbaues die rechte Benutznng dieſes Theils der Oekonomie. Die reichen Silberbergwerke im Diſtrikte von Erzerum, welche vormals ſehr ergiebig waren, können gegenwärtig beinahe für verloren gehalten werden, weil es in dieſer Gegend ganz an Holz fehlt, um ſie bearbeiten zu können, und der Transport des Holzes zu koſtbar wird. Eben ſo liefern auch die Bergwerke von Dürbekir jetzt nur ſehr wenig Gold, welche ſonſt unerſchöpflich daran waren, indem es dort an Arbeitern fehlt.

In Deutſchland ſind die wichtigſten Silbergruben und Minen im Erzgebirge und auf dem Harze; den wichtigſten Antheil daran hat das Königreich Sachſen; denn das Freiberger Bergwerkrevier brachte im Jahre 1822 49,992 Mark Silber aus, wozu die obergebirgiſchen Bergamtsvereine nur 1936 Mark beitrugen. Das Schneeberger Revier, welches jetzt auch das Voigtland einſchließt, brachte 857 Mark 4 Loth Silber aus. Von dem Freiberger Reviere hat vom Jahre 1770 bis 1779 die Ausbeute gegen 107,145 Mark feines Silber geliefert, und die Zubuszechen 166,270. Gediegenes Silber wurde im Jahre 1750 aus der Grube der Himmelsfürſt zu Freiberg eine 3 Ctr. ſchwere Stufe reines Silber ausgeſchlagen; und ein Jahr früher, 1749, wurde zu Erbisdorf im Freibergiſchen Amts-Reviere, aus der Himmelsfürſten Fundgrube ein Silberſtück von 1¼ Ctr. ſchwer gebrochen, das 2866 Rthlr. 16 Gr. à Loth 14 Gr. an Werth enthielt. — Im Preußiſchen Staate wird an 20,000 Mark Silber gewonnen, namentlich bei Mansfeld, Tarnowitz, Rudolſtadt und Siegen. Aus den benachbarten 6 Rohhütten der Stadt Hettſtädt im Mansfelder Gebirgskreiſe, die an 8000 Centner Rohkupfer liefern, werden wöchentlich 40 Mark Silber geliefert, und in den Bley- und Silbergruben bei Tarnowitz werden jährlich über 60,000 Ctr. ſilberhaltiges Bleyerz

und über 6000 Mark Silber geliefert. — Im Königreiche Hannover ſind im Claustḩaler-Reviere 45 gangbare Silber- und Kupfergruben, und im Cellerfelder-Reviere 17 Bley- und Silbergruben; dann noch 11 Rammelsberger Gruben, welche jährlich 35,754 Mark Silber und 2682 Centner Kupfer liefern. Die Silbergruben im Clausthaler-Reviere liefern jährlich 120 Ctr. Silber. Die Silberhütten um St. Andreasberg, beſonders Catharina Neufang und Samſon, ſind die reichſten des Harzes. Die Silberhütte zu Altenau an der Ocker liefert jährlich an 9000 Mark Silber, und 20,000 Ctr. Bley und Glätte. — Bayern hat Silberhütten im Obermainkreiſe; Baden gewinnt jährlich an 589 Mark Silber; das Kurfürſtenthum Heſſen hat Silbergruben zu Biber und zu Frankenberg, die jährlich 44 Mark Silber liefern. — Das Großherzogthum Heſſen gewinnt Silber im Amte Itter. — Das Herzogthum Braunſchweig gewinnt jährlich 1530 Mark Silber. Zum Communalbergbau gehören die Silberhütten zur Ocker, Langelsheim und Aſtfeld. — Das Herzogthum Naſſau gewinnt jährlich an 3500 Mark Silber. Die Silberhütte bei der Stadt Holzapfel bringt jährlich an 1750 Mark Silber und 6000 Ctr. Bley. Die Remyſche Silberhütte bei der Stadt Naſſau lieferte im Jahre 1819, 480 Mark Silber und 1450 Ctr. Bley. Auch bei Weier und Weilmünſter ſind Silberbergwerke. Auch in den übrigen kleineren Deutſchen Staaten und in dem Königreiche Würtemberg ſind hin und wieder Silbergruben anzutreffen. Ueberhaupt gewinnt Deutſchland, mit Einſchluß der Oeſtreichiſchen Deutſchen Staaten, jährlich 123,000 Mark Silber. — In den Oeſterreichiſchen Staaten giebt es auch anſehnliche Silberminen. Die wichtigſten ſind in Ungarn, welches jährlich 92,000 Mark Silber liefert; Siebenbürgen, 3000 Mark; Böhmen, in den Silberbergwerken Przibram, Joachimsthal, St. Amalienzeche bei

Tepl und dem Fürſtlich Schwarzenbergiſchen Ratibor= ſchitz, an Werth der Gewinne in den genannten Werken im Jahre 1823, 13,873 Mark 8 Loth Silber; in Mäh= ren, zu Iglau; in Steiermark 800 Mark; in Ober= Oeſterreich bei Ramingſtein, Gaſtein ꝛc. 3000 Mark; in Illyrien, jährlich an 200 Mark; die Bukowina, zu Kirlibaba 800 Mark feines Silber; bei Schwaz jähr= lich 2000 Mark. Der Werth des aus dem Salzburgi= ſchen Gold und Silber geprägten Geldes beträgt jährlich 93,000 Gulden. Ueberhaupt beträgt der Gewinn an Silber jährlich 108,000 Mark.

In Frankreich findet man auch hin und wieder Silber, als Beiſatz im Bley; z. B. im Jurade= partement, bei Lons le Saulnier, im Departement Oberrhein, St. Marie aux mines. Das Silber= bergwerk im Lober= oder Hagenthal bei Furtelbach iſt im 16. Jahrhunderte reicher geweſen, als im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts, da aus den Markirchi= ſchen Gruben jährlich ungefähr nur 1500 Mark Silber gewonnen werden. Auch im Weilerthal giebt es Sil= bererze. Nach der Grafſchaft Burgund zu, ſind im Roſenberger=Thale, welches zum Amte Belfort gehört, bei Giromany und Ober=Auxelles auch einträgliche Sil= berbergwerke. Die Silbergruben im Roſenberger= Thale liefern jährlich bei 1660 Mark Silber.

In Italien findet man Silbergruben in vielen Ge= genden. Das Königreich Sardinien gewinnt jährlich 8⅙ Centner Silber; in den übrigen Staaten, wie z. B. in dem Großherzogthum Toskana und im Königreich Neapel iſt der Gewinn an Silber nicht beträchtlich. Ue= berhaupt legt man ſich nicht ſehr auf die Gewinnung der edlen Metalle in Italien, wahrſcheinlich weil dieſes ſchöne Land eine ſo reiche Ausbeute an andern Produkten liefert, die den Eingebornen der Mühen in Bearbeitung der Mineralien überhebt.

Digitized by Google

In Spanien giebt es viele Gold- und Silberminen; allein es wurde wenig darin gearbeitet; denn bis zur Loßreißung der Spaniſchen Beſitzungen in Amerika, holten die Spanier lieber ihre edlen und andern Metalle, außer Eiſen, welche Bergwerke ſtark bearbeitet werden, aus Amerika; auch Platina, welches ſie bei Sierra Morena, aus dem Silbererze der Minen zu Quadalcanal in Estremadura gewinnen, wird benutzt. — Portugal hat gleichfalls Silberminen, die aber auch wenig benutzt werden. Die neueſte Zeit, in welcher ſich ſo ziemlich alle alte Kolonien in Amerika von den Mutterländern los zu reißen ſuchen und eigene Staaten bilden, werden die reichen Bergwerke in Spanien und Portugal wohl Bearbeiter finden; wenigſtens wird die Regierung dieſer Länder dieſen Schatz nicht mehr unbenutzt laſſen. — Die Schweiz hat Silber in Bleyerz. — In Großbritannien hat man in Cornwallies, 1819, eine Silbermine entdeckt, die 1700 Unzen Silber gegeben; ſonſt findet man kein Silber weiter angeführt. In Irland findet man auch Silberminen. — Schweden hat nur unbedeutende Silberminen; denn aus dem Bergwerke zu Fahlun gewinnt man jährlich 300 bis 400 Mark Silber, und aus dem Bergwerke bei Sale giebt der Centner Erz ungefähr 4 Loth Silber. Ueberhaupt gewinnt Schweden in der neueſten Zeit in 3 Hütten 2081 Mark Silbers. — Dänemark hat auch Silberminen, ſie ſollen aber nicht wichtig ſeyn.

Was nun die nähere Kenntniß des Silbers in den verſchiedenen Silbergruben und Gängen, oder die verſchiedenen Geſtalten, Beſchaffenheiten und Beſtandtheile der Minen und ihrer Mütter betrifft, ſo wird hier noch das Nöthige zu ſagen ſeyn. Schröter theilt hierbei das Silber in gediegenes, angeflogenes und vererztes ein. Das gediegene findet ſich in ſehr vielen Veränderungen, die aber nicht für eine Mutter beſtändig ſind. Man findet das gediegene Silber 1) in

Bäumchen, welche ſich von dem dendritiſch gewachſenen Silber durch die Größe unterſcheiden. Es kommt ohne Bergart und im Spath vor. 2) Wie Aeſtchen oder kleine Reiſerchen: dendritiſch gewachſenes Silber. Man findet es im Quarz; in der Naturalienkammer zu Dresden wird eine 9 Mark 8 Loth ſchwere Peruvianiſche Schauſtufe aufbewahrt, deren quarzige und eiſenſchüſſige Gangart ſehr reich mit dendritiſch gewachſenem Silber und weißem Glanzerze verſehen iſt. — Im Spath, mit kleinen Aeſtchen durchdrungen, in dem Himmelsfürſten zu Freiberg, von Schneeberg, von der alten Wohlfau im Kitzingerthale. Der Spath, worin es ſich befindet, iſt weiß, röthlich und auch fleiſchfarben; zuweilen mit einigen Nebenäſten mit Kies, Quarz und Amethyſtflüſſen verſehen; zuweilen iſt auch Glaserz eingeſprengt. Im Gneuß vom Himmelsfürſten zu Freiberg. Im Bruche der Mutter gleicht das Silber den eigentlichen Dentriten. — Ohne Bergart, von Schneeberg. Aus einem gediegenen Stück Silber ragt ein Aſt hervor.

3) Wie Stifte, welche das Anſehen haben, als wenn kleine Stifte in die Mutter geſchlagen wären. Im Quarz. Quarz mit Hornſtein und etwas eingemiſchtem Weißgüldenerz. Das Silber ſticht durch den Quarz, wie kleine Stiftchen hindurch, vom Brande bei Freiberg. In einem weißen kryſtalliſirten Quarze von St. Georgenſtadt. — Im Spath und Schwarzerz vom Brande bei Freiberg in Sachſen. — 4) Wie Draht, welches ſich von den Stiften durch ſeine Größe und Stärke unterſcheidet, ſo auch von den Fäden. Man findet es im Quarz vom Brande bei Freiberg. Die Drahtfäden ſind ſchnecken- und knäulförmig zuſammengewunden, zugleich befindet ſich angeflogenes und ſchwarz angelaufenes daran. Im grauen Quarze mit Hornſilber von Johann Georgenſtadt. Im grau und weißen Quarze von Norwegen. — Im Schwarz- und Fahlerz mit einem röthlichen Stein

mit Quarzarſtein vermiſcht. Das Drathſilber iſt bald ſtärker, bald ſchwächer in ſich gewunden, und die ganze Stufe iſt mit Silber durchſetzt. Vom Brande bei Freiberg. Im Gneuß. Man findet hierin das Drahtſilber im Harze faſt alle gebogen. — Ohne Bergart findet man Silberzähne, welche bisweilen einzelnen zuſammengeſchmolzenen Drahtfäden gleichen, welches nach der Vermuthung einzelner Mineralogen, Zähne ſind, welche aus der Mutter ausgebrochen worden. In dem Dresdner Naturalien-Kabinett wird ein ſtarkes Drahtſilber von Schneeberg vorgezeigt, welches in Form eines Kreuzes zäunig durcheinander gewunden iſt.

5) Wie Haare oder Faden, die ſich vom Drahte durch ihre Schwäche unterſcheiden. Sie haben gemeiniglich nur die Stärke eines Haars und werden gefunden: a) Im Quarz mit weißgülden-, Schwarz- und Fahlerz in Freyberg. Das Silber ſitzt häufig wie kleine Haare im Quarz in Neſtern; man findet auch hin und wieder angeflogenes Silber. Man findet es ferner noch in dieſem Zuſtande in verſchiedenartigem Quarze und mit andern Erzen eingeſprengt, wie z. B. Fahlerz, Spießglanz, Kobalt ꝛc. in der Klingelſchlägel Zeche zu Ehrenfriedensdorf in Sachſen, in der Eliſabeths-Weisheitszeche, und in dem ganzen Jacob Spathgange in 58 Lachter Teufe auf dem Geſellſchafterzuge zu Schneeberg, in den Zechen von Johann Georgenſtadt ꝛc. — b) Im Kryſtall. Die Kryſtalldrüſe hat gewachſenes Haarſilber und Arſenikalkies von Johann Georgenſtadt. — c) Im Spath vom Brande bei Freiberg. Das Silber ſitzt darin in einigen theils ſchwarzen, theils weißen Fäden, theils iſt ein kugelrunder einer Haſelnuß großer Körper ſo gebauet, als wenn lauter Fäden übereinander gewunden wären. Im weißen Flußſpathe mit Fahlerz, Bleyglanz und eingeſprengtem Kupfererz von Freiberg. Das Silber ſitzt hier gröſtentheils im Fahlerz in Neſtern, und beſteht aus runden, übereinander geſponnenen Kügel-

chen. — d) Im Hornſtein mit eingeſprengtem Roth- Schwarz- und Weißgüldenerz, auch aufſitzenden Kryſtallen von Schneeberg in Sachſen. — e) In mulmigter Erde von grünlicher und brauner Farbe von der Klingelſchlägelszeche zu Ehrenfriedensdorf in Sachſen. Das Silber fällt in das Röthliche und beſteht aus lauter in einander gewirrten Fäden, wie etwa ausgebranntes Silber. In feſtern Mulm findet man daſſelbe auf Quarz mit Wolfram vermiſcht in der vorigen Zeche. Die Fäden ſind ſehr fein und liegen häufig in ihrer Mutter. In lehmigter Erde findet man es in Johann-Georgenſtadt. — f) Im Schwarz-Erz von Johann-Georgenſtadt. Das Haarſilber ſitzt hier in Neſtern. — g) Im Glaserz und Glasſchwärze vom alten Morgenſtern zu Freyberg. Das Silber liegt hier in den Stufen gröſtentheils in verwirrten Haaren oder Fäden. — h) In Bleywürfeln oder kryſtalliſirtem Bleyglanze von der Adolphus Grube und Stollen zu Johann-Georgenſtadt. Das Silber ſitzt zwiſchen den Bleywürfeln in ſtrotzenden Fäden. — i) Ohne Bergart. Eine Quantität Fadenſilber von goldgelber Farbe, welches aber einen guten Strich hält, in Johann Georgenſtadt. Das goldgelbe Silber iſt im Mineralreiche eben ſo ſelten, als das weiße Gold.

6) Wie Körner findet man es a) im Quarz; es ſitzt hier in Körnern, wie kleine Schroten. Dieſe Gattung von gediegenem Silber iſt eine der ſeltenſten. — b) Im Spath, in weißem Flußſpathe aus dem Kitzinger-Thale. Das gediegene Silber ſetzt nicht nur durch die ganze Spathmaſſe und iſt ſehr reichhaltig, ſondern es ſitzt auch auf der ganzen Spathmaſſe wie kleine Körnchen. — c) Im Hornſtein, von rothbrauner, horniger und quarziger Gangart, mit durchwachſenem, an den Flächen aber körnigt gewachſenem Silber von Johann-Georgenſtadt.

7) Wie Blättchen. Es iſt von dem angeflogenen Silber, welches oft zarten Blättchen gleicht, durch ſeine

Digitized by Google

Stärke unterſchieden, kommt aber ſelten vor. Es kommt vor a) im Schiefer vom Römiſchen Adler zu Johann-Georgenſtadt.

8) Wie Wolle, a) Im Quarz, von der Silberſchnur-Zeche auf dem Brande. Das gediegene Silber, welches zwiſchen den Kryſtallſtrählchen häufig liegt, gleicht der feinſten, gekrämpelten Wolle, und hat eine ſchwarzgraue glänzende Farbe.

9) Wie Würfel. Unter dem Röſchgewächſe, einem Silbererze, welches in den Ungariſchen Bergwerken, und beſonders zu Chemnitz gefunden wird. Sie ſcheinen Kieswürfel zu ſeyn, ſind aber ein gelbangelaufenes, gewachſenes Silber, welches durch das Glühen ſchön weiß wird, und jetzt als gediegene Blättchen erſcheinen.

10) Wie Kryſtalle. Man findet ſie ſelten. Nach dem Herrn von Cronſtedt ſoll man ſie zuweilen in Kongsberg finden.

11) Wie geſtrickter Kobald. Dieſes Silber findet man häufig in Potoſi; ſehr ſelten aber in Kongsberg und Sachſen. Die Oberfläche des Silbers ſieht einer groben Leinwand ähnlich, oder dem in Sachſen ſogenannten geſtrickten Kobald, wonach es auch den Namen erhalten.

12) Von unbeſtimmter Geſtalt. Es wird hierunter Silber verſtanden, welches ſeiner Bildung nach, unter keine der vorzüglichſten Gattungen gebracht werden kann. Es findet ſich a) Im Quarz mit einem geſprengten Weißgüldenerz in der Zeche Jacobsglück zu St. Andreasberg am Harze, mit einer ſchwarzen ſchiefrigen Steinart mit ſprödem Glaserze vermiſcht, vom Brande bei Freiberg; mit Weißgülden-, Rothgülden- und Glaserz von der Zeche Catharina Neufang zu Schneeberge und an andern Orten mehr. Ferner im Spath, Hornſtein, Kalkſtein, Gneuß, Katzenſilber, Steinmark, Glaserz, gänſeköthig Erz, Steinkohlen, und ohne Bergart, mit verſchie-

denen Erzen vermiſcht. — Angeflogenes Silber. Das Wort angeflogen muß hier in ſeiner engſten Bedeutung genommen werden; es bedeutet daher hier dasjenige Silber, daß ſich in den dünnſten Blättchen an die Fläche des Steines gelegt hat, wie man etwas zu überſilbern pflegt, oder wo ſich kleine Flämmchen oder Körnchen angeſetzt haben, die nicht durch den Stein ſezzen. Man findet das angeflogene Silber im Quarz, Spath, Hornſtein, Jaspis, Granat, Schiefer, Kobald, Fahl- und Schwarzerz in den Silbergruben zu Johann-Georgenſtadt, Braunsdorf, Freiberg, Schneeberg und zu Wolkenſtein in Sachſen.

Vererztes Silber, wo das Silber erſt durch das Feuer und durch die Scheidung gewonnen werden kann. Hierher gehören die ſchon oben, S. 228, angeführten Erzarten, als Glaserz, Rothgüldenerz, Hornerz, Schwarzerz ꝛc.; dann die vermiſchten Erze, worin ſich Silber befindet, und die ſilberhaltigen Erden. Das Glaserz findet man ſowohl ohne Bergart, als mit Bergart. Ohne Bergart findet man daſſelbe in den Bergwerken Sachſens, Ungarns, Böhmens ꝛc., mit Bergart, als mit Quarz, Hornſtein, Bergleder, Letten, Schwefelkies, Zinnober, Blende, weißen Arſenik, Kobald ꝛc.; in den eben genannten Bergwerken. Das angeflogene Glaserz findet man auf Quarz, Spath, Hornſtein, Schiefer, Gneuß ꝛc. in Sachſen. Eingeſprengtes Glaserz mit Quarz, wo das Glaserz mit Roth- und Weißgüldenerz in Quarz eingeſprengt iſt; auch mit Bleyglanz und Kies, mit Kies und Glimmer ꝛc., in Sachſen ꝛc.

Das Rothgüldenerz findet man druſigt und kryſtalliniſch, und auch derb und angeflogen. Das druſigte Rothgüldenerz findet man ſowohl ohne, als mit Bergart. Ohne Bergart findet man daſſelbe von rubinrother Farbe und durchſichtig zu St.

Digitized by Google

Joachimsthal und Johann-Georgenſtadt. Die Kryſtallen, welche die Stufen zum Theil ausmachen, ſind 4 bis 6 eckig, zum Theil prismatiſch. Der Centner hält bis 60 Mark. Mit Bergart findet man es mit Quarz und Spath vermiſcht zu St. Annaberg am Harze. In weißem Quarze, theils angeflogen, theils kryſtalliſirt. Ein Stückchen Erz von der Größe einer Erbſe beſteht wohl aus hundert kleinen Kryſtallen zu Freiberg. Druſigt gewachſenes Rothgüldenerz mit aufliegendem, gediegenem Golde auf Glaserz, Quarz und Kies in Ungarn. — Im Spath von Ehrenfriedensdorf in Sachſen; dann auch in Freiberg, Chemnitz, Marienberg ꝛc. Der Spath iſt theils weiß, theils fleiſchfarbig, und das Rothgüldenerz iſt ſparſam eingeſtreut. — In markigten Gebirgen in kleinen bleyfarbigten Kryſtallen von Johann Georgenſtadt. — Dann in Letten, Kalkſtein, Schiefer, Schwarzerz und Kupferkies, zu Sachſen und Ungarn. S. auch oben, S. 233.

Derbes Rothgüldenerz findet man im Quarz, Spath, markigen Gebirgen, Hornſtein, Gneuß, Schwarzerz, Weißgüldenerz, Kobald und Bley, in Sachſen, Ungarn und Böhmen, und an andern Orten.

Weißgüldenerz kommt vor ohne Bergart und mit Bergart. Ohne Bergart mit Kupferkies aus Ungarn. Es hat hier die Farbe des weißen Kieſes. Auch mit Fahlerz und Bleyglanz in Sachſen. — Mit Bergart im Quarz, im Spath, in markigtem Gebirge, im Sande, Hornſtein, Asbeſt, Blende, Bleyglanz und Eiſenſtein. In allen dieſen Bergarten mit andern Foſſilien durchſetzt, z. B. mit Glimmer, Schwefelkies, Kupferkies, Arſenikalkies ꝛc. ꝛc. in Freiberg, Johann Georgenſtadt, St. Andreasberg am Harze, St. Annaberg, Schneeberg, Clausthal, Braunsdorf, Zellerfelde am Harze, in Siebenbürgen, Böhmen und Ungarn. S. auch oben, S. 237.

Fahlerz, ſ. S. 239, ohne und mit Bergart. Ohne Bergart zu Johann Georgenſtadt mit Kupfererz und Kupfernickel reich durchſetzt, mit Kupfergrün überzogen und oft ein rothbraunes Gebirge in ſeiner Vermiſchung. Mit Bergart im Quarz, Spath, markigem Gebirge, Hornſtein; Sand, Wacke, Gneuß, Glimmer, Letten, Schiefer, Blende, Ocher, Kobald, Bleyglanz und Kupfer, in Sachſen, Ingermannland, Arragonien ꝛc.

Schwarzerz oder Silberſchwärze, ohne und mit Gebirge. Ohne Gebirge mit eingeſprengtem Fahlerz und Bleyglanz in Freiberg und zu Joachimsthal in Böhmen. Mit Gebirge im Quarz, Spath, markigem Gebirge, Hornſtein, Sand, Bleyglanz, zu Freiberg, Johann Georgenſtadt, Schneeberg ꝛc. S. auch oben, S. 238.

Gänſeköthiges Erz. Dieſes Erz gehört zu den ſeltenſten Silbererzen. Man hat lockeres, mulmiges und derbes gänſeköthiges Erz, Erſteres mit und Letzteres ohne gediegenes Silber. Erſteres findet man zu Ehrenfriedensdorf in Sachſen mit Hornſilber ohne weitere Bergart, und Letzteres kommt vor in blaſſem Quarz mit ſchwarzgräulicher Farbe, faſt wie Serpentinſtein; in einer röthlichen mit Quarz vermiſchten Steinart, beides zu St. Annaberg.

Hornerz und Federerz, beides ohne und mit Gebirge. Erſteres iſt ſchon oben, S. 230, zur Genüge angeführt worden, und Letzteres iſt arſenikaliſch, und daher wie ein Spiesglas ſtrahlicht und faſerdicht, von weißgrauer und ſchwärzlicher Farbe. Es enthält 4 bis 8 Loth, bisweilen eine Mark Silber; man trifft es aber auch von einem kleinen Gehalte an. Ohne Gebirge. Federerz mit etwas Bley vermiſcht, ſtrahlicht aus Ungarn. Es hat die Farbe eines reinen Bleyglanzes. Mit Gebirge. Eine druſigte quarzigte Gangart, mit

einliegender ſchwarzer Blende und aufliegendem Federerze vom gelobten Lande zu Freiberg.

Vermiſchte Silbererze, worunter man die Silbererze rechnet, welche mit andern Erzen ſehr ſtark überſetzt worden, nämlich mit Kupfer-, Bley- und andern Erzen, denen man von auſſen ihren Silbergehalt nicht anſieht, oder welche man in keine der vorigen oben angeführten Klaſſen bringen kann. Hierher gehören Silbererze im Quarz. Das Silber iſt theils eingeſprengt, theils verwittert. Im Spath. Das Silbererz iſt mit Kupfergrün und Laſur, und ſpathigem Gebirge verſetzt. Ein mit Hornſtein und Bleyglanz vermiſchtes Silbererz. — Mit Sand, Quarz und Kieſel vermiſchtes Silbererz. Silberhaltiger Glanz im bläulichten Gneuß. Silbererz mit Laſur in einem braun und weißen markigten Gebirge. Weißer ſilberhaltiger Sinter und auch gelber. Silberſchiefer. Silberhaltiger ſchwarzer Glimmer; horniger Glimmer mit Spath vom Erzſtollen bei Saalfeld, welcher 4 Loth Silber und 2 Pfund Kupfer hält. Silberhaltiges Bergleder. Silberhaltige Blende. Silberhaltiger Galmey mit Kobald und Kupfer aus Ungarn. Eiſenſchüſſiges Silbererz. Silberhaltiger Schwefel. — Silberhaltige Erden findet man verſchieden. So findet man Silber in Kalkerde, in Ocher und in andern Erden.

Was das Verfahren betrifft, um das Silber aus ſeinem Erze auszuſcheiden, ſo iſt ſolches nach der Verſchiedenheit des Erzes auch verſchieden. Aus dem gediegenen Silber ſcheidet man das Silber auf zweierlei Arten ab. Zu Kongsberg ſchmelzt man das von ſeiner Gangart möglichſt befreite Erz mit ungefähr gleichen Theilen Bley zuſammen, in welchem Zuſtande es Werkbley oder auch Werk genannt wird, und trennt durch Abtreiben das Silber vom Bleye. Das Abtreiben geſchieht hier, damit große Maſſen abgetrieben werden können, in Treib-

ofen, der die Geſtalt eines Cylinders hat. Der Herd, welcher eine Kapelle im Großen vorſtellt, wird von gut ausgelaugter Knochenaſche geſchlagen. Man muß die Aſche nicht ſtärker anfeuchten, als eben erfordert wird, daß ſie zuſammenbacke, weil bei einer großen Menge Waſſer, durch die ſich bildenden Waſſerdämpfe der ganze Herd aufgehoben werden, und die Arbeit verunglücken kann; man muß daher den Herd recht feſte ſtampfen. Der Herd iſt rund, und wird ſo geſchlagen, daß er in der Mitte vertieft iſt, damit das Metall, wenn es abnimmt, immer in der Mitte bleibt. Der Ofen ſelbſt iſt mit einer eiſernen Kuppel bedeckt, welche abgehoben werden kann. Neben dem Treibofen ſteht ein oben ebenfalls bedeckter Windofen, der mit Holz geheitzt wird. Die den Treibofen und Windofen trennende Mauer hat eine große Oeffnung, durch welche die Flamme in den Treibofen ſchlägt, und über das treibende Metall hinſpielt. Der Wind zweier Blaſebälge, der über das fließende Metall hinbläßt, dient dazu, die Oxidation zu befördern. Die ſich bildende Glätte findet vermittelſt einer im Herde angebrachten Rinne, Abfluß. Bei jedem neuem Treiben muß ein neuer Herd geſchlagen werden. Ueber die Treiböfen, Treibherde und Blaſebälge, ſ. unter Kupfer, Th. 56. S. 78 u. f., das Nöthige nach.

Nach Scopoli wurden in Nieder-Ungarn die Silbererze, ehe von Born's Amalgamations-Anſtalt eingeführt worden, auf viererlei Art ausgeſchmolzen. Die erſte Art betraff das Rohſchmelzen, wodurch das Silber mit dem Rohſteine vereiniget wird; die zweite das Anreichern, wodurch der Rohſtein reiner und ſilberhaltiger wird. Die dritte das Verbleyen, wo das im Rohſteine befindliche Silber in das Bley gebracht wird, und die vierte iſt die Scheidung des Silbers vom Bleye. Im Rohſchmelzen werden arme Silbererze mit Kies geſchmolzen, der durch ſeinen Schwefel auch die ſtrengflüſſige Berg- oder Gangarten auflöſet und durch

Verbindung ſeines Schwefels mit Eiſen und Kupfer den Rohſtein liefert, welcher zur Aufnahme des Silbers geringhaltiger Erze, ſo wie das Bley zur Aufnahme des Silbers reichhaltiger Erze dient, und auch zugleich das Silber der zugeſchlagenen Schlacken und der Kieſe ſelbſt in ſich nimmt. Je beſſer und ſchwefelreicher die Kieſe ſind, um ſo ſilberreicher wird auch der Rohſtein; ſ. auch den Artikel Rohſchmelzen, Th. 126, S. 613 u. f.

Die zweite Schmelzung oder das Anreichern bringt beim Silberſchmelzen mancherlei Vortheile; denn man verſchmelzt 1) darin alle Silberoxide, die zum Rohſchmelzen zu reich und zum Friſchſchmelzen zu geringhaltig ſind; 2) gewinnt man einen Rohſtein, welcher acht bis zehn Loth Silber im Centner enthält und ſich daher zum Verbleyen ſchickt; 3) iſt dieſer Rohſtein viel reiner und von allen ſolchen fremden Stoffen geſäubert, welche bei der dritten Schmelzung zu viel Bley- und Silberabgang veranlaſſen würden. Dieſe Schmelzung iſt demnach an allen den Orten nicht nur möglich, ſondern auch nöthig, wo man eine beträchtliche Menge Erz findet, welche im Centner 3 bis 5 Loth Silber halten. — Der Unterſchied zwiſchen einem Roh- und einem Anreicherofen beſteht 1) in der Form, deren Höhe 16 bis 17 Zoll, der Fall aber 7 bis 8 Grad beträgt; 2) im Stübbeherd, welcher weit ſchwerer iſt; 3) darin, daß er zwei Augtiegel (formoli) hat, und 4) mit fünf Feuern geheizt wird. Das aufzutragende Gemenge beſteht gemeiniglich aus gleichviel geröſtetem Rohſteine, und aus Silberſchlich, dem man Kalk und Anreicher- und Friſchlacken zuſetzt. In einer Woche wurden 12 bis 13 Centner angereichertes Lech erhalten. Die Schlacken von dieſer Schmelzung enthalten im Centner $\frac{1}{2}$ Quentchen Silber, welches ſo gut als verloren iſt, weil ſie ſo viel Silber, als ſie dem Rohſteine mittheilen, auch wieder von ihm abnehmen. Scopoli forſchte nach, wie viel Rohſtein erfordert würde, um eine beſtimmte Menge Silber aufzunehmen; er unterſuchte

demnach die Anreicherungsſchmelzungen von 25 Wochen, welche zuſammen 3784¼ Centner verröſteten Rohſtein und 3803 Centner 7 Pfd. Silber betrugen. Aus dieſen wurden 3450 Ctr. angereicherter Stein erhalten, welche 1568 Mark 15 Loth und 3 Quentchen Silber lieferten. Der Silberabgang machte 80 Mark 15 Loth und 1 Quentchen. Es ſollte demnach nach dieſem Verhältniſſe bei dem Anreicherſchmelzen 124¼ Pfd. Rohſtein 1 Loth Silber aufnehmen. Da man aber ſo viel Rohſtein, der alles Silber in ſich nehmen könnte, nicht hat, ſo würde der oben erwähnte Verluſt nicht zu vermindern ſeyn. Man muß daher, um ihn ſo viel, als möglich, zu verhindern, wenigſtens beim Anreicherſchmelzen für jedes Loth aufzunehmendes Silber 15 Pfd. Rohſtein rechnen. Nach dem oben erwähnten Schriftſteller läßt ſich nicht aller Verluſt vorbeugen; indeſſen ſuchte er hierdurch die Schmelzarbeiter zu ermuntern, durch wiederholte Verſuche die Menge des Rohſteines ausfindig zu machen, welche ein Loth Silber bequem anziehen kann, und dann die Menge der Materialien der Schicht oder des Vormaaßes, dem gemäß, zum allgemeinen und beſondern Nutzen, mit Abſtellung des alten Verhältniſſes, einzurichten.

In der dritten Schmelzung wird das Silber des Rohſteins ins Bley gebracht, welches man das Friſchen oder Verbleyen nennt. Sie iſt unter allen Schmelzarbeiten die wichtigſte; denn ein einziger Fehler, der dabei vorgeht, kann ſehr großen Schaden, ein erfahrener und fleißiger Arbeiter aber vielen Nutzen bringen. Das Silber wird auf eine doppelte Art aus dem Rohſteine geſchieden, entweder im Ofen ſelbſt, oder auſſerhalb deſſelben, auf dem Stichherde. Die erſte Art wird wieder in das arme und reiche Verbleyen eingetheilt, je nachdem viel oder wenig Silber mit dem Bleye vereiniget iſt; wenn man nämlich nicht ſo viel Silber, als man gern wollte, mit Nutzen ins Bley bringen kann, ſo iſt dieſes das arme Verbleyen. Beim reichen aber wird

Digitized by Google

ſo viel Silber ins Bley gebracht, daß es die Abtreibekoſten trägt, und daß der Centner Bley 6 bis 7 Mark Silber trägt oder hält. Man bedient ſich bei dieſer Arbeit nicht des Bleyes, ſondern bloß der Glätte und des glätthaltigen Herdes, womit das Bley theils im Schmelzofen bis 40 Prozent verlieren, theils aber ſchneller durch den Ofen gehen würde, ohne alle das Silber in ſich aufzunehmen, welches es bei ſeiner Wiederherſtellung aus Herd und Glätte wirklich aufnimmt. Aus dieſem Grunde ſcheidet man daher in Nieder-Ungarn das Silber aus dem Rohſteine nicht im Ofen, ſondern nur auf dem Stichherde mit Bley, nachdem ſich dieſes in dem Ofen vermöge der zugeſetzten andern Silbererze ſehr ſtark mit Silber bereichert hat. Was zuſammen verſchmolzen wird, beſteht aus dem geröſteten Reicherſteine, aus Friſchlech, zuweilen auch aus Rohlech oder Rohſtein, aus Erzen, die im Centner 5 bis 20 Loth Silber halten, aus den Anreicher- und Friſchlacken, aus Fluß- oder Kalkſteinen, und aus den Rückſtänden aller Schmelzungen. Die Schmelzung wird in einem gewöhnlichen Schmelzofen, jedoch mit dem Unterſchiede veranſtaltet, daß ein ſchwerer Stübbeherd geſchlagen, und bloß beim Stechtiegel leichter Stübbeherd angebracht wird, daß die Höhe der Form 18 Zoll, und ihr Fall 5 bis 6 Grad beträgt; daß ferner der Ofen mit zwei Augtiegeln verſehen iſt, davon jeder 1 Fuß und 2 Zoll weit iſt, und davon der eine von ſechs Feuern, der andere aber mit den noch flüſſigen Schlacken des nämlichen Ofens geheizt wird. Auch erfordert dieſe Schmelzung eine mäßig bedeckte, das iſt, weder zu leichte, noch zu dunkle Form, und wo dieſe nicht vorhanden iſt, läßt ſich die Sache leicht dadurch ermitteln, daß man bald die Naſe an der Form wachſen läßt, bald dieſelbe nach Erfordern mit einer unmittelbar an die Form gehaltenen glühenden Kohle wieder abkürzt.

Die Menge des Bleyes, welche in den Stechtiegeln ſchmelzt, iſt nicht immer dieſelbe, und beträgt in dem einen z. B. 390, in dem andern 340 Pfd. Sobald das Bley geſchmolzen iſt, ſticht man das Auge des Ofens auf, und läßt den geſchmolzenen Stein auf das Bley herausfließen und ſich mit dieſem vermiſchen; hebt nach dem Erſtarren die Friſchlacken und das Friſchlech ſo, daß man die erſte Scheibe davon wieder in den Ofen bringt, die letzte aber auf die Erde ſtürzt, damit das Bley, davon ſie vor andern ſehr viel in ſich enthält, wenigſtens zum Theil in den Tiegel abfließt. Man kellt ſodann das Bley mit einer großen eiſernen Kelle aus, wirft es in ein inwendig mit Kalk überſtrichenes eiſernes Gefäß, und nimmt an drei verſchiedenen Orten kleine Stückchen zum Probieren davon weg. Da ſich aber der Tiegel immer mehr erweitert und das Bley, nachdem es eine beſtimmte Menge Silber aufgenommen, wenig oder nichts mehr davon annimmt, ſo fängt man, wenn nach zehn Stunden der erſte Tiegel zu weit und unförmlich geworden iſt, auf ähnliche Weiſe mit dem zweiten Tiegel zu arbeiten an.

Nachdem nun Scopoli zu Schemnitz in ſeinen öffentlichen Vorleſungen dargethan hatte, daß das Silber aus reicheren Silbererzen durch das bloße Anſieden auf dem Teſte mit geſchmolzenem Bley geſchieden werden kann, ſo verſuchte man auch zu Cremnitz das Silber aus den reichhaltigen Erzen zu ſcheiden, daß man es gepocht zu der Zeit, wenn der Stein aus dem Ofen auf das Bley herausfloß, mit demſelben in dem Tiegel vermiſchte, und dieſe neue Art des Silbers aus den oben erwähnten Erzen auszuziehen, half den anfänglichen Hinderniſſen, die ſie fand, ungeachtet, manchem zu höhern Stellen, der ſie nicht erfunden, ſondern nur in Ausübung gebracht hatte. Die bei dieſer Schmelzung zu beobachtenden Regeln ſind folgende: 1) Im Ofen ſtets genugſam Steine zu erhalten, davon aber 2) nichts in die Schlocken gehen darf. 3) Wenn ſich der Ofen irgend wo verſetzt,

ihn vermittelſt des Rohſteins wieder in den Gang zu bringen. 4) Den Tiegel ſtets rund und gut zugerichtet zu erhalten. 5) Den Stein von dieſer Schmelzung, nach dem Verröſten aufs Neue und zwar ſo lange zu ſchmelzen, bis der Centner 36 bis 50 Pfd. reines Kupfer hält. 6) Die Rückſtände zu verwaſchen und wieder mit zu verſchmelzen. 7) Auch das Geſtübbe, wegen des Metallgehaltes, zu verwaſchen, und 8) die Schlacken ſo ſilberrein, als möglich, zu machen.

Es giebt auch noch eine andere Art das Silber aus dem Rohſteine und aus reichen Erzen vermittelſt des Herdes zu ſcheiden, die man in Nieder-Ungarn das Reichfriſchen nennt. Das zum Verſchmelzen beſtimmte Gemenge hält gewöhnlich im Centner 28 bis 30 Loth Silber und beſteht z. B. aus 6200 Pfd. Friſchfech, 9366 Pfund reichhaltigen Erzen, 7392 Pfund Herd, 1562 Pfd. Bley, 2400 Pfd. Fluß- oder Kalkſtein, wovon man bekommt 6129 Pfd. ziemlich ſilberreiches Bley, 2400 Pfund Stein und 287 Ctr. Schlacken. Nach dieſer Arbeit werden die Schlacken, die davon entſtehen, mit ihrem Steine und andern Silbererzen, die im Centner 6 bis 7 Loth Silber halten, zugleich verſchmolzen. Gegen 4000 Pfd. Schlacken und eben ſo viel Silbererz werden 2000 Pfd. Stein und 400 Pfd. Kalk genommen. Der Zweck dieſer Arbeit beſteht in der Ausziehung des Bleyes aus den Schlacken, und aus dieſem Grunde muß die Naſe der Form immer leicht, und das Gebläſe ſtets im lebhaften Gange erhalten werden. Da indeſſen das aus den Schlacken ausgezogene Bley nicht alles Silber annehmen kann, welches ſich in dem Gemenge befindet, ſo werden, ſo oft die metalliſche Subſtanz aus dem Ofen abgeſtochen wird, ihm allezeit im Tiegel 150 Pfd. Bley zugeſetzt.

Die vierte Operation, das Ausſcheiden des Silbers aus dem Bleye oder die Scheidung des Silbers von dem Bleye; ſ. oben, S. 261.

Durch den daſelbſt angeführten Treibeofen wird das Bley, welches im Silber ſteckt, zu einer leichteren Glätte verſchlackt, und gezwungen, das ſchwere Silber fallen zu laſſen. Das Gebläſe bläſet dieſe Glätte vom Silber herab und gegen die Goſſe zu. Die harte Friſchglätte wird nachher umgeſchmelzt oder zu Friſchbley gefriſcht. Sobald die Glätte vom Silber abfließt, ſo blickt das Silber mit einer weißen Haut und wird nun Blickſilber genannt. Ein Theil der Glätte ſinkt in den Herd herab, der aus Aſche geſtampft iſt, wie oben angeführt worden, wird zuletzt zerſchlagen und den Erzen künftig wieder beigeſetzt. Wird der Herd aus Büchenaſche geſtampft, ſo muß dieſe vorher ausgelaugt werden, weil ſie ſonſt verglaſen würde. Das fertige Silber blickt unter dem Hute und wird mit warmen Waſſer abgelöſcht. Der Reſt vom Verbleyen heißt Bleyſtein, er iſt ein Mengſel vom Silber, Bley, Kupfer und vielem Schwefel, der vielmals geröſtet und auf dem hohen Ofen zu Kupferſtein verſchmelzt wird.

In andern Orten wird die Verſchmelzung der Silbererze, nach ihrer Beſchaffenheit und nach dem örtlichen Hüttenhaushalte, wieder auf eine andere Art eingerichtet; ſo werden z. B. reiche Silbererze, als Rothgülden, Glaserz oder gediegenes Silber zu Andreasberg beim Treiben, wenn ſich das Bley zu verglätten anfängt, auf den Ofen, ſo wie zu Joachimsthal in Böhmen das Glaserz, zu 6 bis 7 Pfd. auf einmal auf einen wohl abgeathmeten und mit zwölf Pfund bis zum Treiben gebrachten Bleye, beſchickten Teſt geſetzt, und wenn nach abgezogenen Schlacken das Bley wieder zu treiben anfängt, vom Erze noch 6 bis 9 Pfund aufgetragen, und das mit dem Silber geſchwängerte Bley, welches zurückbleibt, abgetrieben, das erhaltene Silber aber fein gebrannt. — Nach Jars behandelt man bergiſche Silbererze in England und Niederbretagne grobzerſtoßen in einem Cupolo- oder Engliſchen Reverberirofen zu 20 Centnern die erſteu ſechs Stunden,

um ſie bloß zu röſten, unter fleißigem Umrühren bei ſchwachem Feuer; denn um ſie zu ſchmelzen mit zugeſetztem Kalke, der an der Luft zerfallen iſt, und den überflüſſigen Schwefel einſaugt, und klein geſchmolzenen Steinkohlen, funfzehn Stunden lang mit ſtärkerem Feuer; da denn nach Maaßgabe des Grades der Hitze und der Bewegung der geſchmolzenen Maſſe ſchneller oder langſamer das ſilberhaltige Bley in den Tiegel des Ofens tropfenweiſe abfließt; nach den erſten neun Stunden aber der reichſte Guß, der auch nachher abgetrieben wird, drei Stunden darauf ein ſilberärmerer und nach den letzten drei Stunden der geringhaltigſte erlangt wird. Daß die mehr Arſenik, Eiſen, Kupfer und Kobald, als Bley haltende arme Silbererze am liebſten auf die Roharbeit genommen werden, iſt ſchon unter Rohſchmelzen, Th. 126, S. 616 u. f., angeführt worden. Mit dem auf einem oder zwei Feuern geröſteten Rohſteine werden ſolche dürre Erze, die im Centner 6 bis 12 Loth Silber führen, wegen ihrer bleyraubenden Art, zu einem reichhaltigen Rohſteine verſchmolzen, den man Anreicherſtein nennt, zu deſſen Gewinnung man auch zuweilen ungeröſteten Rohſtein oder Kies anwendet. Er hält außer dem Eiſen, Schwefel und Arſenik, 10 bis 15 Loth Silber, 16 Pfund Bley und 3 bis 5 Pfund Kupfer. Die bei dieſer reichen Roharbeit erhaltenen Anreicherſchlacken, die im Centner $\frac{1}{4}$ Loth Silber bei ſich führen, werden, wie gewöhnlich, bei der Roharbeit als Schmelzmittel, ſo wie das Geſchirr und der Ofenbruch wegen ihres 3 bis 5 löthigen Silbergehaltes wieder auf die Schicht geworfen.

Was das Seigern oder die Scheidung des Silbers von dem Kupfer durch die bloße Schmelzung anbetrifft, ſo geſchieht ſolches nur im Großen in den Seigerhütten. Wenn das Kupfer und das Silber entweder durch Fleiß zu beſonderen Nutzungen gemachte Legirung, wie z. B. zu Münzen oder durch

die Natur ſelbſt, wie z. B. in den ſilberhaltigen Kupfererzen vermengt worden ſind, und man will dieſe Metalle, um das Silber rein zu erhalten, von einander abſondern, ſo giebt es, nach Maaßgabe des Verhälniſſes, in welchem ſie vereiniget ſind, zwei verſchiedene Hülfsmittel, deren man ſich hierzu zu bedienen pflegt. Iſt nämlich das Silber in größerer Menge, als das Kupfer vorhanden, ſo iſt es das beſte und vortheilhafteſte Mittel zur Erlangung des Silbers, daß man das Metallgemenge mit einer gehörigen Maſſe Bley verſetzt und auf die Kapelle bringt: ſ. weiter unten, Feinbrennen des Silbers.

Dieſes Feinmachen auf der Kapelle würde aber im entgegengeſetzten Falle ſehr nachtheilig ſeyn, wenn nur eine geringe Menge Silber mit einer großen Menge Kupfer vereiniget iſt; denn man würde hierbei nicht nur das Kupfer verlieren, welches man doch bei der Arbeit im Großen zu erhalten ſucht, ſondern auch eine große Menge Bley brauchen, viel Zeit mit der Operation verſchwenden, und einen zu beträchtlichen Aufwand an Brennmaterialien machen müſſen. Alles dieſes würde die Koſten ſo vermehren, daß ſie den Werth des Silbers bei weitem überſtiegen. Man muß daher in dieſem Falle entweder die Scheidung des Silbers aufgeben, wie es auch ſtets geſchehen iſt, bis die Seigerung erfunden worden, oder man muß zu dieſer letzt gedachten Operation ſeine Zuflucht nehmen, die in dem Hüttenweſen eine der beſten Arbeiten iſt; ſ. Seigern, Th. 130, S. 622 u. f. Ein reichhaltiges Seigerſtück muß 9, allerhöchſtens $9\frac{1}{2}$ Unzen Silber halten; hielte es mehr daran, ſo würde die vorgeſchriebene Menge Bley, die man nicht vergrößern darf, nicht hinreichend ſeyn, die völlige Ausſcheidung des Silbers von dem Kupfer zu bewerkſtelligen, und man würde daher, im Fall die Menge des rückſtändigen Silbers die Mühe und Koſten bezahle, dieſe Operation zweimal anſtellen müſſen. Das Verhältniß, in welchem man das Bley und das Kupfer zuſammenſchmelzt, iſt nach

Digitized by Google

Beſchaffenheit der Menge des Silbers, welche das Kupfer bei ſich führt, wenigſtens von dem Bleye 250 bis 275 Pfd. gegen 75 Pfd. Kupfer; denn wenn das Seigerſtück dieſe Menge Kupfer nicht enthielte, ſo würde es das Feuer nicht aushalten, und das Kupfer eben ſo gut in Fluß kommen, als das Bley. Von dem Bleye nimmt man aber deshalb ſo viel, damit ſich das Kupfer ſattſam ausbreiten, und das Bley alles Silber gehörig angreifen kann.

In den Silberbergwerken zu Potoſi bedient man ſich zur Abſcheidung des gediegenen Silbers der Amalgamation, ſ. Th. 1, S. 598. Bei dem Amalgamiren in den ehemaligen Spaniſchen Gold- und Silberminen in Amerika geht die Hälfte Queckſilber verloren, außerdem daß der zurückbleibende Schlich immer noch das edele Metall raubt. Es geſchieht auf den ſogenannten Krätzmühlen von gegoſſenem Eiſen. Man pocht die Krätze, das iſt, den Abgang, der Gold oder Silber enthält, klein, wäſcht ihn, ſtürzt den geſchlämmten Schlich in das Faß der Krätzmühle aus, gießt Waſſer darauf und mahlet unter zweien Trögen Schlich 40 Pfd. Queckſilber bis der Schlich zu Schlamm wird. Auf dieſe Art ſchluckt das Queckſilber alle Gold- und Silberſtäubchen in ſich. Die dickgewordene Verquikung wird getrocknet und das reine Queckſilber durch ein Kalbsfell wie ein Silberregen durchgepreßt. Den Reſt im Leder, welches das geſuchte Gold oder Silber iſt: treibt man bis zum Glühgrade aus einer Retorte ins Waſſer über.

Bei den ſchwefelhaltigen Silbererzen iſt die Behandlung verſchieden, je nachdem ſolche arm oder reich ſind. Nachdem dieſe Erze gepocht, gewaſchen und geröſtet worden, erhalten ſie einen Zuſatz von gekörntem Eiſen. Dieſes, welches dem Schwefel näher, als das Silber und Bley verwandt iſt, zieht den Schwefel an ſich, und geht als geſchwefeltes Eiſen in die Schlacken. Das Silber wird dagegen ganz ausgeſchieden; auch vom Bleye

bleibt in den Schlacken viel weniger zurück, als ohne dieſen Zuſatz. Das Silber wird durch Abtreiben vom Bleye geſchieden. Reiche Silbererze, welche kein Bley enthalten, laſſen ſich vortheilhaft beim Abtreiben zerſetzen. Der Schwefel verläßt das Silber, tritt an das Bley, und verbrennt, indem das Bley zu Glätte wird. Das Silber des Silbererzes vereiniget ſich hingegen mit demjenigen Silber, das in den Werken ſchon befindlich iſt. Den ſehr armen Erzen würde man, wenn man ſie ſogleich verbleyen wollte, eine ſo große Menge Bley zuſetzen müſſen, daß die Koſten den Ertrag überſteigen würden. Man beſchickt daher dieſe Erze mit Schwefelkies, welcher ſich beim Schmelzen mit den Metallen und ſchwefelhaltigen Metallen, welche Silber enthalten, verbindet macht ſie ſchmelzbarer und nimmt ſie mit ſich, während in den Schlacken die Gangart, das oxidirte Eiſen und einige andere metalliſche Oxide, denen das Silber, mit welchem ſie verbunden waren, entzogen worden, zurückbleiben. Das Produkt dieſer Schmelzung, welches Lech auch Rohlech genannt wird, enthält ſchwefelhaltiges Eiſen, ferner das Silber und andere Metalle gleichfalls mit Schwefel verbunden. Hundert Theile Rohlech enthalten das Silber, welches in ungefähr vier- bis fünfhundert Theilen des Erzes vertheilt war. Das Rohlech wird mehrere Male geröſtet, um den Schwefel fortzutreiben, auch wohl angereichert, indem es mit friſchen Silbererzen zuſammengeſchmelzt wird. Das im Rohlech enthaltene Bley geht in dieſem Falle zum Theil an den Schwefel des friſchen Erzes und ſcheidet das in ihm befindliche Silber aus, welches ſich nun mit dem Rohleche verbindet, und darin die Stelle des abgegangenen Bleyes erſetzt, wodurch das Rohlech reicher an Silber wird, indem es ſein Bley dagegen vertauſcht. Weniger arme Silbererze werden beim Durchſchmelzen im Schachtofen mit einem Zuſatze von Bleyglätte, wie auch ſchon oben angeführt worden, verſehen, welche zum

Theil auf das Geſtein als Fluß wirkt, theils auch als Bley hergeſtellt wird, welches das aus dem Erze ſich ausſcheidende Silber in ſich nimmt, und als Werkbley zum Vorſchein kommt, aus welchem durch Abtreiben das Silber gewonnen wird. — Wo das Hornerz in ſo großer Menge vorkommt, daß man es zur Aufbringung des Silbers benutzen kann, läßt ſich das Silber, nach Sage, ſo abſcheiden, daß man es in einem eiſernen Keſſel mit Eiſenfeile und Waſſer kocht; die Flüſſigkeit, welche ſalzſaures Eiſen enthält, abgießt, friſches Waſſer aufgießt, und den Rückſtand damit auswäſcht. Das erhaltene Silberpulver wird mit etwas Salpeter und Borax zuſammengeſchmolzen. Man kann auch das Erz mit Bleyoxid, Kohlenſtaub und etwas Kali zuſammenſchmelzen und dann das Silber durch Abtreiben iſolirt darſtellen.

Auf trocknem Wege veranſtaltet man das Probieren der Silbererze auf folgende Weiſe: Das noch mit Geſtein und Erzarten verbundene Silbererz muß durch das Anſieden oder Verſchlacken davon befreiet, und in der gehörigen Menge Bley eingetränkt werden. Zu dieſem Ende wird das Silbererz fein zerrieben, geröſtet, und mit gleichen Theilen Bleyglas und zwölf Theilen Bley vermiſcht, und dann auf einen, aus gebranntem Thone beſtehenden Treibſcherben oder Teſte ſo aufgetragen, daß man zuerſt die Hälfte des Bleyes auf den Teſt ſchüttet, hierauf das Erz und ſolches dann mit der anderen Hälfte Bley zudeckt. Den Treibſcherben ſtellt man unter eine Muffel, woſelbſt er unter einer gehörigen Hitze ſo lange erhalten wird, bis alles Geſtein verſchlackt iſt. Wenn die Schlacken abgeſonderte worden, wird der noch zurückgebliebene metalliſche Theil oder das Werkbley auf der Kapelle vollends abgetrieben. Auch kann man das zu probierende Silbererz, nachdem es fein gerieben und geröſtet worden, mit zwei bis drei Theilen Mennige und vier bis fünf Theilen ſchwarzen Fluß verſetzen und im Schmelztiegel zum Flieſſen bringen, nach dem Erkalten wird das von Schlacken

Digitized by Google

geſonderte Werkbley abgetrieben. — Auf naſſem Wege bedient man ſich zum Probieren der Silbererze der reinen Salpeterſäure. Das gepulverte Erz wird mit einer hinreichenden Menge von dieſer Säure übergoſſen und die Flüſſigkeit bis zum glühenden Sieden erhitzt. Wenn kein Angriff mehr erfolgt, wird die Säure abgegoſſen, und nachdem der Rückſtand abgegoſſen worden, wird ein neuer Antheil Säure aufgegoſſen, womit ſo lange fortgefahren wird, bis die Säure nichts mehr in ſich nimmt. Aus den zuſammengegoſſenen Flüſſigkeiten fällt man das darin befindliche Silberoxid durch eine Kochſalzauflöſung als ſalzſaures Silber. Aus dem Gewichte des gewaſchenen und getrockneten Niederſchlages, läßt ſich die Menge des darin befindlichen Silbers berechnen. Wenn nicht bloß der Silbergehalt in den genannten Erzen, ſondern auch das Verhältniß ihrer übrigen Beſtandtheile gefunden werden ſoll, ſo muß man auch nach Verſchiedenheit der Erze ein verſchiedenes Verfahren befolgen. Das gediegene Silber löſet man in Salpeterſäure auf, wenn Gold beigemiſcht worden, ſo fällt dieſes als ein ſchwarzes Pulver zurück, welches man ſammelt und dem Gewichte nach beſtimmen kann. Das Silber wird durch Kochſalzauflöſung gefällt. Wenn die grünlichblaue Farbe der Auflöſung oder die dunkelblaue bei einem Zuſatz von Ammonium die Gegenwart des Kupfers vermuthen laſſen, ſo kann man ſolches durch ein hineingeſtelltes Eiſenblech abſcheiden. Wenn das Erz Arſenik enthält, ſo findet man die Menge deſſelben, wenn das Erz vor und nach dem Schmelzen gewogen wird; der Gewichts-Verluſt zeigt die Menge des verflüchtigten Arſeniks an. Auch kann, da bei der Auflöſung des Erzes in Salpeterſäure der Arſenik in Säure verwandelt wird, die Arſenikſäure durch ſalpeterſaures Bley gefällt und aus dem Gewichte des Niederſchlages die Menge derſelben gefunden werden. — Das ſchwefelhaltige Silbererz wird mit verdünnter Salpeterſäure übergoſſen, welche das Silber mit Zurück-

laſſung des größten Theils des Schwefels auflöſet. Der getrocknete Rückſtand wird dem Glühfeuer ausgeſetzt. Der Gewichtsverluſt zeigt die Menge des Schwefels an. Wenn noch ſchwefelhaltiges Silber unzerſetzt geblieben ſeyn ſollte, ſo wiederholt man die ſchon beſchriebene Behandlung. Man zerfällt das Silber durch Kochſalz. Wenn noch andere Metalle, als Kupfer, Arſenik zugegen ſeyn ſollten, ſo werden ſie durch das bereits angegebene Verfahren abgeſondert; von demjenigen Theil Schwefel, welcher in Salpeterſäure verwandelt wird, kann man letztere durch einen Zuſatz von ſalpeterſaurer Baryterde abſcheiden. Aus dem Gewichte des Niederſchlages kann man die Menge der Schwefelſäure und auch des Schwefels berechnen. Wenn das Erz aus Antimonium und Silber beſteht, wie im Spießglanzſilber, ſo kann daſſelbe mit Salpeterſäure behandelt werden, wodurch man das Silber auflöſet, das Antimonium aber oxidirt. Das Silber kann, wie oben angeführt worden, abgeſchieden, und das Antimonium-Oxid mit den nöthigen Schmelzmitteln reducirt werden. — Nach Klaproth wird das Sprödglanzerz auf folgende Weiſe zerlegt. Das gepulverte Erz wird mit verdünnter Salpeterſäure digerirt, das Zurückbleibende ausgewaſchen, getrocknet, gewogen und dann mit ſalpetrichter Salzſäure behandelt. Der Rückſtand, welchen das letztere Auflöſungsmittel ließ, beſtand aus Schwefel, den man durch Verbrennen hinwegſchaffen und aus dem Gewichtsverluſte, der Menge nach, beſtimmen konnte. Das nach dem Verbrennen des Schwefels Zurückbleibende, verhielt ſich wie Kieſelerde. Die ſalpeterichtſalzſaure Auflöſung ließ beim Verdünnen mit Waſſer einen Niederſchlag fallen, welcher Antimoniumoxid war. Aus der grüngefärbten ſalpeterſauren Auflöſung wurde das Silber durch Kochſalz gefällt; dann wurde die rückſtändige Flüſſigkeit durch ſchwefelſaures Natrum auf Bley geprüft. Durch Ueberſättigung mit Ammonium fiel ein grauer Niederſchlag, welcher,

Digitized by Google

als man denſelben auf glühende Kohlen ſtreute, einen Arſenikgeruch verbreitete. Er wurde aufs Neue in Salpeterſäure aufgelöſet; das ſchwefelhaltige Kali fällte aus der Auflöſung einen ſchmutzigbraunen Niederſchlag und blauſaures Kali Berlinerblau, welches nach dem Glühen einen vom Magnet ziehbaren Rückſtand ließ. Um einen etwanigen Kupfergehalt zu finden, wurde die mit Antimonium überſättigte ſalpeterſaure Auflöſung mit Schwefelſäure verſetzt, ſo daß die Säure etwas vorwaltet, und dann eine Eiſenplatte in dieſelbe geſtellt. Es zeigte ſich jedoch keine wägbare Menge Kupfer. Vauquelin beobachtete folgendes Verfahren bei der Analyſe des Rothguldigerzes. Das gepulverte Erz wurde mit dem fünffachen Gewichte Salpeterſäure, die vorher mit Waſſer verdünnt worden, behandelt. Der Rückſtand wurde mit Salzſäure digerirt, worauf nur Schwefel zurückblieb. Aus der ſalzſauren Auflöſung wurde durch Verdünnung mit Waſſer das Antimonium-Oxid niedergeſchlagen. Aus der ſalpeterſauren Auflöſung fällte Salzſäure ſalzſaures Silber. Durch Reagentien war in dieſer Auflöſung kein anderer Körper zu entdecken.

Um die Beſtandtheile des natürlichen ſalzſauren Silbers auszumitteln, wurde das Erz mit drei Theilen reinem, kohlenſaurem Kali zuſammengeſchmolzen, die Maſſe in Waſſer aufgelöſet und die Auflöſung filtrirt. Der Rückſtand ließ ſich bis auf ein rothes Pulver in Salpeterſäure auflöſen. Auch dieſes wurde bei der Behandlung mit ſalpetrichtſaurer Salzſäure bis auf einen geringen Rückſtand, welcher Salzſaures Silber war, aufgelöſet. Aus dieſer Auflöſung fällte Ammonium Eiſenoxid. Aus der ſalpeterſauren Auflöſung wurde durch Kochſalz ſalzſaures Silber gefällt. Aus dem Waſſer, mit dem die geſchmolzene Maſſe aufgeweicht worden, fiel bei der Sättigung das darin befindliche Alkali mit Eſſigſaurer Alaunerde nieder. Aus der abfiltrirten und zur Trockne verdunſteten Flüſſigkeit, wurde durch Alkohol

das eſſigſaure Kali aufgelöſet. Der Rückſtand war im Waſſer auflöslich. Salzſaure Baryterde verurſachte die Fällung von ſchwefelſaurer Baryterde. Aus dem Gewichte des erhaltenen Niederſchlages ließ ſich die Menge der Schwefelſäure finden. Der Ueberreſt der Flüſſigkeit gab beim Verdunſten zur Trockne Salzſaures Kali. Aus dem Gewichte deſſelben ließ ſich die Menge der darin befindlichen Salzſäure beſtimmen.

Das Feinbrennen des Silbers geſchieht in den Deutſchen Hüttenwerken auf dreierlei Art: 1) im Windofen unter einer Muffel; 2) in einem Windofen ohne Muffel mit Flammenfeuer, und 3) vor dem Gebläſe. Die erſte Art gehört gemeiniglich für die Blickſilber. Man nimmt hierzu einen Teſt, wärmt ihn ab und ſetzt ihn in den Windofen, der ſo viel Aſche enthält, damit der Teſt feſtſtehen, und die eiſerne Pfanne deſſelben nicht verbrennen kann. Der Teſt muß recht in die Mitte und nach der Schrotwage geſetzt werden, damit er gleich ſtehe, und vorne kann man ihn etwas geneigt ſtellen, weil es beſſer iſt, wenn derſelbe zu voll wird, als wenn er hinten überhängt. Die Aſche im Brennofen wird dann auswendig mit der Pfanne größtentheils gleich gemacht. Ueber den Teſt ſetzt man dann die Muffel, die von Heſſiſcher Erde ſein muß, wie die Tiegel, man kann ſie aber von gewöhnlichem Thone machen, die jedesmal ein Brennen aushalten. Ueber die Muffel legt man auch eine alte Muffel oder nur den Hals davon, und zwar ſo, daß ſie über der neuen vorwärts vorſtehe, damit der Raum von dem Teſte an aus dem Ofen etwas länger werde. Der Ofen wird dann mit Backſteinen zugeſetzt und es bleibt nur ein Loch, welches man das Mundloch nennt, offen, wodurch das Silber auf den Teſt geſetzt, und auch in dem Ofen beobachtet werden kann. Ueber die Muffel ſchüttet man ſchwarze Kohlen, bis der Ofen voll iſt, darauf wieder glühende und ſetzt es auf dieſe Weiſe ins Feuer. Das Mundloch wird

Digitized by Google

auch mit ſchwarzen Kohlen zugelegt. Wenn der Brennofen zwei bis drei Stunden angefeuert geweſen, ſo können die Silber aufgeſetzt werden, der Teſt muß aber erſt durchgehends glühen. Die Blickſilber müſſen zerbrochen werden, wenn man ſie auf den Teſt ſetzen will. Man legt daher das Silber auf glühende Kohlen, macht es heiß, zerſchlägt es dann über einen eiſernen oder hölzernen Trog in Stücken, wo es denn bald bricht, wenn es erglüht iſt. Es muß recht braunroth ſeyn; denn wenn es ſtärker erglühete, ſo könnte es ſchmelzen. Man trägt nun die Silber auf den Teſt, ſetzt das Mundloch mit Kohlen zu, legt auch vor daſſelbe und vor den Ofen ſo hoch, als das Mundloch iſt, Kohlen, damit das Silber mit ſtarker Hitze einſchmelze. In ſolcher ſtarken Hitze muß das Silber auch erhalten werden, bis es bald blickt, welches hauptſächlich zu beobachten iſt, wenn man Silber fein brennen will, woran am meiſten gelegen iſt, wenn man den rechten Gehalt, der 15 Loth 16 Grän fein iſt, haben will, als welchen die Brandſilber haben müſſen. Hat man anfangs die rechte Hitze gegeben, ſo kann man auch mit dem Brennen am geſchwindeſten fertig werden. Man trifft die rechte Hitze dadurch, wenn nach dem Einſetzen des Silbers das Mundloch voll Kohlen, und vor das Mundloch wieder Kohlen gelegt werden, wobei man in Beobachtung nehmen muß, ob viel oder wenig Silber eingeſetzt worden. Hat man nur 20 Mark darin, ſo iſt an einmal Kohlen in und vor das Mundloch zu legen hinlänglich; hat man aber 50 bis 60 Mark darin, ſo müſſen noch Kohlen, wenn die erſten bald eingebrannt ſind, nachgelegt werden, welches auf die Erfahrung des Silberbrenners ankommt, um die rechte Hitze zu treffen. Dann iſt es auch nicht nöthig, daß man dem Blickſilber Bley im Brennen zuſetzt, wenn hitzig genug getrieben wird, beſonders denen, die aus dem Zugutemachen der Erze fallen, ingleichen denen, die aus der Seigerung erfolgen; denn wenn ein Silber im Treibofen rein geblicket,

ſo hat ſolches nichts weiter als Bley bei ſich, jedoch das eine mehr, als das andere. Je weniger nun die Silber Bley bei ſich haben, deſto mehr muß denſelben im Anfange des Brennens die rechte Hitze gegeben werden. Haben aber die Silber noch mehr Bley ſich, ſo ſind ſie um ſo leichter in die rechte Hitze zu bringen. Wenn nun das Silber auf dieſe Art in der Hitze erhalten wird, ſo bekommt es endlich die Farben eines Regenbogens, die ſich dann nach gerade auch verlieren, und wie Schnüre oder ſeidene Fäden ſpielen, welches man auf die Feine ſtreichen heißt, und es iſt ein Zeichen, wenn die Fäden ſehr zart oder gar weg ſind, daß das Silber ſeine rechte Farbe habe. Um nun darin noch gewiſſer zu ſeyn, nimmt man ein kaltes Eiſen, welches aber nicht naß ſeyn darf, und hält ſolches über das Silber. Iſt das Silber klar, wie Brunnenwaſſer, und das Eiſen darin wie in einem Spiegel zu ſehen, ſo hat das Silber ſeine rechte Feine. Man nimmt dann die Kohlen aus dem Mundloche, und läßt daſſelbe offen, damit ſich das Silber nach und nach abkühle. Das Silber muß dann auch nicht mehr gerührt werden. Während ſich das Silber abkühlt, wird ein kupfernes Geſchirr mit Waſſer auf den Ofen geſetzt und warm gemacht. Das erkaltete Silber erhält eine Schwarte oder dicke Haut. Iſt nun dieſe über halb oder beinahe ganz über das Silber, ſo wird von dem heißen Waſſer durch ein kupfernes Gerinne etwas auf das Silber gelaſſen; jedoch anfangs nur wenig, nach und nach aber mehr und das Silber dadurch abgelöſcht. Hierbei muß man aber in Betrachtung ziehen, daß bei dieſer Ablöſchung das Silber, wenn es gut gebraut iſt, aufſteigt. Sobald dieſes geſchieht, muß man mit Löſchen inne halten, damit das Silber ſeine Blumen recht auswerfen und aufſteigen kann, welches einem Brandſtücke das beſte Anſehen giebt. Will aber ein Silber nicht recht aufſteigen, welches gemeiniglich davon herrührt, wenn man anfangs zu viel Waſſer gegoſſen, das eigentlich nicht gut iſt, und die

Schwarte oder Haut davon zu dick geworden, ſo nimmt man einen eiſernen Haken, und macht damit oben in das Silber ein Loch, damit es um ſo beſſer aufſteigen kann. Iſt nun das Aufſteigen des Silbers geſchehen, ſo gießt man Waſſer auf, damit das Silber hart werde, macht den Ofen auf, räumt die Muffel ab, und nimmt das Silber heraus. Damit aber das Brandſtück bequem in einen Tiegel geſetzt werden kann, ſo wird ſolches auf einem Amboß etwas zuſammengeſchlagen und dann vollends abgelöſcht. Damit man nun aber wiſſe, ob das Brandſtück ſeine rechte Feine habe, oder was es für eine gehabt habe, ſo wird es probiert; ſ. oben, S. 272, und unter Probieren, Th. 117.

Die beſchickten Silber brennt man auf folgende Weiſe fein. Man ſehe hauptſächlich darauf, ob ſolche viel oder wenig Kupfer bei ſich führen, weil auf das dabei befindliche Kupfer 16 bis 18 Schweren Bley nebſt vielen Kohlen verbrennt werden müſſen. Sind dieſe Silber arm an Gehalt und iſt viel Kupfer dabei befindlich, auch dergleichen Silber viel vorhanden, ſo iſt es beſſer, wenn man es haben kann, daß ſolche in dem Treibofen in Bley getränkt, und abgetrieben werden, weil ſolches mit Holz, oder Waſen ohne Holz geſchehen, auch in kurzer Zeit mehr durchgebracht und ausgerichtet werden kann; auch ſind die Blickſilber bald davon zu trennen. Wenn aber die Silber nicht viel Kupfer bei ſich haben, und wenigſtens 10löthig ſind, ſo kann man ſolche im Brennofen fein brennen. Nachdem ſolche vorher probiert worden, und nachdem die Maſſe groß iſt, darnach wird auch der Teſt genommen. Bei dem Aufſetzen dieſes Silbers auf den Tiegel, muß man ſich nach dem Teſte richten, wie viel Aſche darin befindlich iſt, und wie viel ſolche Bley und Kupfer in ſich nehmen kann; als z. B. 1 Pfd. Aſche, ehe ſie angefeuchtet worden, kann 2 Pfd. Bley in ſich nehmen, oder um deutlicher zu ſeyn, auf 8 Pfd. Bley und ½ Pfund Kupfer gehören 4¼ Pfd. trockene Aſche, welches das mindeſte iſt; man

Digitized by Google

kann aber auch mehr nehmen. Nach dieſer Ausrechnung muß man den Teſt unterſuchen, wie viel trockne Aſche zugenommen worden, und darnach ausrechnen, wie viel man Silber auf den Teſt nehmen kann. Das Silber wird erſt dann auf den Teſt getragen, wenn ſolcher derb erglühet, und dann ſo viel Bley dazu gethan, damit, wenn niedergeſchmolzen worden, der Teſt voll werde. Man lege das Mundloch mit Kohlen zu, damit es die rechte Hitze bekomme, und zu treiben anfange. Wenn es in vollem Treiben iſt, nimmt man die Kohlen aus dem Windloche, damit es kalt gehe; es muß im Anfange nicht ſo hitzig, wie das Brennen bei dem Blickſilber gemacht werden, weil dieſe Arbeit, wenn das Kupfer, welches darin ſteckt, an ſich hitzig geht, ſich ſehr in den Teſt einfrißt. Das Bley muß in einzelnen Stücken immer nachgeſetzt werden. Auf dieſe Weiſe kann das Brennen immer fortgehen. Wenn nun das Bley größtentheils zugeſetzt worden, ſo muß man etwas Kohlen vorlegen, damit es heißer gehe, und wenn es bald blicken will, muß es recht hitzig gehen, und darin erhalten werden, bis es bald fein wird; dann kann man etwas abbrechen, weil ſonſt das Silber, welches aus dem Beſchickten gebrannt worden, zuletzt nicht rein werden will, und wenn durch Verſehen nicht die rechte Beſchickung von Bley darauf gegeben worden, und ein Kupferblick erfolgt, ſo muß Bley wieder nachgeſetzt und wieder heiß angetrieben werden. Iſt aber der Teſt voll gezogen, ſo daß kein Bley mehr aufgeſetzt werden kann, ſo muß man das Silber, wenn es durch die Hitze gebracht werden kann, laſſen, und wenn an der Feine noch viel fehlt, wieder auf einen neuen Teſt mit ſetzen. Hat es aber die rechte Feine erhalten, und die Zeichen, wie bei dem Brennen des Blickſilbers gegeben, ſo wird es gleich dieſem, in allem behandelt, auch die Probe davon ſo genommen.

Das Feinbrennen des Silbers mit Flammenfeuer geſchieht zwar auch im Windofen, aber ohne

Muffel; an deſſen ſtatt wird in dem Ofen über dem Teſte ein Bogen von Mauerſteinen gemauert und geſchloſſen, und die Teſte dazu werden in gegoſſenen eiſernen Pfannen geſchlagen. Wenn der Teſt abgewärmt worden, ſo wird ſolcher in den Ofen geſetzt, worein zuvor etwas unreine Aſche gethan worden, damit die Teſtpfanne um ſo beſſer ſtehen und nicht ſo ſehr verbrennen kann. Die Stelle in dem Brennofen für den Teſt iſt zur linken Seite, und zur rechten iſt die Feuerſtelle auf einem eiſernen Roſte über dem Windofen, worauf mit kurzem Holze gefeuert wird. Sobald der Teſt eingeſetzt worden, wird die Oeffnung des Ofens mit halben Mauerſteinen zugeſetzt, und nur ein Mundloch, 6 Zoll weit und eben ſo hoch, zum Einſetzen der Silber, auch daß man ſolche hernach rühren und warten kann, gelaſſen. Das Holz dazu iſt nicht länger, als 10 oder 12 Zoll. Man gebraucht dazu Tannenholz, und mit 25 bis 30 Pfund kann der Ofen in einer Zeit von zwei Stunden in völliger Hitze gebracht werden, ſo kann er in einer Stunde mit 12 Pfund Tannenholz unterhalten werden. Vor dem Schürloche iſt eine Thür von Eiſenblech, welche beſtändig zugehalten wird; ſo wird auch das Mundloch gleichfalls mit Holz geſchloſſen oder zugelegt. Nach dem Einſetzen des Silbers wird ſtark gefeuert, und ſo der Ofen beſtändig in der Hitze unterhalten; auch Mundloch und Thüre immer zugehalten, ſobald man Holz nachgeſchüret, weil die ſtärkſte Hitze bei dem Einſchmelzen der Silber am meiſten nöthig iſt. Damit das Silber im Anfange gleich in volle Hitze gebracht werden, weil in dieſem Ofen das Silber nur auf einer Seite Feuer hat, ſo muß das Feuer auf dem Roſte oder den Traillen beſtändig unterhalten werden. Die Direction der Arbeit wird wie beim Feinbrennen des übrigen Silbers betrieben; auch iſt das Kennzeichen der Feine des Silbers daſſelbe. Wenn es fein genug iſt, wird es mit warmen Waſſer abgelöſcht, aus dem Teſte gehoben und die Proben ausgeſchlagen.

Digitized by Google

Hat man noch mehr Silber zu brennen, ſo kann man den Ofen vorne aufmachen, den gebrauchten Teſt aus dem Ofen mit einer eiſernen Zange herausnehmen, und einen abgewärmten neuen Teſt einſetzen, und dann wie vorher weiter verfahren. Der Vortheil bei dieſer Art das Silber fein zu brennen, beſteht darin, daß dieſer Ofen, wenn man viel Silber zu brennen hat, mit Flammenfeuer in beſtändigem Gange erhalten, und dadurch Kohlen erſpart werden.

Das Feinbrennen des Silbers vor dem Gebläſe geſchieht beinahe auf dieſelbe Art, wie das Kupfer gar machen vor dem Gebläſe im Kleinen. Wenn der Teſt geſetzt worden, ſo wird das Silber warm gemacht und gebrochen, wovon ein großes Stück unten gelegt, und das übrige darauf geſetzt wird. Dann werden Kohlen umher geſchüttet und mit dem Gebläſe zugeblaſen, damit die Silber einſchmelzen. Wenn ſie eingeſchmolzen und in volle Hitze gebracht worden, werden ſie mit einem eiſernen Haken gut eingerührt und die Kohlen ganz abgezogen. Dann wird zu beiden Seiten des Teſtes, als auch darüber hin in die Quere Birkenholz gelegt, ſo daß es feſt zuſammenſchließt, und der ganze Teſt bedeckt iſt; darüber werden wieder Kohlen geſchüttet und zugeblaſen. Das Silber ſteht dann bloß, wie in einem Treibofen, und wird mit Flammenfeuer ſo getrieben, bis es hell und klar wird. Wenn es ſich nun recht hell und klar zeigt und die rechte Feine hat, ſo wird Holz und Kohlen abgeräumt, und wenn das Silber matt geworden, ſo wird ein eiſernes Meſſer mit einem eiſernen Stiele hineingeſetzt, das Silber allmählig abgelöſcht, und dann mit dem eiſernen Meſſer ausgehoben, zuſammengeſchlagen und unten und oben Proben ausgehauen. Es können aber die Silber vor dem Gebläſe nicht ſo hoch, auch nicht ſo beſtändig auf die rechte Feine gebracht werden, wie in dem Windofen geſchieht, weil die Hitze von dem Gebläſe nicht gut in der Gleichheit erhalten werden kann, ſondern

Digitized by Google

ſich ändern muß, wenn man die erſten Kohlen abzieht oder Holz nachlegen muß.

Um das gefällte Silber ganz fein zu brennen und das in der Fällung angenommene Kupfer davon zu ſcheiden, muß man es bei dem Ausgießen nach dem Schmelzen in große Eingüſſe thun, damit man es auf den Teſt ſetzen kann, weil es beſſer iſt, daß es vor dem Brennen in dem Tiegel geſchmolzen werde. Man kann es auch gleich auf den Teſt ſetzen, wenn die Ballen gut getrocknet ſind, wozu der Teſt eingeſetzt, der Brennofen angefeuert, und darauf der Teſt, wenn er abgewärmt iſt, von den Silberballen voll geſetzt wird, ſo viel deren darauf gehen können. Sobald dieſe niederſchmelzen, werden mehrere nachgeſetzt, damit der Teſt voll Silber werde. Wenn Alles niedergeſchmolzen und zu treiben anfängt, ſo muß das dazu gehörige Bley nachgetragen und abgetrieben werden, damit es die gehörige Feine bekomme; ſo lange aber der Teſt noch nicht vom Silber geſchmolzen, ſo darf man noch kein Bley zuſetzen, weil in den Silberkalkballen noch Waſſer ſeyn und dieſes Schaden thun könnte.

Ueber das Silber und die Silbererz ſehe man nach:

Glück auf! de Hermundurorum metallurgia argentaria, von Erzgebirgiſchem Silberbergwerk in Meiſſen, sub praesidio L. Adami Rechenberg, ab auctore Christiano Meltzern. Lips. 1690.

Das geſegnete Markgrafthum Meiſſen an unterirdiſchen Schätzen und Reichthum an allen Metallen und Mineralien, nach der Austheilung an Ausbeuten und wiedererſtattetem Verlag des Bergwerks zu Freiberg, aufgezeichnet von Aug. Beyern. Dresd. 1732. Fol. Es enthält die Ausbeute von 1529 bis 1729.

Joh. Gottf. Kießlingens Relatio theoretica uti ex aere metalla excoquantur modo Freibergensi, oder kurze, jedoch gründliche Erzählung, wie die Freiberger in Meiſſen die Mineralien und Erze unterſuchet, Silber, Bley und Kupfer herausgeſchmolzen und zu gut gemacht werden. Dresden und Leipzig, 1781. — Deſſelben ge=

gründete Nachricht von dem Bergbaue und Schmelzweſen der Grafſchaft Mansfeld, nach der hierbei befindlichen Eißleb- und Mansfeldſchen Bergordnung. Leipzig, 1747.

Gabr. Jars metallurgiſche Reiſen zur Unterſuchung der vornehmſten Berg- und Hüttenwerke in Deutſchland, Ungarn, Schweden, Norwegen, England und Schottland vom Jahre 1757 bis 1769; aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von Carl Abr. Gerhard. Berlin, 1777, 1785, IV Bde. mit Kupfern.

Kleine Abhandlungen einiger Gelehrten in Schweden, I, 94, 114.

Wiegleb, von der Alchymie, im Regiſter.

Sammlungen zur Phyſik und Naturgeſchichte, 1ſter Bd., S. 454.

Chr. Hier. Lommers Abhandlung vom Hornerz, als eine neue Gattung Silbererz. Leipzig, 1776.

Klipſteins mineralogiſcher Briefwechſel, 2 B., 1 Heft, S. 23, 42 u. f.

Schröter's Beiträge zur Naturgeſchichte, ſonderlich des Mineralreichs, Th. 2, S. 200, 246. — Deſſen Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände der Naturgeſchichte. 2r Th. Halle, 1777, S. 24 u. f.

Ferbers neue Beiträge zur Mineralgeſchichte. I, S. 276.

Lempe, Magazin der Bergbaukunde, Th. 3, S. 3.

Klaproths Unterſuchung der Silbererze, in deſſen Beiträgen, I, 123. — Deſſen und Wolff's Wörterbuch der Chemie, 5r Bd., Berlin, 1810, S. 21 u. f.

Richardſon's Chemie der Metalle, S. 107, 212.

Neue nordiſche Beiträge, 3r Bd. Petersburg und Leipzig, 1782, S. 130, 461 u. f. — 4r Bd., 1783, S. 207.

Fiſcher's Handelsgeſchichte, 2r Bd., S. 639.

Witt's Briefe auf einer Reiſe nach Sachſen, S. 52.

Bernouilli Reiſen, 7r Bd., S. 45.

Neueſte Mannigfaltigkeiten, 2r Jahrg., S. 414.

Abhandlungen der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, 3r Bd., S. 102.

Schleſiſche Provinzialblätter, May, 1793, S. 141 u. f.

Digitized by Google

Fabri, neues geographiſches Magazin, III, 243; IV, 339.

Crell's Annalen, Jahrg. 1784, 12s St., S. 519; Jahrg. 1789, 6s St., S. 518; 7s Stück, S. 3; Jahrgang 1790, 2s St., S. 150; 10s St., S. 321; Jahrgang, 1792, 3s St., S. 267; Jahrg. 1793, 1s St. S. 10 und S. 77, 2s St., S. 151; 1794, 2s St., S. 179, 6s St., S. 141, 486, 521; 7s St., S. 9.; 1795, 9s St., S. 274 — deſſen neueſtes chemiſches Archiv, I, 2te Abth. S. 124, III, 248; IV, 164, 326, 283, 298; VI, 183. — Deſſen neueſte Entdeckungen, Th. I, S. 213; Th. 2, S. 40. — Deſſen chemiſches Journal, Th. 3, S. 139. — Deſſen Beiträge, 2r Bd., S. 202.

Fränkiſche Mannigfaltigkeiten, 3r Bd., 3s St., S. 35.

Allgemeine Handlungszeitung II, 96, 148; Jahrgang 1789, S. 83. — Goth. Handlungszeitung, Jahrgang 1785, S. 258; 1791, S. 122.

Bergmänniſches Journal, 1789, S. 937; 1790, S. 376.

Leipziger Intelligenzblatt, 1795, S. 142.

Berliner Sammlungen, IX, 604.

Phyſikaliſche Bibliothek, VI, 31.

Taſchenbuch für Scheidekünſtler, Jahrgang 1780, S. 22; Jahrgang 1782, S. 45; Jahrgang 1784, S. 1; Jahrgang 1788, S. 23; Jahrgang 1790, S. 54, S. 77; Jahrgang 1792, S. 22.

Journal für Fabrik ꝛc. 1793, S. 388.

Mayer's phyſikaliſche Aufſätze, II., S. 286.

Rouſſeaus chemiſche mineralogiſche Abhandlungen, S. 200.

Cancrinus erſte Gründe der Berg- und Salzwerkskunde. Frankfurt, 1773 ꝛc. 1r Theil.

Macquers chymiſches Wörterbuch; überſetzt von J. G. Leonhardi, 2te Ausgabe. 6r Theil; Leipzig, 1790, S. 79 u. f.

Ludovici und Schedel, encyklopädiſches Kaufmannslexikon, 6r Band. Art. Silber.

Schedels praktiſches Taſchenwörterbuch der Waarenkunde, 2r Th., 1798, S. 298 u. f.

Mehrere Werke, die hier benutzt worden, ſind unter

Metall, Th. 89, Probieren, Th. 117, Queckſilber, Th. 119 ꝛc. ſchon angeführt worden.

Silbereſſigſalz, ſ. eſſigſaures Silber, oben, unter Silber, S. 128.

Silberfabrik, ſ. Gold- und Silberfabrik, Th. 19.

Silberfaden, ein mit Silberlahn beſponnener Faden; ſ. Silberſpinnerey.

Silberfahlerz, ſ. oben, unter Silbererz.

Silberfarbe, eine weiße, dem Silber ähnliche Farbe. Auf Baumwolle ſtellt man dieſe Farbe auf folgende Weiſe dar. Man weicht den Baumwollenzeug in warmen Waſſer ein; dann wird er herausgenommen und in Alaunwaſſer gelegt, worin er eine Nacht über bleiben muß. Zu der Quantität Waſſer, worein der Zeug gebracht werden ſoll, iſt $\frac{1}{2}$ Pfund Alaun hinlänglich. Dann ſiedet man 4 Loth Blauholz und thut 2 Pfund Kreide hinzu. Dieſe zubereitete Brühe theilt man in fünf Sode ab, wodurch man den Baumwollenzeug nach und nach durchzieht und darin ſieden läßt; dann wird er ausgeſpühlt und abgekühlt. — Auf Leinen wird dieſe Farbe auf folgende Weiſe dargeſtellt. Man nimmt auf 1 Pfd. Leinen 4 Loth Alaun, welche gut geſtoßen worden, und ſiedet das Leinen darin eine gute Stunde. Dann nimmt man 2 Loth Galläpfel, 2 Loth Salzburgiſchen Vitriol und läßt das Leinen darin ſieden; zuletzt wird noch etwas Braſilienholz hinzugethan und der Zeug hindurch gezogen. — Auf leinene Strümpfe. Man nimmt 3 Quart Waſſer, einer halben Welſchen Nuß groß Blauholz und einer Haſelnuß groß Alaun; läßt Alles eine Stunde zuſammen kochen, und zieht dann die Strümpfe durch, ſo werden ſie eine ſchöne helle Silberfarbe erhalten. Sollen ſie aber dunkel werden, ſo zerſtößt man 8 Loth Galläpfel mit einer Haſelnuß groß Vitriol und zieht die Strümpfe wiederum durch, ſo werden ſie die verlangte Farbe erhalten. — Auf Wolle nimmt man

Digitized by Google

auf 24 Pfund Waare 4 Pfd. Alaun, $\frac{1}{2}$ Pfd. Weinſtein, 4 Loth Salpeter, 2 Loth Salmiak und $\frac{3}{4}$ Pfd. Fernambuck; zerſtößt dieſes Alles recht fein, thut es, den Fernambuck beſonders, in ein Säckchen, in einen Keſſel, der mit hinlänglichem Waſſer angefüllt worden, und läßt darin die Waare anderthalb Stunden ſieden; dann wird ſie ausgeſpühlt und ausgekühlt. Man nimmt hierauf hinlängliches reines Waſſer, thut darein $\frac{1}{4}$ Pfd. Galläpfel, 1 Pfd. Vitriol, 12 Loth Fernambuck, 4 Loth gebrannten Alaun, läßt Alles zuſammenſieden und thut hernach die Waare hinein, und wenn ſie etwas darin geweſen, ſo läßt man ſolche über die Winde laufen und eine halbe Stunde abkühlen. Hierauf in acht Kannen oder Quart ſcharfer Lauge, worin 12 Loth Salz und 3 Loth gebrannten Alaune aufgelöſet worden, neun- oder zehnmal auf der Winde durchgezogen, dann abgekühlt und geſpühlt. Dieſe Silberfarbe ſoll ſehr ſchön ſeyn. Man kann auch eine Silberfarbe mit der man Strümpfe färben kann auf folgende Weiſe machen. Man nimmt 4 Loth Alaun, in welcher die Strümpfe eine Stunde ſieden müſſen; dann nimmt man 2 Loth Kupferwaſſer oder grünen Vitriol und läßt die Strümpfe darin ſieden, zuletzt wird ein wenig Braſilienholz hinzugethan.

Zur ſilberfarbenen Holzbeize nimmt man $\frac{1}{4}$ Pfd. Vitriol, 2 Loth Alaun und läßt beides in 2 Pfund Waſſer in der Wärme auflöſen. Die Abklärung wird in das Beizfaß gethan, und unter beſtändigem Umrühren tröpfelt man etliche Tropfen Gallirung hinzu. In dieſer Beize werden die Hölzer in vier Tagen ſchwarzbläulicht.

Silberfaſan, ſ. unter Faſan, Th. 12.

Silberfedererz, ſ. oben, unter Silbererz.

Silberfettſalz, ſ. oben, unter Silber, fettſaures Silber, S. 128.

Digitized by Google

Silberfiſch, Atherina menidia, ſ. Aehrenfiſch im Supplement.

Silberfiſche, Argentinae, eine Fiſchgattung, welche einen dickeren Kopf, als der Körper iſt, hat; letzterer iſt mit Schuppen bedeckt. Die Kiefer und die Zunge ſind mit Zähnen verſehen, die Kiemenhaut hat acht Strahlen. Der After liegt nahe am Schwanze, und die Bauchfloſſen ſind mit zahlreichen Strahlen verſehen. Die Gattung des mittelländiſchen Meeres (Argentina Sphyraena) hat neun Strahlen in der Schwanzfloſſe. Sie iſt eine Spanne lang, ſilberglänzend, mit einem Silberbande längs den Seiten und einer Längsfurche am Bauche. Man findet dieſen Fiſch im Mittelmeere, beſonders an der Küſte von Marſeille. Seine Schwimmblaſe enthält eine zähe Feuchtigkeit, die zur Färbung der unechten Perlen gebraucht wird. Auch die Anchovis werden kleine Silberfiſche genannt.

Silberfleck, Papilio Sennae, ein Tagfalter, ſ. dieſen Artikel.

Silberflitter, ſ. Flitter, Th. 14, S. 268.

Silberflotte, bei den Spaniern, vor der Trennung der Süd-Amerikaniſchen Kolonien von dem Mutterlande, eine Flotte von Kauffahrern, die jährlich aus Spanien nach Veracrux oder Mexico in Neuſpanien abgeſendet wurde, und von dort wieder zurückkehrte. Sie beſtand aus der Kapitana, der Admirante, der Patacha für die Rechnung des Königs, und ungefähr aus 16 Kauffahrteiſchiffen von 500 bis 1000 Tonnen, welche auf der Hin- und Herreiſe ſo beladen waren, daß ſie ſich nicht vertheidigen konnten. Die Flotte ging im Auguſt von Cadix ab, und brauchte 60 bis 70 Tage zu ihrer Hinreiſe. Man muß dieſe Flotte von den Gallionen unterſcheiden.

Silberflötze, ſ. oben, unter Silber.

Silberflußſpathſalz, ſ. Flußſpathſaures Silber.

Silberforelle, Salmo argentinus, eine Forellenart, welche einen Silberglanz hat.

Silberfuchs, ſ. unter Fuchs, Th. 15, S. 405 u. f.

Silbergang, Silbergänge, in den Erzgebirgen diejenigen Quarzgeſteine, die als Adern in der Erde durchzuſtreichen pflegen, eine glänzende Erdart bei ſich führen, und im Probiren und Unterſuchen fein Silber halten. Man findet dieſe Erzgänge nicht in allen Gebirgen, ſondern nur da, wo die Natur zu der Generation dieſes Metalles am Meiſten geartet iſt. Je tiefer dieſe Erzgänge in die Erde ſetzen, deſto mächtiger und reicher werden ſie auch im Metalle.

Silbergare, im Hüttenwerke, der Zuſtand des getriebenen Silbers, in welchem derſelbe ſeine rechte Gare hat, das iſt, von allen beigemiſchten fremden Metallen befreiet iſt.

Silbergehalt, im Bergwerke, Erze, die beigemiſchtes Silber enthalten, oder vielmehr dasjenige, was ein anderer Körper an beigemiſchtem Silber enthält.

Silbergeld, aus Silber geprägtes Geld, zum Unterſchiede von dem Kupfergelde. Man hat in Silber große und kleine Geldſtücke, z. B. Thaler: Laub-, Kronen-, Spezies- und andere Thaler; dann Gulden oder Florin; $\frac{2}{3}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{6}$ und $\frac{1}{12}$ Thalerſtücke, Groſchen, Sechſer, oder $\frac{1}{2}$ Groſchen, Dreier oder $\frac{1}{4}$ Groſchen und mehreres anderes Silbergeld, als Mark- und Schillingsſtücke, Stüver, Kronen, Franken, Rubel, Scudi, Dollars, Kreuzer, Mariengroſchen, Schillinge, ꝛc. Man nennt das Silbergeld auch Weißgeld zum Unterſchiede des Goldes. Im Kaſſelſchen verſteht man unter dem Silbergelde eine Summe von 1000 Fl., welche die Juden daſelbſt jährlich entrichten müſſen, ſtatt des ehemals in die Münze gelieferten Silbers. Im Preußiſchen nennt man die neu eingeführte Scheidemünze, 1 und $\frac{1}{2}$ Groſchen, Silbergeld. Die Stücke ſelbſt heißen Silbergroſchen und

Digitized by Google

Silberſechſer und es gehen 30 von den Erſteren und 60 von den Letzteren auf einen Thaler.

Silbergeräth, ſ. Silbergeſchirr.

Silbergerinne, ein kleines Gerinne, durch welches Waſſer auf das Blickſilber gegoſſen wird, wenn der Blick geſchehen, damit es abgekühlt werde.

Silbergeſchick, im Bergwerke, wenn ſich auf einem entdeckten Erzgange Bergärten finden laſſen, welche die Art und das Weſen der Silbererze mit ſich führen, und mit ihrer Signatur auf Silbererze weiſen, da dann die Bergleute aus Erfahrung haben, daß Silbererze in der Nachfolge ſetzen werden.

Silbergeſchirr, Silbergeräth, alles aus dem Silber verfertigte Geſchirr, wie Teller, Schüſſeln, Becher, Pokale, Löffel, Leuchter ꝛc., ſ. unter Silberarbeit, oben, S. 211 u. f.

Silbergeſchmeide, alles, was zum Putz der Herren und Damen aus dem Silber verfertiget wird, als Schuh-, Gürtel-, Knie-, Hut- ꝛc. Schnallen, Kreuze, Armbänder, Halsſchmuck ꝛc.

Silbergießen, ſ. Silberguß.

Silbergewicht, ſ. unter Münze und Münzwiſſenſchaft, Th. 97.

Silbergift, ſ. unter Gift, Th. 18, S. 508.

Silbergilbe, ein Silbererz, welches eine gelbe Farbe hat.

Silbergitter, Phalaena geoffrella, ein Nachtfalter.

Silberglanz, eine Benennung des Bleyglanzes, wenn er Silber enthält; ſ. unter Glanz, Th. 18, S. 579.

Silberglas, Silberglaserz, Argentum vitreum, ein Name des Glaserzes, welches ſehr ſilberhaltig iſt, und dem Glaſe gleicht.

Silberglaserz, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Silberglimmer, ſ. unter Glimmer, Th. 19, S. 79.

Silbergleich, Argent haché, uneigentlich ſogenannt, ein Gemiſch von Glockenmetall mit Silber.

Silberglätte, Fr. Litharge d'argent; Ecume d'argent jaunatre, im Hüttenwerke, eine Glätte, die lichtgelb iſt und in das Silberfarbene fällt. Sie iſt eine wahre Bleyglätte und führt den Namen Silberglätte zum Unterſchiede von der rothen Glätte, die Goldglätte genannt wird; ſ. unter Glätte, Th. 18, S. 575. Von ihrem Gebrauche zur Glaſur des irdenen Geſchirres oder der Töpferwaaren, ſ. im Art. Glaſur, Th. 18, S. 777.

Silbergras, ſ. unter Schmiele, Th. 147, S. 30.

Silbergrau, ſ. unter Grau, Th. 19, S. 785.

Silbergroſchen, eine Meißniſche Münze, die im 15ten Jahrhundert gangbar war und von der ein gutes Schock aus einer Mark Silber geſchlagen wurde. Der Werth derſelben war 3 Groſchen; ſie wurde aber vom Kurfürſt Johann auf $3\frac{1}{2}$ Gr. erhöhet. Dergleichen Groſchen waren die Schreckenberger. Ferner führen die Kaiſergroſchen und die neuen Preußiſchen Groſchen, von denen 30 auf einen Thaler gehen, den Namen Silbergroſchen; ſ. auch oben, Silbergeld, S. 289.

Silbergrube, eine Grube, unter der Erde, wo Silbererz gebrochen wird.

Silbergrund, Silberpoliment, ein aus Thon, ſogenanntem Polimentthon, Bleyweiß und Eyweiß beſtehendes Gemiſch, welches auf den Gegenſtand getragen wird, den man verſilbern will, oder auf den man Silberblätter legen will. Einen andern Grund zum Verſilbern findet man unter Gold, Th. 19, S. 422 u. ſ. angeführt.

Silberguhr, im Bergbaue, eine Guhr, das iſt, ein zarter, luftiger Glimmer, welcher wie Silberblättchen ausſieht, aber kein Silber enthält.

Silberguß, ein aus Silber beſtehender Guß in einer Form oder ein aus einer Form gegoſſenes Silberſtück.

Digitized by Google

Das geſchmolzene Silber gießt man nämlich in allerlei Formen zum beſtimmten Gebrauche und bildet auf dieſe Weiſe die verlangten Sachen.

Silberhaltig, Silber enthaltend; Erze, welche Silber bei oder mit ſich führen.

Silberhandel, der Handel nicht nur mit unverarbeitetem Silber, ſondern und hauptſächlich mit verarbeitetem. Das unverarbeitete Silber kommt in Klumpen oder Stangen, beſonders aus dem ehemaligen Spaniſchen Amerika, jetzigem Süd-Amerikaniſchen Freiſtaate, zum Handel oder in den Handel; dann kommt Bruchſilber, ſowohl reines, als von verſchiedenem Gehalte, welches letztere man Pagament nennt, Planſchen oder dicke viereckige Platten in Geſtalt eines Buches, Zaine oder gegoſſene halbrunde Silberſtäbe und dergleichen Silberbarren oder Stäbe in den Handel. Europa empfing ehemals ſein meiſtes Silber aus Cadix, beſonders auch geprägte Piaſter rc.; allein der Handel mit dieſer Spaniſchen Stadt hat ſich ſeit der Trennung oder dem ſich Losreiſſen der Spaniſchen Kolonien vom Mutterlande, ſehr verändert, und eine ganz andere Wendung genommen, und Europa bekommt durch ſeinen Handel mit den Süd-Amerikaniſchen Freiſtaaten das Silber jetzt aus der erſten Hand. Die Silberbarren haben gemeiniglich viererlei Stempelzeichen, nämlich das des Gewichts, des Gehaltes, der Jahreszahl und des Zollamtes, wo die Landesherrlichen Gefälle bezahlt wurden. Der Handel mit verarbeitetem Silber iſt ſehr bedeutend und wird in allen großen Städten von den Gold- und Silberarbeitern, Gold- und Silber-Manufakturen und Fabriken rc. betrieben. Was die Silber-Arbeiten betrifft, die einen Handelsartikel abgeben, ſo ſehe man die Art. Silberarbeit, oben, S. 211; Goldarbeiter; Gold- und Silberfabrik; Goldſchläger, Th. 19, und

Gold- und Silberdrahtzieher, unter Draht, Th. 9, nach. Das gemünzte Silber, ſ. unter Münze und Münzwiſſenſchaft, Th. 97. Der Preis der Silberwaaren iſt inſofern nach dem Geſetze beſtimmt, wo er ſich auf das legirte Silber ſelbſt bezieht; indeſſen ändert ſich derſelbe ſehr merklich nach der Façon oder Form und der ſchönen Ausarbeitung mit Figuren, Blumen, Früchten, Landſchaften, Arabesken ꝛc.

Silberhändler, diejenigen Gewerbtreibenden, welche ſich mit der Verarbeitung und dem Verkaufe des Goldes und Silbers abgeben; ſ. den vorhergehenden Artikel. Der Preis des Silbers, ſ. Silberpreis.

Silberhärig, Silberhaare habend. Bei den Kürſchnern nennt man diejenigen ſchwarzen Bärenfelle ſilberhaarig, welche mit gelben Haaren untermengt ſind. Sie kommen größtentheils aus Polen.

Silberherd, der kleine Herd bei dem Idriſchen Queckſilberwerke, worauf die an Jungfern Queckſilberreichen mildzeugigen Erze geſchlämmt werden. Er hat gegen andere Herde eine niedrige Stellung, indem er mit dem Kopfbrette niedriger, als der Sumpf liegt, ſich das Waſſer an jenem ſammelt, und mit der Küſte vom Kopfbrette gegen den Sumpf gearbeitet wird.

Silberhorn, ein Geräthe der Einwohner auf der Inſel Goree, welches von den Franzoſen eingeführt wird. Dieſes Horn iſt 9 bis 10 Zoll, wo es am weiteſten, und 7 Zoll, wo es am engſten iſt. Mit einer Kette von 4 Fuß, wiegt es gewöhnlich 6 Unzen 14 Gran. Man bedient ſich deſſelben Räucherwerk hineinzuthun.

Silberhund, Canis cinereo-argenteus, eine ſilbergraue Hundeart.

Silberkäfer, Curculio argentatus, eine Käferart, ſ. unter Käfer, im Supplement.

Silberkalk, Silberoxid, ſ. oben, unter Silber.

Digitized by Google

Silberkammer, ein Gemach, worin Silber oder ſilbernes Geräth verwahrt ward. An fürſtlichen Höfen ein Collegium derjenigen Perſonen, welche zur Aufbewahrung und Reinigung des Silbergeſchirres beſtimmt ſind, an der Spitze deſſelben befindet ſich der Silberkämmerer, welcher die Silberdiener, Silbergehülfen, Silberſchreiber, Silberwäſcher oder Silberreiniger und Silberwäſcherinnen unter ſeiner Aufſicht hat. Alle dieſe Perſonen machen die Silberkammer aus, und arbeiten ſich gegenſeitig in die Hände. Denn alles Silbergeräth wird am Hofe bei Feſtlichkeiten ꝛc. von dem Kämmerer, Silberkämmerer, den Silberdienern und deren Gehülfen übergeben, und von den Schreibern gezählt und nach den Gegenſtänden an Löffeln, Meſſern, Gabeln, Tellern, Schüſſeln, Leuchtern ꝛc. ꝛc. aufgezeichnet. Dieſes Silbergeräth wird dann nach aufgehobener Tafel den Silberwäſchern und Silberwäſcherinnen übergeben, die es nach dem Reinigen wieder den Silberdienern einhändigen und dieſe liefern es dem Kämmerer ab, der es von den Schreibern löſchen läßt.

Silberkämmerer, ein Verwalter der Silberkammer, ein fürſtlicher Bedienter, welcher die Aufſicht über die Silberkammer hat, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Silberkämmerey, ein Kämmereyamt, welches das Silber unter ſich hat; ſ. die vorhergehenden Artikel.

Silberkern, Papilio Libye, ein Tagfalter, ſ. dieſen Artikel.

Silberkies, ein Arſenikalerz, welches dem Schwefelkies gleich kommt, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſer goldgelb, jener aber ſilberweiß ausſieht, und in der Probe oft ein reiches Silber anzeiget. Dieſe Kieſe beweiſen auch, nach ihren inneren Beſtandtheilen, daß ſie mit der Zeit eine völlige Auszeitigung des Silbers

Digitized by Google

erhalten können. Sie brechen in ordentlichen Gängen im weißen Quarze, halten auch ihr ordentliches Streichen und veredlen ſich in der Teufe.

Silberklang, der dem Silber eigene reine und helle Ton; ſ. oben unter Silber, S. 115. In der dichteriſchen Schreibart ein dem Klange des Silbers ähnlicher heller und reiner Klang.

Silberklippfiſch, Chaetodon argenteus, eine Art Klippfiſch; ſ. unter Klippfiſch, im Suppl.

Silberklotz, ſ. unter Klotz, Th. 40.

Silberklumpen, ein großes unförmliches Stück Silber.

Silberkönig, im Hüttenwerke, ein König oder Kegel (Conus), den man erhält, wenn man das Silber durch das Feuer von allen beigemiſchten fremden Metallen ſcheidet, und welcher ein reines von allen fremden Theilen befreites Silber iſt. Die Silberkönige, welche aus dem Niederſchlage fallen, alſo nach der Scheidung entſtehen, müſſen auf einem Teſte von Aſche fein gebrannt werden, und dieſe ſetzt man, wenn der Brennofen angefeuert und der Teſt gehörig abgewärmt iſt, auf den Teſt, damit ſie einſchmelzen, und der Schwefel, welcher dabei befindlich iſt, verrauche. Wenn der Schwefel fort iſt, ſo wird etwas Bley hinzugeſetzt. Sind es vorher Blick- oder Brandſilber geweſen, ſo darf es nur wenig Bley ſeyn, etwa auf die Mark 2 Loth; ſind es aber beſchickte Silber geweſen, ſo iſt es beſſer, daß die Könige vorher probiert, und das Bley dann nach dem Gehalte zugeſetzt werde, damit die Silber recht fein werden können. Dieſe Brandſilber werden dann granulirt und im Scheidewaſſer wieder geſchieden. Damit nun das Silber wieder in ſeinen Werth gebracht werde, ſo muß das Plachmal reduzirt und der Schwefel mit Hülfe des Eiſens davon vertrieben werden. Iſt nun der Tiegel gut geblieben, ſo kann es mit vieler Erſparung geſchehen, beſonders wenn man ſolchen von dem Cemente

Digitized by Google

an bis dahin im Stande behält, die Arbeit kann dann in einer Hitze fortgehen, und wenn der letzte König abgeſchmolzen iſt, ſo kann das Plachmal gleich im Feuer bleiben. Man ſetzt ſogleich Eiſen mit in den Tiegel, und wenn man anfangs 50 Mark Silber gehabt, ſo ſetzt man auf das Plachmal, welches davon geblieben, zu Anfange 3 Pfund allerhand altes Eiſen, und wenn es damit eine Zeit lang gefloſſen; ſo ſetzt man immer Eiſen nach, ſo lange das Plachmal noch daſſelbe verzehren will. Der Schwefel iſt vertrieben, wenn das Plachmal kein Eiſen mehr verlangt. Man braucht auf 50 Mark ungefähr 4½ Pfund Eiſen; dann ſetzt man 2 Pfd. Glätte zu, wonach die Schlacke vom Silber ſich beſſer löſet, und wenn es dann gut gefloſſen, wird es in Barren gegoſſen, wenn es braunroth geworden umgeſtürzt und gebrochen, damit ſolches auf den Teſt geſetzt, und fein gebrannt werden kann. Da die Schlacken noch viel Silber enthalten, ſo werden ſie etwas klein geſchlagen, und halb ſo viel Glätte, als Schlacken, genommen und im Tiegel geſchmolzen; wenn es dann eine Stunde im ſtarkem Feuer helle gefloſſen, ſo wird es in einen eiſernen Trog gegoſſen, und wenn es erkaltet, die Schlacke abgeſchlagen und das Werk zum andern Silber genommen.

Silberkorn, Fr. Grain d'argent; petit calot d'argent, die kleinen Klümpchen Silber, die nach dem im Werke verrauchten und in die Kapelle gezogenen Bley, auf ſolcher zurückbleiben. Sie ſind immer erhaben und wie eine Kugel oder ein rundes Korn geſtaltet.

Silberkraut, Argentina, Gänſerich, ſ. Anserina, Th. 2, S. 238.

Silberkreide, ſ. unter Kreide, Th. 44.

Silberkrone, eine Münze, die mit einer Krone bezeichnet iſt, dergleichen in Frankreich geſchlagen worden, und etwas mehr als einen Thaler galt, zum Unterſchiede von einer Goldkrone.

Digitized by Google

Silberkryſtall, Silberſalpeter, ſalpeterſaures Silber, ein in Scheidewaſſer oder Salpeterſäure aufgelöſetes, und vermittelſt der Kryſtalliſation zu Kryſtallen gebrachtes Silber, deſſen ſich die Wundärzte äußerlich als eines ätzenden Mittels oder Corroſivs bedienen; ſ. oben, unter Silber.

Silberkuchen, die auf dem Herde angetriebenen und wie Kuchen geſtalteten Silberblicke.

Silberlahn, ſ. unter Lahn, Th. 59, S. 1 u. f.

Silberlaſur, ein mit weißen, dem Silber ähnlichen Flecken verſehener Laſurſtein; der daher auch von Einigen für ſilberhaltig gehalten wird; zum Unterſchiede der Goldlaſur.

Silberlebererz, ein durch Schwefel und Spießglas vererztes Silber.

Silberletten, eine Art lehmigter, fetter und thonigter Erde, von weißer, gelber und bräunlicher Farbe, die man gemeiniglich auf dem Hangenden in Silbererzgängen findet, wo oft ein Schwarm von zwei bis drei Finger breit mit ſolchen Letten angefüllt iſt. Bei Unterſuchung in der Probe verhält es ſich an Silber, nachdem die Erze darin in die metalliſche Exaltation getreten, und zur Zeitigung gebracht worden, ziemlich reich; daher muß derſelbe nicht weggeworfen, noch auf die Halde geſtürzt werden. Dieſe Silberlette iſt nicht die Bergguhr, wie Einige dafür halten wollen, ſondern wirklich eine ſolche generirte mineraliſche Lette.

Silberling, eine Münze von Silber, eine Silbermünze. Es iſt in dieſer Bedeutung längſt im Hochdeutſchen veraltet; auch ſcheint es ehemals nicht von beſonderen Arten der Silbermünzen üblich geweſen zu ſeyn. Es wird von Luthern in der Deutſchen Bibel ſehr häufig gebraucht, eine Münzſorte der älteren Juden auszudrücken, welche mit dem Seckel gleichen Werthes war, und ungefähr 12 Groſchen unſeres Geldes betrug. In eben dieſem Verſtande kommt Silberling

ſchon im Tatian vor; dagegen er in andern Stellen die dreißig Silberlinge, warum Judas ſeinen Lehrer verrieth thrizzue Pfenningo und thrizzue Scazo nennt. Der Argenteus der alten Franken, deren acht einen Solidum aureum galten, ſoll, nach Adelung, eine ähnliche Silbermünze geweſen ſeyn.

Silberlinie, Phalaena Ariſtella, ein Nachtfalter; auch die Phalaena Leeuwenhoekella führt dieſen Namen.

Silberliquor, ſ. oben, unter Silber, S. 172.

Silberloth, ſ. daſelbſt, S. 173.

Silberlöffel, ein großer langer Löffel, der im Fall der Noth, wenn z. B. der Herd unter dem Treiben ein Loch bekommt, zum Ausſchöpfen des Werkes und Zumachen eines ſolchen Loches gebraucht wird.

Silberlöthung. Zwei Theile feines Silber und einen Theil Flittergold werden geſchmolzen; jedoch muß die Maſſe nicht lange ſchmelzen, weil ſonſt das Meſſing verrauchen möchte; oder man nimmt 8 Loth Silber, 6 Loth Meſſing und 2 Quentchen Arſenik, ſchmelzt Alles zuſammen und gießt es ſchnell aus; oder man ſchmelzt 4 Loth Silber, 2 Loth Flittergold und 1 Loth Arſenik, und ſchmelzt es geſchwind. Dieſe Löthung iſt ſehr gut. Man nimmt auch 2 Loth Silber und 2 Loth Kupferlahn und wirft 2 Loth weißen Arſenik dazu, rührt Alles gut um, und gießt es ſogleich aus.

Silbermann, ſilberner Mann, im Bergwerke, wenn etliche Gänge ſich aneinander lehnen, edle Geſchicke und Fälle aus Hangenden und Liegenden dazu ſtehen, wovon ſich die Gänge aufthun, einen Bauch werfen, und der natürlichen Wirkung einen ſolchen Raum geben, daß daraus ein Stockerz wird.

Silbermännchen, eine Conchylie.

Silbermeißel, Silberſpieß, Fr. Baton de fer, in den Schmelzhütten, ein eiſernes Werkzeug, mit

Digitized by Google

welchem der Silberblick aus dem Spor des Trübherdes gehoben wird.

Silbermanufaktur, ſ. Gold- und Sibermanufaktur, Th. 19, S. 484 u. f.

Silbermanufakturiſt, ſ. daſelbſt.

Silbermilch, eine Benennung des Salzſäure haltenden Silberkalks, ſo lange er die Geſtalt der gelabten Milch hat.

Silbermine, ſ. oben, unter Silbererz.

Silbermotte, Phalaena argentella, ſ. unter Nachtfalter, im Supplement.

Silbermulm, im Bergwerke, ein mildes oder fettiges, auch verwittertes Silbererz, welches locker, mürbe, mehlicht, körnicht, ſchieferig, ſandig und faſt flüſſig iſt; es enthält öfters verſchiedene Silbererze, als Federerz, Weißgülden- und Schwarzgüldenerz in ſich, auch öfters gediegenes Silber. Es iſt von verſchiedener Farbe und beſteht aus einer Bergguhr oder einem verwitterten Erze, und hält nicht ſelten einige Mark Silber im Centner. S. auch die Art. Silberbräune, Silbererz, Silbergilbe, oben, S. 124, 238, und 290.

Silbermund, eine zum Geſchlechte der Mondſchnecken, Turbo Linn., gehörige Conchylienart, wovon es mehrere Abarten giebt, z. B. der eigentliche Silbermund, Turbo argyrostomus; der dicke Silbermund, Turbo margaritaceus, ſ. unter Mondſchnecke, Th. 93, S. 416 und 418. Der flache genabelte grünbunte Silbermund; der gehörnte Silbermund, Fr. la bouche d'argent cornue; der geſtreckte Silbermund, Fr. la bouche d'argent epineuse; der graue gekerbte Silbermund, mit ſchwarzen, die Länge herabgehenden Flammen; der rinnenartige Silbermund, Fr. la bouche d'argent à rigole; der Silbermund des rothen Meeres.

Silbermünze, Münzen, das iſt, Geld, welches aus Silber geprägt worden; ſ. oben Silbergeld, und im Art. Münze und Münzwiſſenſchaft, Th. 97. Das valviren und devalviren der Silbermünzen, ſ. Th. 97, S. 598 u. f. Hier noch Einiges zur Verſtändigung dieſes Artikels. Das Valviren einer Münze iſt in verſchiedenen Ländern auch verſchieden, und nicht zu allen Zeiten einerlei; denn es wird, nachdem es die Umſtände erfordern, geändert. So iſt z. B. der Conventionsfuß von mehreren Fürſten Deutſchlands angenommen worden, nach welchem aus einer Mark feines Silber 13 Rthlr. 8 Gr. geſchlagen werden ſollen. Ehemals war der Leipziger Fuß in vielen Kreiſen der ehemaligen Deutſchen Reichs-Verfaſſung eingeführt, nach welchem das Ausmünzen des Silbers auf 12 Rthlr. geſchah, ſo wie nach dem älteren Zinniſchen auf 10½ Rthlr. ꝛc. Wenn man nun wiſſen will, wie viel eine gewiſſe Geldſorte z. B. nach dem Conventionsfuße werth ſei, ſo heißt dieſes valviren, wodurch man angeben kann, wie viel ein Stück mehr oder weniger werth ſei, als wofür es ausgemünzt worden, welches Letztere insbeſondere devalviren genannt wird. Hierbei iſt erſtlich zu unterſuchen, wie viel ein ſolches Stück am Gewichte hat, welches man den Schrot heißt; zweitens wie viel darin an reinem Silber enthalten iſt, welches das Korn genannt wird. Die Unterſuchung des Schrots wird nach dem Richtpfennig angeſtellt und geſchieht ſolches mit einer Stockprobe. Dieſe Probe iſt aber nicht ſowohl wegen des Gehaltes, als vielmehr wegen der Schwere unſicher, am Unſicherſten bei kleinen Münzen, die nicht durch den Feilenſtrich auf der Wage juſtirt werden, ſondern deren Schwere nur die Dicke deren Platten und Weite der Unterlagen auf der Durchſchnittsmaſchine beſtimmt, und welche bei dem Gebrauche leicht unrichtig wird; denn wenn die Walzen, wodurch

Digitized by Google

den Platten die Dicke gegeben wird, auch auf das genaueſte geſtellt ſind, ſo verändert ſich doch ihr Abſtand von Stunde zu Stunde, ſo wie ſich die Maſchine erhitzt, und kommt nach geſchehener Ablieferung wieder in den vorigen Stand, welches unter den einzelnen Geldſtücken nothwendig einen merklichen Unterſchied machen muß. Iſt nun auch das Juſtiren mit der Feile auf das Akkurateſte geſchehen, ſo iſt doch das Geld, beſonders wenn daſſelbe reich an Silber iſt, dem Beſchneiden unterworfen, zumal das Gold. Es iſt demnach viel ſicherer, mehrere Stücke, und wo deren genug zu haben ſind; etwa $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$ oder eine ganze Mark zu wagen, wobei das Leichte und Schwere unter einander kommt, und geſchieht dieſes auf einer akkuraten Erz- oder Goldwage, wenn das Gewicht nicht über 1 bis 2 Loth, auf einer Markwage aber, wenn es mehr beträgt. Der Schmutz vom Gelde muß aber zuvor, beſonders bei den kleinſten Sorten, abgeputzt werden, welches am beſten und leichteſten durch das Abreiben mit Seiſe und das nachherige Abſpülen mit gemeinem Waſſer geſchieht. Hier ein Beiſpiel, um die Sache deutlicher zu machen. Ein gutes Viergroſchenſtück ſoll an Gewicht 1408 Theile eines Richtspfennigs haben. Man rechnet nun nach der Regeldetri aus, wie viel ſolcher anf eine Mark gehen. Als 1408 Theile geben 1 Stück, wie viel geben 65536 Theile, ſo kommen auf die rauhe Mark $46 \frac{768}{408}$ heraus; man nimmt dieſen Bruch vor $\frac{1}{2}$ an. Hat man mehrre Siücke, zum Beiſpiel 20, welche 28160 Theile wiegen, ſo ſetzt man, 28160 Theile geben 20 Stück, wie viel geben 20 Stück, wie viel geben 65536 Theile, und kommen heraus $46\frac{15360}{28160}$ Stück, welches mit dem Erſten einerlei iſt. Nach dem Schrote iſt alſo die rauhe Mark, das iſt, die Miſchung des Silbers und Kupfers zuſammen genommen, zu 7 Rthlr. 18 Gr. ausgemünzt. Hierauf iſt nöthig zu wiſſen, wie viel

Digitized by Google

Silber in der rauhen Mark enthalten iſt. Zu dem Ende werden von einem Stücke Geld, wenn es nicht zu dick iſt, mit der Stockſcheere, von ſehr dicken Sorten, mit einem Meiſſel zwei halbe Mark zur Probe dergeſtalt genommen, daß die Scheere oder der Meiſſel quer durch die Mitte gehe. Das Juſtiren der Probe muß auf dem Rande oder der Fläche geſchehen, und zwar, wenn viel abzunehmen iſt, mit der Scheere oder dem Meiſſel, wenn aber wenig mit einer Feile oder ſcharfem Meſſer. Auf dieſe Weiſe behält man das vollkommene Verhältniß zwiſchen der inwendigen Legirung und dem auswendigen Weißſude. Im übrigen läßt man ſolche, nachdem ſie reich oder arm ſind, abgehen, wie beim Abtreiben des legirten Silbers, ſ. unter Probieren, Th. 117, S. 509 u. f. gezeigt worden. In dieſem Falle ſoll nun das gute Viergroſchenſtück 9 Loth feines Silber halten; wenn demnach aus 9 Loth feinen Silbers 46½ vier gute Groſchenſtücke oder 7 Rthlr. 8 gute Groſchen geſchlagen ſind, ſo erfolgen aus der Mark fein 13 Rthlr. 18 Gr. 8 Pf., und die Mark vom Conventionsfuße iſt 10 Gr. 8 Pf. zu hoch ausgemünzt, oder es ſind 10 Gr. 8 Pf. mehr daraus geſchlagen worden, als nach dem Conventionsfuße geſchlagen werden ſollte. Nach eben dieſer Regel läßt ſich nun berechnen, wie viel ein ſolches Viergroſchenſtück nach der Convention werth iſt; wie ſich nämlich 13 Rthlr. 18 Gr. 8 Pf. verhalten gegen 10 Rthlr. 8 Gr., ſo verhält ſich das Viergroſchenſtück gegen den wahren Werth nach dem Conventionsfuße; es kommen heraus 3 gute Groſchen 10½ Pf.

Kunſtſtück mit Silbermünzen, nach Pinetti. Dieſer Künſtler bat ſich nämlich in einer Geſellſchaft, die zu dieſem Zwecke in einem Saale verſammelt war, einige Silbermünzen aus, aus denen er ſich ein Stück wählte, und daſſelbe in eine Schnupftabaksdoſe legte, die er darauf einem Zuſchauer über-

gab, und auf die Seite ging. Er bat, dieſe Doſe ein wenig zu rütteln, da man denn das Stück noch wirklich klappern hörte. Bei dem zweiten Rütteln hörte man die Münze nicht mehr; man rüttelte die Doſe zum dritten Male und man hörte ſie wieder; beim vierten Male war der metallene Inhalt verſchwunden, und ſo ließ ſich derſelbe durch das Geklappere entweder hören oder nicht, nachdem es die Zuſchauer verlangten. Zuletzt zauberte er dieſes Geldſtück in den Schuh einer vornehmen Perſon in der Geſellſchaft, von welcher nicht der geringſte Verdacht eines Einverſtändniſſes, ſowohl in Hinſicht ihres Ranges, als auch ihres anerkannten unbeſtechlichen Charakters zu befürchten war. Dieſes Kunſtſtück wird nun auf folgende Weiſe aufgelöſet. Man kann ſich zu dieſem Kunſtſtücke mehrere Doſen reichen laſſen; man muß aber ſtets die gewählte mit einer zu dieſem Verſuche ſelbſt eingerichteten, zu vertauſchen wiſſen. Dieſe vorbereitete Doſe iſt ſo eingerichtet, daß wenn man dieſelbe ganz ſacht auf und niederſchüttelt, das darin verſteckte Silberſtück gehört wird. Wenn man ſie dagegen in einer Horizontallage ſtark rüttelt, ſo drückt eine kleine Feder auf das Stück und verhindert das Klappern des Silberſtücks, welches glauben macht, daß Geld ſei daraus verſchwunden. Der Künſtler berührt nun die Doſe unter dem Vorgeben, als wolle er zeigen, wie man ſie ſchütteln müſſe, und zieht — ſelbſt wenn ſie verſchloſſen und die anfängliche Austauſchung unterblieben ſeyn ſollte, ſo daß man gleich die Doſe zum Verſuche hervorgebracht, das Geld hineingeworfen und ſie verſchloſſen hätte — das Stück um ſo viel leichter heraus, da eine kleine Spalte, welche ſich heimlich öffnet, daran angebracht iſt. Dieſen nämlichen Zeitpunkt benutzt er auch, ein falſches Stück hineinzuwälzen und überläßt dann die Doſe derſelben Perſon, welcher er die Doſe zuerſt in

die Hände gab, und erhält ſie noch immer in dem Glauben, daß das Stück darin iſt oder nicht, je nachdem die Doſe mehr vertikal oder horizontal geſchüttelt wird. Zuletzt läßt er das Geldſtück in dem Schuh einer Perſon finden, welches auf zweierlei Art geſchehen kann. Dieſe Perſon iſt entweder mit ihm einverſtanden, indem ſie ihm eine Silbermünze, die er unter mehreren ausgebotenen wählt, zugeſteckt hat, oder er hat ſich vor der Vorſtellung der Liſt bedient, dergleichen mit Schnelligkeit auf den Boden zu legen, wo dieſe Perſon ihren Platz zu nehmen pflegt. In letzterem Falle findet man es auf der Erde, und man macht der Perſon glauben, ſie habe das Silberſtück während der Ausziehung des Schuhes fallen laſſen. Dieſe letztere Handgewandheit läßt ſich vorzüglich geheim durch einer Dritten anbringen, und wird, wenn es eine Perſon von Range iſt, die Bewunderung der Zuſchauer ſehr auffallend rege machen. Hat man dazu einen Gehülfen in der Nähe, oder in dem Gefolge dieſer Perſon, ſo läßt derſelbe von ſeinem Fuße ein dazu weit gehaltenes Geldſtück in dem Augenblicke fallen, wo ſie den Schuh auszog, um die Täuſchung auf dieſe Art zu vollenden.

Silbern, Bei- und Nebenwort, von Silber, aus Silber beſtehend; daher ſilberne Gefäße, Leuchter, Teller ꝛc. Figürlich. 1. Von verſchiedenen Dingen, an welchen nur ein Theil von Silber iſt. Eine ſiberne Uhr, an welcher das Gehäuſe von Silber iſt. 2. Verſilbert; dann auch: der glänzenden Farbe des Silbers gleich; in der dichteriſchen Schreibart: das kleine Fiſchchen ſpielet hier im ſilbernen Bache. Weiße. Silbern war ſein Haar auf ſeiner Scheitel, Geßn. 3. Dem hellen angenehmen Klange des Silbers ähnlich; auch nur in der dichteriſchen Schreibart. Sie ruft die Glocke bereits mit ſilberner Stimme zu dem länd-

lichen Tiſch, Zachar 4. Das ſilberne Weltalter, die ſilberne Zeit, da die Einfalt der Sitten und des Herzens bereits anfingen von dem Luxus und den Laſtern verderbt zu werden, zum Unterſchiede ſowohl von dem goldenen, als ehernen Zeitalter.

Silbern, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, mit dünnen Silberblättchen überziehen, wofür aber das zuſammengeſetzte verſilbern üblicher iſt. Einige Schriftſteller, wie z. B. Herder, haben das einfache ſilbern wieder hervorgeſucht. Wie ſie die Schatten beglänzt und ſilbert.

Silberne Becher, aus Silber verfertigte Becher von verſchiedener Geſtalt; ſ. oben, unter Silberarbeit.

Silberne Buchſtaben, Buchſtaben, welche die Buchbinder auf den Bücherdeckeln, Einbänden ꝛc. verſilbern. Silberne Buchſtaben ohne Silber auf Eiſen und andere Metalle zu machen. Nimm Federalaun, 2 Unzen, Almicadis, 1 Unze, zerreibe dieſe zwei Materien in Weineſſig und ſchreibe damit auf Eiſen oder andere Metalle, ſo ſehen die Buchſtaben wie Silber aus.

Silberne Gabel und Meſſer, Gabel und Meſſer, deren Griffe von Silber oder mit Silber belegt ſind; ſ. oben, unter Silberarbeit, und unter Gabel, und Meſſer, im Supplement.

Silberne Glocken, ſ. unter Glocke, Th. 19, S. 95, 125.

Silberne Knöpfe, ſ. Th. 41, S. 617 und 630.

Silberne Lampe, ſ. Th. 59, S. 96.

Silberne Leuchter, ſ. unter Leuchter.

Silberne Löffel, ſ. unter Löffel, Th. 80, S. 133.

Silberne Meſſer, ſ. ſilberne Gabel und Meſſer.

Silberner Ring, Ringe von Silber. Man hat dergleichen Trauringe und auch andere Fingerringe, welche übergoldet werden; ſ. unter Ring, Th. 125.

Digitized by Google

Silberne Sachen, alle Sachen, welche von Silber verfertiget werden; ſ. unter Silberarbeit, oben, S. 211.

Silberne Schnallen, ſ. unter Schnallen.

Silberne Schüſſel, Schüſſeln von Silber, ſ. oben, unter Silberarbeit, und unter Schüſſel.

Silberne Teller, ſ. unter Teller, und oben, unter Silberarbeit.

Silberne Treſſen, ſ. unter Treſſe, in T.

Silberne Uhr, ſ. unter Uhr, in U.

Silbernagel, eine Conchylie.

Silberniederſchlag, ein Niederſchlag des Silbers aus dem Scheidewaſſer; wenn nämlich 100 Theile Silber, in Scheidewaſſer aufgelöſet, niedergeſchlagen werden 1) mit ätzendem Mineralalkali, ſo erhält man 112 Theile braunen Niederſchlag; 2) mit mildem Mineralalkali 129 weißen; 3) mit phlogiſtiſirtem Alkali 145 dunkelgelben; 4) mit Kochſalz 133 weißen, der in der Sonne ſehr bald ſchwarz wird; 5) mit Glauberſalz, 124 weißen, der aber an der Sonne langſamer ſchwarz wird.

Silbernieren, ſ. Silberdruſe, oben, S. 227.

Silberofen, ſ. oben, Silberbrennofen, S. 225.

Silberpage, an den Höfen ehemals ein junger Edelmann, welcher die Silbergeſchirre unter ſeiner Aufſicht hatte.

Silberpapier, ſ. unter Papier, Th. 106, S. 840, 864.

Silberpappel, ſ. unter Pappel, Th. 107, S. 385.

Silberpappelholz, ſ. daſelbſt.

Silberpepping, eine Apfelart, ſ. unter **Malus**, Th. 83, S. 304.

Silberphosphorſalz, ſ. oben, unter Silber, phosphorſaures Silber, S. 128.

Silberpoliment, ſ. Silbergrund.

Silberpolitur, Silberpolieren; ſ. oben, unter Silber, und Silberarbeit.

Digitized by Google

Silberpreis; Silberpreiſe. In Berlin gilt an Barren reines Silbers die Mark von 2 bis 3löthigem Silber 13 Rthlr. 2 Gr.; von 4 bis 5löthigem 13 Rthlr. 6 Gr.; von 6 bis 9löthigem 13 Rthlr. 9 Gr.; von 12 bis 15löthigem 13 Rthlr. 11 Gr.; von 15 bis zum feinſten Silber 13 Rthlr. 12 Gr. Preuß. Cour.

Silberprobe, der von der Obrigkeit vorgeſchriebene Gehalt, nach welchem die Goldſchmiede ihre Arbeiten verfertigen, und ſolche mit einem gewiſſen Zeichen ſtempeln müſſen; ſ. oben, unter Silberarbeit. Hier noch zur Vollſtändigkeit dieſes Artikels Folgendes: Altenburg verarbeitet 10 und 12löthig Silber und hat zum Zeichen eine Hand; Amſterdam 14 Loth 10½ Pf., das Zeichen ſind zwei Kreuze und eine Krone; Augsburg, 12 Loth, 13 Gr. es hat eine Traube; Berlin; ſ. oben, unter Silberarbeit; Bern, 13 Loth, den Buchſtab B; Braunſchweig, 12 Loth, ein Roß; Breslau, 11 Loth 10 Gr., eine Schüſſel mit dem Haupte Johannis; Kaſſel, 13 Loth; Koppenhagen, ſ. oben, unter Silberarbeit; Danzig, 12 Loth 12 Pf. bis 13 Loth, zwei Kreuze mit einer Krone; Dresden, 11 Loth 12 Gr., 2 Schwerdter und ein D; England, 14 Loth 16 Gr., ein Löwe; Erfurt, 10 auch 12 Loth, ein E; Frankfurt a. M. 12 Loth 3 Gr. 3 Pf., ein einfacher Adler; Frankreich, ſ. oben, unter Silberarbeit; Freiburg, 11 Loth 12 Gr., zwei Schwerdter und zwei Zainhaken; Gmünd, 12 Loth 12 Gr., ein Einhorn; Genf, 10 Deniers, mit doppeltem Zeichen des Silberarbeiters; 9 Deniers, mit einfachem Zeichen; Gotha, 10, 12 bis 13löthig, und ein G, mit dem Namen des Goldſchmids; Hamburg, ſ. oben, unter Silberarbeit; Königsberg in Preuſſen, 12 Loth 12 Gr., mit 2 Kronen und 1 Kreuz; ſ. auch den vorher angeführten Ort; Leipzig, 11 Loth 10 Gr. mit 2 Schwerdtern und einem L; Lübeck

Digitized by Google

12 Loth 3 Gr. mit einem doppelten Adler; Lüneburg, 12löthig, mit einem halben Monde und einem A. Madrid, 9 Deniers, nach dem Remedium 11½ Den. 2 Gr.; Magdeburg, ſ. oben, unter Silberarbeit; Nürnberg, 13 Loth und ein N.; in Draht und Treſſen 15¾ Loth; Paris, 14 Loth 16 Gr., eine Krone mit P; Regensburg, 12 Loth 13 Gr.; die Schweiz, 9 Den. 18 Gr. Wien, 13 Loth, mit einem Rade mit fortlaufender Jahreszahl; Zwickau, 12 Loth und ein Z. Der auf dem Silbergeſchirre befindliche Zickzack, Ziſelirſtrich genannt, iſt ſchon oben, unter Silberarbeit, angeführt worden.

Silberpunkt, Papilio Palaeno, eine Schmetterlingsart, ſ. unter Tagfalter, auch der Papilio polycletus führt dieſen Namen.

Silberpurpur, Papilio Thyra, eine Schmetterlingsart, ſ. unter Tagfalter, in T.

Silberrauch, Fr. Fumée d'argent, der flüchtig gemachte Theil des aus dem Herde oder Teſte abgetriebenen Silbers, welcher durch die Heftigkeit des Feuers und die Hülfe flüchtigmachender Materien ausgetrieben wird, und ſich am Treibehute oder an dem Gemäuer über dem Brennherde anlegt, und noch Silber enthält.

Silberregen, in der Feuerwerkskunſt, ein weißer oder ſilberfarbener Feuerregen, zum Unterſchiede vom Goldregen, der eine goldgelbe Farbe hat.

Silberreich, Bei- und Nebenwort, reich an Silber, viel Silber enthaltend.

Silberreinigung, ſ. oben unter Silber.

Silberrinne, ſ. Silbergerinne.

Silberröllchen, breite oder zu dünnem Bleche geſchlagene und krumm gebogene Silberkörner, worein das Silber verwandelt wird.

Silberruf, im Bergwerke, ein Mineral, welches in den Blaufarbenwerken nebſt der Speiſe gewonnen wird und ſehr reich an Silber iſt.

Digitized by Google

Silberroſtral, Phalaena Lionetella, ein Nachtfalter.

Silberrüſſel, Curculio argyreus, eine Art Rüſſelkäfer, ſ. unter Käfer, im Supplement.

Silberſalpeter, ſ. oben, unter Silber, ſalpeterſaures Silber, S. 124.

Silberſalz, Silberſalze, ſ. oben, unter Silber, S. 128.

Silberſand, eine Art Sand in den Gebirgen, der oft reich an Gold- und Silbertheilen iſt. In großen Gebirgen findet man zuweilen ziemliche Berge mit einem ſolchen Sande angefüllt, der in der Probe eine Mark Silber hält, und zuweilen auch ſtark güldiſch iſt.

Silberſanderz, Sandſtein, welcher verlarvtes Silber enthält.

Silberſchaum, eine Art unechter geſchlagener Silberblätter, welche die weiße Farbe des Silbers und einen ähnlichen Glanz haben, aber kein feines Silber ſind; ſ. unter Goldſchläger, Th. 19. — Auch die Schlacken, welche ſich auf das im Treiben begriffene Silber ſetzen und, ſo lange ſie noch flüſſig ſind, dem Schaume gleichen. Es kommt nur unter dieſer Benennung in der Deutſchen Bibel vor, dagegen wird dieſe Unreinigkeit, welche gemeiniglich aus Glätte beſteht, in den Schmelzhütten Silberſchlacken, und wenn ſie erkaltet iſt, Silberſtein genannt; ſ. dieſen Artikel.

Silberſcheere, beim Gold- und Silberarbeiter, eine Scheere, die ſtarke ſpitzige Schneiden und gekrümmte Griffe hat, womit dünnes Silberblech geſchnitten wird.

Silberſcheibe, Silber, in Geſtalt einer Scheibe.

Silberſcheuerung, Silber zu ſcheuern; ſ. oben, unter Silber.

Silberſchimmel, ein ſilberfarbenes Pferd, ein ſilberfarbener Schimmel, zum Unterſchiede von einem

Digitized by Google

Schwarzſchimmel, Rothſchimmel, Honigſchimmel, Hechtſchimmel ꝛc.; ſ. unter Pferd; Th. 110, und unter Schimmel.

Silberſchlacken, diejenigen Schlacken, welche beim Treiben des Silbers oben abgezogen werden; ſ. Silberſchaum und Silberſtein.

Silberſchlageloth, beim Metallarbeiter, ein Schlageloth, womit die beim Gebrauche im gemeinen Leben oft im Feuer gebrauchten Geſchirre gelöthet werden, z. B. die Röhren an den Theekannen. Es wird aus 1 Loth feines Silber und ½ Loth Meſſing zuſammengeſchmolzen; ſ. unter Schlagloth.

Silberſchlagen, ſ. unter Goldſchläger, Th. 19.

Silberſchläger, ſ. daſelbſt.

Silberſchlamm, ſ. oben, unter Silber.

Silberſchlange, ſ. unter Schlange, Th. 145.

Silberſchleimſalz, ſ. oben, unter Silber, ſchleimſaures Silber, S. 128.

Silberſchmelzer, Leute, welche vom Silberſchmelzen Profeſſion machen oder das Silberſchmelzen ausüben. Schon im Jahre 1383 gab es dieſe Profeſſion in Nürnberg.

Silberſchmidt, ſ. oben, unter Silberarbeiter.

Silberſchnecke, eine Benennung des Rieſenohrs.

Silberſchnelloth, ſ. unter Löthen, Th. 80, S. 745.

Silberſchnitt, an Büchern, bei dem Buchbinder, die verſilberte Außenſeite der Materie des Einbandes, alſo des Buches ſelbſt, auf den dreien Seiten, oben, unten und vorne.

Silberſchock, ſ. Silbergroſchen.

Silberſchreiber, an den Höfen ein Bedienter bei der Silberkammer, welcher die Verzeichniſſe des Silbergeſchirres in ſeiner Verwahrung hat, und über die dabei vorfallenden Ausgaben die Rechnung führt; ſ. oben, unter Silberkammer.

Digitized by Google

Silberſchuppe, Phalaena Lediana, eine Art Nachtfalter.

Silberſchwärze, im Bergbaue, ein ſchwarzer ſilberhaltiger Staub, welcher aus einem verwitterten weißgüldenen Erze entſteht und auch ruſſiges Silbererz genannt wird.

Silber-Service, ein zuſammengehöriges Tafelgeräth von Silber, als ein Ganzes betrachtet.

Silberſolution, eine Auflöſung des Silbers in Scheidewaſſer. Auch in den Bergwerken erblickt man zuweilen eine weiße ſilberfarbene Solution, die von ſilberartigen Geſchicken oder ſilberartigen Letten herkommt und auf Silbererze und Silberbrüche zeigt, beſonders wenn die Gebirge zu Silbergeſchicke geneigt ſind.

Silberſpieß, ſ. Silbermeiſſel.

Silberſpinner, ſ. unter Draht, Th. 9, S. 473 u. f.

Silberſpinnerey, ſ. daſelbſt.

Silberſtein, eine Benennung der Glätte.

Silberſtickerey, ſ. unter Sticker.

Silberſtoff, ein Stoff oder künſtlicher Zeug, deſſen Grund aus Silberfäden beſteht, worauf Blumen von Seide mit ihren natürlichen Farben gewirkt ſind, zum Unterſchiede von dem Goldſtoffe; ſ. unter Stoff.

Silberſtreif, Silberſtrich, Papilio Paphia, ein Schmetterling, ſ. unter Tagfalter, in T. Auch eine Art Wels, Silurus Atherinoides, ſ. unter Wels, in W.

Silberſtrich, ſ. den vorhergehenden Artikel. Silberſtrich auf dem Probierſteine, ſ. oben, unter Silber.

Silberſtück, eine Benennung einer Conchylie; die Achatdattel. — Auch ein Stück unverarbeitetes Silber. Man nennt auch den Silberſtoff oft im gemeinen Leben Silberſtück; man ſagt daher, ein Kleid von Silberſtück, ſtatt von Silberſtoff.

Digitized by Google

Silberſtufe, ein Stück Silbererz, ingleichen eine jede Stufe, worauf oder worin eine beträchtliche Menge Silber befindlich iſt.

Silbertalg, weißer Talg, ſ. unter Talg, in T.

Silbertalk, ſ. unter Talk, in T.

Silbertanne, Pinus abies alba, ſ. unter Kiefer, Kieferbaum, Nr. 4, Edeltanne.

Silberteig, ſ. oben, unter Silber, S. 165.

Silberthaler, eine Genueſiſche Münze, welche ſonſt den Namen Genuinen erhielt. Sie macht 7 Lire 12 Soldi, und nach Deutſchem Gelde 2 Rthlr. 2 Gr.

Silbertinktur, Tinctura Lunae, eine Arzenei, welche aus aufgelöſetem Silber beſteht, jetzt aber nicht mehr gebräuchlich iſt, alſo auch in den Apotheken nicht mehr vorkommt.

Silberton, in der dichteriſchen Schreibart, ein heller angenehmer, dem Klange des Silbers ähnlicher Ton.

Silbertreiben, im Hüttenwerke, wenn gediegene Silber in das Treiben getränkt werden, oder wenn arme Erze beim Treiben bereichert werden, welches auf folgende Weiſe geſchieht. Das Treiben muß gut in der Glätte gehen, daß man vom Auswerfen nichts zu beſorgen habe. Hat man nun viel Silber zuzuſetzen, ſo muß das Treiben auch noch groß ſeyn; beſteht das Silber in großen Stücken, ſo hält man ſolche auf einem Eiſen in den Ofen, daß es gelinde wird, und läßt es dann in das Werk gehen; iſt es aber in kleinen Stücken, ſo wird es in dünne Bleye gemacht und ſo zugeſetzt. Das Waſſer muß aber abgeſchlagen werden, damit das Gebläſe ſolcher Silber nicht vor dem Schmelzen in die Glätte treibe.

Silbertropf, Papilio Cupido, eine Schmetterlingsart, ſ. unter Tagfalter.

Silbertuch, eine Conchylie.

Silberultramarin. Man hängt Silberplatten über ein Gefäß mit ſtarkem Eſſig, worin, nach der Quan-

tität des Eſſigs, ein Drittheil Salmiak zerlaſſen worden, und ſetzt es auf einen warmen Ofen. Ehe dieſes aber geſchieht, läßt man die Silberplatten vier oder fünf Stunden lang mit Queckſilber beräuchern, oder ſo lange, bis etwas Queckſilber daran hängen bleibt; dann hängt man das Silber über den Eſſig, 14 oder 15 Tage lang. Man kann den Ultramarin wieder von der Silberglätte abſchaben und ſie dann wieder beräuchern.

Silberverwandtſchaft, ſ. oben, unter Silber.

Silbervitriol, ſ. daſelbſt.

Silberwagen, in den Sächſiſchen Erzgebirgen, ein Wagen, welcher alle vierzehn Tage von Freiberg nach Dresden geht, das Brandſilber in die Münze liefert und das daraus geprägte Gold wieder zurückfährt.

Silberwaſſer, Fr. Eau fort, Scheidewaſſer oder Salpeterſäure; ſ. Salpeterſäure, Th. 132.

Silberweinſteinſalz, ſ. oben, unter Silber, weinſteinſaures Silber, S. 128.

Silberweide, kleine, ſ. kriechende Natterweide, unter Weide.

Silberweiß, beim Seidenfärber, eine von den weißen Schattirungen, welche die Seide nach der Kochung, wenn es verlangt wird, erhält. Sie unterſcheidet ſich von dem Indianiſchen, Chineſiſchen und Zwirn- oder Milchweißen dadurch, daß die Seide einen ſtärkeren blauen Strich erhält, als die gedachten haben. In dieſer Abſicht muß der Färber in das Seifenbad dieſer Schattirung nach ſeiner geprüften Erfahrung ſchon etwas mehr blaue Indigobrühe gießen, als zu jenen Schattirungen; er muß aber auch nicht zuviel dazu thun, damit ſich das Silberweiße nicht in das Bläulichweiße, als die fünfte und ſtärkſte weiße Schattirung verwandle. Um Silberweiß auf Seide zu bringen oder ſolche damit zu färben, nehme man zu 6 Pfd. Seide 8 Loth

Digitized by Google

Alaun, 3 Loth Galläpfel, 2 Loth Salpeter und etwas Lauge, und laſſe darin das Zeug eine Stunde abſieden, nach dem Abſud in reinem Waſſer ausſpülen, anderes Waſſer in den Keſſel gießen, und dann eine Brühe von 2 Loth Braunholz, 2 Loth Kupferwaſſer und 1 Loth Indigo machen. Der Indigo muß ſehr fein zerrieben werden. Man thue nun Alles untereinander in einen Topf, laſſe es mit Potaſche ſieden, und thue hierauf von dieſer Brühe auf drei- oder viermal in den Keſſel und färbe damit. So oft man etwas von der Flotte in den Keſſel gießt, ſo oft färbt es etwas das Zeug, bis daß es vollkommen wird; denn wenn man es mit einmal hineinthun wollte, ſo würde die Seide fleckigt werden; allein je mehr und je öfterer man hineingießt, je mehr und beſſer färbt es. Man kann auch 4 Loth Galläpfel, 12 Loth Weinſtein und 12 Loth Alaun nehmen und die Seide darin abſieden; dann mit 6 Loth Braunholz, 2 Loth Strohaſche, und 4 Loth Salpeter auf eben die erwähnte Art nach und nach färben oder abmeiſtern; dann abgekühlt und gehörig geſpült. Dieſes iſt eine beſtändige Farbe.

Silberwels, ſ. unter Wels.

Silberwolke, Phalaena gemella, ein Nachtfalter.

Silberwolle, Mutilla bicolor, eine Art Bienen-Ameiſen; ſ. dieſe, im Supplement.

Silberzahn, Silberzain, beim Goldarbeiter, ein in einen Einguß gegoſſene ſchmale Stange Silber, die hernach, wenn ſie herausgenommen, durch das Schmieden und Glühen zu allerlei Arbeiten benutzt wird.

Sild, im Däniſchen, eine Benennung des Härings.

Silen, der Erzieher und Gefährte des Bacchus. Er reitet gewöhnlich im Gefolge des genannten Gottes auf einem Eſel mit ſchwerem Haupte, von Satyren und Faunen geſtützt. In den Dichtungen der Alten wird Silen als ein hohes Weſen dargeſtellt; es wird

ihm eine hohe Kenntniß göttlicher Dinge zugeſchrieben und ſelbſt ſeine Trunkenheit wurde ſinnbildlich auf den hohen Taumel, worin ſein Nachdenken über die erhabenſten Dinge ihn verſetzte, gedeutet. In Elis in Griechenland hatte derſelbe einen eigenen Tempel, wo ihm eine göttliche Ehre erzeigt wurde.

Silene, ſ. den folgenden Artikel.

Silene, Leimkraut, Silene Linn., eine Pflanzengattung, welche jetzt unter dieſem von Linné ihr gegebenen Namen in botaniſchen Werken und Garten-Schriften aufgeführt wird; Krünitz hat ſie unter Leimkraut, Th. 75, mit ihren vorzüglichſten Arten abgehandelt. Zu jener Zeit belief ſich die Anzahl der Arten dieſer Pflanzengattung ſchon auf 56, und in Dietrichs Lexicon der Gärtnerey und Botanik, 9r Bd. Berlin, 1809, S. 202 u. f., werden 81 Arten beſchrieben, alſo hat ſich die Anzahl in ungefähr fünfzehn Jahren ſchon um 25 vermehrt, und ſo iſt dieſe Zahl bis auf die neueſte Zeit bei den raſtloſen Forſchungen in den Naturwiſſenſchaften immer noch geſtiegen. In dem Linnéiſchen Syſteme ſind die Arten unter folgenden Ordnungen aufgeführt:

a) Mit einzelnen, ſeitenſtändigen Blumen (Floribus solitariis lateralibus). — b) Mit ſeitenſtändigen, dichtſtehenden Blumen (Floribus lateralibus confertis). — c) Mit Blumen, die in Theilungswinkeln des Stengels entſpringen (Floribus ex dichotomia caulis). — d) Mit Blumen, welche am Ende des Stengels und der Zweige entſpringen (Floribus terminalibus). — Die vorzüglichſten Arten hat Krünitz, wie ſchon oben angeführt worden, unter Leimkraut beſchrieben, und da einige Arten ſchöne Blumen liefern, ſo eigen ſie ſich auch zur Verſchönerung der Gärten. Was nun die Kultur dieſer Gattung betrifft, ſo laſſen ſich alle Arten dieſer Pflanzengattung ſehr leicht aus Samen ziehen, der auch in

Digitized by Google

unſern Gärten, wenn man die Pflanzen zweckmäßig behandelt, vollkommen reif wird. Den Samen von den einjährigen, in Südeuropa einheimiſchen, Silenen ſäet man an der Stelle, wo die Pflanzen bis zur Blüthe und Samenreife ſtehen bleiben ſollen, ins freie Land, wo ſich dann manche durch Samen-Ausfall ſelbſt fortpflanzen, und verlangen in dieſem Falle wenig Wartung. Die perennirenden Arten, welche auf Alpen und Gebirgen ihre natürlichen Standörter haben, kann man leicht an unſere Gartenerde gewöhnen, beſonders wenn man den Samen in Töpfe, die mit leichter Erde gefüllt ſind, ausſäet, und hernach die Pflanzen mit den Erdballen an einem etwas ſchattigen Ort in lockern Boden ſetzt. Ueberhaupt pflanzt man alle Silenen-Arten am beſten im leichten, lockern Boden und an einem beſchützten Standorte fort; diejenigen Arten, welche in wärmeren Gegenden, als unſer Deutſches Vaterland hat, wildwachſend angetroffen werden, wie z. B. auf dem Kap ꝛc. in Afrika, müſſen in froſtfreien Behältern überwintert werden.

Silentarii, bei den alten Römern, unter den Kaiſern, Leute am Hofe, welche die Aufſicht haben mußten, daß Alles ſtille zuging und kein Lärm erregt ward, wodurch der Kaiſer geſtört werden konnte. Es waren deren dreißig, die wieder in die Decurien eingetheilt waren, deren jede unter ihrem Decurione ſtand. Es waren Leute von nicht geringem Herkommen und wurden daher auch Clarissimi und Spectabiles genannt. Man brauchte ſie auch, auſſer ihrem gewöhnlichen Poſten, zu Geſandſchaften und andern dergleichen Verrichtungen. Der Kaiſer Anaſtaſius ſelbſt wurde aus ihrer Mitte gewählt.

Sileſias, eine Gattung Schleſiſcher Leinwand; ſ. unter Leinwand.

Sileſie, Façon de Silesie, ein Franzöſiſcher wollener Zeug, der bloß von der Grain d'orge unterſchieden

iſt, weil er ſowohl dem Aufzuge, als auch dem Eintrage nach, von verſchiedenen Farben gemacht wird, und weil die mehr veränderten und oft mehr verwirrten Riſſe eine andere Ordnung in dem Durchgange der Fäden, in der Zahl der Schemel, und in der Zahl der Schäfte erfordern, welches man mit einem Worte ambrevage und lumellage nennt. Der Silesie iſt derjenige gekreuzte Zeug, zu dem die allgemeinſten Materien genommen werden und der deswegen am wohlfeilſten zu ſtehen kommt. — Die Silesie oder das brennende Herz hat folgende Rüſtung des Stuhls 16 Schemel und 10 Schäfte. Die Fäden gehen wie bei der Silesie mit gebrochenem Stabe. Man tritt 1, 2, 3, 4, ꝛc. bis auf 16. Man kommt durch 15, 14 ꝛc. bis zum erſten wieder. Die Schäfte heben 1, 2, 5, 6, 8, 9: 1, 2, 4, 7, 10: 1, 2, 3, 6, 9, 10: 1, 2, 5, 8, 9, 10: 4, 7, 8, 9: 3, 6, 7, 8, 9: 2, 5, 6, 7, 8: 1, 4, 5, 6, 7: 2, 3, 5, 6, 9, 10: 1, 4, 7, 9, 10: 1, 2, 5, 8, 9 10: 1, 2, 3, 6, 9, 10: 2, 3, 4, 7: 2, 3, 4, 5, 8: 3, 4, 5, 6, 9: 4, 5, 6, 7, 10 in die Höhe. Drei Fäden gehen durch jeden Zahn des Kammes. — Die Silesie mit gebrochenem Stabe hat folgende Rüſtung des Stuhls. Man hat 10 Schemel und 10 Schäfte. Die Fäden gehen in denſelben wie bei dem geſtreiften Zickzack. Man tritt auf eben die Art, wie bei der Silesie in A V, und man kann die ſogenannten Rebhühneraugen mit der nämlichen Veränderung machen. Der Riß iſt hier viel größer, und es bildet ſich ein kleiner Knoten, der ſich bei dem Silesie in A V nicht findet. Die Schäfte heben 4, 5, 6, 10: 3, 4, 5, 9: 2, 3, 4, 8: 1, 2, 9, 7: 1, 2, 6, 10: 1, 5, 9, 10: 4, 8, 9, 10: 3, 7, 8, 9: 2, 6, 7, 8: 1, 5, 6, 7 in die Höhe. Vier Fäden gehen durch jeden Zahn des Kammes. — Die Silesie in A V oder Zickzack, hat folgende Stuhlrüſtung. 8 Schemel und 8 Schäfte. Die Fäden

Digitized by Google

gehen in denſelben, wie bei dem geſtreiſten Zickzack. Man tritt nur mit einem Fuße 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, und fängt dann mit 1 wieder an. Die Schäfte heben 3, 4, 5, 8: 2, 3, 4, 7: 1, 2, 3, 6: 1, 2, 5, 8: 1, 4, 7, 8: 3, 6, 7, 8: 2, 5, 6, 7: 1, 4, 5, 6: in die Höhe. Vier Fäden gehen durch jeden Zahn des Kammes. Will man die ſogenannten Rebhühneraugen, Yeux de perdrix, machen, ſo darf man nur von dem achten auf den ſiebenten, dann von dem ſechſten, fünften Schemel ꝛc. gehen.

Silge, Selinum L., eine Pflanzengattung, welche in die zweite Ordnung der fünften Klaſſe (Pentandria Digynia) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems gehört, aber keine Anwendung, ſo wohl in der Oekonomie, als auch in der Technologie findet. Die Pflanze hat fünf Staubfäden und zwei Staubwege, eingekerbte Blätter, und in der äußern Geſtalt viele Aehnlichkeit mit der Peterſilie. Linné führt in ſeiner Species Plantarum davon vier Arten an, als die Wald-, Sumpf-, kümmelblättrige und Laſerkrautförmige Silge, Selinum sylvestre, palustre, carnifolia und Monnieri, die ſowohl in Deutſchland, als auch in Frankreich zu Hauſe gehören. Da ſie, wie ſchon oben angeführt worden, keinen beſondern Nutzen gewähren, man ſie auch nicht in den Gärten zieht, ſo muß die nähere Beſchreibung derſelben hier übergangen werden.

Silges, ein weißer Wein aus Catalonien, der zwiſchen Tarrogona und Barcellona wächſt.

Silhouette, ſ. Schattenriß, Th. 140.

Silicernium, war bei den Römern die Mahlzeit, welche bei der Leichenbeſtattung eines Verſtorbenen den Manen der Todten auf das Grab geſetzt ward. Indem man in dem Wahne ſtand, daß die Seelen nach dem Hintritte ihrer Leiber auch noch Speiſe und Trank zu ſich nehmen. Es wurde nicht nur als ein

Digitized by Google

Verbrechen betrachtet, wenn Jemand von dergleichen Speiſen und Getränke, welche als Opfer gebracht wurden, etwas genoß, ſondern man glaubte auch, daß ein ſolcher ſich ſehr dadurch verunreinige. Eine andere Art Mahlzeit war diejenige, welche gute Freunde bei dem Grabe des Verſtorbenen hielten; ja dergleichen Gelage arteten manchmal in eine wahre Freſſerei aus.

Silicula, Schötchen, ein trockner Samenbehälter, der aus zwei Klappen (valvulae) beſteht. Dieſe Klappen bilden auswendig, da, wo ſie miteinander in Verbindung ſtehen, zwei Nähte; inwendig ſind ſie mit einer häutigen Scheidewand (dissepimentum) verſehen, die ſich von einer dieſer Nähte bis zur andern erſtreckt, und gleichſam den Samenbehälter in zwei Fächer abtheilt. An dieſer Scheidewand ſind die Samen befeſtiget, z. B. Lunaria, Thlaspi, Lepidium, Draba, Biscutella etc.

Siliculosa, die erſte Ordnung der 15ten Klaſſe im Linnēiſchen Pflanzenſyſteme. Die Schötchen ſind meiſtentheils rundlich, flach, und mit einem oft bleibenden Griffel gekrönt.

Siliqua, Schale, ein Samenbehälter, welcher gleichfalls aus zwei Klappen beſteht, die äuſſerlich zwei Nähte bilden und inwendig mit einer Scheidewand verſehen ſind, an welcher ſich die Samen befinden. Die Geſtalt der Schale iſt länglich, oft ſehr lang, wie z. B. Brassica, Cleome, Erysimum, Chelidonium etc.

Bei den Römern war Siliqua ein Gewicht, welches den 18ten Theil einer Drachme und den 3ten Theil eines Obols ausmachte, alſo 4 Gran war. Es war aber auch eine Münze, welche nach unſerm Gelde ungefähr 2 Pfennige betrug.

Siliqua dulcis, ſ. Johannisbrod.

Siliquaticum, bei den Römern ein Zoll, der von jeder Waare gegeben werden mußte. Ein Käufer

Digitized by Google

und Verkäufer mußte von einem Aureo einen halben Siliquam oder 1 Pfennig unſeres Geldes abtragen. Theodoſius und Valentinian führten ihn ein, da das Aerarium ganz erſchöpft war. Die Einnehmer dieſes Zolles hießen Siliquarii.

Siliquosa, die 2te Ordnung der 15ten Klaſſe des Linnëiſchen Pflanzenſyſtems. Die Fruchtknoten bilden lange Schoten, die eine feſtſitzende Narbe tragen.

Sill, eine Art Strömlinge.

Sillbleket, die Benennung einer beſonderen Art Nebel.

Sille, beim Vogelſteller, ein ins Dreieck zuſammengeſchlungenes ſtarkes Bändchen oder ein feiner Riemen von einer Neſtel, daran ein kleiner Ring von Eiſen- oder Meſſingdraht mit eingeſchlungen iſt, und woran ein Vogel auf dem Herde angefillet wird. — Im Frieſiſchen heißt ſo eine jede Waſſerleitung, eine Abwäſſerung, einen Graben, um das Waſſer los zu werden. — Im Bergwerke benennt man die Sielen mit dieſem Namen.

Sillery, ein Champagner-Wein von der erſten Klaſſe, ſ. unter Champagner.

Silli, eine Art Gedichte, Satyren, worin Jemand auf eine beiſſende Art mitgenommen wird. Sie ſollen ihren Urſprung von dem Gezänk des Therſitus mit dem Ulyſſes beim Homer haben. Timon und Xenophanes haben ſich in dieſen Gedichten ausgezeichnet.

Sillinger, ein Name der Sardellen und auch des Goldfiſches.

Sillon, in der Kriegsbaukunſt, eine Bruſtwehr, unten an dem Graben einer Feſtung, woraus man denſelben beſtreichen kann.

Silouette oder Silhouette, ein ausländiſcher Zeug, deſſen Kette Baumwollenes Garn, der Eintrag aber Leinen iſt. Man webt ihn Taffentartig. Er hält einen halben Stab, auch wohl $\frac{5}{8}$ in der Breite. Man ver-

Digitized by Google

fertigt ihn vorzüglich zu Dornik in Flandern und zu Rouen in der Normandie.

Silphie, Silphium. Linn., eine Pflanzengattung, welche in die 4te Ordnung der 19ten Klaſſe (Syngenesia Polygamia Necessaria) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems gehört und folgenden Gattungskarakter hat: Der Fruchtboden iſt mit Spreublättchen beſetzt, die Samenkörner gerändert-zweihörnig, der gemeinſchaftliche Kelch ſparrig.

1) Verwachſene Sylphie, Sylphium connatum Linn. Engl. Round-stalked Silphium. Dieſe perennirende Pflanze wird in Nord-Amerika wildwachſend angetroffen und kommt daher auch in unſerem Boden gut fort. Die Wurzel treibt aufrechte, einfache, rauhe, 3—5 Fuß hohe Stengel, die zuweilen an der Baſis undeutlich viereckig und ungefähr 1 Zoll im Durchmeſſer dick ſind. Die Blätter ſtehen einander gegenüber, ſind ungeſtielt, eyrund-länglich, ſägezähnig, ſchief, am Grunde verwachſen und den Stengel umfaſſend. Die Wurzelblätter ſind geſtielt, eyförmig und gezähnt. Die Blumen ſind gelb, am Ende des Stengels riſpenartig vertheilt, die Blumenſtiele ſind zweitheilig und einblümig. Die Kelchſchuppen ſind eyförmig, glatt, an der Spitze flach und zurückgeſchlagen. Die Blüthezeit iſt vom July bis October.

2) Schlitzblätterige Silphie, Silphium laciniatum, foliis alternis pinnato sinuatis Linn. Spec. plant. Tom. 2, p. 1301. Engl. Jagged-leav'd Silphium. Dieſe in Nord-Amerika, vorzüglich am Miſſiſippi, wild wachſende Pflanze, welche vom July bis September blüht, perennirt auch in unſeren Gärten. Sie hat einen aufrechten, einfachen, runden, ungefähr 1 Zoll im Durchmeſſer dicken, unten glatten, oben warzigen, mit weißen abſtehenden Borſten beſetzten 6—9 Fuß und darüber hohen Stengel, und wechſelsweiſe ſtehende Blätter, die ungefähr

2 Fuß lang und 1 Fuß breit, ſcharf, fadenförmig eingeſchnitten, die Einſchnitte faſt herzförmig, langgeſpitzt, die an beiden Seiten mit 4—5 abſtehenden, ſchmalen, gezähnten Läppchen verſehen ſind. Die Blumen ſind gelb und geſtielt. Der Kelch beſteht aus zehn ziemlich großen, an der Spitze pfriemenförmig ſtehenden Schuppen, der Strahl ſoll meiſtentheils dreißig zungenförmige Blümchen, die ſo lang, als die Kelchſchuppen ſind, und ovale, geränderte, an der ausgeſchnittenen Spitze mit zwei kleinen Grannen verſehene Samen hinterlaſſen. Die Fruchtknoten der unfruchtbaren Zwitterblümchen ſind auf der Scheibe ſäulenförmig und viereckig.

3) Durchwachſene Silphie, hohe Silphie mit viereckigem Stengel, **Silphium perfoliatum, foliis oppositis deltoidibus petiolatis perfoliatis. Linn. Spec. plant., Tom. II., p. 1301.** Engl. **Square stalked Silphium.** Der Stengel dieſer Pflanze iſt aufrecht, 6—8 Fuß hoch, durchaus viereckig, eben, ungefähr 1 Zoll im Durchmeſſer dick, die an der Wurzel und an dem untern Theile des Stengels ſtehenden Blätter ſind eyförmig, ziemlich groß, ungleich gezähnt, geſtielt, die obern am Blattſtiele herablaufend, an der Baſis verwachſen, deltaförmig, die oberſten ungeſtielt, am Grunde zuſammengewachſen, den Stengel ſcheidenartig umfaſſend. Die Blumenſtiele entſpringen am Ende des Stengels in den oberen Blattwinkeln, und jeder trägt eine gelbe Strahlenblume mit glatten Kelchſchuppen. Dieſe in unſern Gärten ziemlich gemeine, in Nord-Amerika einheimiſch gewordene Pflanze, blüht vom July bis September, und wird wegen der hohen Stengel und gelben Blumen zur Verſchönerung der Naturgärten benutzt.

4) Sternblumenartige Silphie, **Silphium Astericus, foliis indivisis sessilibus oppositis**

Digitized by Google

inferioribus alternis. Linn. Spec. plant. Tom. II., p. 1302. Engl. Hairy-stalked Silphium. Der Stengel dieſer Pflanze iſt aufrecht, 2—3 Fuß hoch, cylindriſch und mit kurzen, ſteifen Haaren beſetzt. Die untern Blätter ſtehen wechſelsweiſe, die obern einander gegenüber ſtehenden ſind ungeſtielt, länglich-lanzettförmig, ungetheilt, wie die Blumenſtiele mit Borſtenhaaren bekleidet. Die Blättchen des gemeinſchaftlichen Kelches ſind gefranzt, die zungenförmigen Strahlenblümchen gelb, die Scheidenblümchen purpurroth, wohlriechend. Dieſe Art, welche in Virginien wildwachſend angetroffen wird, perennirt in unſern Gärten im Freien und blüht vom July bis September.

5) Rothſtenglige Silphie, Silphium atropurpureum, Retz in Hoffm. phyſ. Blättern; Engl. Red-stalked Silphium. Die Wurzel dieſer in Nord-Amerika wildwachſenden Pflanze iſt perennirend, der Stengel ungefähr 4 Fuß hoch, cylindriſch, glatt und ſchwarzpurpurroth. Die unterſten Blätter ſtehen wechſelsweiſe zu drei, die mittleren zu vier beiſammen um den Stengel, die ganz oberſten zerſtreut; ſie ſind lanzettförmig, ſcharf gezähnelt, am Stiele gefranzt, und auf der Unterfläche mit dunkelrothen Rippen verſehen. Die Blumen ſind kurz geſtielt und in zweitheilige Rippen geordnet.

6) Dreiblättrige Silphie, Silphium trifoliatum, foliis ternis. Roy lugdb. p. 181. Chrysantemum virginianum. Moris. hist. 3. ſect. 6. t. 3. f. 68. Engl. Three leav'd Silphium. Der Stengel dieſer Pflanze iſt aufrecht, ſechseckig, glatt, 4—6 Fuß und darüber hoch. Die Blätter ſtehen zu dreien quirlförmig um den Stengel, die untern auf Stielen, welche am Grunde den Stengel umfaſſen, die obern ſitzen feſt. Die unterſten und oberſten Blätter ſind lanzettförmig, die mittleren ey-lanzettförmig, alle gezähnt-geſägt und ſcharf.

Die Blumen bilden dreitheilige Riſpen. Man findet dieſe Art in Virginien und Karolina an Bergen; ſie blüht von July bis October und perennirt in unſern Gärten im Freien.

Auſſer den hier angeführten Silphien-Arten, giebt es noch mehrere, die aber hier übergangen werden müſſen; ſie ſind ſämmtlich in Nord-Amerika zu Hauſe, und da die meiſten ſehr zierliche und große Strahlenblumen, die ſich vom July bis zum Herbſte entwickeln, beſitzen, ſo werden dieſe in unſeren Gärten zur Zierde der Rabatten gezogen, in welcher ſie faſt in jedem Erdreiche gedeihen, am beſten in gut bearbeitetem Mittelboden. Sie laſſen ſich leicht durch Samen und durch Zertheilung der ältern Pflanzen vermehren.

Dietrich's Lexicon der Gärtnerey und Botanik, 9r Bd., S. 239 u. f.

Silurus, ſ. unter Wels.

Silveret, ein Franzöſiſcher Zeug, der hier und da in Frankreich, beſonders zu Brive la Gaillarde gewebt wird. Er iſt geköpert, die Kette von Seide, der Einſchlag aber von Wolle, oben Baumwolle. Man gebrauchte ihn ehemals zu Mannskleidern. Er hält 21 Franz. Zoll in der Breite.

Silveſter-Indigo, in Nord-Amerika, die ſchlechteſte Sorte Indigo von Karolina; ſ. unter Indigo, Th. 29, S. 552, 569.

Sima, nach dem Vitruv, in der Baukunſt das weſentliche Glied des Karniſſes, welches von Goldmann der Rinnleiſten benannt wird; jetzt aber von den Architekten den Namen Karniß führt, ſ. Karniß, Th. 34, S. 751. Wenn dieſes Glied zuweilen in dem Fuß, und Schaftgeſimſe und daher verkehrt gebraucht wird, ſo heißt es, nach Goldmann die Sturzrinne.

Simatrona, ſ. unter Vanille, in V.

Simaruba, ſ. den folgeden Artikel.

Digitized by Google

Simaruba, Simarube, Simarubabaum, Simarube-Quaſſie, Quassia Simaruba; Burſera gummifera; ſ. unter Quaſſie, Th. 119, S. 342 u. f.

Simarubabaum, ſ. den vorhergehenden Art.

Simarubaholz, ſ. Th. 119, unter Quaſſie.

Simaruba-Quaſſie, ſ. oben, Simaruba.

Simaruba-Rinde, ſ. unter Quaſſie, Th. 119, S. 343.

Similargent, ein zuſammengeſetztes Metall, welches wie Silber ausſieht, daher es auch den Franzöſiſchen Namen erhalten hat. Man verfertiget davon allerhand Geſchirre. Boſſand in Paris hat eine Vermiſchung erfunden, welche eine gute Politur annimmt und nicht ſpröde, ſondern biegſam iſt, und von welchem Metalle man Meſſer, Gabeln, Löffel und Leuchter hat. Dergleichen Zuſammenſetzungen beſtehen aus Kupfer, Zink und Silber, oder aus Glockenmetall mit Wismuth oder Silber verſetzt, oder auch mit $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{6}$ Arſenik verſetztes Glockenmetall ꝛc.; ſ. oben, unter Silber.

Similor, Semid'or, ſ. dieſen Artikel, Th. 153, S. 174.

Simmer, Simri, ein nur im ſüdlichen Deutſchland übliches Maaß trockner Dinge, beſonders des Getreides, welches aber nicht überall gleich iſt. In der Pfalz und in Franken hält ein Simmer 2 Metzen, 4 Sechter oder 16 Geſcheid, 4 Simmer machen daſelbſt ein Malter oder Achtel. Im Wirtembergiſchen hält 1 Simmer oder Simri 4 Vierlinge oder Unzen, und acht Simmer machen daſelbſt einen Scheffel. Es ſcheint urſprünglich ein Gefäß, einen hohlen Raum zu bezeichnen, und mit Zimmer eines Geſchlechts zu ſeyn; ſ. auch 4. Saum, welches auch als ein Maaß flüſſiger Dinge gebraucht wird. In den Süd-Deut-

Digitized by Google

ſchen Provinzen kommt es in allen drei Geſchlechtern vor. Das ungewiſſe ſoll aber das gangbarſte ſeyn.

Simonie, in dem kirchlichen Rechte, ein Verbrechen, indem man geiſtliche Aemter durch Gaben oder Geſchenke an ſich zu bringen ſucht. Dieſe Benennung ſoll von Simone dem Zauberer, Apoſt 8, entlehnt ſeyn, der die Gaben des heiligen Geiſtes mit Geld erkaufen wollte.

Simeonskraut, ſ. Alcea, Th. 1, S. 486.

Simpel, aus dem Franzöſiſchen Simple oder dem Lateiniſchen Simplex, ein Wort, welches nur im gewöhnlichen oder gemeinen Leben üblich iſt, und ſowohl einfach, ungekünſtelt, als auch einfältig bedeutet. Ein ſimples Kleid, ohne Treſſen und andere Verzierungen. Ein ſimpler Menſch, ein einfältiger, welcher nur mit geringen Geiſtesgaben ausgeſtattet worden.

Simplicien, Simplicia, Fr. Simples, in den Apotheken, oder in der Pharmacie einfache Mittel, die noch nicht mit andern ähnlichen zum Gebrauche vermiſcht worden, ſondern noch in ihrer Natürlichkeit ohne weitere Zubereitung beſtehen.

Simplum, ehemals in dem Nieder-Rheiniſchen Kreiſe, eine einfache Lieferung der Landesfürſtlichen Steuern.

Simri, ſ. Simmer.

Sims, ſ. Geſims, Th. 17, S. 559 u. f. Man verſteht überhaupt unter Sims, einen ſich in die Länge erſtreckenden und zugleich hervorragenden Theil eines Dinges, wofür jedoch Geſims üblicher iſt. So wird in den gemeinen Bürger- und Bauerſtuben ein Brett, welches in der Höhe um die Stube herumgeht, etwas darauf zu legen, das Sims oder Geſims genannt. In engerer oder gewöhnlicherer Bedeutung iſt der Sims, noch mehr aber das Geſims ein zierlicher hervorſtehender Rand, welcher den obern Theil der Säulenordnung ausmacht; ſ. Geſims.

Digitized by Google

Simshobel, beim Zimmermann, ſ. Orthobel, Th. 24, S. 37.

Simskachel, beim Töpfer, Kacheln, die zu den Geſimſen der Stubenöfen gebraucht werden; ſie haben eine runde, auch nur halbgebogene Geſtalt und ſind mit Stäbchen und Platten nach den Regeln der Baukunſt verſehen. Das Blatt dieſer Kacheln muß aus zwei Theilen zuſammengeſetzt werden. Jeder Theil wird in der dazu beſtimmten Form gebildet; jeder wird in der Zuſammenfügung an einem Triangel der Ecklade ſchräg abgeſchnitten und dann werden beide Theile mit Thon zuſammengeſetzt. Der Rumpf erhält die Bildung wie bei den andern Kacheln, und wird eben ſo angeſetzt; ſ. unter Ofen, Th. 104.

Simſon, der Name eines Käfers.

Simsſtein, Simsſteine, Geſimsſtein, zierlich geformte oder gehauene Steine, Simſe damit zuſammenzuſetzen.

Sina, Sinaſeide, eine Gattung Sineſiſcher Seide, die vorzüglich zur Gage gebraucht wird. Sie iſt weiß und von ſehr feiner Natur. Dieſe Seide wird von den Holländiſchen und Engliſchen Handelsgeſellſchaften in Menge zum Verkauf gebracht. Sie beſteht aus verſchiedenen Sorten, z. B. ſogenannter Nanquinſeide, Tannyſeide und Extraſorte; die Letztere heißt bei den Franzoſen Avantagée und gilt 30 bis 40 Sols das Pfund mehr, als die gemeine.

Sinam, ſ. Sinau.

Sinaopel, ſ. Zinnopel.

Sinaapfel, ſ. Apfelſine.

Sinaſeide, ſ. unter Sina.

Sinau, ſ. Sinnau.

Sinauvogel, der Alchemiſt, Phalaena Alchemillata, ein Nachtfalter.

Sinchirin, eine Art kleiner Wurfſpieße, deren ſich die Jaloffen in Nigritien bedienen, und welche ſie mit

einem Stricke, der in der Mitte feſt gebunden iſt, darein ſie die Finger ſtecken, überaus gerade und mit großer Geſchwindigkeit zu werfen pflegen.

Sineſiſch, Alles, was uns aus China oder Sina zugeführt und nicht zugeführt, ſondern nur nachgeahmt wird, und das dieſem Lande eigenthümlich, entweder als Produkt der Natur oder der Kunſt, angehört, als: Chineſiſcher Kampherbaum, Chineſiſches Bier, Chineſiſcher Firniß oder Lack, Chineſiſches Papier, Chineſiſche Pomeranze, Chineſiſches Porzellan, Chineſiſcher Thee, Chineſiſche Tinte ꝛc. ꝛc.; ſ. Th. 8, S. 68 u. f.

Sineſiſcher Kangam, ein grober dünngewebter Zeug von Baumwolle, den die Sineſen in verſchiedenen Gegenden von Oſtindien abſetzen. Er iſt 19 Engliſche Zoll breit und 6 Yards lang, und wird an einigen Orten in walzenförmig gerollten Bündeln, die verſiegelt ſind, und 24 Stück enthalten, zu Markte gebracht, welche man in der Landesſprache Gandange heißt.

Sineſiſcher Thon, Argilla Chinensis, Fr. Terre rouge de Montmartre. Dieſe Thonart findet man um Montmartre bei Paris und in Sina oder China auf Hügeln. Sie iſt nur mager, dabei eiſenſchüſſig, und hat einen Fuchs- oder hochrothen Grund, viele blaſſe, gelbliche Flecken, und iſt ſtrengflüſſiger, als anderer eiſenhaltiger Thon. Im Feuer verwandelt er ſich in eine ſchwarze oder ſtahlgraue Maſſe. Man kann Ziegel daraus brennen, und in China ſäet man Reis und andere Produkte darein.

Singebar, Bei- und Nebenwort, was geſungen werden kann, oder was ſich leicht mit Anmuth ſingen läßt; daher ein ſingbares Stück, eine ſingebare Arie.

Singebaß, in der Muſik, der Baß, in ſo fern er geſungen wird, und die Noten, nach welchen derſelbe geſungen wird. Die ſingenden Bäſſe ſind in viel-

Digitized by Google

ſtimmigen Sachen überaus ſchwer; denn weil der Baß, um die Fehler gegen die Harmonie zu vermeiden, meiſtentheils ſteigen muß, wenn die obern Stimmen fallen, und ſo auch umgekehrt, ſo kann man ſehr leicht gegen den Ausdruck anſtoßen. Von zwei Menſchen, die einerlei Empfindung ausdrücken, muß der eine die Stimme erheben, wenn der andere ſie ſinken läßt. Daher iſt ein guter Geſangsbaß oder ſingender Baß immer für ein Meiſterſtück zu halten; ſ. auch unter Sänger, Sänger (Baß-), Th. 136, S. 377.

Singechor, ein Chor ſingender Perſonen, ein Chor Sänger, ſ. unter Sänger, Th. 136, S. 368 u. f. Hier noch Einiges über die Singechöre zur Ergänzung jenes Artikels, von dem Herrn Muſikdirektor Dr. Forkel in Göttingen, aus ſeiner Abhandlung: Etwas über die Singechöre an den Lateiniſchen Schulen Deutſcher Städte.

Der Herr Verfaſſer beklagt ſich am Eingange ſeiner Abhandlung über die Theilnahmloſigkeit der Deutſchen an dieſen ſo wohlthätigen Singe-Inſtituten. Man hat derſelben jetzt weniger, als in vorigen Zeiten, weil viele dieſer Chöre, ſelbſt in großen und reichen Städten aus Mangel an hinlänglicher Unterhaltung wieder eingegangen ſind. Der Verfall, worin man ſie in einigen Orten hat gerathen laſſen, hat ebenfalls das ſeinige zu ihrer Verminderung beigetragen. Die Abſicht ihrer Errichtung war vortrefflich und der Nutzen derſelben mehrere Jahrhunderte hindurch, ſowohl für die Kirchenmuſik, als auch für die wiſſenſchaftliche Bildung und das Fortkommen junger Leute, die nicht reich genug waren, auf eigene Koſten ſich den nöthigen Schulunterricht zu verſchaffen, unverkennbar. Durch Hülfe dieſer Singechöre ſind von den Zeiten der Reformation an Männer in großer Anzahl gebildet worden, die dem Staate und der Kirche auf mancherlei Weiſe Ehre gemacht haben, und die ſich ohne eine ſo wohlthätige Einrichtung wohl

nie aus ihrer Armuth zu Kenntniſſen, Ehren und Würden empor gehoben haben würden. Selbſt Luther benutzte in ſeiner Jugend eine ſolche Anſtalt zu Eiſenach, deren wohlthätigen Einfluß er in der Folge ſeines Lebens nie vergaß. In ſeinen Schriften ſagt er irgend wo: „Verachte mir einen ſolchen Geſellen nicht, ich bin auch ein ſolcher geweſen. Das ſind die rechten, die in geflickten Mänteln und Schuhen gehen, und das liebe Brod vor den Thüren ſammeln, das werden oft die beſten, gelehrteſten und vornehmſten Leute. O, verzagt nicht ihr guten Geſellen, die ihr jetzt in die Currende geht, andern famulirt, und mit im Chor ſeid: manchem unter euch iſt ein Glück beſcheert, dahin ihr jetzt nicht gedenkt; allein ſeid fromm und fleißig.“ Da es in den proteſtantiſchen Ländern wenig Städte giebt, deren Kirchen reich genug ſind, um ſich ihre Sänger auf eigene Koſten zu halten, ſo war die Errichtung ſolcher Singechöre in der Art und Weiſe, wie ſie an den meiſten Orten noch beſtehen oder beſtanden haben, das wohlfeilſte Mittel, Kirchenſänger zu erhalten. Einige Stiftungen ausgenommen, die ſich noch an wenigen Orten für ſie finden, haben ſie im Staate im Ganzen nichts zu genießen. Sie unterhalten ſich von der Wohlthätigkeit einzelner Bürger, die entweder an ihrem Singen auf der Straße ein Vergnügen finden, oder ihre Dienſte beachten, welche ſie der Kirche durch ihren Geſang leiſten, wenn nicht auch die menſchenfreundliche Geſinnung hinzu kömmt, junge Leute durch dieſe Beiſteuer in den Wiſſenſchaften fort zu helfen; doch dieſes Letztere findet wohl weniger eine Betrachtung. In den früheren Zeiten waren die Arten, wie ſich dieſe Chöre unterhalten, mannigfaltiger, als in den jetzigen. Der Eifer für Kirchen und Schulweſen, ſo wie überhaupt für Wohlthätigkeit und für Beförderung alles deſſen, was man für gut und der Beförderung werth hielt, war ſo groß, daß wohlhabende Bürger anſehnlicher Städte nicht nur keine Bedenklichkeiten hatten, ſolchen Chorſchülern wöchentliche Freitiſche in ihren Häuſern zu geben, ſondern ſich ſogar beeiferten, in dieſer Art von Wohlthätigkeit einander zuvor zu thun. Selbſt Privatperſonen, deren häusliche Einrichtung nicht verſtattete, die Schüler ſelbſt an ihren Tiſch zu nehmen, entzogen ſich darum der Ausübung

einer ſo nützlichen Wohlthätigkeit nicht, ſondern gaben den Schülern wöchentlich ein beſtimmtes Tiſchgeld, um ſich dafür anderwärts zu beköſtigen. Die Kaſſe des ſogenannten Chorgeldes, welches für das Singen vor den Häuſern der Bürger bezahlt und vierteljährig unter die Schülern vertheilt wurde, verminderte ſich nicht dadurch, denn jeder Bürger, der einen Tiſch gab, ließ auch ſingen, und bezahlte dafür beſonders. Dieſe Wohlthätigkeit von der einen und dieſe Art und Weiſe des Fortkommens von der andern Seite, iſt nicht bloß für die wiſſenſchaftliche Bildung, ſondern auch für die Humanität von außerordentlichem Nutzen; denn der Bürger ſieht einen ſolchen Schüler als ſeinen Hausgenoſſen an; nimmt faſt väterlichen Antheil an allem, was ihm in ſeinem künftigen Leben hindurch Gutes oder Böſes wiederfährt, freut ſich inniglich, wenn er zu Amt, Brod und Ehren kommt, und darf ſich den erhebenden Gedanken denken, er habe zum Glück dieſes Menſchen auch ſeinen Theil beigetragen. Der Schüler auf der andern Seite wird mit verſchiedenen Menſchenklaſſen genauer bekannt, als er es unter andern Umſtänden werden könnte, lernt die gerade, ſchlichte, menſchenfreundliche Denkungsart und Handlungsweiſe derſelben kennen und ſchätzen, wird zum lebhaften Dankgefühle für ſo uneigennützige Unterſtützung bewirkt, trägt dergleichen Gefühle in ein ſpäteres Leben auf ſeine Nachkommen über, und thut wieder an andern, was an ihm geſchah. Auf dieſe Weiſe erzeugen ſich die ſchönſten Tugenden, die menſchenfreundlichſten Geſinnungen auf beiden Seiten, und ſo bilden ſich die beſten Menſchen. Wer nie Wohlthätigkeit und Unterſtützung bedurfte oder genoſſen hat, wird manche ſchöne Herzenseigenſchaft kaum kennen lernen und wird vielleicht nie auf eine gute und nützliche Art wohlthätig werden; eben ſo wird ſeine Menſchenkenntniß nie einen ſolchen hohen Grad erreichen; denn die wahre Rechtſchaffenheit, der gerade Sinn, die Treuherzigkeit und das allgemeine Wohlwollen für alle ſeine Nebengeſchöpfe, und ähnliche Tugenden des nützlichen, aber nicht glänzenden Bürgers werden ihm vielleicht auf immer verborgen bleiben, bloß weil er nie Gelegenheit gehabt hat, dieſe achtungswürdige Eigenſchaften in der Nähe kennen zu lernen.

Zu den Vortheilen ſolcher Singechöre kam in frühern Zeiten noch ein anderer, deſſen ſich wohlhabende Bürger häufig und ſehr gern bedienten. Man nahm nämlich ſolche Choriſten ins Haus, gab ihnen freie Wohnung, freien Tiſch ꝛc., wofür ſie die Kinder des Hauſes unter ihrer Aufſicht in die Schule und wieder nach Hauſe führen; dann das in der Schule Gehörte mit ihnen repetiren und ſo überall zu guter Ordnung anhalten mußten; eine ſolche Stelle wurde Hoſpitium genannt. Die Chorſchüler konnten ſich hierdurch ungemein nützlich machen, und man hat auch Zeugniſſe, daß ſie es wirklich gethan haben; auch ſoll, ſo lange dieſe Hoſpitia dauerten, die gute Zucht und Ordnung in den Schulen ſehr befördert worden ſeyn. Der große Nutzen dieſer Singechöre kann daher nicht in Zweifel gezogen werden; denn ohne dieſelben muß in den meiſten Städten die Kirchenmuſik ganz eingehen. Das Studium der Kirchenmuſik iſt im Verfall gerathen, von dem ſie die eigentlichen Pflanzſchulen ſind, in welchen ſeit undenklichen Jahren nicht nur alle Cantoren und andere Kirchenſänger, ſondern auch ſogar größtentheils die Kapellſänger an großen Höfen gezogen worden ſind. Ohne ſie würde ſogar der Choralgeſang der Kirche nach und nach ſchlechter werden, weil nur ſie es ſind, welche ſowohl auf der Straße, als in der Kirche die Art und Weiſe, wie er geſungen werden muß, im Gedächtniß der Zuhörer erhalten. Man muß ſich daher wundern, daß man eine ſo nützliche Anſtalt in der neuern Zeit verfallen läßt, und der Nutzen derſelben ſelbſt von Schullehrern ſo häufig verkannt wird, daß von Einigen ſchon mehrere Male auf ihre gänzliche Abſchaffung angetragen worden iſt. Die Gründe, die man anführt, um eine ſo nützliche, für die Kirchenmuſik völlig unentbehrliche Anſtalt, eingehen zu laſſen, ſind nicht haltbar. Man muß ſie von den dabei eingeſchlichenen Mißbräuchen zu reinigen ſuchen, ſie wieder in die Verfaſſung ſetzen, worin ſie ſo lange Jahre geweſen, und worin ſie dem Staate ſo viele Dienſte geleiſtet.

Die Gründe die man gegen dieſe Anſtalt anführt, ſind folgende: 1) Es gehe durch das Singen auf den Straßen zu viel Zeit verloren, und der Chorſchüler werde dadurch an den Fortſchritten in den Schulwiſſen-

Digitized by Google

ſchaften gehindert. — 2) Das Singen auf den Straßen zerſtöre die Geſundheit. — 3) Es befördere das Geſangſtudium nicht, ſondern hindere es vielmehr, weil ſich die Schüler das Schreien angewöhnen, und beſonders bei ſchlechter Witterung zu ſehr dabei eilten. — 4) Es befördere nicht die Erbauung, weil die Schüler genöthiget ſind, ſchlechte Lieder, ſogenannte Gaſſenhauer, zu ſingen, um das Wohlgefallen der Zuhörer und dadurch ihre Wohlthätigkeit zu erregen. — 5) Es verderbe die Sitten der Schüler und verleite zu Müßiggang und zu Mißbrauch der erhaltenen Wohlthaten.

Wären dieſe Beſchuldigungen gegründet, nnd nicht bloß zufällige Mißbräuche, als nothwendige Folgen dieſer Anſtalt überhaupt, ſo müßte allerdings jeder wohldenkende Mann wünſchen, ſie abgeſchafft zu ſehen. Ihr Nachtheil wäre viel zu groß, als das er durch einiges Gute, was ihnen ſelbſt bei den vielen Mängeln Niemand ganz abſprechen kann, aufgewogen oder hinlänglich vergütet werden könnte; allein wer dieſe Anſtalt genau kennt und ſie unbefangen in Beziehung aufs Ganze betrachtet, wird bald finden, daß ſie nicht ſo ſchlimm iſt, und daß alle die Beſchuldigungen die man denſelben macht, entweder übertrieben oder doch nicht derſelben an ſich ſelbſt, ſondern dem unrechten Gebrauche derſelben beiznmeſſen ſind. Einige wenige Anmerkungen über die erwähnten Beſchuldigungen werden dieſes näher zeigen. Was die erſte Beſchuldigung betrifft, ſo iſt ſie nicht ganz ungegründet; daß ſie aber in ihren wiſſenſchaftlichen Fortſchritten nothwendig gehindert werden müſſen, iſt aller Erfahrung entgegen; denn man würde ſonſt nicht eine ſo große Anzahl der gelehrteſten Männer im geiſtlichen und weltlichen Stande nennen können, deren wiſſenſchaftliche Laufbahn durch Benutzung der Singechöre erleichtert worden iſt. Alles, was dabei zugegeben werden kann, iſt, daß ſie langſamer und ſpäter zu einem gewiſſen Ziele kommen können, als andere Schüler, deren Vermögens-Umſtände ihnen erlauben, alle ihre Zeit auf eigene Bildung zu verwenden, und dann iſt es noch eine unentſchiedene Frage, ob der längere oder kürzere Weg zu der wahren gründlichen Bildung der Beſſere ſei. Rouſſeau ſagt: Un des meilleurs préceptes de la bonne culture est, de tout retarder tant qu'il est

possible. Rendez les progrès lents et surs. Man kennt mehrere wahre große Gelehrte, die in ihrer Jugend genöthiget waren, einen großen Theil ihrer Zeit auf den Erwerb ihres Unterhalts zu verwenden, als ſolche, denen es vom Schickſale ſo leicht gemacht wurde, daß ſie zu ihrem Ziele auf dem allergeradeſten und bequemſten Wege gelangen konnten. Der Verluſt des einen Theils der Zeit, lehrt den andern deſto beſſer ſchätzen und nützen, und der Kampf mit Schwierigkeiten einer Art, ſtärkt die Kräfte zur Bekämpfung der Schwierigkeiten anderer Art. Es giebt nun aber andere Geſichtspunkte, woraus ſich die Sache betrachten läßt und woraus ſie betrachtet werden muß. Die Beſtimmung der jungen Leute, die eine Schule beſuchen und zugleich in das Chor gehen, iſt mancherlei. Sie können, ſollen und wollen nicht alle Gelehrte von Profeſſion werden. Obgleich es nun Niemandem ſchaden kann, in der Schule etwas mehr gelernt zu haben, als er in dem Stande, den er ſich künftig erwählet, braucht, ſo giebt es doch auch Stände, die zwar nicht ganz ohne wiſſenſchaftliche Bildung ſeyn dürfen; allein noch Manches von dem, was in der Schule gelehrt wird, entbehren können. Hat nun der Schüler nichts durch Nachläſſigkeit verſäumt, ſondern iſt bloß durch ſeine Vermögens-Umſtände genöthiget worden, einen Theil der vorhandenen Lehranſtalten unbenutzt zu laſſen, wie dieſes vorzüglich bei vielen Chorſchülern der Fall iſt, die entweder durch Singen, oder wenn der Ertrag deſſelben nicht hinreichen will, durch andere Nebenbeſchäftigungen ihren Unterhalt verdienen müſſen, ſo läßt ſich nicht abſehen, wie ihnen dies zu einem Vorwurfe gereichen kann und worin der Schaden eigentlich beſteht, der daraus überhaupt für die Schulen erwachſen ſoll. Soll denn Derjenige, deſſen Umſtände nicht erlauben, Alles zu lernen, was er vielleicht gern lernen möchte, darum gar nichts lernen? Iſt er nicht noch immer zu loben, wenn er nur ſo viel thut, als ſeine Lage ihm verſtattet? So und nicht anders wird hoffentlich jeder billigdenkende, jeder menſchenfreundliche Mann, der ſeine Forderung am Menſchen nicht übertreibt, ſondern ſie nach den Lagen beſtimmt, worin ſich ein jeder befindet, gewiß dieſe Sache beurtheilen müſſen, ſobald er auf den wahren Geſichtspunkt

Digitized by Google

geführt iſt. Man hat aber ſeit mehreren Jahren dieſen Geſichtspunkt häufig verfehlt. Man findet es zwar hier und da bedenklich, die Chöre ganz eingehen zu laſſen, aber man will den Schülern die zu den damit verbundenen Geſchäften erforderliche Zeit nicht gönnen. Man weiß es, daß die Wohlthätigkeit der Bürger abgenommen hat, ſo daß der Ertrag des Chorſingens allein zum Unterhalt der Choriſten nicht mehr hinreichen will; aber man will nicht erlauben, daß die Choriſten irgend eine Schulſtunde verſäumen, um durch ein Nebengeſchäft, als durch Unterricht einiger Bürgerkinder, durch Abſchreiben ꝛc. ihren Mangel abhelfen zu können. Kurz, man weiß, daß keine Stiftungen, keine freien Tiſche, keine Hoſpitia für die Choriſten vorhanden ſind, daß ſie ſelbſt einen Theil ihrer Zeit auf Uebung der Kirchenmuſiken verwenden und ſie aufführen müſſen, ohne dafür von irgend einer Kirche die mindeſte Belohnung zu erhalten, und dennoch verlangt man, daß ſie eben ſo, wie jeder andere Schüler, der kein Nebengeſchäft hat und braucht, alle Schularbeiten verrichten, auch alle Schulſtunden beſuchen ſollen. Wovon ſollen ſie nun leben? Dieſes iſt der geradeſte Weg zur Zerſtörung der Chöre, und wenn dieſe einmal zerſtört ſind, auch der Kirchenmuſik. Denn wie ſoll ein Chor beſtehen, wenn man die Choriſten nicht entweder ſo bezahlen kann, daß ſie nothdürftig leben können, oder ihnen nicht ſo viel Zeit gönnen will, ihren Unterhalt durch Nebengeſchäfte zu verdienen.

Daß **zweitens** das Singen auf der Straße, vorzüglich bei ſchlechter Witterung, die Geſundheit der Schüler zerſtört, iſt eine ganz grundloſe Behauptung, die allen Erfahrungen widerſpricht. Sie wird dadurch geſtärkt und befeſtiget, aber nicht zerſtört; denn ſolche Strapazzen härten Geiſt und Körper ab, und gerade ſolche Abhärtungen ſind es, die den Choriſten von jeher geſchickt machten, die größeren Anſtrengungen auszuhalten, die er in ſeiner Lage und bei dem Verluſte eines großen Theils ſeiner Zeit für ſeinen bloßen Unterhalt anwenden mußte, wenn er etwas rechts lernen wollte. Selbſt das Schreien aus vollem Halſe iſt ihm nicht nachtheilig; es ſtärkt ſeine Lunge, macht den Ton ſeiner Stimme klar und helle, und hindert den beſſern, mäßigern Geſang, den man in der Kirche von ihm erwartet, nicht im mindeſten,

wenn er nebenher durch guten Unterricht darauf geführt wird. Wer darauf achtet, wird finden, daß diejenigen Prediger, die in ihren jüngeren Jahren in Chören geweſen ſind, allemal eine beſſere und vernehmlichere Stimme haben, als andere, die dieſe Gelegenheit nicht gehabt oder nicht genutzt haben, ihre Stimme auf eine ſolche Art zu bilden, ſie gleichſam auszuſchreien. Anſtatt alſo aus dieſem Umſtande, dem Singen auf der Straße bei allen Arten von Witterung, einen Bewegungsgrund zur Abſchaffung der Chöre herzunehmen, ſollte er vielmehr ein Bewegungsgrund ſeyn, ſie nach aller Möglichkeit zu befördern, weil ſie, außer ſo vielen andern Vortheilen auch den Nutzen haben, die Geſundheit der jungen Leute ſo zu befeſtigen, daß es ihnen hernach ihr ganzes Leben wohlthut. Der Verfaſſer eines Aufſatzes über die Singechöre in der Lauſitz, im neuen Magazin für Schullehrer, Göttingen 1792, irrt daher, wenn er im Ernſte glaubt, daß zwei ſolcher Choriſten blos vom Chorſingen geſtorben ſind. Vom Chorſingen ſtirbt gewiß Niemand; ſo wie überhaupt auch die andern angeführten Gründe für die Abſchaffung der Chöre nicht ſtark genug ſind, ſie zu verdrängen, ſie werden nach dieſen hoffentlich noch lange beſtehen.

Was den dritten Grund anbetrifft, daß das Geſangſtudium durch das Chorſingen nicht befördert, wohl aber verhindert werde, weil ſich die Schüler das Schreien dabei angewöhnen, iſt zum Theil ſchon in dem vorhergehenden Artikel widerlegt, wo bewieſen wird, daß das Singen auf der Straße die Stimmen ſtark, rein und biegſam macht. Das Geſangſtudium wird daher durch die Choranſtalten befördert; die Choriſten lernen darin die Anfangsgründe des Geſanges, ſie werden, wenn der Kantor ſie gehörig zu üben weiß, gute Treffer, ſchreien ihre Stimmen aus, und kommen dadurch auf den Weg, in der Folge, wenn Geſchmack und Urtheil hinzukommt, gute Sänger zu werden. Wenn dieſes in unſern Tagen weniger geſchieht, als es ehedem geſchehen iſt, und auch jetzt geſchehen könnte und ſollte, ſo liegt die Schuld nicht an der Anſtalt, ſondern an dem ſchlechten und ungeſchickten Gebrauch derſelben, ſo wie es gewiß oft nicht an den Schulanſtalten überhaupt liegt, wenn die Schüler nichts lernen, ſondern an andern Dingen. Der feinere

Digitized by Google

ausdrucksvolle Geſang iſt von Chorſchülern noch nicht zu verlangen; aber einen gewiſſen Grad von Reinheit der Stimme und Intonation kann er ſchon erlangen, welches von dem guten Unterrichte des Cantors abhängt und gerade zum Kirchenſtyl, deſſen Haupteigenſchaft edle Simplicität ſein ſoll und muß, hinreichend iſt. Wenn alſo auch der Chorſchüler während ſeines Chorlebens noch nicht im Stande iſt, ſich zum vollkommenſten Sänger zu bilden, ſo kann er doch immer ein erbaulicher Kirchenſänger ſeyn, und in ſo fern den Hauptzweck der Choranſtalten vollkommen erfüllen. Beweiſe davon können zwar nicht in vielen, doch in einigen Städten Deutſchlands gefunden werden. Die Cantore dieſer wenigen Orte haben ihre Chöre ſo gebildet, daß ſie ſolche nicht nur in der Kirche, ſondern auch außer derſelben in öffentlichen Conzerten mit Ehren gebrauchen können, ſo wie auch mancher dieſer Choriſten, dem die Natur vorzügliche Anlagen zur Muſik gegeben hatte, aus dem Chore in die fürſtliche Kapelle befördert worden iſt.

Daß Viertens das Chorſingen auf der Straße die Erbauung nicht befördere, weil die Choriſten genöthiget ſind, ſchlechte Lieder oder Gaſſenhauer zu ſingen, um ſich ihren Kunden gefällig zu machen, iſt ein Vorwurf, der ebenfalls nicht der Anſtalt an ſich ſelbſt, ſondern dem Mißbrauche derſelben beizumeſſen iſt. Dieſer Unfug muß nicht geduldet werden. Hier haben die Vorſteher dergleichen Anſtalten ſehr mangelhafte Begriffe von dem eigentlichen Zwecke des Chorſingens, daß ſie den Chören geſtatten, nicht nur weltliche Lieder überhaupt, ſondern auch Gaſſenhauer, und wohl gar ſchlüpfrige Geſänge aus komiſchen Operetten zu ſingen. Sie haben vergeſſen, daß die Einrichtung der Chöre urſprünglich die Verbreitung des Geſchmacks an erbaulichen Kirchengeſängen, an geiſtlichen Motetten und die gute Beſetzung der Kirchenmuſiken zur Abſicht hatte. Die Nachtheile dieſes erſt ſeit ungefähr vierzig Jahren allmählig eingeriſſenen Unweſens, dieſes unbegreiflichen Mißbrauches ſind ſehr mannigfaltig und von ausgebreiteteren Folgen, als vielleicht mancher glaubt. Denn dadurch iſt

a) der Geſchmack an geiſtlichen Muſiken faſt ganz vernichtet worden. Die ſogenannten Gaſſenhauer aller

Digitized by Google

Art, ſelbſt die ſchlüpfrigen Operettengeſänge nicht ausgenommen, ſind gewiſſermaßen als muſikaliſches Unkraut zu betrachten, welches von ſelbſt emporſchießt und das Herz des Menſchen ſo erſtickt, daß daneben keine beſſere Frucht gedeihen kann; dieſes Unkraut muß ausgerottet werden, wenn beſſere Früchte gedeihen ſollen. Das muſikaliſche Gute, Schöne, Wahre, Würdige und Erbauliche iſt in dieſer Rückſicht mit anderen guten Früchten aller Art in einerlei Verhältniß; es muß auf gutes, reines Land geſäet und gepflügt werden, wenn es Wurzel ſchlagen und gedeihen ſoll, und dieſes kann nur geſchehen, wenn der Same des Guten und nicht das Unkraut geſäet und gepflanzt wird.

b) Dieſer Mißbrauch verdirbt auch den Geſchmack der Choriſten, und iſt ihrer muſikaliſchen Bildung ſehr hinderlich. Die ſogenannten Gaſſenhauer ſind, ihrem Style nach, niedrig und gemein, alſo dem Style der heiligen Muſik, der in einer erhabenen, edlen Einfachheit beſteht, gerade entgegen geſetzt. Der Choriſt kann daher nicht zum Vortrage des edlen Styls in der Muſik gebildet werden, wenn ihm verſtattet wird, Gaſſenhauer oder andere Geſänge niedriger und gemeiner Art häufig zu ſingen. Ferner ſind die Gaſſenhauer in Rückſicht auf ihren ſchlechten Inhalt nicht bloß als muſikaliſches Unkraut zu betrachten, ſondern ſie ſind in Rückſicht auf ihren armſeligen Inhalt eigentlich gar keine Muſik. Dieſe zweite Eigenſchaft macht es möglich, daß ſie Jedermann ſingen kann, ohne erſt ſingen gelernt zu haben, und eben dieſer zweiten Eigenſchaft wegen ſind ſie auch der muſikaliſchen Bildung der Choriſten hinderlich, weil ſie nicht die mindeſte Bildung erfordern, ſogleich auswendig geſungen werden können, und das Notenleſen, Pauſiren und Treffen unnöthig und entbehrlich machen; und daher kommt es, daß es in unſeren noch vorhandenen Chören ſo wenig Treffer giebt; und wie iſt unter ſolchen Umſtänden an die gute Beſetzung und Aufführung einer Kirchenmuſik zu denken, die, ſo einfach ſie auch ſeyn mag, doch nicht auswendig, ſondern nur nach den vorgeſchriebenen Noten geſungen werden kann *). — Endlich iſt

*) Hier geht der Herr Verfaſſer wohl zu weit, daß er die ſogenannten Gaſſenhauer, als aller Muſik entbehrend, zu den

c) dieſer Mißbrauch auch Urſache an der Verminderung der Choreinnahme, folglich dadurch ſchon allein der wichtigſte Grund des Verfalls der Chöre in den neueren Zeiten. Man bringe daher nur das Chor auf einen guten Weg, ſo wird das Publikum auch bald auf den rechten ſeyn. Man kann die Menſchen eben ſo, wie in vielen anderen Dingen, auch in der Muſik durch ſchlechte und geſchmackloſe Stücke leicht irre machen; allein man laſſe ſie das Beſſere, das Schicklichere auf eine gute, intereſſante Weiſe hören, ſo werden ſie es bald zu ſchätzen und dem Schlechteren vorzuziehen wiſſen, welches Alles bloß von tüchtigen Vorſtehern abhängt. Endlich ſoll

5) das Chorſingen auch die Sitten der Schüler verderben, und ſie zum Müßiggang und zum Mißbrauch der erhaltenen Wohlthaten verleiten. Dieſe Beſchuldigung iſt eine der wichtigſten, und könnte ſchon allein hinreichend ſein, wenn ſie wirklich gegründet wäre, den Stab über das Chorweſen zu brechen; allein eine nähere Betrachtung der Quellen, woraus ſie gewöhnlich entſpringt, kann jeden Wohldenkenden überzeugen, daß ſie theils übertrieben, theils auch völlig ungegründet iſt. Denn

muſikaliſchen Unkräutern rechnet. Sehr oft iſt freilich der Inhalt nicht der guten Tonſetzung werth, aber ſehr oft übertrifft auch der Inhalt die Tonſetzung. Ueberhaupt muß man zwiſchen Gaſſenhauer und Gaſſenhauer einen großen Unterſchied machen; denn wie manche berühmte Dichtung iſt nicht mit der Tonſetzung zum Gaſſenhauer geworden; wir dürfen hier nur an Schiller's: Freude ſchöner Götterfunken erinnern, iſt ſie darum ſchlecht, weil ſie von dem Volke auf der Gaſſe geſungen wird, gerade dieſes ſollte mit für ihren Werth ſprechen, indem ſowohl die Dichtung, als auch die Tonſetzung Eingang beim Volke gefunden. Denn Alles, was mit Begeiſterung vom Volke aufgenommen wird, wird volksthümlich, das heißt, es findet bei allen Ständen des Volkes Eingang; ſollte es darum ſchlecht ſeyn, weil es aus allen Kehlen gehört wird? Iſt eine Muſik darum ſchlecht zu nennen, weil ſie wegen ihres leichten, gefälligen Charakters, auch leicht von dem nicht muſikaliſch Gebildeten aufgefaßt und geſungen werden kann? Wahrlich, es wäre für alle Komponiſten und Dichter traurig, wenn ihre Produktionen nur den kleinen Kreis der wirklich dazu Gebildeten ergötzte, und nicht darüber hinausginge, nicht in das eigentliche Volk käme; auch bin ich überzeugt, daß kein Dichter und Komponiſt, wie hoch er auch ſteht, dieſes wünſchen wird; denn nur daß ſeine Sachen volksthümlich geworden, ſichert ihm den Kranz der Unſterblichkeit zu, dem kleinen Kreiſe der wahren Verehrer und Kenner bleiben ſie es dann, wenn ſie wahren Kunſtwerth beſitzen, für jede Zeit. Kth.

es giebt — a) keinen Stand, keine Klaſſe von Menſchen, worin neben vielen guten, nicht auch viele verdorbene Glieder gefunden werden könnten. „Ihr ſeid rein, aber nicht alle.“ Dieſes iſt beſonders der Fall bei der Jugend aus allen Klaſſen, und ein Sprichwort ſagt: Jugend hat nicht Tugend; ſie muß daher erzogen werden. Wo iſt nun die Schule, die auch, außer den Choriſten, nicht noch eine Menge ungeſitteter, ungezogener Knaben aufzuweiſen hat? Wer würde daher wohl ſo unbillig ſeyn, dieſe Sittenloſigkeit für eine Folge der Schulwiſſenſchaften auszugeben, wie man es bei den Choriſten von denen im Chorgehen herleiten will. Selbſt denn, wenn ſich unter den Choriſten mehrere Ungeſittete finden ſollten, als unter den übrigen Schülern einer Schule, ſo folgt noch nicht daraus, daß es eine Folge des Chorſingens an ſich ſey, ſondern es kann ebenfalls aus dem verkehrten Gebrauche des Chorſingens, beſonders aber aus dem Mangel gehöriger Aufſicht von Seiten der Vorſteher entſtehen. Es kann aus vieljährigen Erfahrungen dargethan werden, daß nach Verhältniß wenigſtens eine eben ſo beträchtliche, wenn nicht beträchtlichere Anzahl von Choriſten für den Staat zu brauchbaren Männern gebildet worden iſt, als aus ſolchen Schülern, die es nicht nöthig hatten, die Vortheile der Choranſtalten zu benutzen: folglich kann das Chorſingen an ſich ſelbſt auf keine Weiſe als ein Hinderniß der ſittlichen Bildung junger Leute angeſehen werden. — b) Die Lage des Chorſchülers iſt von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß Alles, was er thut, theils mehr bemerkt, theils ſtrenger beurtheilt wird, als bei andern Schülern. Als ein Gegenſtand der öffentlichen Wohlthätigkeit, obgleich er es ſich ſauer dafür werden laſſen muß, glauben wenigſtens die Wohlthäter ein Recht zu haben, über ſeine Handlungen zu wachen und zu urtheilen, welches um ſo leichter geſchieht, da er durch das Singen auf der Straße zugleich der öffentlichen Bemerkung häufig ausgeſetzt iſt. Auch liegt die eigentliche Quelle aller dergleichen Beſchuldigungen, die man den Choriſten macht, in einer gewiſſen Neigung der meiſten Menſchen, ärmeren Kindern überhaupt weniger Nachſicht zu beweiſen, als den Kindern reicher Aeltern. Alle Welt weiß es, daß man der Jugend viele Fehler zu gut halten muß, weil

Digitized by Google

mit der Aeußerung jugendlicher Fehler eine Uebung im Guten verbunden iſt, die zu künftiger Vermeidung der Fehler geſchickt macht; aber nur wenige Menſchen ſind billig genug, dieſe vernünftige Nachſicht auch der ärmeren Klaſſe junger Leute zu gut kommen zu laſſen. Ein Fehler von geringer Art, der vielleicht kaum bemerkt zu werden verdient, und bei der reicheren Jugend auch nicht bemerkt wird, wird dem ärmeren jungen Menſchen ſchon als ein Verbrechen angerechnet und vielleicht mit ſchwerer Strafe belegt. Warum ſoll die ärmere Jugend fehlerfreier ſeyn, als die reichere? und warum ſollen gerade die Choriſten ſchon vollkommen gebildete, fehlerfreie Menſchen ſeyn, da ſie doch ihre Laufbahn eben deswegen betreten, um erſt ſowohl wiſſenſchaftlich, als auch moraliſch gebildet und erzogen zu werden? Man beurtheile alſo die Choriſten mit eben der Billigkeit, womit man andere junge Leute beurtheilt, ſo wird man finden, daß das Chorſingen keinen nachtheiligen Einfluß auf ihre Sittlichkeit hat und haben kann, und daß ſie vielmehr dieſer vermeinten nachtheiligen Veranlaſſung ungeachtet, meiſtens geſetzter, ordentlicher, fleißiger und geſitteter ſind, als ſehr viele andere Schüler, die ihrer bequemern Lage und der ihnen erwieſenen Nachſicht wegen, bei weiten nicht ſo ſtarke Antriebe zur Ordnung, zum Fleiß und zur Sittlichkeit haben. Aus ähnlichen Urſachen iſt es auch nicht möglich, daß das Chorſingen an ſich ſelbſt zum Müßiggange verleiten kann; denn Armuth iſt ſchon ſelbſt Sporn zur Thätigkeit, und wird daher mit Recht die Mutter der Wiſſenſchaften und Künſte genannt. Da nun der Chorſchüler außer der Zeit, die er auf das Chorſingen und auf die Uebungen und Vorbereitungen zur Kirchenmuſik zu verwenden hat, auch noch manche Stunde auf Nebengeſchäfte zum Erwerb ſeines völligen Unterhaltes verwenden muß, und daneben nicht weniger ſeine Schulſtunden beſuchen ſoll, ſo läßt ſich's kaum begreifen, wie er unter ſolchen Umſtänden ſich an Müßiggang gewöhnen, oder durch irgend etwas verleitet werden könnte. Wenn daher unter den Chorſchülern Müßiggänger gefunden werden, ſo iſt dieſes nicht die Schuld der Anſtalt, ſondern der Vorgeſetzten, die es an gehöriger Aufſicht fehlen laſſen.

Digitized by Google

Was endlich den Mißbrauch der Wohlthaten betrifft, deſſen ſich viele Choriſten ſchuldig machen ſollen, ſo fällt es von ſelbſt weg, ſobald es mit den vorhergehenden Punkten ſeine Richtigkeit hat; denn dieſer Mißbrauch iſt nur eine Folge jener Mißbräuche. — Man ſehe auch den Artikel Singekunſt.

Singedroſſel, Geſangdroſſel, Sangdroſſel, Turdus musicus, ſ. unter Droſſel, Th. 9, S. 641 u. f.

Singefliege, Grillus Tettigonia L. Die Benennung einer Art Grillen; auch eine Art Fliegen, mit kurzen borſtenähnlichen Fühlhörnern, die im Fliegen einen ſingenden Ton von ſich hören laſſen, Musca pipiens, führt dieſen Namen.

Singefuge, in der Muſik, eine Fuge, welche geſungen wird, zum Unterſchiede von einer Inſtrumentalfuge.

Singekunſt, Tonkunſt, die Fertigkeit, nach den Regeln der Kunſt zu ſingen; ſie iſt ein Theil der Muſik und ſchon ſehr alt, wenigſtens findet man den Geſang ſchon bei den älteſten Völkern der Erde; ſ. unter Sang, Th. 136, S. 281 u. f., und unter Muſik, Th. 98; auch die Art. Vokalmuſik, und Volksgeſang unter V. — Die Singekunſt, Tonkunde, Tonkunſt; Musica; Fr. l'art de chanter, iſt eine Kunſt oder Wiſſenſchaft, die natürliche Stimme des Menſchen durch Tonleitern, die nach gewiſſen Regeln harmoniſch geſtellt werden, ſo zu erhöhen und zu dämpfen, daß ſie, durch dieſe künſtlichen Fügungen, die lieblichſten Töne vernehmen läßt, gleichſam durch ihre Wohllaute die Zuhörer begeiſtert, entzückt. Wie ſchon oben bemerkt worden, iſt ſie eine ſehr alte Kunſt; denn ſchon David hatte eine Singeſchule angelegt, wie man aus dem 1ſten Buche der Chronik, Kap. 16. ſehen kann, und den Chenanja, den Oberſten der Leviten zum Singmeiſter beſtellt, daß er die Sänger im Sin-

Digitized by Google

gen unterweiſen ſollte. Ueberhaupt haben die Alten der Singekunſt einen göttlichen Urſprung beigelegt, indem Einige ſie von dem Apollo, Andere von dem Mercurius ꝛc. herleiten; auch iſt dieſelbe zu allen Zeiten hochgehalten und von Königen, Helden und Geiſtlichen geübt worden. Man hat ſie bei allen feierlichen Handlungen, bei dem Gottesdienſte, bei Hochzeiten, Trauerbegängniſſen, Krieg und Frieden, im Hauſe und im Freien, bei Hohen und Niederen gebraucht. Die Singekunſt iſt das wichtigſte und weſentlichſte Werk der Muſik, gegen welches alles Uebrige, was ſie hervorbringt, nur eine Nebenſache iſt. Die ganze Kunſt der Muſik iſt bloß eine Nachahmung der Singekunſt; denn ohne Sprach- und Redetöne, ohne die Modulationen der menſchlichen Stimme bei gewiſſen Affecten, wäre der Sang oder Geſang, und nach dieſem nicht die Inſtrumente erfunden worden; denn nur ſie hat gewiß eine Anleitnng gegeben, Inſtrumente zu erfinden, auf denen man die Töne der Stimme nachzuahmen ſuchte. So wie jeder Menſch ſich durch die Sprache, durch Rede vernehmen läßt, ſo kann auch jeder Menſch ſingen, jedoch ſingt Einer vor dem Andern, wie ſeine Reden, beſſer, je nachdem die Stimme des Einen vor dem Andern an Annehmlichkeit und Leichtigkeit einen Vorzug hat, und nachdem ſie mehr geübt iſt, auch der Sänger einen beſſeren Vortrag hat; daher iſt aus dem Singen eine weitläuftige Kunſt geworden, die die Regeln eines guten Vortrags an die Hand giebt. Die Wirkung dieſer Kunſt übertrifft Alles, ſie iſt ergreifend, bezaubernd; ſie kann das Gemüth zur Freude und zur Traurigkeit ſtimmen, und indem ſie von der einen Seite ergötzt und in eine fröhliche, oft ausgelaſſene Stimmung verſetzt, kann ſie von der andern bis zu Thränen rühren, alſo ganz die entgegengeſetzten Empfindungen herborbringen. Daß ſie bis zur Raſerei führen kann, beweiſet die Geſchichte Sauls und des Däniſchen Königs Erich; auch Farinelli verſcheuchte,

Digitized by Google

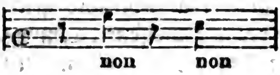
oder vielmehr milderte durch ſeinen hinreißenden Geſang die Melancholie Ferdinands des Sechſten auf Augenblicke. Die Singekunſt, überhaupt die Tonkunſt, kann daher mit Recht als eine Zuchtlehre angeſehen werden, weil ſie ſich bei den Gemüthsneigungen der Menſchen als ſehr wirkſam erweiſet: die nützlichen und guten erregt, die böſen und ſchädlichen dagegen lindert und dämpft. Rollin ſagt daher mit Recht: die Tonkunſt macht die wilden Geiſter zahm, erweicht das harte und unbiegſame Weſen der Gemüther, polirt die Sitten, macht die Menſchen fähiger zur Geſelligkeit, verbindet die menſchlichen Herzen auf eine ſanfte und angenehme Art, und bringt einen Abſcheu vor allen ſolchen Laſtern zu Wege, die zur Strenge, Unmenſchlichkeit und Frechheit führen, mit einem Worte, der Geſang mildert die rauhen Sitten, und macht empfänglich für edlere Gefühle, die zum Wohle der Menſchheit gereichen. Was vom Orpheus, dem Thraciſchen Sänger, und vom Amphion gedichtet worden, daß ſie Thiere, ja Steine und Bäume durch ihre Geſänge oder ihr Saitenſpiel beweget hätten, deutet nur auf die außerordentliche Wirkung der Muſik im moraliſchen Verſtande. Orpheus wird in der Fabellehre der Alten, als ein vom Himmel geſandtes Weſen dargeſtellt, der zuerſt die Sterblichen auf die harmoniſchen Töne lauſchen lehrte, indem er das Lob der Gottheit ſang und der Stifter geheimnißvoller Weiſen wurde. S. auch, Th. 105, S. 510. Daß verſchiedene Thiere durch den Geſang und Klang einiger Inſtrumente angezogen werden, iſt ſchon unter Muſik, Th. 98, S. 583 und unter Sang, Th. 136, S. 283 angeführt worden.

Was nun die Singekunſt, als Kunſt betrifft, ſo iſt dieſelbe entweder Choralis oder Figuralis. Das Eigentliche des Chorals beſteht in ſeinen Tonarten; denn nicht nur die Härte im C und die Weiche im A nimmt er zu Haupttönen an, ſondern alle andere vier Töne der Leiter, die weichen Tonarten D und E; die harten F und

G, und ſchließt nur den ſiebenten in harter, in der weichen Leiter den zweiten Ton von dieſer Herrſchaft aus, der keine große Fünfte beſitzt. Das harte C und weiche A im Choral ſind von jenen Tonarten in der Figuralmuſik unendlich verſchieden, weil die Modulation, das iſt, die Ausweichung, eine ganz andere iſt; denn das C im Choral weicht ins F ohne b, ins G ohne ♯ aus, welches in der Figuralmuſik nie vorkommt. — Der Figural-Geſang oder figurirte Geſang unterſcheidet ſich vom Choralgeſang durch den verſchiedenen Werth und Geltung der Töne, durch die hierbei angebrachte gewiſſe Eintheilung der Schläge und des abgemeſſenen Tempos. Im gewöhnlichen Recitative des Senza rigor del tempo, das iſt, willkürlich deklamirt wird, hat man zwar kein gewiſſes Zeitmaaß; allein die kurzen und langen Sylben ſind deutlicher beſtimmt; auch ſucht man es in gewiſſe Schranken des Tactes hineinzuzwängen, bloß würde man anmerken können, wie die Baß- oder begleitenden Töne dazu paſſen ſollen. Durch das Wort Figuren verſteht man im allgemeinen Verſtande alle muſikaliſche Zeichen, im eigentlichen und eingeſchränkteren die Noten, und alles, was metriſch iſt. So nennt man im contrapunktiſchen Style oder in der gebundenen Schreibart, die verlängerten und verkürzten Figuren (Slargare stringere lo sogetto), wenn das nämliche Fugenthema, das z. B. in halben Noten zuerſt vorkam, jetzt in ganzen Noten und einmal gar in Vierteln oder Achteln wieder erſcheint. Man verſteht aber auch unter figurirtem Geſange jene Schule, worin man gegen eingegebenen Geſang, den man hernach in alle Stimmen verlegt, contrapunktirt oder notam contra notam ſetzen lernt. Man nennt figurirten Choral jene muſikaliſche Stelle, wo der einfache Choralgeſang il canto fermo (cantus firmus) meiſtens zum Grunde liegt, und hierüber beſonders auf der Orgel contrapunktiſche Sätze angebracht werden. Figura bedeutet diejenigen Zeichen in dem Figuralgeſange,

Digitized by Google

womit man die Pauſen bemerkt; bombilans, wenn lauter ſchwärmende Figuren zuſammengeſetzt werden; corta beſteht aus drei geſchwinden Noten, von welchen die eine ſo lang iſt, als die übrigen beiden; muta ſind die Pauſen; suspirans iſt eben das, was figura muta iſt, nur daß ſie, anſtatt der vordern längeren Note, eine halb ſo große Pauſe und daranf eine den andern beiden gleiche Note hat. Man nennt ſie ſonſt auch soupir, und die alten Schulmeiſter ſagten eins non, eins non, ꝛc. wenn z. B. Folgendes vorkam:



Choralis iſt alſo nach der Erklärung alter Sangmeiſter oder Geſangmeiſter, wenn eine oder mehrere Stimmen zuſammen in ſchlichter und ungekünſtelter Weiſe geführt, und dazu einerlei Noten und Zeichen gebraucht werden, welche die Alten nur auf einer Linie geſchrieben haben; und Figuralis iſt, wenn eine oder mehr Stimmen auf verſchiedene Weiſe eingeführt werden, und daß immer eine Note mehr, als die andere gilt, auch ihre Zeichen nicht gleich ſind, welche man jetzt auf fünf Linien verzeichnet. Eine ſolche Figuralmuſik lehrt, wie man den angegebenen Geſang recht zierlich, künſtlich und lieblich mit der Stimme ſingen oder mit einem Inſtrument begleitet ſingen ſoll. Er beſteht vornehmlich in ſechs Stücken: 1) in den Schlüſſeln und verſchiedenen Figuren, welche in dem Singen vorkommen; 2) in den Noten; 3) in Pauſen; 4) in Tripeln; 5) in Benennung der Noten, und 6) in Intervallen oder wie weit eine Note von der andern ſteht. Was dieſe Stücke betrifft, ſo ſehe man darüber die einzelnen Artikel, wie Schlüſſel, unter Schlüſſel, Th. 146, S. 461; unter Noten, Th. 102, S. 683 u. f.; Pauſen, ſ. unter Pauſe Th. 108, S. 172 ꝛc. nach, und den Artikel Vokalmuſik, in V.

Digitized by Google

Daß beſondere Muſik-Inſtitute ſehr wichtig zur Ausbildung des Geſanges ſind, iſt nicht abzuleugnen, daß aber auch das Singen in gewiſſen Stunden in jeder Schule betrieben werden müßte, iſt eben ſo wenig zu beſtreiten. Alle Schüler einer Schule, ohne Ausnahme, müſſen an dem Unterrichte im Singen Theil nehmen; weil das Singen für alle Stände und für jedes Lebensalter brauchbar iſt, ſtatt daß die meiſten andern Kenntniſſe, Künſte und Geſchicklichkeiten immer nur für gewiſſe Stände und Lebensweiſen paſſen; denn es macht den Menſchen fröhlich, und wie Luther ſagt, zu allen Dingen geſchickt. „Wenn nun, ſagt der Dr. Forkel, ein fröhliches Herz ein Schatz iſt, der dem Menſchen in allen Angelegenheiten des Lebens, in allen Schickſalen, die ihm auf ſeinem Wege durchs Leben begegnen können, ſehr zu ſtatten kömmt, ſo verdienen gewiß die Mittel, wodurch man ſich dieſen Schatz erwerben kann, nicht vernachläßiget zu werden. Die Jugend, welche noch nicht weiß, was derſelben für das künftige Leben nützlich und gut ſeyn kann, und deshalb erſt zu allem Guten angetrieben werden muß, ſollte daher auch zur Erwerbung dieſes Mittels, wodurch das menſchliche Leben verſchönert und heiter gemacht wird, mit mehrerem Ernſte ermuntert werden, als es in unſeren Tagen geſchieht. Unſere Vorſteher haben es an ſolchen ernſtlichen Ermunterungen nie fehlen laſſen. Alle ältern Schulordnungen können dieſes beweiſen. Hier nur eine Stelle aus einer der älteſten, nämlich aus der Lübeckſchen vom Jahre 1531, welche den berühmten Bugenhagen zum Verfaſſer hat: „Um 12 Uhr alle Tage, heißt es darin, ſoll der Cantor alle Jungen, große und kleine, ſingen lehren; nicht allein den langen Geſang (Choral), ſondern auch in Figurativis. Ihm ſollen die vier Pädagogi, die in den Kirchen ſingen müſſen, wechſelweiſe nach Gelegenheit in der Schule helfen, daß alſo die Kinder, in der Muſik luſtig und wohl geübt werden, wodurch ſie auch wackere und

geſchickte Kinder werden, andere Künſte zu lernen. Denn die Muſik iſt eine von den freien Künſten, die man die Kinder von Jugend auf fein tüchtig lehren kann, und die man zum Beſten auch wohl brauchen kann, ſo gut wie andre Künſte. Wenn ſie aber allein gelernt wird (heißt es beim Schluſſe) und nicht andere Künſte dabei, ſo macht ſie Müſſiggänger und wilde Leute. Unſern Kindern wollen wir ſolchen Mißbrauch verhindern, und ſie auch andre Künſte lernen laſſen, Gott zu ehren." Die beſten neuern Schulordnungen führen ſämmtlich die nämliche Sprache; in einigen derſelben wird ſogar beſtimmt verordnet, daß der Cantor aus den ſämmtlichen Schülern, wenn ſie hinlänglich im Geſange geübt worden, die beſten ausſuchen, nach den vier Stimmen rangiren, und dieſe dann zu den Chören und zur Kirchenmuſik brauchen ſoll.

Auch in neueſter Zeit hat man wieder angefangen, auf den Singe-Unterricht in Schulen ein wachſames Auge zu haben, damit er darin nicht vernachläßiget werde. Wie ſolches bei uns im Preußiſchen damit gehalten werden ſoll, ſ. Schule (Geſang-), Th. 149, S. 325, 326. — Durch den allgemeinen Unterricht im Singen, werden nach Forkel, ſelbſt diejenigen Schüler, welche nicht Anlage genug haben, den Figuralgeſang gut zu lernen, doch wenigſtens in den Stand geſetzt in der Kirche einen reinen Choral mitſingen zu können, beſonders iſt dieſes der Jugend der gebildeten Klaſſen ſehr zu empfehlen, welche ſich dieſem Unterrichte, als ihnen nicht nothwendig erſcheinend, häufig zu entziehen ſuchen. Die Verpflichtung dazu iſt um ſo größer, je weniger Schwierigkeiten mit der Erwerbung dieſer Geſchicklichkeit verbunden ſind, und je nothwendiger es beſonders in unſern Tagen geworden iſt, der immer mehr überhand nehmenden Kälte und Lauigkeit in Beſuchung des öffentlichen Gottesdienſtes durch alle mögliche äußere Verſchönerungen deſſelben entgegen zu arbeiten. Der öffentliche Geſang, der jetzt an ſo vielen Orten, in ein wahres Choral-

Digitized by Google

geſchrei ausgeartet iſt, bedarf dieſer Verſchönerung vorzüglich, und jedes Glied der chriſtlichen Gemeinde, jung oder alt, ſollte dazu beitragen. Auch wird die Kirche, beim allgemeinen Geſang-Unterricht in den Schulen mehr beſucht werden, wenn jeder Knabe und Jüngling mitſingen kann, als wenn er bloß einen ſtummen Zuhörer abgeben muß. Le Beuf macht in ſeiner hiſtoriſchen Abhandlung vom Kirchengeſange die wichtige Bemerkung, daß alle Kinder gern in die Kirche gingen; allein dieſe Neigung mit zunehmendem Alter oder Jahren verlören, wenn ſie nicht ſingen gelernt hätten*).

Die Singekunſt iſt die beſte Vorbereitung zur Erlernung eines muſikaliſchen Inſtruments; denn beim Geſange lernt man Töne und Intervallen ſich deutlich vorſtellen und denken, ohne alle äußere Hülfsmittel; man prägt gleichſam dadurch dem Gedächtniſſe das muſikaliſche Wörterbuch ein, wodurch man erſt fähig wird, eine jede Muſik zu verſtehen. Beim Spielen eines Inſtrumentes ſind es weit weniger die Töne und Intervallen, als die Taſten oder Griffe, die wir uns einprägen. Daher kann Jemand Jahre lang ein Inſtrument ſpielen, ohne dadurch fähig zu werden, eine Muſik bloß durch das Gehör zu verſtehen. Man hört wohl Töne, aber keine Muſik; man fühlt wohl, ob dieſe Töne rauh oder ſanft, ſtark oder ſchwach, langſam oder geſchwind ꝛc. ſind, aber man begreift ihren Zuſammenhang und ihre innere Bedeutung nicht, weil man nicht im Stande iſt, Töne und Tonreihen in allen

---

*) Quoique les enfans (dieſes ſind ſeine Worte) aiment assez naturellement à frequenter les Eglises; ils cesseut d'avoir cette inclination, lorsqu'ils avancent en age, à moins qu'ils n'aient appris à chanter. La connaissance du Plainchant les rendra donc de bons Paroissiens, qui assisteront à l'Office divin, et qui contribueront à la faire célebrer avec decence. Outre cela cette connaissance les mettra en état de s'exercer chez eux, et par consequent de s'entretenir de choses utiles, et de s'abstenir des chansons profanes, qui portent la corruption dans le coeur.

Digitized by Google

ihren Verhältniſſen und Verbindungen ſich im Geiſte deutlich vorzuſtellen und ſie in ihrer Folge ſo zuſammen zu halten, wie man eine ganze Reihe einzelner Wörter zuſammenhalten muß, wenn man eine Rede verſtehen will. Daher lernen viele Perſonen in ihrer Jugend das Fortepiano, die Violine, die Flöte oder Harfe ſpielen und ſind doch nicht im Stande, über den Werth einer muſikaliſchen Kompoſition, über die zweckmäßige Anwendung derſelben, über den Grad von Geſchicklichkeit eines Künſtlers, in der Ausführung, und über manche andere muſikaliſche Dinge ein richtiges Urtheil zu fällen. Alles dieſes lernt man am beſten durch die Singekunſt, die uns die deutlichſte Vorſtellung von Tönen und ihren verſchiedenen Verhältniſſen zu einander giebt. Sie iſt daher nicht nur die beſte, ſondern eine völlig unentbehrliche Vorbereitung zur Erlernung eines muſikaliſchen Inſtrumentes; wenn man nämlich die Abſicht hat, ſich dadurch wirkliche Kunſtkenntniß und wahren Kunſtgenuß zu verſchaffen. Es iſt daher durchaus nöthig den Muſik-Unterricht mit dem Singen anzufangen. Es war daher auch bei den älteren Muſiklehrern eine allgemeine Meinung, daß Niemand gut ſpielen könne, der nicht ſingen gelernt habe. Tanto perfectior organicus est musicus, quanto plura in vocali confecit spatia. Jo. Lippii Disp. II. de Musica. Eben die Lehrmethode, welche die Geſchicklichkeit des Muſikers von Profeſſion befördern, erhöhen und beſſerer Art machen kann, muß auch beim Liebhaber, obgleich in geringerem Umfange, anwendbar ſeyn, muß auch ſeine Kenntniß erhöhen und beſſerer Art machen können. Forkel ſagt: der Nutzen des allgemeinen Muſik-Unterrichts iſt beſonders für ſolche Städte ſehr groß, die entweder gar keine, oder nur ſehr ſchwache Chöre haben können, und daher nicht anders, als durch den Beifall geſchickter Liebhaber im Stande ſind, eine Wochenmuſik gehörig zu beſetzen. Welcher gut geſinnte Jüngling wird nicht mit Vergnügen zur Verſchönerung des öffentlichen

Gottesdienſtes beitragen, wenn er in der Schule ſo viel gelernt hat, als dazu erforderlich iſt. In den früheren Zeiten war es ſelbſt in den größten und reichſten Städten Deutſchlands üblich, daß nicht nur die Kinder der angeſehenſten Familien, ſondern ſelbſt Männer in öffentlichen Aemtern an der gottesdienſtlichen Muſik Theil nahmen, wenn ſie ſich die Geſchicklichkeit dazu in den Schulen erworben hatten. Wer hat ſich auch einer ſolchen Handlung zu ſchämen? Macht ſie nicht auf doppelte Weiſe, als vorzüglichſte Geſchicklichkeit, und als die würdigſte Anwendung derſelben, zugleich Ehre? Karl der Große ließ ſich's nie nehmen, ſelbſt Vorſänger in ſeiner Kapelle zu ſeyn, und das Amt eines Muſikdirectors in Rückſicht ſeiner Sänger und Spieler zu verwalten. Man hat auch einen Holzſchnitt, auf welchem er ſogar ſelbſt als Lehrer ſeiner Kapellknaben vorgeſtellt iſt. Von Nürnberg rühmt ein alter muſikaliſcher Schriftſteller And. Herbſt in der Vorrede zu ſeiner Anweiſung nach Italieniſcher Art zu ſingen, ausdrücklich, daß die Muſik daſelbſt von allen Ständen hoch geachtet werde, und daß ſich Niemand, weß Standes er geweſen ſei, geſchämt habe, ſie ſowohl publice, als privatim zu Gottes Lob und Ehre anzuwenden. — Der Profeſſor Phil. Scherbius zu Altorf bemerkt ſogar in ſeinem Commentar über die Politik des Ariſtoteles, daß die Senatoren Nürnbergs gute Muſiker geweſen ſeyen *). Daß der Muſik-Unterricht in den Schulen dieſer Stadt allgemein betrieben wurde, bezeugt Wagenſeil in ſeiner Beſchreibung der Stadt Nürnberg. Er ſagt; Specialem commemorationem meretur, quod, Musices nemo apud Norimbergenses rudis est, quodque hanc ante alpha et beta, aut certa juxta cum literarum elementis pueri omnes, et plerumque etiam puellae addiscunt. (Comment. de Civit. Norimberg. p. 156.) Der

*) Senatores Norimbergenses sunt boni Musici.

Nutzen des allgemeinen Muſik-Unterrichts in den Schulen, ſoll nach Forkel nirgends mehr erkannt werden, als in Thüringen und Franken, wo nicht nur in kleinen Städten, ſondern ſogar auf allen Dörfern die Kirchenmuſik größtentheils durch Liebhaber beſtellt wird; wenigſtens war dieſes noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts der Fall, und auch noch in dem erſten Lüſtrum des gegenwärtigen. Es ſoll einen ſehr angenehmen Genuß gewähren, in einer ſolchen Dorfkirche alle Sonn- und Feſttage eine Muſik mit lauter Dorfeinwohnern beſetzt zu ſehen, die die Woche hindurch in den Freiſtunden vom Schulmeiſter geübt werden und dann im Kirchenchor auftreten, und oft ihre Sache beſſer machen, als es in den Städten anderer Gegenden geſchieht. Dieſes Alles könnte nicht ſeyn, wenn nicht die ſämmtliche Schuljugend in der Muſik unterrichtet würde. Der Kapellmeiſter Schulz ſagt in ſeiner Abhandlung: Gedanken über den Einfluß der Muſik auf die Bildung eines Volkes und über deren Einführung in den Schulen der Königlich Däniſchen Staaten Folgendes:

Die Muſik wirkt auf den reizbarſten Theil des Menſchen, auf ſeine Sinnlichkeit, deren Leitung doch eine der erſten Zwecke der zur Bildung eines Volks anzuwendenden Mittel iſt. Aufklärung des Verſtandes allein wirkt darauf oft nur langſam, oft nur ſchwach, oft gar nicht; die Muſik hingegen allezeit, und oft ſo gewaltſam, daß ſie zu unbegreiflichen Thaten entflammt — Wenn ein Volk gegen die Vergnügungen des edelſten Sinnes des Menſchen, das Gehör, noch in dem Grade gleichgültig iſt, das Schreien und Singen, falſch und rein, einerlei ſind; wenn ein Volk die Muſik nur dem Namen nach oder höchſtens nur die unterſte Stufe ihrer Zauberkraft kennt und von dem Eindrucke, den ſie auf ſeine Gefühle machen mußte, keine weitere Erfahrung hat, als den ſein rohes Geſchrei oder ſeine falſch geſpielten Inſtrumente darauf hervorbringen, ſo kann man annehmen, daß die ſittliche Bildung bei dieſem Volke

noch keine bedeutenden Fortſchritte gemacht habe; wenigſtens ſind ihm viele der angenehmen Gefühle, die den Genuß des Lebens erhöhen, noch unbekannt, und es fehlt ihm daher ein großer Theil ſeiner Glückſeligkeit. Man mache es aber Stufenweiſe mit den höheren Kräften der Muſik bekannt, und zwar nur mit ſolchen, die ſeiner Faſſungskraft und ſeiner Gefühle immer angemeſſen bleiben, und die hauptſächlich die Beförderung ſeines ſittlichen Vergnügens zum Augenmerk haben; man verſchaffe ihm den öfteren Genuß derſelben in ſo manchen Fällen ſeines Lebens, und iſt es nicht zu zweifeln, daß in eben dem Grade, worin ſein Gehör ſich bildet, und für die höheren Kräfte dieſer wohlthätigen Kunſt empfänglich gemacht wird, auch Gefühle für Schönheit in ihm erweckt werden, deren Einfluß auf die Sitten, auf alle häusliche und geſellige Freuden, auf ſeinen Muth und ſeine Denkungsart, auf Verſüßung der Arbeit und Erleichterung jeder Laſt und Leiden, auf den Genuß und die Glückſeligkeit ſeines Lebens, unwiderſprechlich iſt.

Daß die Muſik Wunder thut, haben wir in den neueren Zeiten ihrer Ausbildung mehr denn zu oft geſehen und gehört; ſie kann auf Augenblicke den Menſchen ganz umſtimmen, ihn zu einem ganz andern Weſen ſcheinbar machen, ſo daß der roheſte Menſch, der alles Gefühl für Wohlthaten &c. verleugnet, durch ihre Macht zum Mitleiden hingeriſſen wird. Sie wirkt auf die Zuhörer mit gleicher Macht, wenn auch die Reſultate ihres Wirkens verſchieden ſind. Folgende Anekdote beweiſet die Macht des Geſanges: Als Don Carlo Broſchi, bekannt unter dem Namen Farinelli, in Madrid war, brachte ihm eines Tages ſein Schneider eine Rechnung von dreißig Dublonen. Farinelli wollte ſie bezahlen, allein der Mann wies das Geld zurück und bat nur um die Erfüllung einer Bitte, deren Gewährung ihm unendlich lieber ſein würde, als alles Geld. Farinelli forderte ihn auf, ſie zu ſagen. „Singen Sie mir eine einzige Arie, und ich bin bezahlt.“ — Farinelli wurde über dieſe Zumuthung aufgebracht, aber der Handwerker bat

ſehr angelegentlich. — „Gut, ſagte Farinelli, ich werde Ihr Verlangen erfüllen, aber mit der Bedingung, daß Sie dann auch ohne Wiederrede thun, was ich fordern werde.“ — Der Schneider verſprach es. Farinelli ſang ſtatt einer Arie drei, ſang ſo ſchön und hinreißend, als er es kaum an dem Königlichen Hofe gethan hatte. Der Schneider war außer ſich vor Entzücken, und beſchwor den Sänger, ihm zu befehlen, was ihm nur gut dünke. „Wohl, ſagte Farinelli, hier haben Sie ſtatt ihrer dreißig Dublonen, ſechzig. Nehmen Sie ſie ohne Wiederrede und gehen Sie.“ — Dergleichen Szenen, wo der Geſang, die Muſik, gleichſam wie ein Zauberſchlag auf die Zuhörer wirkt, und ſie zu allem ſtimmt, ſind nicht ſelten. Auch ein Marcheſi und Paechierotti, eine Mara, Catalani, und in neueſter Zeit eine Sontag bezauberten und bezaubern durch ihren Geſang, ſo wie Paganini durch ſein hinreißendes Geigenſpiel Alles entzückt.

Wenn der Muſik-Unterricht in den Schulen eingeführt werden ſoll, ſo muß dieſes nach beſtimmten Vorſchriften geſchehen, und derſelbe nicht der Willkühr der Lehrer allein überlaſſen bleiben. Die jetzige Verfaſſung unſerer meiſten Cantorate trägt dazu bei, daß auf den Muſik-Unterricht wenig verwendet wird; denn die Cantoren ſind darauf angewieſen, ſich jetzt mehr mit dem Unterrichte in den Anfangsgründen anderer Wiſſenſchaften zu beſchäftigen, als mit der Muſik; denn die Beſoldung reicht nicht hin, blos dem Hauptgeſchäfte obzuliegen, und ſo ſind ſie genöthiget, zu andern Schularbeiten ihre Zuflucht zu nehmen, um ſich den nöthigen Unterhalt zu erwerben. In den früheren Jahrhunderten, wo die Muſik noch nicht ſo ausgebildet, und noch kein ſo weitläuftiges Studium war, als ſie es in unſerer Zeit geworden iſt, ſondern ſich nur auf den Choralgeſang und die zum Theil noch üblichen Reſponſorien, Collecten 2c. einſchränkt, konnte die Vereinigung ſo verſchiedenartiger

Digitized by Google

Geſchäfte wohl beſtehen; allein in der gegenwärtigen Zeit, bei der allgemeinen Erweiterung aller Kenntniſſe und Fertigkeiten, iſt ſie nachtheilig; denn ſie veranlaßt die Cantoren ihre Zeit zu theilen, und ſich nicht mehr mit dem Fleiße auf die Muſik zu legen, oder ſich mit derſelben zu beſchäftigen, als ehemals, und dadurch kann auch ihr Unterricht in derſelben nicht zweckmäßig, ſondern nur ſtümpferhaft ſein; denn wer in der Muſik etwas leiſten will, muß ſich auch immer fort damit beſchäftigen, muß ſich üben und mit den Fortſchritten derſelben bekannt machen. Unſere Vorfahren waren in dem, was das muſikaliſche Kirchen- und Schulweſen betrifft, weit vorſichtiger; ſo wie ſie es nicht einem jeden Lehrer überließen, nach eigener Willkühr zu unterrichten, ſo ſchrieben ſie auch auf eine ähnliche Art, nicht nur die muſikailſchen Lehrbücher vor, die beim Unterrichte zum Grunde gelegt werden ſollten, ſondern auch diejenigen Stücke, welche ſowohl in den Kirchen, als in den Chören geſungen werden ſollten, und die ſich durch ihre Muſterhaftigkeit auszeichneten, um den Geſchmack und das Urtheil auszubilden. Die muſikaliſchen Lehrbücher mußte ſich jeder Schüler eben ſo, wie andere Schulbücher, für ſein Geld anſchaffen; die praktiſchen Werke wurden dagegen aus dem Kirchenfonds oder aus der Stadtkaſſe bezahlt. Die vielen Auflagen der damaligen muſikaliſchen Lehrbücher laſſen ſich hieraus erklären, ſo wie auch die ſtarken Vorräthe von alten Compoſitionen, die noch jetzt in vielen Kirchen und Schulen aufbewahrt werden, zum Beweiſe dieſer Einrichtung dienen können. Dieſe Werke ſind nun in der jetzigen Zeit nicht mehr zu gebrauchen, wir haben aber dafür andere, die den neueren Bedürfniſſen völlig angemeſſen ſind. Schon der berühmte Sothus Calviſius, Cantor zu Leipzig, hat in einem kleinen Werkchen: Musicae artis praecepta nova et facillima etc. ein Dutzend Regeln gegeben, die Alles in ſich faſſen, was zum erſten Unterrichte im Geſange gehört,

und die daher noch jetzt in jeder Schule zum Leitfaden gebraucht werden können. Ein Cantor, der ſie ſehr gut anzuwenden weiß, muß unfehlbar ein gutes Chor bilden. Dieſe Canones quidam de canendi ratione, wie ſie ihr Verfaſſer nennt, könnten, mit einigen Erläuterungen und Beiſpielen begleitet, auf wenige Bogen gebracht werden, folglich nicht nur ein nützliches, ſondern auch ein wohlfeiles Schulbuch abgeben. Meiſter im Geſange können und ſollen die Schüler noch nicht werden, ſo wenig wie andere Schüler auf der Schule ſchon vollkommene Gelehrte werden können oder ſollen; allein der erſte Unterricht in den Anfangsgründen des Geſanges muß ſo richtig und gründlich ſein, daß der Schüler mit der Zeit ein Muſter werden kann, wenn beſondere Anlagen und Veranlaſſungen hinzu kommen. Wer aber die Anfangsgründe in irgend einer Wiſſenſchaft richtig lehren ſoll, muß entweder ſelbſt etwas mehr, als die Anfangsgründe wiſſen, oder es muß ihm eine Methode vorgeſchrieben werden, von welcher er nicht willkührlich abweichen darf. Geſchieht dieſes nicht, ſo bleibt es ewig, wie es jetzt iſt.

Die Beförderung und zweckmäßige Einrichtung des allgemeinen Muſik-Unterrichts in den Schulen iſt auch ein Hauptmittel, die Chöre wieder empor zu bringen und wieder nützlich zu machen. Die Schwierigkeiten dabei ſind nicht ſo groß, als man vielleicht glaubt; ein tüchtiger Cantor kann für jeden Ort faſt ganz allein bewerkſtelligen, was ſich ohne einen ſolchen Mann auch mit dem größten Koſtenaufwande nicht bewirken laſſen würde; man muß nur nicht zu viel auf einmal von ihm verlangen und ihn in ſeiner Thätigkeit nicht nur nicht hindern, ſondern vielmehr von allen Seiten durch Ermunterungen, Rath und That unterſtützen, ſo werden die nützlichen Folgen davon bald merklich werden. Der allgemeine Unterricht wird bald ſo viele brauchbare Stimmen verſchaffen, daß das Chor gut beſetzt werden kann. Durch den verbeſſer-

Digitized by Google

ten Geſang des Chors wird das Wohlgefallen des Publikums vermehrt werden, und mit ihm die Kaſſe des Chors. Die Schüler, welche dieſe Unterſtützung bedürfen, werden reichlicheren Unterhalt finden, und mit freiem Geiſte und mit vermehrter Luſt den Schulwiſſenſchaften in der immer größeren Vervollkommnung des Geſanges obliegen. Es werden aus ſolchen gebildeten Chören wieder neue tüchtige Cantoren entſtehen, die ſich mit ihren Kenntniſſen wieder anderwärts nützlich machen, und ſie immer wieder verbreiten können, und diejenigen Chorſchüler, welche ſich dem Predigerſtande widmen wollen, werden ſich durch das Geſangſtudium im Chore zum deutlicheren und ausdrucksvollern Kanzelredner gebildet haben, und an Andern, die dem Staate in andern Zweigen dienen wollen, wird man bald bemerken, daß auch ſie durch die Bildung ihrer Stimme und Sprachorgane vermittelſt der Singeübungen gewonnen haben, und zu den Geſchäften des Lebens geſchickter geworden ſind. Auch bloß in geſellſchaftlicher Beziehung hat die Beſchaffenheit der Stimme ſchon einen ſo großen Eindruck, daß unſere Unterhaltung dadurch angenehm und anziehend, oder unangenehm und widerlich werden kann. Schon dieſer Umſtand allein ſollte jeden jungen Mann veranlaſſen, jede Gelegenheit zu benutzen, die zur beſſeren Ausbildung ſeines Stimmorgans dienen könne. Auch als öffentliche Volksredner werden ſich diejenigen vorzüglich qualificiren, die ihr Stimmorgan gehörig durch den Geſang ausgebildet haben. Der allgemeine Unterricht in der Muſik iſt daher nicht bloß für Chöre, nicht bloß für diejenigen, die einſt Cantoren oder Sänger von Profeſſion werden wollen, ſondern für alle Stände von dem größten Nutzen.

Was das Chor- oder öffentliche Singen auf den Straßen anbetrifft, ſo iſt davon ſchon oben, unter Singechor gehandelt worden. Was für Stücke das Chor eigentlich zu ſingen habe, ergiebt ſich aus den Urſachen, um welcher Willen die Chöre errichtet worden, um die in den

Kirchen gewöhnlichen Melodien dem Volke bekannt und geläufig zu machen, und zugleich eine Anzahl von Sängern zu bilden, durch welche die Figuralmuſik in den Kirchen beſtellt werden kann. Alles, was dieſen doppelten Zweck befördern kann, iſt das eigentliche Geſchäft des Singechors. Das Chor muß daher entweder Choralmelodien oder Motetten und andere geiſtlichen Geſänge ſingen, theils um den Geſchmack an dieſer Art von Muſik zu verbreiten, theils um durch dieſe Uebung zur guten Ausführung der Figuralmuſik in den Kirchen um ſo geſchickter zu werden. Alles andere, wodurch beide Zwecke nicht befördert, ſondern vielmehr gehindert werden, wie das Singen ſchlechter Arien, iſt ſchädlich, und daher auf alle Weiſe zu vermeiden. In den Schulgeſetzen des Göttingſchen Pädagogiums iſt ſchon im Jahre 1586 über dieſen Punkt ganz beſtimmt verordnet: daß wer von Thür zu Thür ſeinen Unterhalt, oder mit Erlaubniß des Chorvorſtehers auf Gaſtmälern durch Singen ſucht, der ſoll nur heilige, gottesfürchtige oder fromme und züchtige Geſänge abſingen, ſich aber der unſittlichen zu allen Zeiten und an allen Orten enthalten. *) Wenn unſere Chöre, nach einer ſolchen Verordnung, die überall zu achten iſt, nicht ſogleich lauter melodias sacras und pias ſingen dürfen, weil der Geſchmack des größeren Publikums nach und nach zu ſehr davon entwöhnt worden, ſo müſſen ſie ſich doch wenigſtens an die castas halten, bis allmählig durch vermehrte Bildung und Verſchönerung des Geſanges auch jener mehr gangbarer werden kann. Was die Choräle betrifft, die das Chor zu ſingen hat, ſo iſt es nicht genug, daß ſie nur geſungen werden, ſie müſſen auch auf eine vorzügliche Art geſungen werden, ſo daß dadurch bei

---

*) Qui ostiatim victum quaeritando, aut in conviviis permissu Paedagogiarchae Musicam exerceant, tantum sacras, pias, castas melodias decantanto, ab obscoenis omnibus temporibus, omnibus locis abstinento.

Digitized by Google

jedem Zuhörer ein Gefühl für den ſchönen, reinen Kirchengeſang erweckt werde und dadurch auch der öffentliche Gottesdienſt an Verſchönerung gewinne. Hierzu iſt nichts geſchickter, als eine reine, einſtimmige Harmonie, die nach dem Geiſte und Character der Melodie, und in ihrer wahren alten, unverfälſchten Tonart in allen einzelnen Stimmen gangbar eingerichtet iſt. Die ſchönſten Choräle, die wir in dieſer Art beſitzen, und die keine andere Nation von ähnlicher Vortrefflichkeit aufzuweiſen hat, ſind von J. S. Bach. Dieſe ſind allen Chören zu empfehlen, nicht nur wegen des edlen, einfachen Styls, der der Erbaulichkeit ſehr zu Statten kommt, ſondern auch wegen der ſchönen Harmonie, die als eine nützliche Uebung in der reinen feſten Intonation und im Treffen dienen kann. Auch bei den Motetten und anderen geiſtlichen Figuralgeſängen kommt ſehr viel auf eine zweckmäßige Auswahl an; denn auch bei ihnen muß auf die Einfachheit des Styls geſehen werden; denn die verwickelteren Kompoſitionen dieſer Art, wie z. B. die Fugen, oder fugenartig gearbeitete Motette ſind, dürfen nur ſparſam, wenigſtens nicht eher gebraucht werden, als wenn ein Chor ſchon ſo gebildet iſt, daß es ſie mit gehöriger Leichtigkeit und daraus entſtehender Deutlichkeit und Faßlichkeit vortragen kann; denn ohne einen leichten und faßlichen Vortrag bleiben ſie dem ungeübten Zuhörer unverſtändlich und können daher weder erbauen, noch vergnügen; allein zur Uebung in den Schulen muß man ſie beibehalten, weil durch nichts ſo ſichere und gute Treffer im Singen gebildet werden können, als durch ſie. Bei den Choralſtücken, ſie mögen im Styl ſo einfach und faßlich ſeyn, wie ſie nur wollen. ſo muß doch immer darauf geſehen werden, daß alle vier gewöhnliche Stimmen in der Harmonie derſelben hinlängliche Beſchäftigung und Uebung finden. Viele unſerer jetzigen Schulmänner tragen auch die Schuld, daß die Chöre nicht recht in Aufnahme wieder kommen wollen; denn dieſe Männer haben

in ihrer Jugend keinen Muſik-Unterricht genoſſen, und was man nicht kennt, kann man auch nicht ſchätzen, daher blicken ſie auch nur ſo nebenbei auf die Muſik, als ein Nebenzweig des Wiſſens; allein ſie bedenken nicht, daß die Wiſſenſchaften die Künſte befördern, und die Künſte die Wiſſenſchaften; denn beide gedeihen am beſten, wenn ſie Hand in Hand gehen. Seitdem der allgemeine Muſikunterricht in den Schulen vernachläſſiget worden, findet man noch ſelten einen Schullehrer, der von Muſik etwas weiß, und die davon nichts wiſſen, hegen auch die Meinung, daß das Studium der Muſik die Fortſchritte der Jugend in den andern Schulkenntniſſen hemme. Aus einer ſo irrigen Anſicht entſteht dann eine Geringſchätzung der Kunſt und ihrer Befliſſeren, beſtändige Ermahnungen an die jungen Leute, keine Zeit auf die Erlernung derſelben zu verwenden, und die jungen Leute ohnehin ſich ſolches nicht zweimal ſagen laſſen, ſo wird dadurch dieſe ſo wichtige Kunſt hintenangeſetzt. Durch ſolche Mittel können aber alle Wiſſenſchaften und Künſte nach und nach unterdrückt werden. Und kann man ſich da wohl wundern, ſagt Forkel, wenn Viele das durch ſolche Hinderungen entſtehende kalte faule Ding nicht mehr hören mögen, und daß ſie mit dem Amos, Cap. 5, Vers 23. ausrufen: Thue nur weg von mir das Geplerre deiner Lieder; denn ich mag deines Pſalterſpiels nicht hören!

Singelerche, Singlerche; eine Benennung der Ackerlerche, ſ. unter Lerche, Th. 77, S. 166 u. f.

Singemeiſter, Sangmeiſter, ein Meiſter im Geſange oder in der Singekunſt, der dieſe Kunſt nicht nur ausübt, eine beſondere Fertigkeit oder Geläufigkeit darin hat, ſondern ſie auch Andere lehrt. Die größten Meiſter im Geſange fand man ehemals in Italien, woſelbſt dieſe Kunſt wegen des Kirchengeſanges beſonders kultivirt ward, jetzt aber ſehr geſunken

iſt; aber auch in Deutſchland fehlt es in der neuern Zeit nicht an Meiſtern im Geſange. Ein Mehreres hierüber, ſ. unter Tonkunſt, in T. und unter Vokalmuſik, in V.

Singen, ein unregelmäßiges Zeitwort, eigentlich der Mittelgattung, welches einen gedehnten helltönenden Laut vorbringen bedeutet, welchen Laut dieſes Zeitwort genau nachahmt. Man braucht es daher noch im gemeinen Leben häufig von gewiſſen Dingen und Werkzeugen, welche dieſen Laut hervorbringen; man ſagt dann ſie ſingen. Weil man das Pfeifen der Kanonenkugeln in der Luft ehemals auch ſingen nannte, ſo führt daher auch eine Art Karthaunen oder großer Kanonen, welche 45 Pfd. ſchoß, den Namen der Singerin, die auch deshalb die Nachtigall genannt wurde. Das Isländiſche syngia wird auf ähnliche Art von dem Schwirren des Schwerdtes in der Luft gebraucht. Hierher gehört auch der Fehler der Ausſprache, wenn man nämlich die Sylben mit einem gedehnten helltönenden Laute ausſpricht; da es denn ganze Provinzen und Völkerſchaften giebt, welche im Reden ſingen, wie z. B. die Sachſen ꝛc. Im engeren Verſtande oder in gewöhnlicher Bedeutung iſt ſingen, dem Ohre angenehme Beugungen der Stimme, abwechſelnde, lieblich klingende Töne vermittelſt der Stimmwerkzeuge hervorbringen. So ſagt man von gewiſſen Vögeln, daß ſie ſingen, weil ſie ſolche abwechſelnde, wohlklingende Töne hervorbringen können; wofür man auch ſchlagen gebraucht, z. B. die Nachtigall ſchlägt im Dickigt des Gehölzes und das Echo wiederholt ihre ſchmetternden Töne; daher machen die Sang- oder Geſangvögel eine eigene Klaſſe aus. Noch mehr gebraucht man es von der menſchlichen Stimme, ſowohl als ein Neutrum, als auch active, vermittelſt des Singens ausdrücken. Singen lernen;

ſchön, ſchlecht, ſchwach, ſtark ſingen. Nach Noten ſingen. Zur Laute, Guitarre, dem Fortepiano, Claviere ꝛc. ſingen. In der Oper, im Conzerte, in der Akademie, in der Schule ſingen. Durch die Naſe ſingen, wenn der Ton mit der Kehle an den Gaumen des Mundes angedrückt wird. Durch die Fiſtel ſingen, fiſtuliren, eine Stimme zu erzwingen ſuchen, die man von Natur nicht hat. Einem ſingen, in der höheren Schreibart, ihm zu Ehren, zu ſeinem Ruhme ſingen. So auch thätig: Ein Lied, einen Pſalm, eine Arie ſingen; die Meſſe ſingen. Den Alt, den Diſcant, den Tenor, den Baß ſingen. — Figürlich. 1. Einen ſingen, ihn beſingen, in der höheren Schreibart. Dich ſang der Jungfrauen Chor, das Kränze für Dich wand. Cron. —— 2. Sein Vergnügen ſingen, auch in der dichteriſchen Schreibart; ſein Vergnügen durch ſingen an den Tag legen. Die Vögel in der Luft und der Hirt auf dem Felde ſangen ihr Entzükken, Geßn. — 3. Dichten, Verſe machen, gleichfalls nur in der poetiſchen Schreibart, in welcher dieſe Bedeutung ſchon bei den Schwäbiſchen Dichtern vorkommt; wahrſcheinlich weil die älteſten Dichter ihre Gedichte gleich herſangen; daher die Minneſänger, welche ihre Gedichte der Liebe gleich herſangen. — Die im gemeinen Leben übliche Redensart: da hilft kein ſingen noch ſagen, das iſt, kein Verbiethen, iſt ſchon alt, und wurde von den Schwäbiſchen Dichtern ſehr häufig für ſingen und dichten gebraucht.

Kein ſingen und kein ſagen
Vermag den Tod zu jagen.

Opitz.

Ueber das Singen, als eine ſehr weitläuftige Kunſt, ſ. den Art. Singekunſt, und die Art. Tonkunſt

und Vokalmuſik, auch Volksgeſang, unter T. und V.

Singend, in der Muſik, beim Tonſetzer, eine Hauptregel ein Gedicht, Muſikſtück ꝛc. ſingend oder cantabel zu ſetzen, welche Regel ſowohl die einzelnen Fortſchreitungen jeder Stimme, als auch die Melodie eines ganzen Stückes einſchließt, die je ſingbarer ſie iſt, je mehr kommt ſie dem leidenſchaftlichen Geſange der Menſchenſtimme nahe. Wenn der Tonſetzer hierin glücklich ſeyn will, ſo muß er ſelbſt ſingen können; fehlt ihm indeſſen dieſe Gabe, hat ihm die Natur die Stimme ſchön klingend abzuſtufen verſagt, ſo muß er wenigſtens die Gegenſtände in Gedanken ſingen; er muß nie unterlaſſen gute Sänger zu hören, und auf ihren Vortrag genau achten; er muß ferner die Werke ſolcher Meiſter ſtudieren, die den Geſang in ihrer Gewalt haben, und ſich nicht in bloßen Melodien, ohne alle Begleitung üben, ehe er anfängt zu denken oder zuſchreiben; denn mangelt einem Tonſtücke dieſe Eigenſchaft, ſo fehlt derſelben das Weſentliche; es wird uns dann gewiß weniger vergnügen und ſogar kalt laſſen. Mangeln dem Tonſetzer dagegen dieſe Eigenſchaften nicht, kann er ſeine Gefühle durch die Stimme in den abſtufendſten Tönen geben, ſo wird er auch durch ſeine Setzung, durch ſein Tonſtück das Gefühl in Anſpruch nehmen.

Singer, Singerin, iſt jetzt veraltet, man ſagt dafür Sänger und Sängerin; ſ. dieſen Artikel, Th. 136, S. 359 u. f. Die Singerin, ein Geſchützſtück, ſ. oben, unter Singen.

Singepult, ein Pult, vor welchem man ſingt, das Notenpult, ſ. dieſen Art., Th. 102, S. 691.

Singeſchnacke, Singſchnacke, Culex pipiens, ſ. Moskite, Th. 94, S. 580.

Singeſchule, ſ. Th. 149, S. 325, Schule (Geſang-).

Singeſchüler, ſ. daſelbſt, und oben, unter Singekunſt.

Digitized by Google

Singeſpiel, ein dramatiſches Stück, welches geſungen wird; Italieniſch Opera; ſ. Oper, Th. 106, S. 143 u. f.

Singeſtimme, in der Muſik, diejenige Stimme, welche geſungen wird. Es giebt vier ſolcher Stimmen, nämlich: den Diskant, Alt, Tenor und Baß; ſ. oben unter Singekunſt, und die Art. Singen und Singend.

Singeſtück, in der Muſik, ein muſikaliſches Stück, welches geſungen wird.

Singeſtunde, der Unterricht in der Muſik nach Stunden, und eine ſolche Stunde, in welcher derſelbe von einem Geſanglehrer oder Singemeiſter ertheilt wird; ſ. Singemeiſter. Man ſagt daher von dem Lernenden, Lehrlinge: in die Singeſtunde gehen; Singeſtunde haben; und von dem Lehrer: Singeſtunde geben, abhalten ꝛc.

Singetanz, ein nur in der Deutſchen Bibel befindliches Wort, einen Tanz zu bezeichnen, bei welchem geſungen wird.

Singevogel, Singvogel, Geſangvögel, Passeres, nach dem Linné, die ſechſte Ordnung der Vögel, die aber auch Vögelarten in ſich begreift, die keinen Geſaug von ſich hören laſſen, wie die Tauben. Zu den Singevögeln gehören die Nachtigall, Lerche, Droſſel, Grasmücke, Schwalbe, der Finke, Diſtelfinke, Hänfling, Zeiſig, Kanarienvogel, Ortolan, das Rothkelchen ꝛc. Ein Mehreres hierüber, ſ. weiter unten, und unter Vogel in V.

Man kann den Geſang der Vögel, beſonders den der Nachtigall, Lerche, Amſel, auf eine täuſchende Weiſe, mit einem ganz einfachen Inſtrumente, welches man ſich ſelbſt ſchnitzen kann, nachmachen. Man nehme ein drei oder ein vier Linien breites und ungefähr 1 Zoll langes Knoblauchs- oder Lauchblatt, an deſſen Mitte

Digitized by Google

man vermittelſt des Daumnagels eine kleine Kerbe in Geſtalt eines Halbzirkels eindrückt, um daſelbſt nur das weiße, ungemein zarte Häutchen, welches dieſe Pflanze bedeckt, ſtehen zu laſſen. Dieſe Kerbe hat die Geſtalt eines zerbrochenen halben Sechſerſtücks. Das Häutchen muß an ſich rein und ſauber, gut geſpannt und ohne Falten oder Ritzen am Rande ſein, weil ſich ſonſt das Gekrächze einer Krähe oder eines Raben, anſtatt einer Nachtigallen-Stimme hervorbringen laſſen würde. Man legt dieſes kleine Inſtrument als einen Halbzirkel zuſammen, wie man, jedoch auf eine umgekehrte Art, einen Kamm mit Papier bedeckt, um darauf ſchnärrend zu ſingen. Man legt es an den Gaumen vor dem Eingange der Kehle, jedoch dergeſtalt, daß das blaſende Häutchen mit der gewölbten und nicht mit der hohlen Oberfläche in den Mund gekehrt iſt, weil ſonſt die durch den Geſang erregten Vibrationen oder zitternden Schwingungen der Vogelſtimme gehindert und das Häutchen ausgetrocknet und überſpannt würde. Wenn ſich nun das ſingende Blatt in der rechten Lage befindet, und man die geringſte Bewegung mit der Kehle macht und den Wind aus den halbgeöffneten Mund hervorbläßt, wie wenn man gegen ein Glas hauchen wollte, um daſſelbe zu erwärmen, ſo erregt man einen ſcharfen Ton, welcher beinahe wie der Laut eines Flaſchenettchens klingt. Auf dieſe Art wird fortgeblaſen, und man bemühet ſich, den Ton des Buchſtabens R herauszubringen, ohne dabei die Zunge zu bewegen, indem man bloß das Schlundzäpfchen ſpielen läßt, wie die Hunde, wenn ſie knurren, wodurch der gedachte ſcharfe Ton in ſo weit abgeändert wird, daß er mit den Vogelkehlen mehr Uebereinſtimmung bekommt. Legt man, anſtatt des Buchſtaben R mit der Kehle artikulirt herauszuſtoßen, die Zunge gegen den Gaumen, um die Silbe tſchi auszuſprechen, ſo bringt man einen

andern Gurgelton hervor, welchen die Vögel öfters unter ihre Geſänge miſchen. Eben ſo bringt man den Schlag der Nachtigall heraus, wenn man die drei vorhergehenden Laute beinahe auf folgende Art unter einander verbindet und damit wechſelt, als: Ueu, ůu, ůu, ů, ů, ů, tſchi, tſchu, tſchi, tſchu, tſchi, ru, ru, ru, ů, ů, ů, ru, tſchi. Alle dieſe Töne laſſen ſich ohne die mindeſten Geſichtsverzerrungen, bloß durch die Bewegung der Zunge und des Gaumens der Natur gemäß nachmachen, um entweder die Nachtigallen herbeizulocken, und dadurch die Vergnügungsörter im Freien, in den Thiergärten zu verſchönern, oder um der Geſellſchaft ein unerwartetes Winterkonzert ohne den mindeſten Aufwand zu geben. S. Fig. 8717. — Welche Töne die Nachtigall hören läßt und wie ſie durch articulirte Sylben und Worte, jedoch nur in der Nachtigallenſprache, ausgedrückt werden können, ſ. unter Nachtigall, Th. 100, S. 145.

Was das Singen oder den Geſang der Vögel anbetrifft, ſo iſt darüber noch ſehr wenig in wiſſenſchaftlicher Hinſicht geſagt worden, theils können Naturforſcher dieſem Gegenſtande nicht gehörig ihre Aufmerkſamkeit widmen; auch ſind ſie oft ſelbſt zu wenig muſikaliſch, um hierdurch zu Beobachtungen angezogen zu werden, theils ſind die Singevögel, wenn gleich überall als Stubenvögel gezogen, doch nicht bei den Klaſſen eines Volkes ſo im Anſehen, die über ihren Geſang künſtleriſche Beobachtungen anzuſtellen im Stande ſind; denn größtentheils findet man die meiſten unſerer Waldſänger, außer der Nachtigall — der Kanarienvogel kann nicht hierher gerechnet werden — nur in den Stuben der Handwerker ꝛc., und die wenigen, wie Grasmücken, Hänflinge, Finken ꝛc., die hin und wieder auch von angeſehenen Perſonen gehalten werden, werden doch in Hinſicht ihres Geſanges, harmoniſch betrachtet, zu wenig beachtet, und alſo iſt dieſer, gewiß nicht unwichtige, Gegenſtand der Forſchung

nur von einigen Wenigen beobachtet worden. Ich folge hier den Beobachtungen über den Geſang der Vögel von Games Barrington, ehemaligem Vicepräſidenten der Königl. Societät der Wiſſenſchaften in London. Das Erſte, was bei den Vögeln zu merken iſt, oder worauf man merken muß, iſt der erſte Ton oder Laut, den der junge Vogel von ſich giebt, und wodurch er ſein Verlangen nach Futter oder Nahrung zu erkennen giebt. Dieſes ſogenannte Zwitſchern iſt, wenn man genau darauf merkt, in allen Neſtern verſchieden, ſo daß der Kenner, ohne das Neſt zu ſehen, den darin liegenden Vogel nennen kann. Dieſes Geſchrei, welches der junge Neſtling nach kurzen Zwiſchenräumen wiederholt und der beiden Geſchlechtern gemein iſt, iſt eine Klage, verliert ſich bei dem älter werden des Vogels gänzlich, ſo daß man es in ſeinem Geſange nicht wieder hört. Nach einem Monate bringt der Vogel einen andern Laut hervor, den man das Anſchlagen nennt. Dieſer Ton iſt in den meiſten Fällen eine Wiederholung eines und eben deſſelben Ausdrucks. Der Vogel behält ihn Zeitlebens und ſowohl das Männchen, als das Weibchen bringt ihn hervor. Die nächſte Stufe der Stimme des Vogels iſt das Pfeifen oder Singen. Schon der Neſtling bemühet ſich zu ſingen und der oben erwähnte Schriftſteller hat Beiſpiele von Vögeln, die ſchon vor dem erſten Monate ihres Alters zu ſingen anfingen. Dieſer erſte Verſuch iſt keine Leiter für den künftigen Geſang, es ſind nicht die Anfangsgründe, auf denen er fortbauet; denn nur nachdem er älter und ſtärker geworden, fängt er an nachzuahmen. Man muß den Fleiß in der Uebung beim jungen Schüler bewundern, und ſobald er einer Paſſage gewachſen iſt, ſo erhebt er ſeine Stimme, und ſobald er an eine ihm noch ſchwere Stelle kommt, ſo läßt er ſeine Stimme ſinken. Was der junge Sänger nicht richtig intoniren kann, darüber eilt er hinweg; er läßt ſeine Stimme ſinken, als wolle er nicht gehört ſeyn. Gewöhnlich fährt der junge Vogel

Digitized by Google

noch zehn oder eilf Monate zu ſingen fort, wo er dann geſchickt iſt, jede Stelle ſeines Geſanges auszudrücken. Dieſer Geſang bleibt ihm nun eigenthümlich während ſeiner ganzen Lebenszeit, obgleich er einzelne Paſſagen von andern Vögeln leicht annimmt, und dadurch eine Variation in ſeinen Geſang bringt, die oft ſehr lieblich klingt, ohne das Eigenthümliche ſeines eigenen Geſanges zu ſtören. Dieſes letztere iſt jedoch nur bei Stubenzöglingen der Fall, nicht bei den Sängern im Freien, die ihren Geſang nie ändern. Wenn der Vogel zu dieſer Vollkommenheit gelangt iſt, ſo ſagt man von ihm: er ſinge ſeinen Geſang durch, das heißt, mit allen Variationen, die er zuſammenhängt und ohne eine Pauſe zu machen durchſingt. Der oben genannte Schriftſteller beſtimmt den Geſang eines Vogels ſo, daß er in drei oder mehreren verſchiedenen Noten beſtehe, die ohne Unterbrechung auf einander folgen, in einer Zeit, da ein Pendel vier Secunden ſchwingt. Durch die erſte Forderung dieſer Definition ſchließe ich das Rufen eines Kukuks oder das Locken einer Henne aus, welches nur aus zwei Noten beſteht. Der kurze Anſchlag der Singvögel, der mit jeder andern gar nicht übereinkommt, unterſcheidet ſich ſelbſt von dem eigentlichen Geſang des Vogels, weil er nicht vier Sekunden dauert. Der Ausdruck des Kukuks und der Henne iſt mehr als bloßer Anſchlag; aber er erreicht nicht den Geſang. Man kann dieſe Gattung der Stimme, wo zwei Ausdrücke aufeinander folgen, den doppelten Anſchlag nennen.

Die Stimme des Vogels iſt ſo wenig angeboren, als die Sprache des Menſchen; ſie hängt lediglich von dem Lehrer ab, unter dem der Vogel erzogen wird, und von der Gelehrigkeit, mit der ſeine Organe die Töne, die er oft hört, nachahmt. Barrington hat die meiſten Verſuche über dieſen Gegenſtand mit männlichen Hänflingen angeſtellt, die ſchon fliegen konnten, und eben das Neſt verlaſſen hatten. Er fand, daß dieſe Vögelart ſehr gelehrig iſt und leicht nachahmt. Man kann das Hähn-

chen an der weißen Farbe des obern Theils der Flügel leicht von dem Weibchen unterſcheiden; denn beim Männchen reicht die weiße Farbe faſt an den Schaft des Federkiels, bei dem Weibchen kaum an die Hälfte der Fahne. Bei den andern Arten von Singvögeln unterſcheidet man das Männchen nicht ſo leicht. Man hat aber auch Weibchen, die ſo ſchön ſingen, als die Männchen, allein dieſe Fälle ſind eben ſo ſelten, als wenn eine gemeine Henne kräht, beſonders findet man ſie unter den Kanarienvögeln, aber auch unter den Waldvögeln Deutſchlands ſollen ſie ſich finden, ſo will Barrington ein paar Weibchen von denſelben in England gefunden haben, die gleich den Männchen ſingen. Hieraus wollen Einige auch die Vermuthung nehmen, daß alle Papageyen, Elſtern, Staare ꝛc., die gar nicht ſprechen, Weibchen ſeyn ſollen. — Um nun in der Geſangskunſt der Vögel weiter zu gehen, erzog der eben genannte Schriftſteller junge Hänflinge neben drei Gattungen von Lerchen, die am beſten ſingen, der gemeinen Lerche, der Heidelerche und der Feldlerche, jeder Hänfling nahm ſtatt des eigenthümlichen Geſanges, den Geſang ſeiner Lehrerin an. Als der von der Feldlerche unterrichtete Hänfling fertig ſingen konnte, wurde er auf ein Vierteljahr zu zwei gemeinen Hänflingen gethan, die im vollen Singen waren. Der Feldlerchen-Hänfling nahm nicht das Geringſte aus dem Geſange des gemeinen Hänflings an, ſondern behielt den Geſang ſeiner Lehrerin, ohne ihn zu verändern. Es wurde nun ein Verſuch mit einem Europäiſchen Neſtling gemacht, ob er die Stimme eines Afrikaniſchen Vogels annehmen würde; auch dieſes gelang vollkommen. Der Afrikaniſche Vogel war vom Finkengeſchlechte und führte den Namen Vengolina, und der junge Hänfling ahmte ſeiner Afrikaniſchen Lehrerin ſo vollkommen und auf das genaueſte nach, daß man einen von dem andern am Geſange nicht unterſcheiden konnte; auch miſchte er keinen Laut des Hänflingsgeſanges

Digitized by Google

ein. In einigen andern Verſuchen behielt der Neſtling immer etwas von ſeinem eigenthümlichen Geſange bei, welches daher kam, daß die jungen Vögel aus dem Neſte genommen worden, als ſie drei Wochen alt waren, in welcher Zeit ſie von ihren Eltern den einfachen Anſchlag, in einem einzigen Tone beſtehend, lernten. Der junge Hänfling iſt bis zum ſiebenten Tage blind, um ſo aufmerkſamer iſt er auf die Locke ſeiner Eltern, weil dieſe ihm Futter verheißt, und daher wird ihm dieſe Stimme auch zuerſt eigen und imprimirt ſich ſo feſt, daß er ſie nicht wieder verliert. Der oben genannte Schriftſteller hatte Gelegenheit einen Hänfling und Finken zu ſehen, die zwei Tage nach ihrem Herauskriechen aus dem Eye aus dem Neſte genommen und aufgefüttert worden. Der eine dieſer Vögel hatte, weil er keine andern Töne nachahmen konnte, die Worte Pretty boy (guter Junge) und einige andere Sätze ausſprechen lernen. Der Finke wurde in der Stadt Knigthon in Radnorſchire aufgefuttert und hatte den Geſang eines Hänflings angenommen, der neben ſeinen Käſich gehängt worden. Dieſe Facta ſcheinen zu beweiſen, daß die jungen Vögel keinen angeborenen Begriff von der gewöhnlichen Stimme ihrer Art haben. Man könnte hier freilich einwenden, daß die jungen Vögel in ihrem freien Zuſtande ſchon ſo genau den Geſang ihrer Eltern nachahmen, daß man ſchon dieſen oder jenen Geſang von einem Vogel erwartet, noch ehe man ihn hört; allein dieſer Einwendung kann dadurch begegnet werden, daß der junge Vogel nur ſeine Aufmerkſamkeit auf den Unterricht ſeines Vaters wendet, und daher auf den Geſang aller andern Vögel um ihn herum nicht achtet; auch gewahrt man, daß ſich die Vögel einer Gattung immer zuſammen zu halten ſuchen, weil ſie durch den gleichartigen Geſang herbei gelockt werden, nicht durch die Nachahmung. So findet man in einem Gehölze die Hänflinge, Zeiſige, Finken, wo jede Gattung ſo ziemlich in einem Bezirke ſich aufhält, oder

Digitized by Google

man trifft doch wenigſtens, wo man einen Hänfling oder Finken ſchlagen hört, immer mehrere ſeiner Gattung an, die vielleicht der Geſang herbeilockte, wenn ſie wirklich in dem Gehölze zerſtreuet waren, und daher kommt es auch gewiß, daß die jungen Vögel einer Art leichter einen Geſang auffaſſen, der ſie nicht allein von dem Vater, ſondern auch von den Genoſſen gelehrt wird. Barrington ſagt zwar: daß junge Kanarienvögel oft in einem Zimmer aufgezogen würden, worin ſich Vögel von mehreren Gattungen befänden, und doch nehmen die Erſteren nur den Geſang ihres Vaters an; indeſſen weiß ich auch aus eigener Erfahrung, daß ein junger Kanarienhahn, der im Zimmer mit Hänflingen und Stieglitzen zuſammenhing, den Schlag der Letztern annahm, und ihn mit dem ſeinigen vermiſchte, und dergleichen Beiſpiele giebt es mehrere. Merkwürdig iſt aber Barrington's Verſuch mit einem Sperlinge. Wie bekannt, bringt der gemeine Hausſperling in ſeiner Freiheit keinen andern Ton hervor, als ein Zwitſchern, und um hierüber eine gewiſſe Anzeige zu haben, ob dieſes in dem Unvermögen des Vogels andere nachzuahmen liegt, oder ob es bloß die Aufmerkſamkeit des jungen Vogels auf den Ton ſeiner Eltern iſt, nahm derſelbe einen Sperling, der eben fliegen konnte, aus dem Neſte und erzog ihn bei einem Hänfling, neben deſſen Bauer ein Diſtelfink hing, und ſeine Stimme wurde eine Miſchung vom Diſtelfinken und Hänfling. Er erzog ferner ein junges Rothkelchen bei einer Nachtigall, die bald mit Schlagen aufhörte und deren Geſang auch in 14 Tagen verſtummte. Dieſes Rothkehlchen ſang nachher drei Viertel von dem Geſange der Nachtigall, das andre ihres Geſanges war dasjenige, was die Vogelſteller verwirrte Töne nennen. Der Käfich mit dem Rothkehlchen wurde hierauf dem Bauer mit der Nachtigall näher gebracht, als einem andern Vogel, wo Barrington bemerkte, daß der junge Schüler dem Lehrer uachahmen wollte, dem er am nächſten war. Aus

Digitized by Google

verſchiedenen andern Verſuchen, die der eben genannte Schriftſteller anſtellte, machte derſelbe den Schluß, daß es ſehr ungewiß ſey, welchen Geſang der junge Vogel anzunehmen Willens ſei, und daß es oft eine bloße Miſchung werde, wie z. B. der mit dem Sperlinge angeſtellte Verſuch. *) Bei dem Verſuche, ein Rothkehlchen bei einer Nachtigall aufzuziehen, gewahrte Barrington, daß ſich der junge Vogel vorzüglich an den Ton hielt, den er zuerſt hörte, wenn er von dem Neſte genommen wurde; auch glaubt derſelbe, daß wenn die Nachtigall noch im völligen Singen geweſen wäre, ein vierzehntägiger Unterricht hinreichend geweſen ſeyn würde. Auch der Verſuch, ein junges Rothkehlchen auf einen Monat ganz nahe neben einem Heidelerchen-Hänfling, der ſich im vollen Geſange befand, zu erziehen, es dann in ein ander Zimmer zu bringen, wo es nur einen ganzen Lerchen-Hänfling hörte, zeigte daß der Neſtling nicht einen einzigen Ton des Heidelerchen-Hänflings mehr angab, ob er gleich wieder neben ſeinen erſten Lehrer gehangen wurde, er behielt den Geſang des gemeinen Lerchen-Hänflings. Die Verſuche, die gemacht worden, um die Umſtände ausfindig zu machen, die einen Vogel dieſen oder jenen beſondern Ton annehmen laſſen, wenn er von dem Alten weggenommen worden, brachten zu keinem ſichern Reſultate, nur ſo viel ließ ſich annehmen, daß der Vogel ihn in der Periode annimmt, da er ſich zu dieſem oder jenem Geſange determinirt. — Ueber den Vogelgeſang überhaupt, ſagt nun Barrington noch Folgendes.

*) Dieſelbe Erfahrung habe ich auch oben, S. 371, ſchon angeführt. Mit dem Sperlinge, der doch eigentlich kein Singevogel iſt, wenn auch das ganze Geſchlecht der Singevögel nach ihm, wegen der Geſtalt des Schnabels ꝛc., **Passeres** benannt wird, iſt der Verſuch, ihn ſingen zu lehren, merkwürdig und verdiente wohl, daß mit demſelben mehrere Verſuche auf die genannte Art angeſtellt würden.
Kth.

Digitized by Google

Mit Entzücken redet jeder Dichter von der Harmonie des Geſanges der Vögel in den Wäldern, und dennoch ſcheinen ſie es nur als ein ergötzendes Geräuſch anzuſehen, ob ſie gleich ein muſikaliſches Ohr haben. Man vergleiche das Singen eines Landmannes mit der Stimme eines Städters, ſo wird die Letzte bei weitem den Vorzug über jene Erſte haben; daſſelbe wird man finden, wenn man die Stimme eines Landmädchens mit der eines Dienſtmädchens in der Stadt vergleicht, da die Erſteren höchſt ſelten nur erträglich ſingen. Hierdurch ſoll nicht behauptet werden, daß die Landleute weniger muſikaliſches Gehör haben, als die Einwohner der Städte, ſondern nur, daß die Letzteren mehr Gelegenheit, als jene haben, ſich zu bilden. — Die Einwohner einer Reſidenz können auch von dem Geſange eines Vogels beſſer urtheilen, ſie hören jeden Vogel in ihrem eigenen oder in den Nachbarhäuſern deutlicher; auch ſingt der im Käfiche eingeſperrte Vogel länger, als der in Freiheit lebende. Die Landleute hören dagegen den Geſang der Vögel in den Wäldern nur einige Monate im Jahre. Die Menge der Töne verhindert ſie, auf den Geſang eines Vogels vorzüglich zu merken; auch bleibt der Vogel nicht lange genug an einem Orte; dann giebt auch der Vogel im Walde nicht alle Töne ſeines Geſanges an, obgleich er laut genug ſchlägt. Aus dieſen Gründen konnte ich nie in dieſem Stücke auf den Ausſpruch einer Perſon, die nicht in London gewohnt hatte, bauen, und einen ſtärkeren Beweis kann man wohl nicht verlangen, als daß die meiſten Leute in London, welche Kanarienvögel halten, genau anzugeben wiſſen, ob der Vogel einen Feldlerchen- oder Nachtigallengeſang hat. Kein Geſang eines Vogels iſt leichter zu unterſcheiden, als der Geſang einer Nachtigall, und den auch die Kanarienvögel, welche von den Tyrolern eingeführt werden, in einigen Stellen haber; ein anderes iſt dieſes mit den anderen Waldvögeln. —

Die Vögel ſingen in ihrer Freiheit nicht über zehn Wochen im Jahre, welches jedoch bei einigen Hähnen verſchiedener Vögel eine Einſchränkung erleidet, welcher Umſtand von einer vorzüglichen Stärke der Muskeln des Kehlkopfes herrührt. Ich fing ein Nachtigallmännchen, ein Paar Amſeln beides Geſchlechts, ein Paar

Digitized by Google

Krähen desgleichen, und ein Hänflingsmännchen. Dieſe ſecirte der berühmte Anatomiker Herr Hunter aus Gefälligkeit für mich; ich erſuchte ihn beſonders auf diejenigen Werkzeuge ſeine Aufmerkſamkeit zu verwenden, die man für die Organe des Geſanges etwa halten könne. Hunter fand die Muskeln des Hinterkopfs einer Nachtigall ſtärker, als ſonſt eines Vogels der Art, und in allen den Fällen, wo er ſowohl Männchen, als Weibchen ſecirte, fand er dieſe Muskeln bei den Männchen immer ſtärker. Bei Dohlen, die der genannte Anatom von beiden Geſchlechtern ſecirte, fand ſich kein Unterſchied, obgleich dieſe Vögelart nicht ſingt, ſondern nur ein gellendes Gekrächze hören läßt. Stärke in den Muskeln des Kehlkopfs ſcheint daher nicht das einzige Erforderniß zu ſeyn, ſondern auch ein beſtändiger Ueberfluß des Futters, welches die Vögel in den Käfichen am beſten beweiſen, die den größten Theil des Jahres hindurch ſingen, wenn die in der Freiheit lebenden Vögel nur einige Monate ſingen.

Die Nahrung der Singvögel beſteht in Pflanzen, Inſekten oder Samenkörnern. An den beiden erſten Nahrungsmitteln iſt im Frühling der größte Ueberfluß. An Sämereyen, die ſie erſt im Spätſommer und Herbſte finden, iſt in cultivirten Ländern kein großer Ueberfluß; denn die Samenkörner auf den Wieſen werden durch's Mähen, auf den Weiden durch Abbeißen des zahmen Viehes oder Wintermähens, und auf den Kornfeldern durch den Pflug eingeſcharrt und zerſtreut; auch liegen die meiſten Körner allen zarten Vögeln zu tief. — Viele erklären das Singen des Männchens im Frühlinge aus der Wolluſt, welche ſie während des Brütens empfinden ſollen; allein dieſe erwägen nicht, daß der bei weitem größte Theil der Vögel gar nicht ſingt, und warum ſollte der Schöpfer ſie des Vergnügens beraubt haben? Der Vogel in einem Käfiche ſingt neun bis zehn Monate im Jahre, kann alſo aus dieſem Grunde dazu nicht bewogen werden, im Gegentheil rührt dieſes von dem Wetteifer mit anderen Vögeln her, oder faſt gegen alle die Arten, welche nur ein anhaltendes Geſchrei machen. Der Vorzug im Geſange giebt den Vögeln einen bewunderungswürdigen Vorzug unter ſich über alle andere nicht ſingende, welches auch die Vogelſteller von der bezau-

Digitized by Google

bernden Gewalt ihrer Lockvögel ſehr wohl wiſſen, von welchen ſie behaupten, daß ſie deswegen früher mauſern. Daß das Singen der Vögel nicht von der Aufmerkſamkeit auf das Weibchen herrührt, davon hat mir ein ſehr erfahrner Nachtigallenfänger eine ſehr entſcheidende Erfahrung mitgetheilt. Nämlich einige dieſer Vögel fingen an zu ſchlagen in dem Augenblicke, da ſie gefangen genommen wurden. Er brachte mir eine Nachtigall, die nur erſt wenige Stunden in einem Käfiche geſeſſen hatte, und ſchon ihren ganzen Geſang hören ließ, obgleich dieſes Thier in den erſten Tagen ſeiner Gefangenſchaft ſo traurig iſt, daß es ſieben bis acht Tage gefüttert werden muß, weil es ſonſt nicht von ſelbſt frißt, auch muß man ihm die Flügel binden, damit es ſich nicht durch das Anſchlagen an den Käfich tödte *). Ich glaube es iſt kein Beiſpiel von einem Singevogel, der an Stärke unſere Amſel übertreffen ſollte, welches vielleicht von der Schwierigkeit herrührt, die dieſen Vogel hindert, ſich leicht zu verbergen, wenn er einmal die Aufmerkſamkeit der Feinde auf ſich gezogen hat. Daher möchte ich auch lieber behaupten, daß die Weibchen der Vögel deshalb nicht ſingen, um ſich nicht beim Brüten einer größeren Gefahr auszuſetzen, welches auch vielleicht die Urſache iſt, warum ſie weniger große Federn und gar keine Federbüſche haben **).

Ich wende mich nun zu der Betrachtung, in wie fern ein Singvogel muſikaliſche Intervalen kennt, die nur bis zu den Semitönen von uns angegeben werden,

---

*) Ueber die Lebensart und den Geſang der Nachtigallen, ſehe man den Art. Nachtigall, Th. 100, S. 139 u. f. nach. Kth.

**) Daß die Männchen wirklich weit heller und kräftiger beim Brüten der Weibchen ſingen, haben nicht nur aufmerkſame Naturforſcher genau beobachtet, ſondern auch Vogelfänger; auch gewahrt man dieſes bei den Hausſchwalben, daß das Männchen in der Nähe des Neſtes auf dem Dache, einer Dachrinne ꝛc. ſitzt, und ſeiner Gefährtin durch ſeinen Geſang gleichſam die Zeit beim Brüten vertreibt; auch der Sperlingshahn hüpft zwitſchernd oder ſchreiend hin und her in der Nähe ſeines Neſtes. Auch die Bemerkung, daß der Vogel im Käfiche neun bis zehn Monate ſinge, iſt wohl nicht ganz richtig; denn nicht nur die Mauſerzeit dauert etwas lange, während welcher Zeit, auch noch nachher, ſie nicht ſingen, ſondern auch die Zeit der Paarung wird von ihnen im Käfiche beobachtet, in welcher ſie nur den Ruf nach dem Weibchen hören

Digitized by Google

welche wir leicht angeben können, indem wir den Finger leiſe über eine Saite herführen, oder nach und nach die Löcher einer Flöte zu halten, indeſſen können wir kleine Intervallen, z. B. Vierteltöne nicht ausdrücken. Einige Stellen in dem Geſange mehrerer Arten unſerer Vögel ſtimmen mit den Intervallen unſerer muſikaliſchen Skala überein, wovon unſer Kukuk ein bekanntes Beiſpiel giebt; allein der größte Theil des Geſanges der Vögel iſt des muſikaliſchen Ausdrucks nicht fähig, welches aus folgenden Urſachen herrührt. Erſtlich iſt oft die Geſchwindigkeit zu groß und es iſt ungewiß, wo der Vogel pauſirt, ſo daß wir auf gar keine Art die Paſſage des Geſanges auf Takte reduciren können. Die zweite Urſache iſt: Die Höhe der Töne bei den meiſten Vögeln, übertrifft um ein Beträchtliches die höchſten Töne auf unſerem Inſtrumente. Da nun ſowohl die obern Theile eines Inſtruments, als auch die unteren ſelten gebraucht werden, ſo ſind wir auch nicht ſo gut mit den unterſten und höchſten Octaven, als mit den mittlern bekannt. Nun aber iſt der Ton, worin ein Singvogel anfängt, ſchon höher, als alle Töne eines Inſtruments, es wird uns daher noch ſchwerer, wenn wir dieſe Töne durch Noten ausdrücken wollen. Das dritte und unüberwindliche Hinderniß, weshalb der größte Theil des Geſanges der Vögel des muſikaliſchen Ausdruckes nicht fähig iſt, iſt, daß die Intervallen der Vögel gewöhnlich ſo gering ſind, daß wir von unſeren weit größeren Intervallen, worein wir unſere muſikaliſche Oktave theilen, auf dieſe gar nicht urtheilen können. Man ſollte daher bei der Meinung derjenigen eine Erinnerung machen, die behaupten, die Griechen und Römer hätten ſolche kleinere Intervallen der Octave gekannt, alſo daß auch die Alten Organe gehabt haben, die die Natur ihren ausgeartteen Nachkommen verſagt habe. Ob wir gleich die feineren und nicht zu empfindenden Zwiſchentöne in dem Geſange

laſſen, und gleichfalls nicht ſingen, worüber überhaupt alſo mehrere Monate hingehen. Daß ſie übrigens im Freien nicht ſo lange und ſo anhaltend ſingen, liegt theils im Suchen der Nahrungsmittel, welches ihnen viel Zeit raubt, und dann werden ſie auch oft in ihrem Geſange durch größere Vögel, Eichhörnchen ꝛc. geſtört, ſo daß ſie von einem Baume zum andern fliegen müſſen. Kth.

Digitized by Google

der Vögel nicht angeben können*), ſo pfeifen doch viele Vögel nach den größeren Intervallen unſerer Octave, wie dieſes von dem Dompfaffen und Canarienvogel bekannt iſt. Dieſes rührt von der bloßen Nachahmung her, wenn ſie ſehr früh vom Neſte genommen werden; denn wenn das Inſtrument, nach dem man ſie abrichtet, falſch geſtimmt iſt, ſo pfeifen ſie eben ſo leicht die falſchen Töne, als die wahren**). Die nächſte Vergleichung, die wir zwiſchen unſerer Muſik und der Muſik der Vögel anzuſtellen haben, iſt, ob ſie in eben der Höhe ſingen. Hierauf läßt ſich aber nicht mit völliger Zuverläßigkeit antworten. Hier nur einige Muthmaßungen, die über dieſen Gegenſtand gemacht worden: Hört man ein Dutzend verſchiedener Singvögel in einem Zimmer, ſo verurſacht dieſes nicht immer eine angenehme Diſſonanz, weder meinen Ohren, noch auch andern, auf deren Urtheil ich mich in dieſem Stücke mehr verlaſſen kann. Wenn jeder Vogel für ſich ein beſonderes Stück ſingt, ſo wäre es außerordentlich, wenn nicht die Harmonie beleidiget werden ſollte. Um dieſe Stücke dem Ohre angenehm zu machen, würde wohl zuerſt erfordert, daß alle Vögel in dem Zimmer aus einem Tone ſängen, welches ich aus folgenden Gründen zu glauben bewogen werde. Ich höre dem Singen der Vögel lange Zeit hintereinander zu, kann ich aber nicht ſehr bald zu einem Inſtrumente kommen, ſo vergeſſe ich die Höhe der Töne ſehr bald. Ich erſuchte daher einen ſehr geſchickten Klavierſpieler, die Töne aufzuzeichnen, die er hierbei höre. Folgendes waren die Töne der Vögel:

F natürlicher Ton der Heidelerche.
A natürlicher Ton des gemeinen Haushahns.

---

*) Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes giebt zwar in einer Note zu dem oben angeführten Satze an: daß es Menſchen gäbe, die die Fertigkeit beſäßen, mit ihrer Kehle völlig den Geſang der Vögel nachzuahmen; allein die Beiſpiele davon ſeien zu ſelten, um davon einen Beweis herzunehmen. Der Verfaſſer wird nicht gewußt haben, daß dieſes Nachahmen nicht bloß Produktion der Kehle, ſondern eines kleinen eingekerbten Lauchblattes iſt, welches man an den Gaumen vor dem Eingange der Kehle legt, ſ. oben, S. 364 u. f. Kth.

**) Dieſes Inſtrument iſt eine kleine Drehorgel, auf deren Walze ſechs Stücke geſetzt worden. Die Abrichtung dieſer Vögel nach der Orgel geſchieht durch Tyroler, Würtemberger ꝛc. Kth.

C natürlicher Ton des Hahns aus Bantam.
B-mol eines ſehr großen Hahns.
C das bis ins A fällt beim Kukuk.
A bei Droſſeln.
D bei einigen Eulen.
B-mol bei einigen andern.

Dieſe Beobachtungen geben uns fünf Noten, nämlich A B-mol C D und F, hierzu kann ich noch eine ſechſte (G) ſetzen, aus meinen eigenen Erfahrungen bei einer Nachtigall, die drei Jahre in einem Käfiche eingeſperrt war. Ich kann auch die Bemerkungen des Klavierſpielers beſtätigen, indem ich von eben dem Vogel C und F gehört habe Wollte man die Höhe dieſer Töne mit Zuverläßigkeit beſtimmen, ſo war das auf dem Spinnet, bei dem ich den Verſuch machte, mit der St. Paulus-Glocke übereinſtimmend. Die folgenden Töne bemerkte man alſo bei verſchiedenen Vögeln, nämlich A B-mol, C D F und G, das E fehlt nur um die Skala vollſtändig zu machen. Dieſe ſechs Töne geben indeſſen hinlängliche Data an die Hand, um wenigſtens über die Töne, in denen ein Vogel ſingt, einige Muthmaßungen zu machen, da dieſe Intervallen bloß in F mit der großen Tertie, oder in G mit der kleinen Tertie können gefunden werden. Ich möchte lieber das Letzte aus folgenden Gründen annehmen. Lukrez ſagt: und vielleicht iſt dieſes keine ſinnreich ausgedachte, ſondern gegründete Muthmaßung, daß wir die erſten muſikaliſchen Töne von den Vögeln gelernt hätten*). Man hat nun unter allen muſikaliſchen Tönen, die bei einem Vogel unterſchieden werden können, vorzüglich auf die Töne des Kukuks gemerkt, welche die kleine Terze machen, dieſes hat nicht nur der oben erwähnte Klavierſpieler, ſondern auch Kircher in ſeiner Musurgia bemerkt. Einige alte Komponiſten haben die Töne des Kukuks durch Noten ausgedrückt; allein ſie haben ſich wenig um Genauigkeit bekümmert, aus Dur war ihre Melodie im Ganzen dem Rufen des Kukuks

*) At liquidas avium voces imitarier ore,
Ante fuit multo, quam laevia carmina cantu
Concelebrare homines possent cantu que juvare.
Luc.

Digitized by Google

ähnlich, und dies war genug. Ein anderer Beweis, daß unſere muſikaliſchen Intervallen von dem Geſange der Vögel entlehnt ſind, ſchreibt ſich daher, daß die mehrſten Compoſitionen aus Moll geſetzt ſind, wo die Muſik einfach und größtentheils bloße Melodie iſt. Das älteſte Stück, welches ich gehört habe, iſt ein Waliſches, Morvar Rhydland genannt*), dieſes geht aus Moll, und unterſucht man die Muſik der Chineſen und Türken im du Halde und Doctor Shaw, ſo findet man die Hälfte der Arien auch in Moll. Die Kompoſitionen vor drittehalb Jahrhunderten ſind auch ſehr oft aus Moll. Da in neueren Zeiten von hundert Kompoſitionen neun und neunzig in Dur geſetzt ſind. Das Moll iſt klagend, und folglich den einfachen Melodieen anpaſſender, wie man es in einem Lande, wo Muſik noch nicht lange cultivirt iſt, erwartet. Das Dur hat auf der andern Seite mehr Glänzendes und Rauſchendes, welches ſich mehr zu der Höhe und Vollkommenheit ſchickt, welche die Sänger und Spieler in den letzten funfzig Jahren erreicht haben. Wie ſchon oben bemerkt, fand ich die Töne einer Nachtigall und eines unter ihr ſitzenden Rothkehlchens, die auf die Intervallen unſerer Octave reducirt werden können, immer einerlei, welches einen Beweis giebt, daß die Vögel beſtändig aus einem Tone ſingen. Hierin ſind ſie von einem Sänger unter uns unterſchieden; denn diejenigen, die nicht die gehörige Schule haben, fangen oft ein Stück über oder unter dem natürlichen Tone ihrer Stimme an, den ſie nachher durch das ganze Stück nicht fortſetzen können. Da die Vögel mit einerlei Tönen, einerlei Paſſagen beſtändig angeben, ſo kann nie in Abſicht der Höhe des Tons ein Irrthum vorfallen. Wenige Sänger können in eben dem Tone mit ihrem Stücke fortfahren, wenn es zu eben der Zeit aus einem andern Tone geſungen wird, oder wenn eben dieſelben oder andere Stellen geſungen werden, die im Takte und im Tempo nicht übereinſtimmen. Da die Vögel in einerlei Paſſagen einmal angenommenen Tönen immer treu

*) Der Rhydlands-Marſch, wo die Einwohner der Provinz Wales einſt einen großen Verluſt erlitten. Rhydland liegt in Flintſhiere. Barrington.

Digitized by Google

bleiben, ob ſie ſich gleich um kein Tempo bekümmern, ſo kann man folglich ein Stück für zwei Dompfaffen componiren, wo immer Harmonie bleiben wird, der eine mag anfangen oder aufhören wenn er will.

Ma.. findet bei verſchiedenen Vögeln viele muſikaliſche Fähigkeit; allein die Zartheit in der Empfindung, dieſen Vorzug eines menſchlichen Sängers, beſitzen ſie gewiß nicht, und deshalb darf man von den beſten Sängern unter ihnen nicht erwarten, daß ſie das Geſchmackloſe in dem obern Flötenregiſter einer Orgel, an der nicht die neuere Vollkommenheit eines Dämpfers angebracht worden, empfinden ſollten. Auch werden ſie durch das höchſt unvollkommene Inſtrument einer Lockpfeife betrogen, deren Töne ſie oft für die Töne eines andern ihrer Art annehmen. Obgleich man von keinem Vogel, der größer als eine Amſel iſt, ſagen kann, er ſinge, obgleich man von vielen ſagt, daß ſie ſprechen, ſo haben doch die kleinen Vögel Anlagen dazu, dahingegen die größern Vögel keine ſchicklichen Organe zum Singen haben. Wir haben Nachrichten von Vögeln, von denen man bei den Griechen und Römern glaubte, ſie ſprächen, mit denen wir aber nie einen ähnlichen Verſuch zu machen pflegen. So redet Moſchus von Schwalben und Nachtigallen, die auf dieſe Art unterrichtet waren, und Plinius redet von einem Hahne, einer Droſſel und einer Nachtigall, welche ſprachen. *) Statius redet auch von einigen Vögeln, die wir nun auf dieſe Art abzurichten pflegen. **) Da aus allen dieſen Stellen erhellt, daß ſo viele Arten von Vögeln ſprechen lernen, und daß ein Sperling die Töne eines Hänflings lernte, ſo zweifle ich ſehr, ob man je eine Art wird aufführen

*) **Habebant et Caesares juvenes turdum, item luscinias Graeco atque Latino sermone dociles, praeterea meditantes in diem, et assidue nova loquentes longiore etiam contextu. Hirt. Nat. Lib. X, c. 21, et 42.**

**) **Huc doctae stipentur aves, queis nobile fandi
Jus natura dedit, plangat Phoebeïus ales,
Auditasque memor penitus dimittere voces
Sturnus et Aonio versae certamine picae.
Quique refert jungens iterata vocabula perdix.
Et quae Bistonio queritus soror ocae cubili.
Stat. Sylv. Lib. II, ecl. 4.**

Digitized by Google

können, die zu ſolchen Nachahmungen unfähig ſeyn ſollte; denn aus den verſchiedenen vorher angeführten Beiſpielen erſehen wir, daß die äußerſten Bemühungen bei einem Vogel nicht fehlſchlagen werden, wenn ihm die Natur die dazu nöthigen Organe nicht verſagt hat. Es kann aus einer ſorgfältigen Erziehung beſtimmt werden, ob ein Vogel dazu geſchickt iſt, oder nicht; denn wollte man ſich bloß auf Muthmaßungen hierbei verlaſſen, ſo würde man leicht vermuthen können, daß ein Sperling nicht ein Hänfling nachahme, noch auch, daß eine Nachtigall oder ein Rebhuhn würde ſprechen lernen. Hier muß ich nur noch erklären, was ich darunter verſtehe, wenn ein Vogel die Töne eines andern oder die menſchliche Sprache nachahmen lernt. Sind die Vögel in der Geſtalt, beſonders aber des Schnabels, nur wenig unterſchieden, ſo iſt die Nachahmung ſehr genau; denn in dieſen Fällen iſt nicht nur die Melodie, ſondern auch der Ton einerlei. Dieſes war das Reſultat des Verſuches oben mit dem Hänflinge und der Vengolina. Bei dem Verſuche den Sperling die Töne des Hänflings zu lehren, fehlte noch demſelben die Feinheit des Tons ſeines Meiſters, obgleich die Melodie eben dieſelbe war. Der oben erwähnte Hänfling, der die Worte Pretty boy gelernt hatte, ſprach ſolche nicht ſo deutlich aus, als der Papagey, obgleich man die Worte ſehr gut unterſcheiden konnte. Die Erfahrung giebt alſo der Stimme des Vogels keine neuen Organe, ſo wie das Inſtrument ſich leicht ändert, wenn Noten und Melodie verſchieden ſind. Die einzige Veränderung der Stimme eines Vogels wäre vielleicht durchs Kaſtriren möglich; der Verſuch mit einer jungen Amſel in dieſer Hinſicht fiel jedoch nicht glücklich aus; denn ſie ſtarb bald darauf. Aber auch das Kaſtriren wird die Töne eines jungen Vogels nicht vollkommen machen; denn auch zur Vervollkommnung der menſchlichen Stimme trägt ſie nicht in dem Grade bei, daß alle Kaſtrate gleich gut ſingen, ja viele derſelben müſſen ſich in Italien vom Abſchreiben der Muſikalien erhalten, damit ſie, von der übrigen Geſellſchaft getrennt, nicht verhungern. Die Namen eines Farinelli, Manſoli ꝛc. können hier nicht als Bürgſchaft gelten; auch muß man die Geſchicklichkeit ſolcher Sänger nicht aus dem Kaſtriren

Digitized by Google

erklären, ſondern aus ihrer Erziehung. Das Kaſtriren erhöht nach der Operation die Stimme nicht mehr, als ſie vorher war; allein man erzieht den Kaſtraten von der Zeit an mit beſtändiger Rückſicht auf ſeinen künftigen Stand; er ſchont daher ſeine Stimme mehr, als diejenigen, welche keinen ſo frühen und beſtändigen Unterricht im Singen erhalten. *)

Was nun die Stärke der Stimme der Singvögel anbetrifft, ſo iſt es erſtaunenswürdig, in welcher großen Entfernung ſie gehört werden kann. Eine Nachtigall kann bei ſehr ſtiller Luft auf eine Engliſche Meile Weges gehört werden. Ich bemerkte auch den Athem eines Rothkehlchens an einem froſtigen Morgen condenſirt.

Wer nie auf den Geſang der Vögel aufmerkſam geweſen, glaubt, daß alle Vögel von einerlei Art, auch einerlei Melodien, mit einerlei Tönen ſinge; dieſes verhält ſich aber nicht ſo, obgleich eine große Aehnlichkeit zwiſchen beiden Statt findet. So z. B. ziehen die Londner Vogelfänger den Geſang des Goldfinken aus der Provinz Kent vor, die Dompfaffen von Kent ausgenommen, und wenn ſie dieſelben an die Kenner verkaufen, ſo ſagen ſie dem Käufer, daß er dieſen oder jenen Geſang habe, den man ſehr leicht unterſcheiden kann. Viele Nachtigallenliebhaber ziehen die Nachtigallen aus Surry denen aus Middleſex vor. Man kann die Verſchiedenheit der Nachtigallenſtimmen, ſo wie überhaupt die Stimmen verſchiedener Vögel, mit nichts beſſerem vergleichen, als mit der Verſchiedenheit der Provinzialdialekte. Die Nachtigall ſcheint faſt überall als das Haupt aller Singevögel angeſehen zu werden, welchen Vorzug ſie auch kühn behaupten kann, weil ſie wegen ihres nächtlichen Singens aufmerkſame Zuhörer hat; daher ſagt Shakeſpeare: Sänge die Nachtigall nur bei Tage, wenn jede Gans gackert, man würde ſie für keinen beſſern

---

*) Daß das Caſtriren einen großen Einfluß auf die Stimme hat, leidet wohl keinen Zweifel; ſie bleibt weich, helltönend, biegſam, wie beim Frauenzimmer. Daß hier aber Alles auf die muſikaliſche Erziehung und auf eine von Natur reine und wohlklingende Stimme ankommt, um einen guten Sänger zu bilden, iſt eben ſo wahr, ſonſt müßten auch alle Frauenzimmer ſchön ſingen und aus jedem eine Opernſängerin gebildet werden können. Kth.

Digitized by Google

Sänger halten, als ein Zaunkönig. Der Ton der Nachtigall iſt bei weiten viel weicher, als der ſonſt eines Vogels, und dennoch iſt er oft ſehr glänzend. Wenn der Vogel ſeinen Geſang ganz durchſingt, ſo habe ich ſechzehn verſchiedene Manieren bemerkt, die mit ſo vielem Geſchmack verbunden waren, daß ſie die unterhaltendſten Variationen hervorbrachten. Der in dieſen Stücken ihm am nächſten kommende Vogel iſt eine gemeine Lerche, aber in Abſicht des weichen Tons weit unter der Nachtigall. Die meiſten anderen Sangvögel haben nicht über vier oder fünf Variationen. Der nächſte Vorzug der Nachtigall beſteht in dem anhaltenden Geſange, ohne eine Pauſe zu machen; ich habe dieſen oft zwanzig Secunden hintereinander gehört. Muß die Nachtigall während dieſer Zeit reſpiriren, ſo thut ſie es weit unmerklicher, als ein Opernſänger; aber dieſer Geſang gilt nur von einer in einem Käfiche eingeſchloſſenen Nachtigall; im Freien hört man alle dieſe Variationen nicht, ſie geben hier nur ganz kurze und helle Töne an, die man mit denen des gefangenen Vogels durchaus nicht vergleichen kann. Die Nachtigallen exelliren nicht nur im Tone, ſondern der Vogel ſingt auch, wenn ich ſo reden darf, mit Urtheil und Geſchmack. Ich habe daher gewöhnlich bemerkt, daß eine Nachtigall, wie die Römiſchen Redner, leiſe anfing, indem ſie ihre Stimme zu ſchonen ſchien, um gewiſſe Ausdrücke zu erheben, welches eine außerordentliche Wirkung machte *). — Die Feldlerche hat, wie ſchon oben bemerkt worden, auch einen ſehr angenehmen Geſang; auch macht ſie die Töne eines jeden andern Vogels, der neben ihr ſingt, nach; ſelbſt wenn ihr Geſang ſich ſchon bei denſelben fixirt hat. Dieſerhalb hängen alſo die Vogelfänger einen noch nicht lange gefangenen Vogel neben eine Feldlerche, damit dieſe, wie ſie es nennen, ſeine Sittſamkeit annehme. Hier eine Tabelle, aus welcher die wechſelſeitigen Vorzüge der Engliſchen Singevögel erkannt werden können.

*) In einer Vorleſung über den Inſtinkt der Thiere im National-Inſtitut zu Paris von Herrn Dupont de Nemours, kommt über die Art, wie die Thiere ihre Empfindungen ausdrücken, über ihren Charakter und ihre Sprache Manches vor. Bei dem Verſuche,

	Weicher Ton	Lebhafter Ausdruck	Klagendr Ausdruck	Dauer	Ausführung.
Nachtigall	19	14	19	19	19
Lerche, gemeine	4	19	4	18	18
Heidelerche	18	4	17	12	8
Feldlerche	12	12	12	12	12
Hänfling	12	16	12	16	18
Stieglitz oder Diſtelfink	4	19	4	12	12
Buchfink	4	12	4	8	8
Kanarienvogel	4	4	4	4	6
Grasmücke	6	0	6	4	4
Zeiſig	2	4	0	4	4
Aberdarina	0	4	0	4	4
Droſſel	4	4	4	4	4
Amſel	4	4	0	2	2
Rothkehlchen	6	16	12	12	12
Zaunkönig	0	12	0	4	4
Rohrſperling	0	4	0	2	2
Schwarzkappe	14	12	12	14	14

den Geſang der Vögel zu interpretiren, legt derſelbe einer Nachtigall, die vor dem Neſte des brütenden Weibchens ſingt, folgendes Liedchen unter, das den Takt und die Melodie des Nachtigallgeſanges glücklich nachahmt.

Dors, dors, dors, dors, dors, dors, ma douce amie,
Amie, amie,
Si belle et si cherie:
Dors en aimant;
Dors en couvant.
Ma belle amie,
Nos jolis enfans.
Nos jolis, jolis, jolis, jolis, jolis,
Si jolis, si jolis, si jolis
Petits enfans.
Mon amie,
Ma belle amie,
A l'amour,
A l'amour, ils doivent la vie;
A tes soins ils doivent le jour.
Dors, dors, dors, dors, dors, dors, ma douce amie,
Auprès de toi veille l'amour,
L'amour,
Auprès de toi veille l'amour.

Zeitung für die elegante Welt. Jahrg. 1806, S. 1038.

Kth.

Digitized by Google

Wie die Vögel urſprünglich den, jeder Gattung eigenen, Geſang bekommen haben, iſt eben ſo ſchwer zu erforſchen, als der Urſprung der Sprache. Der Verluſt des Vaters in dem wichtigſten Zeitpunkte des Unterrichts, hat ohne Zweifel die Veränderung hervorgebracht, die ſchon oben bei dem Geſange verſchiedener Gattungen erwähnt worden, da denn der junge Vogel entweder auf einen andern Geſang aufmerkſam ward oder ſelbſt neue Töne erfand, die ſich von Generation zu Generation fortpflanzten, bis etwa günſtige Zufälle andere Veränderungen hervorbrachten. Die Organe einiger Vögel ſind auch wahrſcheinlich mangelhaft, daß ſie die natürlichen Töne nicht genau nachahmen können, wie Menſchen nicht immer ihre Töne ſo articuliren können, als ſie ſollten. Dergleichen Mängel mußten neue Aenderungen hervorbringen, welche ſich dann auch auf ihre Nachkommen fortpflanzten, die bloß auf den natürlichen Geſang aufmerkſam waren. Einige dieſer Abkömmlinge hatten vielleicht auch mangelhafte Organe, und ſo vermehrte ſich die Mannigfaltigkeit im Geſange.

Der Geſang der Vögel iſt gewiß ſehr angenehm, er kann aber auf keine Weiſe mit der menſchlichen Stimme oder unſern muſikaliſchen Inſtrumenten verglichen werden, nicht nur wegen der rauſchenden Harmonie in ſo vielen Kompoſitionen, die den Vögeln völlig fehlt, ſondern auch weil ſelbſt in unſerer Melodie mehr Sprache und Ausdruck iſt, als in allen Melodien der Vögel, und ohne dieſe iſt doch die Muſik matt und ohne Leben. Die gemachten Verſuche über den Geſang der Vögel iſt gewiß denen ſehr nützlich, die ein Vergnügen an Singvögeln finden, weil es klar iſt, daß durch die Erziehung eines Vogels neben verſchiedenen Arten, oft eine Miſchung hervorgebracht wird, welche die Töne des Vogels, wenn er in der Freiheit lebt, weit vollkommener machen. Es erhellt auch oben, aus dem Verſuche mit dem Hänflinge, daß wir den Geſang in den Wäldern von Aſien, Afrika und Amerika leicht in den unſrigen würden gemein machen können; denn hätte man den Häufling frei gelaſſen, ſo würden ſeine Jungen im nächſten Sommer ebenfalls ſeinen fremden Geſang angenommen haben. Wir erhalten dadurch nicht nur

eine glückliche Miſchung, und bringen auch einen mannigfaltigen Geſang in unſere Wälder, der darin noch nie gehört worden, ſondern wir verbeſſern auch die Werkzeuge, mit denen dieſe oder jene Art des Geſanges ausgedrückt wird; wenn z. B. ein Liebhaber einen beſondern Wohlgefallen am Canarienvogel-Geſang fände, ſo dürfte er nur einen jungen Hänfling bei einem Kanarienvogel erziehen; da würden die Paſſagen des Geſanges eben dieſelben, das Inſtrument aber verbeſſert ſeyn. Philosophicals Transactions Vol. 63.

Singeweiſe, Sangweiſe, Geſangweiſe, die Melodie eines Liedes; ſ. unter Weiſe, in W.

Singdroſſel, ſ. Singedroſſel.
Singfliege, ſ. Singefliege.
Singlerche, ſ. Singelerche.
Singmeiſter, ſ. Singemeiſter.

Singſchnacke, ſ. Singeſchnacke.

Singzikade, Singzikaden, Tettigonae Fabr., Cicadae Olivier; Fr. Les Cigales proprement dites, eine Art Zikaden, mit Fühlhörnern, die ſich in eine feine Borſte endigen und vor den Augen eingefügt ſind. Sie haben drei glatte Augen mitten auf der Stirn und durchſichtige aderige Flügeldecken. Dieſe Inſekten, welche auf Bäumen leben und den Saft derſelben ſaugen, ſind durch die Muſik bekannt, welche nur das Männchen hören läßt. Die Werkzeuge, welche dieſe Töne hervorbringen, liegen an jeder Seite der Wurzel des Unterleibes, und beſtehen aus zwei elaſtiſchen Blaſen, die mit hervorſtehenden Falten beſetzt ſind, die ſich erheben und niederſinken, vermittelſt eines Muskels, den jede Blaſe hat. Dieſe Bewegungen bringen den Ton hervor, den man ſelbſt nach dem Tode des Thieres nach machen kann. Man findet dieſe Inſekten beſonders in Italien und im mittägigen Frankreich; ſ. auch den Art. Zikade, in Z., wo ein Mehreres über dieſelben geſagt werden wird.

Digitized by Google

Single Crown, eine Gattung Druckpapier in England, welches 16 Zoll hoch und 20 Zoll breit iſt, und wovon das Ries 13 Schillinge bis 1 Pfund koſtet. Man hat auch noch daſelbſt eine Gattung dergleichen Papier von eben dem Maaße, das Ries zu 8 bis 13 Schillinge.

Singlo-Thee, ſ. unter Thee, in T.

Singular, in der Sprachkunſt, die Einheit, wenn nur von einem Individuum, einer Sache die Rede iſt; es iſt alſo die Zahl eins, als ein Mann, eine Frau, ein Kind, ein Haus, ein Garten, oder ohne Artikel, Mann, Frau, Kind, Haus, Garten, Tiſch ꝛc.; dagegen iſt der Plural oder die Mehrheit, wenn von mehreren Individuen oder Sachen die Rede iſt; alſo die mehrfache Zahl: Männer, Frauen, Kinder, Gärten, Häuſer, Tiſche ꝛc.; hundert Soldaten, vier Pferde, zwei Häuſer ꝛc.

Singulares, s. Singularii, Soldaten, welche dem Praefecto Praetorio oder dem Oberſten der Kaiſerlichen Leibwache in Rom oder bei den Römern, auch anderen obrigkeitlichen Perſonen, beſonders den Statthaltern, zur Garde dienten, und auch Frumentarii genannt wurden.

Sinken, ein unregelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Geſtalt üblich iſt.

I. Als ein Neutrum mit dem Hülfsworte ſeyn, nach und nach und allmählig ſenkrecht in die Tiefe bewegt werden, ſich ſenken, von welchem letzteren thätigen Zeitworte es das Neutrum iſt. 1. Eigentlich ein Stein, welcher in das Waſſer geworfen wird, ſinkt auf den Boden oder ſinkt unter. Ein Schiff ſinkt oder fängt an zu ſinken, wenn es zu ſchwer beladen worden oder einen Leck bekommen hat, und ſich, ſtatt zu ſchwimmen, auf den Grund ſenkt. Das Schiff iſt geſunken. Die Hände ſinken laſſen, In den Schnee, in den Moraſt

Digitized by Google

ſinken. In Ohnmacht ſinken. In einen tiefen Schlaf ſinken. — 2. Figürlich. (1) Bis zu einem gewiſſen Grade erniedriget werden, in der edlern Schreibart, und mit einigen Vor- und Nebenwörtern. Der vornehmſte Stand ſinkt deſto tiefer herab, je mehr er die Welt in ihren Erwartungen hintergeht, Weiße. Zu dieſem unwürdigen Betragen werde ich nicht herunterſinken, mich nicht ſo erniedrigen. Wie tief ſinkt der Menſch unter die Menſchen, der ein Held iſt, Wein zu ſaufen? (2) Nach und nach abnehmen, an innerer Stärke vermindert werden, nur in einigen Fällen. Den Muth ſinken laſſen. Da ſank der Zorn der reuerfüllten Götter, Raml. Das matte Ach iſt ſowohl Laut der zerſchmelzenden Liebe, als der ſinkenden Verzweiflung, Herder.

Als ein thätiges Zeitwort oder Activum, nach und nach in die Tiefe bewegen, eine nur im Bergbaue im figürlichen Verſtande übliche Bedeutung, indem in andern Fällen dafür ſenken üblich iſt. Der Bergmann ſinket, wenn er in die Tiefe gräbt. Einen Schacht ſinken, abſinken oder fällen, ihn in die Tiefe graben; daher auch die im Bergbaue vorkommende Zuſammenſetzungen Durchſinken und Erſinken. Das Hauptwort Sinken kommt ſowohl in der neutralen, als activen Bedeutung vor, in letzterer kommt es im Bergbaue auch unter Sinkung vor, oder vielmehr iſt Sinkung auch dafür gebräuchlich, eben ſo im Deichbaue.

In den Zuckerſiedereyen iſt das Sinken des Zuckers, wenn der geſottene Zucker in ſeinen Formen und mit Thon belegt umgekehrt auf den Köpfen ſteht, um den enthaltenden Syrup abtropfen zu laſſen, ſo muß er auch nach dem Maaße, wie der Syrup abläuft, und ſich von demſelben reiniget, auch in den Formen

niederſinken. Findet man, daß der Zucker in den Formen nur wenig geſunken iſt, ſo iſt es ein Zeichen, daß er ſich von dem Syrupe nicht hinlänglich gereiniget hat. Unterſucht man nun daſſelbe, nachdem die Erde von den Formen abgenommen worden, und man findet, daß noch röthliche Syrupsflecke vorhanden ſind, ſo müſſen die Zuckerhüte aufs Neue in die Formen gethan, mit Erde bedeckt und zum Ablaufen aufgeſtellt werden.

Im Deichbaue wird unter Schwindung und Sinkung ein beſonderer Unterſchied gemacht. Die Erſtere beſteht in der engeren, genaueren und dichteren Zuſammenfügung der neu aufgeführten Deich- oder Füllerde ſelbſt; die Letztere beſteht aber in der gewöhnlichen Eindrückung oder Zuſammenpreſſung des untern, vorher noch von keiner Laſt zuſammengedrückten Grundes, worauf ein neuer Deich zu liegen kommt, und welche daher deſſen Körper mehr oder weniger ſelbſt ausübt, je nachdem der Grund dichter, trockner oder feſter iſt. Bei Verfertigung der Anſchläge zu neuen Deichen muß alſo auf beide Verminderungen des Erdreiches gleich anfangs mitgerechnet werden, ſtatt daß bei Verbeſſerungen alter Deiche, eigentlich nur auf die Schwindung gerechnet zu werden braucht; es ſei denn, daß eine ſolche Arbeit aus einer anſehnlichen Verhöhung oder Verſtärkung beſtände. Brahm a rechnet die Einſinkung auf 11 Zoll des ganzen Profils; allein dieſes richtet ſich wohl nach den Umſtänden und kann nicht als eine zuverläſſige, auf alle Fälle angewandte Norm angeſehen werden. Der Herr Etatsrath Hunrich nennt in ſeinen praktiſchen Schriften vom Deichbaue ſolche billig ungewöhnlich oder auſſerordentlich, wenn unter dem obern Grunde, worauf ein Deich zu liegen kommt, ein ſo weiches und ſumpfiges Erdreich befindlich iſt, daß es ſich nicht allein unter der Laſt des Deiches einbiegen, ſondern auch ſogar

Digitized by Google

von derſelben zur Seite ausdrücken läßt. Ein ſolcher Grund muß zur Aufführung neuer Deiche, ſo viel nur möglich, vermieden werden; indeſſen kann doch der Fall eintreten, daß dieſes nicht möglich iſt, oder auch wohl nicht hinreichend in Erwägung gezogen worden. Ein Mehreres über die Deiche und den Deichbau, ſ. Th. 9, S. 72 u. f.

Sinken, Sinque, in der Schiffahrt, ein kleines Fahrzeug, wie eine Caic, ſ. unter Schiff, Th. 142, und Th. 7, S. 522.

Sinkende Fonds, in England oder Großbritannien, der Ueberſchuß, welcher bei der Verminderung der Intereſſen der Nationalſchuld übrig bleibt. Dieſe Intereſſen waren anfangs 6—8 Prozent, und zu deren Abtrag waren gewiſſe Fonds angewieſen. Im Jahre 1717 fing man an ſie auf 5 und ſo nach und nach auf 4, 3½ und endlich auf 3 Prozent zu reduciren; jedoch mit der Bewilligung der Creditoren, denen ihre Kapitalien zurückgezahlt wurden, wenn ſie ſich die verweigerten Intereſſen nicht gefallen ließen. Dadurch blieb nun von dem, was zum Abtragen der Zinſen zu 6—8 Prozent angewieſen war, ein Anſehnliches übrig, woraus dann der ſinkende Fond zur Tilgung der Nationalſchuld gebildet wurde, der nach und nach zu einem jährlichen Ertrag von 2 Millionen Pfund Sterling anwuchs. Hieraus ſind von 1717—1774, in den Friedensjahren 25 Millionen abgezahlt worden; und es hätte noch viel mehr bezahlt werden können, wenn nicht öfters beträchtliche Summen zu anderem Gebrauche verwendet, und ſelbſt von dem Unterhauſe zur Aufbringung der bewilligten Gelder mit wären angewieſen worden. In der neueſten Zeit, in den Kriegen mit Frankreich zur Zeit der Republik, und unter Napoleon, haben ſich die Staatsſchulden wieder ſo bedeutend vermehrt, daß an ein Herabkommen gar nicht zu denken iſt; ſ. den Art. Staatsſchuld.

Digitized by Google

Sinker, im gemeinen Leben für Senker, ein zur Fortpflanzung abgeſenkter Zweig eines Gewächſes; ſ. Senker, Th. 153, S. 232. Bei den Tulipanen ſind die Sinker die jungen Brutzwiebeln, welche unter den Zaſern der Hauptzwiebel in ſenkrechter Tiefe wachſen, zum Unterſchiede von den Setzlingen, welche zur Seite der Hauptzwiebel wachſen. An einigen Orten, wie z. B. im Mannsfeldiſchen, Bergleute, welche zur Abſinkung der Schächte angeſtellt oder angeſetzt werden.

Sinkergeſchworner, Sinkegeſchworner, Sinkler, im Bergbaue, ein vereideter Bergbedienter, der eine gewiſſe Zeche unter ſeiner Aufſicht hat. Man nennt ihn auch Schauherr und in den Mannsfeldiſchen Schieferbergwerken, Schiefergeſchworner.

Sinkler, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Sinkung, das Einſinken eines aufgeführten Deiches oder andern Werkes, welches vom Nachgeben des Grundes herrührt; ſ. oben, unter Sinken. — Beim Aufbau der Häuſer iſt es von großer Wichtigkeit, erſt den Grund zu unterſuchen, worauf das Gebäude aufgeführt werden ſoll; das heißt, man darf nicht eher an Stellen, die einen ſeichten Grund vermuthen laſſen, zu bauen anfangen, bis dieſer befeſtiget worden, welches an ſumpfigen Stellen durch das Einrammen von Pfählen geſchieht, worauf dann um ſo ſicherer gebauet werden kann, weil eine ſolche Befeſtigung nicht ſo leicht nachgiebt oder weicht.

Sinkoo, gemeiniglich Rawo-Riki in Japan genannt, nach Kämpfer ein wohlriechender Baum in Japan, der mit dem Adlerholze, eine Art von Aloe, übereinkommen ſoll. Der Stamm dieſes Baumes iſt eine Elle hoch, gerade, dünn, von unten auf mit Blättern verſehen und mit Haaren bedeckt. Er theilt ſich in zwei Zweige, die ein angenehmes Grün haben. Die Blätter an demſelben wachſen einzeln und ſtehen einen

Digitized by Google

Zoll breit von einander, ſie gleichen den Pfirſichblättern, haben auf jeder Seite ein glänzendes und lebhaftes Grün, und ſind ohne Einſchnitte, bloß auf dem Rücken geht eine ſtarke Rippe die Länge lang in der Mitte hindurch, die auf beiden Seiten eine Menge kleiner zarter und faſt unmerklicher Aeſtchen deckt. Dieſer Baum wächſt bloß an den entfernteſten Orten der Gebirge und Gehölze, und erlangt nicht eher ſeinen Geruch, als wenn er ganz alt geworden. Die harzigſten Stücke dieſes Baumes, die am meiſten Geruch haben, ſollen nach dem oben bemerkten Schriftſteller Calamba genannt werden.

Sinkungslinie, bei der Artillerie, die Linie, in der die Bombe, in Anſehung der Wurfslinie, jeden Augenblick ſinkt.

Sinkwerk, in den Salzwerken, Weitungen oder Gruben, wodurch an einigen Stellen das Steinſalz gewonnen wird, indem man in dieſelben ſüßes Waſſer leitet, welches, nach der Auslaugung des im Berge befindlichen Salzes, durch ſeine Kraft, verſotten wird. Das mit Salz geſättigte Waſſer oder die Soole, wird in großen Behältniſſen, die man Salzſtuben, Sulſtuben nennt, und deren Boden mit Thon belegt wird, bis zum Verſieden aufbehalten. Auf dieſe Art gewinnt man das Steinſalz in Salzburg, Hall, Tyrol ꝛc. ꝛc. S. den Art. Saz und Salzſiederey, Th. I 32. — In Ungarn verſteht man unter Sinkwerk, ein Geſenke.

Sinn, in der Sprachkunſt, ein Wort, welches eigentlich das Sehen bedeutet, dann die Fähigkeit zu ſehen, und in weiterer Bedeutung auch von der Fähigkeit zu empfinden, und dann figürlich von faſt den meiſten Fähigkeiten der Seele gebraucht wurde, jedoch immer in Bezug auf die Wahrnehmung von auſſen, geſchehe ſie nun durch das Geſicht, Gehör, Gefühl ꝛc. Adelung in ſeinem Wörterbuche der hochdeutſchen

Digitized by Google

Mundart macht folgende Eintheilung dieſes Wortes in Bezug auf die Sprache:

1. Eigentlich, die Fähigkeit zu empfinden. (1) Ueberhaupt. Der äußere Sinn, die Fähigkeit Dinge zu empfinden, welche auſſer uns vorgehen, im Gegenſatz des inneren Sinnes, welcher das empfindet, was in uns ſelbſt vorgeht. Weder Sinn noch Leben haben, keine Empfindung oder Bewegung. In dieſer weiteren Bedeutung, in welcher es doch ſeltener vorkommt, iſt es in der Einheit am gebräuchlichſten, da es dann die ganze Fähigkeit zu empfinden bezeichnet. — (2) In engerer Bedeutung, die Fähigkeit, die Dinge auſſer uns zu empfinden, und da ſich dieſe auf verſchiedene Art äußert, ſo iſt es von dieſen Arten am üblichſten. Der Menſch hat fünf Sinne, der Sinn des Geſichts, des Gehörs, des Geruchs, des Geſchmacks, des Gefühls. Von dem erſtern Sinne ſind alle übrigen Bedeutungen dieſes Wortes Figuren. Etwas mit ſeinen Sinnen begreifen. Das fällt in die Sinne, läßt ſich mit den Sinnen empfinden. Nicht bei Sinnen ſeyn, den Gebrauch ſeiner Sinne nicht haben, im gemeinen Leben.

2. Figürlich. (1) Die Fähigkeit des Bewußtſeyns, das iſt, ſich von andern Dingen zu unterſcheiden, da es dann nur in einigen Redensarten in der Mehrheit gebraucht wird, als eine unmittelbare Figur der vorigen äuſſern Sinne. Bei Sinnen ſeyn, ſich ſeiner und anderer Dinge auſſer ſich bewußt ſeyn; im Gegenſatz des nicht bei Sinnen ſeyn. Von Sinnen kommen, eigentlich den Gebrauch der äuſſern Sinne verlieren. Dann aber auch das Bewußtſein ſeiner und anderer Dinge verlieren. Seiner Sinne beraubt ſeyn. — (2) Die Fähigkeit zu erkennen und zu beurtheilen, der Verſtand, weil ſolches zunächſt vermittelſt der Sinne geſchieht; es wurde hierin in der Mehrheit ehemals gebraucht. Geübte Sinne haben, Ebr. 5,

Digitized by Google

14. In eben dieſem Verſtande ſagt man auch, nicht bei Sinnen ſeyn, den Gebrauch ſeiner Geiſteskräfte nicht haben, und bei Sinnen ſeyn, ſie haben. — Ingleichen collective und allein im Singular oder in der Einheit, von den ſämmtlichen Verſtandeskräften. Viel denken ſchärft den Sinn, Opitz. Ein Gegenſtand, worüber je ein menſchlicher Sinn gegrübelt hat, Herd.; indeſſen iſt doch im Herzen dafür Verſtand und Verſtandeskräfte üblicher. So auch Blödſinn, Wahnſinn, Scharfſinn, Tiefſinn, Unſinn. — 3) Die Fähigkeit zu wollen, ſich nach Vorſtellungen zu beſtimmen, wo es ehemals auch von einzelnen Wirkungen dieſer Fähigkeit gebraucht wurde. Die Sinne des Herzens, Hebr. 4, 12. Das iſt die Begierde des Willens. Viele Köpfe, viele Sinne, wo es aber auch Meinungen bedeuten kann.

Am üblichſten gebraucht man dieſes Wort collective und ohne Mehrheit von dem ganzen Begehrungsvermögen; das Gemüth, ingleichen die Gemüthsart. Sich etwas in den Sinn kommen laſſen, ſein Begehrungsvermögen darauf richten. Das iſt mir nie in den Sinn gekommen. Sich etwas aus dem Sinne ſchlagen, nicht mehr darnach trachten, ingleichen keinen Kummer, keine Unruhe mehr darüber empfinden. Das liegt mir ſtets im Sinn, im Gemüthe, im Gedächtniß, mit Einfluß auf den Willen. Sich etwas zu Sinne ziehen, zu Gemüthe. Etwas Böſes wider jemand im Sinne haben. Das ſanfte Weſen des weiblichen Geſchlechts mildert den muthigen Sinn des Mannes, daß er nicht in Trotz ausarte, Gell. Bewahre ewiglich ſolchen Sinn, 1. Chron. 30, 18., ſolche Gemüths- und Denkungsart. Ich will in ihren Sinn ſchreiben mein Geſetz, Jer. 31, 33. Die Verneuerung eures Sin-

nes, Röm. 12, 2. Wir haben Chriſti Sinn, 1. Chor. 2, 16. Der fleiſchliche, der irdiſche Sinn, in der Deutſchen Bibel, die Fertigkeit, ſich nach bloß ſinnlichen Vorſtellungen zu beſtimmen, im Gegenſatz des geiſtlichen oder himmliſchen Sinnes. Ein hoher Sinn, der nach hohen Dingen trachtet. Ein patriotiſcher Sinn, die Fertigkeit zur möglichen Leiſtung der Pflichten der bürgerlichen Geſellſchaft; ſo auch Leichtſinn, Kaltſinn, Gleichſinn. — (4) In engerer Bedeutung, die Beſtimmung des Bewegungsvermögens in einzelnen Fällen, der Wille, jedoch nur in einigen Fällen und gleichfalls ohne Mehrheit. Anderes Sinnes werden, welches in noch weiterm Verſtande anderer Meinung werden bedeutet. Sind ſie noch des Sinnes? des Willens, des Vorhabens, der Meinung. Auf ſeinem Sinne bleiben, bei ſeinem Vorſatze. Sie ſind Alle eines Sinnes, haben in dieſer Sache einerlei Willen, einerlei Meinung. Es geht nicht nach meinem Sinn, Jemanden durch den Sinn fahren. So auch Eigenſinn, Hartſinn ꝛc. — (5) Der Sinn eines Wortes, einer Rede, diejenige Vorſtellung, welche dadurch erweckt werden ſoll, der Verſtand, die Bedeutung, welche beide doch häufiger ſind, gleichfalls ohne Mehrheit. Der veraltete Sinn eines Wortes. Der figürliche Sinn. Der Wahnſinn. — (6) Folgende veraltete Bedeutungen gehören auch hierher. (a) Klugheit, Weisheit, in welcher Bedeutung es bei dem Stricker und ſeinen Zeitgenoſſen mehrere Male vorkommt. (b) Kunſt, Geſchicklichkeit, gleichfalls bei den Schwäbiſchen Dichtern. (c) Das Gewiſſen, im Schwabenſpiegel. (d) Beſcheidenheit, Sanftmuth, Anſtand ꝛc. Nach Adelung ſtammt Sinn von ſehen ab, ſo wie beginnen von begehen. Das

Digitized by Google

Sehen iſt der erſte und vornehmſte Sinn und hat wahrſcheinlich zur Benennung des ganzen Geſchlechts und aller darauf gegründeten Fähigkeiten der Seele gedient.

Der Sinn, als wirkende Kraft betrachtet, iſt das Vermögen, Anſchauungen von Gegenſtänden zu erhalten, in ſo fern ſolche unmittelbar auf einer paſſiven Veränderung unſeres Gemüths beruhen, oder nach der Sprache der Schule, wie Kieſewetter in ſeinem kurzen Abriß der Erfahrungsſeelenlehre*) ſagt, in ſofern wir uns bei derſelben afficirt fühlen. Der Sinn liefert uns alſo eine Anſchauung gegenwärtiger, die Einbildungskraft nichtgegenwärtiger Gegenſtände. Um alſo Anſchauungen des Sinnes zu erhalten, muß auch unſer innerer Zuſtand verändert werden, welche Veränderung der Grund der Anſchauungen wird. Die Seele muß alſo Fähigkeiten haben, auf dieſe Weiſe verändert zu werden, welche Fähigkeit wir mit dem Namen Empfänglichkeit oder Receptivität belegen, der Eindruck ſelbſt, in ſo fern er Grund der Anſchauungen wird, heißt Empfindung in engerer Bedeutung, bei welcher wir uns leidend verhalten. Empfindung ſetzt Empfänglichkeit voraus, welche Letztere wir erſt dadurch inne werden, daß wir Empfindung haben; ohne dieſelbe und ohne Empfänglichkeit, iſt keine Sinnes-Anſchauung möglich; allein die Empfänglichkeit iſt nicht immer in gleichem Grade vorhanden bei einem und demſelben Menſchen; denn ſowohl äußere, als innere Urſachen können die Empfänglichkeit des Sinnes erhöhen und ſchwächen. Der Sinn oder das Vermögen durch Empfindung Anſchauungen zu erhalten, iſt entweder äußerer oder innerer; er heißt äußerer Sinn, wenn er uns An-

*) 2te Auflage, Berlin, 1814, S. 33.

ſchauungen von Gegenſtänden liefert, die wir von unſerem Ich unterſcheiden; der innere Sinn dagegen giebt uns Anſchauungen von unſeren inneren Zuſtänden des Ichs. Der äußere Sinn bedarf, um Anſchauung zu geben, körperlicher Werkzeuge, die den Namen der Sinneswerkzeuge führen. Die in den Sinneswerkzeugen hervorgebrachte Veränderung (Bewegung) erzeugt auf eine von uns nicht zu erklärende Weiſe eine Veränderung im Gemüth, welche als Empfindung der Grund zur Anſchauung wird. Ob der innere Sinn, während der Verbindung zwiſchen Seele und Körper, gleichfalls körperlicher Organe bedürfe, iſt eine nicht zu beantwortende Frage. Die Empfindungen, welche uns durch den Körper gegeben werden, nennt man körperliche Empfindungen, obgleich das, was da empfindet und dadurch anſchauet, die Seele iſt, das heißt, das geiſtige Weſen, welches in uns wirkt. Die beſtimmteren Theile des Körpers, wodurch wir empfinden, ſind die Nerven, denen wir dieſerhalb Empfindſamkeit, Empfindungsvermögen, beilegen. Theile des Körpers, die keine Nerven haben, empfinden nichts, z. B. die Nägel, die Haare; man kann dieſe Theile mit einer Scheere abſchneiden, ohne das geringſte dabei zu empfinden, nur dann erſt empfindet man etwas, wenn dieſe Theile durch den Druck ꝛc., welche man ihnen beibringt, Nerven berühren, es ſind denn auch nur dieſe, welche eine Empfindung im Körper verurſachen, nicht aber jene.

Der äußere Sinn liefert faſt verſchiedene Arten der Anſchauungen. Die Verſchiedenheit derſelben beruht auf der Verſchiedenheit der Organe und der Art, wie der Gegenſtand auf ſie einwirkt. Bis jetzt hat man noch keinen weſentlichen innern Unterſchied der Nerven bei den verſchiedenen Sinnswerkzeugen wahrnehmen können. Dieſer verſchiedenen Arten der äußeren Anſchauungen ſind fünf: nämlich die Anſchauungen oder der Sinn des Geſichts, Gehörs, Geruchs, Geſchmacks und Gefühls,

Digitized by Google

welche letztere Anſchauung durch das Taſten oder Befühlen wahrgenommen wird. So verſchieden nun auch die einzelnen Anſchauungen eines Sinnes untereinander ſeyn mögen, ſo ſind ſie doch von den Anſchauungen eines andern Sinnes noch mehr unterſchieden. Es giebt Thiere, die weniger als fünf Sinne haben, vielleicht giebt es aber auch andere, die mehr haben, ſo z. B. laſſen die Fühlhörner der Inſekten einen ſolchen ſechſten Sinn vermuthen. Einige haben dem Menſchen ſechs Sinne ſtatt fünf beilegen wollen, indem ſie Taſten und körperliches Fühlen unterſchieden; ſo richtig dieſer Unterſchied aber auch iſt, weil wir beim körperlichen Fühlen uns bloß einer Veränderung unſeres körperlichen Zuſtandes bewußt werden, bei dem Taſten dagegen, wie bei den übrigen vier Sinnen Gegenſtände wahrnehmen, ſo kann man doch das körperliche Fühlen den Sinnen nicht beizählen, weil durch daſſelbe blos etwas Subjectives, und keine Anſchauung eines Objekts gegeben wird. Will man aber das Fühlen zu den Sinnen rechnen, ſo muß man einen Unterſchied zwiſchen allgemeinem und beſonderm Sinn machen; jener iſt ſodann das körperliche Fühlen und beruht auf Senſibilität oder Empfindſamkeit der Nerven überhaupt, iſt durch den ganzen Körper verbreitet und wird von Kant, in ſeiner pragmatiſchen Anthropologie Sensus vagus, Lebensſinn, Vitalſinn genannt; dieſer iſt dagegen auf beſtimmte Nerven des Körpers eingeſchränkt, und der eben genannte Schriftſteller nennt ihn Sensus fixus, Organſinn. Er äußert ſich auf die oben angezeigte fünf Arten. Hieraus ergiebt ſich der Unterſchied zwiſchen Vital- und Organempfindung leicht, wie man auch bald einſieht, daß Organempfindung mit Vitalempfindung verbunden ſeyn kann; zuweilen ſteigt die Letztere zu einem ſolchen Grade, daß ſie die Organempfindung verdunkelt.

Betrachtet man nun die Sinne überhaupt in ihrem ganzen Wirken, ſo muß man auch die verſchiedenen

Digitized by Google

Stoffe betrachten, woraus der thieriſche Körper zuſammengeſetzt iſt, und hier zeigen ſich beſonders die Knochen, das Fett, das Blut, die Lymphe ꝛc. als gefühlloſe, dagegen die Haut, die Nerven ꝛc. als empfindungsreiche Stoffe, von denen die Thätigkeit aller Glieder des Körpers abhängt. Vorzüglich ſind es aber die Nerven, welche die Werkzeuge des Vorſtellungs- oder Empfindungsvermögens beſitzen, nur ändert ſich dieſes nach der Verſchiedenheit der Lage derſelben auch verſchieden ab, oder die in die Seele übertragene Arten von Vorſtellungen ſind verſchieden. Achtet man daher darauf, daß die äußeren Sinne einen ihnen allgemeinen Gegenſtand haben, und daß ſie alle nur verſchiedentlich geordnete und angebrachte nervigte Häute ſind, daß die Nerven die Werkzeuge der Empfindung ſind und kein anderer Stoff im thieriſchen Körper dieſe Eigenſchaft hat, ſo wird man eingeſtehen müſſen, daß die Sinne ein ihnen allen gemeines Prinzipium haben, und nur die Verſchiedenheit ihres Wirkens in den verſchiedenen Geſtalten der auf mancherlei Weiſe geordneten Nerven ſind. Man kann daher das Auge als einen ausgebildeten Sehenerven betrachten, und in der That iſt es ein ganzer Nervenbüſchel, der hier den äußeren Gegenſtänden mehr, als ein anderer Nerve bloß geſtellt und daher ſehr reizbar iſt; deshalb muß er auch durch die kleinſten materiellen Theile, wozu vorzüglich die Lichttheilchen gehören, erſchüttert werden, und alſo auch eine Empfindung der entfernteſten Subſtanzen verſchaffen, wenn ſie nur im Stande ſind, ſolche Theilchen der Materien zurückzuwerfen. — Das Ohr, welches Organ weniger äußerlich, als das Auge iſt, kann daher auch nicht ſo empfindlich oder ſo reizbar ſeyn, als daſſelbe; es müſſen daher ſchon gröbere Theile, als die Lichttheilchen auf daſſelbe wirken, wie dieſes auch bei dem Schalle der Fall iſt. — Da die Haut, welche den Geruch aufnimmt, mit noch wenigern Nerven verſehen iſt, als die des Gehörs, ſo empfinden wir auch nur durch dieſelbe

Digitized by Google

die noch gröberen und nähern Theile der Materien, wohin die den Geruch verbreitenden Körpertheilchen gehören, welche ausdünſten und uns durch die Luft zugeführt werden. — Der Gaumen und die Zunge enthalten noch weniger Nerven, daher werden ſie von den Geruch verbreitenden Materien nicht ſtark angegriffen, um dieſes Organ zu erſchüttern. Um eine Empfindung auf die Geſchmacksorgane zu erzeugen, müſſen ſich die Speiſen, die wir genießen, erſt durch das bei ſich führende weſentliche Salz und Oel auf der Zunge und an dem Gaumen bemerkbar machen. Dieſe Empfindung iſt von dem Geruche vorzüglich dadurch unterſchieden, daß dieſer Sinn uns die Empfindung gewiſſer Dinge bis auf eine gewiſſe Entfernung verſchafft, der Geſchmack ſie uns aber nicht anders gewähren kann, als mittelſt einer unmittelbaren Berührung durch die Auflöſung gewiſſer materiellen Theile der Speiſen, wie oben angeführt worden. Die Ausbreitung der Nerven, durch zarte Aeſtchen über die ganze Haut, verurſacht, daß kein ſo kleiner Theil, als die, welche das Licht oder den Schall, den Geruch oder den Geſchmack bilden, ſie erſchüttern oder auf eine empfindliche Art reizen können, nur durch grobe Theile der Materie, nur durch feſte Körper können ſie gereizt werden, und dieſes läßt der Sinn des Taſtens oder des Gefühles zu; er nur läßt eine unmittelbare Berührung durch feſte Körper zu, um zu empfinden. Hiernach ſcheint nun der Unterſchied der menſchlichen Sinne darin zu liegen, daß die Nerven mehr oder weniger den äußeren Gegenſtänden bloß geſtellt, und daß ſie in einem Theile der Organe zahlreicher, als in dem andern ſind; aus dieſem Grunde hört man oft ein Klingen in den Ohren, obgleich kein äußerer auf das Gehör wirkender Reiz vorhanden iſt. Der ganze Unterſchied unſerer Empfindungen gründet ſich daher bloß auf die größere oder geringere Zahl der Nerven und auf die Lage derſelben, in der ſie den äußeren Gegenſtänden mehr oder weniger bloß geſtellt ſind,

Digitized by Google

daher auch die verſchiedene Reizung der Sinne durch kleine und gröbere Theile.. Wenn z. B. der kleinſte Lichttheil auf das Auge wirkt, ſo muß um eine Empfindung des Gefühls hervorzubringen, ſchon eine merkbare Touſchirung, oder ein merkbares Taſten geſchehen; denn wenn dieſes auch noch ſo leiſe geſchieht, ſo kommt es doch nicht an Feinheit den das Auge berührenden Lichtſtrahlen gleich, von denen man nur die Wirkungen empfindet, nicht aber die wirkende Kraft, wie dieſes beim Taſten der Fall iſt.

Die Werkzeuge der fünf Sinne ſind demnach: beim Geſicht, das Auge; beim Gehör, das Ohr; beim Geruch, die Naſe; beim Geſchmack, die Zunge, und beim Fühlen, der ganze Körper. Das Auge wirkt nicht unmittelbar, um den Sinn des Sehens erkennbar zu machen, ſondern vermittelſt der Lichtmaterie auf daſſelbe. Nicht alles, was wir von Gegenſtänden des Geſichts ausſagen, wird durch das Auge gegeben, ſondern vieles geſchloſſen. Das Auge giebt uns bloß Vorſtellungen von Flächen, von verſchiedenen Graden des Lichtes, womit ſie erleuchtet ſind, und von den Farben, als Modificationen des Lichts. Wir ſchließen auf die dritte Dimenſion des Raumes, die Tiefe, auf die Entfernung und Größe der Gegenſtände. Daß wir die dritte Dimenſion des Raumes nicht durchs Auge wahrnehmen, erhellt daraus, das Gemälde uns täuſchen, und daß wir Entfernung und Größe der Gegenſtände nicht ſehen, ſondern ſchließen, ergiebt ſich aus tauſend Erfahrungen, wenn wir über beide unrichtige Urtheile fällen. Die dritte Dimenſion des Raumes, welche uns unmittelbar durch Taſten gegeben wird, ſchließen wir beim Sehen aus der Stärke des Lichts, welche mit der Entfernung abnimmt; die Entfernung ſchließen wir aus dem Sehewinkel, verbunden mit der wirklichen Größe des Gegenſtandes, oder auch aus der Stärke des Lichts. Der Schwindel entſteht, wenn man das Auge als einen

Digitized by Google

Punkt betrachtet, und von den beiden äußerſten Punkten des Gegenſtandes gerade Linien nach dem Auge zieht. Dieſer Winkel hängt theils von der Entfernung des Gegenſtandes, theils von der Größe deſſelben ab. Man kann daher nicht mit Sicherheit auf die Entfernung ſchließen, wenn uns die Größe des Gegenſtandes unbekannt iſt. Der Schluß auf die Stärke des Lichtes, in welchem wir den Gegenſtand erblicken, iſt noch trüglicher. Die Größe des Gegenſtandes ſchließen wir aus der Entfernung und dem Sehewinkel. Was uns nun beim Sehen nicht unmittelbar durch das Auge gegeben, ſondern erſt durch Schlüſſe erkannt wird, reiht ſich doch ſo ſchnell und leicht an die unmittelbare Geſichtsanſchauung an, daß wir ſie mit dieſer für einerlei halten. Eine auffallende Erſcheinung iſt es, daß es Menſchen giebt, welche ſehr ſcharf ſehen, und dennoch keine Farben unterſcheiden können, welches anzeigt, daß die Farbe nicht von der Stärke des Lichtes abhängt, ſondern bloß eine Modification deſſelben iſt, und dennoch iſt, um Farben gehörig zu unterſcheiden, ein größerer Grad des Lichtes erforderlich, als um die Umriſſe der Gegenſtände genau zu ſehen. Daß wir mit zwei Augen nicht doppelt ſehen, liegt wohl in der Eintheilung der Geſichtsnerven: denn ſind die durch beide Augen gegebenen Empfindungen in nichts verſchieden, und fallen ſie in einem Zeitpunkte zuſammen, ſo entſteht nur eine Geſichtsanſchauung, welches bei der Spinne mit ihren acht Augen, in welcher Stellung ſie ſich auch befinden, derſelbe Fall ſeyn wird, wenn dieſelben Bedingungen ſtatt finden. Das doppelte Sehen iſt alſo eine Abweichung von dem natürlichen Zuſtande des Organs, daß übrigens die meiſten Menſchen mit beiden Augen ſehen, erkennt man daran, daß wenn man das eine Auge zuhält, das Geſichtsfeld kleiner wird, obgleich jeder Menſch beim Sehen dem einen Auge vorzüglich ſeine Aufmerkſamkeit widmet. Man erreicht die vollkommene Einheit der Anſchauung nur dann, wenn

Digitized by Google

die Augen ſo gerichtet werden, daß die verlängerten, durch die Mitte der Pupille gehenden Axen in einem Punkte des geſehenen Gegenſtandes zuſammentreffen; iſt dieſes nicht der Fall, ſo bemerken wir gewiß zwei Bilder des Gegenſtandes an verſchiedenen Orten des Raumes. Es fällt daher auch ſchwerer das Doppeltſehen nahe gelegener Gegenſtände zu vermeiden, als der entfernteren. Daß wir die Gegenſtände nicht umgekehrt ſehen, ſagt Kieſewetter, da doch das Bild derſelben ſich umgekehrt auf der Netzhaut des Auges zeigt, iſt, weil die Seele einzig und allein die Anſchauung hat, in welcher ſie alſo auch bloß oben und unten beſtimmen kann; alles, was in dieſer nach der Erde zu liegt, heißt unten, das entgegengeſetzte oben. Um dieſe Gegenſtände vermittelſt des Auges richtig aufnehmen zu können, müſſen nicht nur die Sehewerkzeuge, die Augen, geſund, ſondern auch die nöthige Aufmerkſamkeit der Seele vorhanden ſeyn; dann ſind noch folgende äußere Bedingungen erforderlich: die nöthige Entfernung des Gegenſtandes, welche auf die Größe deſſelben Beziehung hat und weder zu groß, noch zu klein ſeyn darf. Dieſe iſt bei verſchiedenen Menſchen auch verſchieden, doch kann ſie durch Uebung verändert werden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ſelbſt die ſchärfſten Augen nichts mehr ſehen, wenn der Sehewinkel kleiner, als eine Minute iſt. Auch die Schwäche des Lichtes bei zu großen Entfernungen macht, daß wir nichts mehr ſehen. Ferner darf das Licht in Rückſicht ſeiner Stärke oder Schwäche nicht gewiſſe Gränzen überſchreiten; denn iſt das Licht zu ſtark, ſo geht die Empfindung in Gefühl über, und wir werden geblendet, iſt es zu ſchwach, ſo erhalten wir keine Empfindung; auch darf der Wechſel des Lichts nicht zu ſchnell ſeyn; denn man ſieht nichts, wenn man plötzlich aus dem Dunkeln ins Helle oder aus dem Hellen ins Dunkle kömmt. Endlich wird zur Geſichtsempfindung eine gewiſſe Dauer erfordert, wenn ſie Anſchauung geben ſoll; iſt dieſe Dauer zu kurz, ſo nehmen

Digitized by Google

wir nichts wahr. Wir ſchließen z. B. alle Augenblicke die Augen und öffnen ſie wieder, ohne die Finſterniß zu bemerken, weil die Dauer zu kurz iſt. — Mit dieſer Dauer des Eindrucks auf den Geſichtsnerven, welcher zur Anſchauung erforderlich iſt, muß man die Fortdauer des hervorgebrachten Eindrucks nicht verwechſeln. Aus Beobachtungen weiß man, daß die kürzeſte Dauer eines Geſichtseindrucks acht Terzien iſt; wird nun eine glühende Kohle ſo ſchnell herumgedreht, daß ſie in weniger als acht Terzien ihren Kreislauf vollendet, ſo ſehen wir einen feurigen Kreis. Daß verſchiedene Menſchen von einem und demſelben Gegenſtande gleiche Geſichtsvorſtellungen erhalten, iſt zu bezweifeln; wenigſtens beweiſet die Beurtheilung der Farben und der Aehnlichkeiten in Portraiten oder Bildniſſen, welche oft ſo ſehr abweichend von einander ſind, daß doch hierin eine Verſchiedenheit herrſcht; denn bei zwei Perſonen, welche ein Portrait von einer Perſon, die beide genau kennen, beſchauen, und die eine daſſelbe getroffen, die andere es nicht getroffen findet, beweiſet doch eine verſchiedene Geſichtsvorſtellung; ſo auch die Wahl und Zuſammenſtellung der Farben bei Kleidungsſtücken, welche oft ſo ſehr von einander abweichen, ſcheint gleichfalls dafür zu zeugen.

Das **Werkzeug des Hörens** iſt das **Ohr**, welches den Schall durch die in Bewegung geſetzte Luft aufnimmt, oder vielmehr der Schall der Sprache oder eines andern in Thätigkeit geſetzten Körpers wird vermittelſt der bewegten Luft dem Ohre mitgetheilt. Dieſe Mittheilung allein giebt uns jedoch noch keine Vorſtellung von dem ſchallenden Körper, weder von ſeiner Geſtalt, noch von dem Orte, wo er ſich befindet; es muß daher hierzu noch Anſchauung des Geſichts und des Taſtens zu Hülfe genommen werden; denn ein Blindgeborner würde wohl den Schall eines Inſtruments vernehmen, aber das Inſtrument ſelbſt bei aller Beſchreibung nicht kennen oder

Digitized by Google

ſich einen deutlichen Begriff davon machen können, ſo auch von dem Sprechenden, und nur allein das Taſten kann ihm eine ungefähre Vorſtellung von dem Gegenſtande geben, der den Laut, Schall, verurſacht; ſ. auch den Art. Schall, Th. 140, S. 84 u. f., und den Art. Ohr, Th. 104, S. 766 u. f. Der Ton iſt eine Modification des Schalls, ſie verhalten ſich beide wie Licht und Farben. Es giebt Menſchen, die ſcharf hören und doch keine Töne unterſcheiden. Auſſer der Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche des Schalls, unterſcheiden wir bei demſelben noch ein Drittes, nämlich, wir erkennen, von welcher Art Gegenſtänden er herrührt, z. B. ob es ein Ton von Saiten- oder von Blaſeinſtrumenten iſt, welcher Unterſchied ſich auf die Verſchiedenheit des gemachten Sinneneindrucks gründet. Ob man übrigens mit zwei Ohren doppelt höre, iſt auf gleiche Weiſe zu beantworten, wie oben bei dem Doppelſehen.

Wie bei dem Sinne des Geſichts, gewiſſe Farben neben einander oder unmittelbar auf einander folgend, ein angenehmes oder unangenehmes Gefühl erwecken, eben ſo iſt es auch der Fall bei den Tönen; auch hier findet bei der Hervorbringung eines angenehmen Gefühls durch Töne, Harmonie, im Gegentheil aber Disharmonie Statt, wenn ſie ein unangenehmes Gefühl erzeugen. Dieſe Harmonie und Disharmonie ſoll in der Verträglichkeit und Unverträglichkeit der Nervenbewegungen, welche die Gegenſtände in uns hervorbringen, beſtehen. Wie dieſes aber zugeht, läßt ſich nicht genau angeben; ſoviel ſcheint indeſſen gewiß zu ſeyn, daß bei einem richtigen Gefühl der aufgenommenen harmoniſchen Töne, die Nerven auch eine dem gemäße feine und zartere Bildung erhalten haben, oder dieſe iſt durch ein feines, zartes Gefühl erhöhet worden; denn nur dadurch iſt oder wird es möglich. Man will auch bei der Harmonie und Disharmonie der Töne den Grund in das leicht zu überſetzende Verhältniß der Anzahl der Schwingungen ſetzen,

Digitized by Google

welche in gleichen Zeiten hervorgebracht werden; allein der ſchon oben mehrere Male angeführte Schriftſteller erwiedert dagegen, daß Luftſchwingungen und Nervenveränderungen nicht nur beim Hören ungleichartig ſeien oder wenigſtens, da das Gegentheil nicht erwieſen iſt, ſeyn könnten, ſei auch noch ein großer Unterſchied zwiſchen der Wahrnehmung eines leicht zu faſſenden Verhältniſſes und dem Wohlgefallen an harmoniſchen Tönen; nur bleibt ſo viel ausgemacht, daß die Verhältniſſe der Schwingungen der Luft die nothwendige Bedingung des Wohlgefallens oder des Mißfallens der Töne iſt. Um richtige Gehöranſchauungen zu erhalten, ſind nicht bloß Geſundheit des Organs und Aufmerkſamkeit, ſondern auch folgende äußere Bedingungen erforderlich. Der hervorgebrachte Schall muß weder zu ſtark, noch zu ſchwach ſeyn; im erſtern Fall würden wir nur eine Erſchütterung im Gehirn und angenehme Töne gar nicht empfinden, welches der Fall iſt, wenn blaſende Inſtrumente in einem nicht geräumigen Zimmer, dicht zur Seite von uns, angeſtimmt werden, und im andern Falle würden wir gar nichts hören; die Entfernung muß alſo in dem Grade genommen werden, daß die Töne der Inſtrumente unſer Ohr angenehm berühren, und dadurch das Gefühl erwecken. Die Gränzen ſind freilich auch hier bei verſchiedenen Menſchen verſchieden; allein nicht ſo ſehr, wie die des Lichtes beim Sehen. Es müſſen ferner nicht zu viel verſchiedene Luftbewegungen zugleich entſtehen, weil man ſonſt die einzelnen davon abhängenden Töne nicht mehr unterſcheiden kann; ein geübtes Ohr kann hierin mehr leiſten, als ein ungeübtes. Zuletzt iſt der Schall unabhängig von der Dichtigkeit, Elaſticität und dem Grade der Bewegung der Luft, in welcher er erzeugt wird.

Die Naſe iſt das Werkzeug des Geruchs, durch dieſelbe empfangen wir den Duft oder den balſamiſchen Aushauch der Blüthen und Blumen, ſo wie auch alle mephitiſche Ausdünſtungen; erſteren wohlbehagend,

Digitized by Google

letzteren mißbehagend auf uns einwirkend. Obgleich die Gegenſtände, welche in uns Geruchsvorſtellungen erzeugen ſollen, nicht unmittelbar auf uns einwirken, ſo thun ſie dieſes aber auch nicht durch eine Zwiſchenmaterie, ſondern das was unſere Geruchsnerven reizt, ſtrömt aus dem riechbaren Körper ſelbſt aus, und die Luft dient nur als Zwiſchenmittel, wodurch die feine Ausdünſtung der Blumen ꝛc, der Naſe zugeführt werden. Die riechbaren Theilchen ſcheinen in der des Innern der Naſe bekleidenden Schleimhaut aufgelöſet zu werden. Wie bei dem Gehör würden wir ohne Beihülfe anderer Sinne, nämlich des Taſtens und des Sehens, von dem Geruche allein keine Vorſtellungen äußerer von uns verſchiedener Gegenſtände bekommen, ſondern wir würden die Gerüche bloß für innerliche Modificationen halten, deren Urſache uns unbekannt iſt. Die Vollkommenheit des Geruchsſinnes iſt bei verſchieden Menſchen verſchieden; denn es giebt Menſchen, die durchaus gar keinen Geruch haben, dagegen wieder andere, bei welchen er auf's Höchſte ausgebildet iſt, und namentlich ſollen die Wilden Gerüche unterſcheiden, wo wir gar nichts riechen. Ueberhaupt ſcheinen manche Sinne, namentlich der Geruchs- und Geſchmacksſinn, in der bürgerlichen Geſellſchaft durch Ueberreiz, ſo abgeſtumpft zu ſeyn, daß bei vielen Menſchen ihr Hauptzweck, warum ſie ausgegeben werden, verloren geht, daß aber z. B. der Sinn des Geruchs uns gegeben ſeyn ſoll, vor dem Genuſſe ſchädlicher Nahrungsmittel zu warnen, wie Kieſewetter anführt, iſt wohl zu bezweifeln, wenigſtens iſt dieſes ſeine Beſtimmung gewiß nicht allein; er dient auch dazu, den Körper auf eine angenehme Weiſe zu reizen, zu beleben, durch eine ſanfte Anſpannung der Nerven; denn wir fühlen uns gleichſam bei balſamiſchen Gerüchen der Kräuter, Blüthen, Blumen und Früchte geſtärkt, und wenn dieſe dadurch bewirkte Belebung auch nur momentan zu ſeyn ſcheint, ſo kann man dennoch daraus auf die uns weniger

Digitized by Google

fühlbare Reſtauration auf die Folge nicht ſchließen; indeſſen iſt es es gewiß, daß eine zu ſtarke Anſpannung der Geruchsnerven einen Ueberreiz hervorbringt, der den Geruchsſinn abſtumpft und die Wirkungen auf den Körper ſchwächt, wo nicht ganz aufhebt. Uebrigens kommt es bei dieſem Sinne auch auf die Stärke des Reizes, der Nerven des Organs an; iſt daher dieſer Reiz zu ſchwach, ſo riechen wir nichts, iſt er zu ſtark, ſo benimmt er uns den Kopf, wodurch ſogar Ohnmachten hervorgebracht werden können; denn Ohnmachten durch ſtarke Gerüche erzeugt, deuten auf ſchwache Nerven, und man findet dieſe beſonders bei hiſteriſchen Frauenzimmern.

Die Werkzeuge des Geſchmacks befinden ſich im Munde, in dem Gaumen und der Zunge. Zu der Vervollkommnung dieſes Sinnes ſind folgende Bedindungen nothwendig: 1) Muß die äußere Haut der Zunge nicht zu dick oder trocken und auch nicht zu dünn oder weich ſeyn. 2) Muß der Speichel und jede andere Feuchtigkeit, welche die Zunge benetzt, ihre natürliche Beſchaffenheit haben und weder einen bitteren, oder faulen, ſüßen oder ſauern ꝛc. Geſchmack haben. 3) Müſſen die ſchmackhaften Körper, welche auf die Zunge gebracht werden, entweder in einem gehörigen Vehiculum ſchon aufgelöſet ſeyn, oder die Auflöſung muß durch den Speichel geſchehen können, ſ. auch weiter unten; 4) muß ein Körper, welcher Geſchmack erregen ſoll, Salz in ſich enthalten, und 5) wenn wir etwas ſchmecken wollen, ſo müſſen wir daſſelbe mit Aufmerkſamkeit ſchmecken. — Der ſchmeckbare Gegenſtand oder der Körper, welcher den Geſchmack hervorbringt, kann ſowohl auf chemiſchen, als mechaniſchen Wegen dazu angeregt werden, und daher muß er immer mit den Geſchmacksorganen in eine unmittelbare Berührung kommen. Auf dem erſten, dem gewöhnlichen Wege wird der Körper, der den Geſchmack geben ſoll, erſt durch Speichel aufgelöſet, auf dem andern, wirkt der Gegenſtand bloß mechaniſch auf die Zunge ein, und man

Digitized by Google

taſtet mit derſelben; der letztere Weg geht eigentlich dem chemiſchen voran; denn zuerſt wird, z. B. ein etwas feſter Körper, eine compacte Maſſe, bloß die Zunge berühren und gleichſam von dieſer betaſtet werden, und dann tritt der chemiſche Prozeß, die Auflöſung durch den Speichel ein, und daher leitet man auch die Geſchmacksempfindungen von einem äußern von uns verſchiedenen Gegenſtande ab.

Die Geſchmacksorgane können durch mancherlei innere Urſachen eine Veränderung erleiden, welche auf die Geſchmacksvorſtellungen ſelbſt einen großen Einfluß haben, wie z. B. Krankheit, Hunger, Alter, Einbildung ꝛc.; auch muß der Körper, den wir ſchmecken ſollen, gehörig vom Speichel aufgelöſet worden ſeyn, er muß alſo länger im Munde verweilen; denn eine zu kurze Zeit würde uns keinen vollkommenen Geſchmack davon geben; auch findet, nach Kieſewetter, kein Schmecken ſtatt, wenn die Empfindung, welche aus dem mechaniſchen Eindrucke entſteht, oder eine andere Empfindung, z. B. die der Hitze, die Geſchmacks-Empfindungen verdunkelt. Das Gut- oder Schlechtſchmecken, oder das Wohlbehagen oder Mißbehagen an Gegenſtänden des Geſchmacks, beruht ſowohl auf äußeren, als inneren Urſachen, und iſt daher veränderlich. Die Veränderung wird bewirkt dnrch den Geſundheitszuſtand des Körpers; ſo bemerkte Haller, daß den hyſteriſchen Mädchen der Zucker widerlich iſt, und die bleichſüchtigen dagegen ſcharfe Dinge lieben. Durch die Gewohnheit lernt man oft in der Folge Dinge gern eſſen, die einem anfangs widrig waren, woher auch der Ausdruck: etwas eſſen lernen kommt; durch Vorſtellungen, welche die Einbildungskraft erzeugt, ſo kann man z. B. Jemanden etwas verekeln, ihm einen Abſcheu für gewiſſe Gegenſtände beibringen ꝛc. ꝛc. Uebrigens trägt der Sinn des Geſichts ſehr viel bei, um unſere Geſchmacksempfindung zu berichtigen, oder ſie inne zu werden, eben ſo der Geruchsſinn, beſonders beim Eſſen gewiſſer Früchte,

als Melonen, Ananaſſe ꝛc., oder des Bratens, Gebackenen ꝛc. ꝛc. Ueberhaupt wirken bei dem Geſchmacksſinn die beiden ſo eben erwähnten Sinne, der Geruchs- und der Geſichtsſinn ganz beſonders mit, und nur dadurch kann man erſt die wahre Empfindung des Geſchmacks von einer Speiſe bekommen; denn wenn wir z. B. einen Braten, ein Stück Schweinfleiſch auf dem Tiſche vor uns ſtehen haben, ſo ſucht zuerſt das Auge gleichſam alles Schöne, Köſtliche, Feine deſſelben zu erſpähen und ſich zu eigen zu machen, z. B. die braune Kruſte, das Saftige beim Anſchneiden, die Sauce oder Brühe, kurz Alles, was nur die Augen reizen kann, iſt gleichſam ſchon eine Vorbereitung zum Genuß deſſelben, man ſchmeckt ihn ſchon gleichſam mit den Augen; hierzu kommt nun noch der Geruchsſinn, der das Gewürzhafte aufnimmt, und ſo vorbereitet, beſchäftiget er nun den Geſchmacksſinn, oder vielmehr ſo empfangen ihn nun Stückweiſe die Geſchmacksorgane. Der Nutzen des Geſchmacks ſcheint darin zu beſtehen, daß wir die zur Erhaltung unſers Lebens ſo nöthigen Nahrungsmittel nicht allein durch den Hunger zur rechten Zeit zu uns nehmen, ſondern auch mittelſt des Geſchmacks mit Annehmlichkeit genießen mögen. Und da wir mit der Zunge die angenehmen Speiſen von den unangenehmen unterſcheiden, ſo können wir auch die unſerm Körper nützlichen Nahrungsmittel wählen; denn es wird ſelten der Fall ſeyn, daß dasjenige, was der Zunge und dem Gaumen behagt, nicht auch dem Körper dienlich ſeyn ſollte.

Der Sinn des Taſtens, welcher von dem körperlichen Gefühle wohl unterſchieden werden muß, wie ſchon oben, S. 398, angeführt worden, iſt durch den ganzen Körper verbreitet. Das Organ deſſelben ſind die Nervenenden, Gefühlwärzchen, Fühlkörner, welche unter der Oberfläche der Haut verbreitet ſind; daher taſten wir am beſten mit den Fingerſpitzen, den Zehen, der Znnge, den Lippen, weil die oben angeführten Nervenenden ꝛc. ſich

bei ihnen nicht nur in großer Anzahl finden, ſondern auch am leichteſten bedeckt ſind. Der Menſch beſitzt den Sinn des Taſtens vor allen übrigen Thieren in einer vorzüglicheren Vollkommenheit, weil das Organ dazu vorzüglich ausgebildet worden; indeſſen iſt doch noch nicht ausgemacht, ob nicht gewiſſe Thiere ihm hierin nahe kommen möchten; weil es hier an genauen Beobachtungen durch Verſuche fehlt, und es bis dahin auch wohl nicht ſo leicht ausgemittelt werden möchte. — Die Einwirkung des Gegenſtandes bei den Anſchauungen des Taſtens iſt mechaniſch und zwar unmittelbar, ohne Zwiſchenmaterie; der dadurch gemachte Eindruck muß aber weder zu ſtark, noch zu ſchwach ſeyn; denn im erſten Falle erregt er körperperlichen Schmerz und im andern gar keine Empfindung. Uebrigens giebt uns das Taſten Vorſtellungen von dem Daſeyn einer Auſſenwelt im Raume, inſofern die Gegenſtände uns Widerſtand leiſten; wir lernen durch ihn die dritte Dimenſion des Raumes, die Beſchaffenheit der Oberfläche und die Geſtalt der Körper kennen. Wir erkennen z. B. durch daſſelbe die verſchiedenen Figuren, Härte und Weichheit, Trockenheit und Feuchtigkeit, Glätte und Rauheit, größere oder geringere Schwere, Wärme und Kälte, Größe, Anzahl ꝛc. Wir urtheilen z. B., daß ein Körper ſpitz iſt, wenn er in einem ſehr kleinen Punkte, einen heftigen Druck auf unſere Finger äußert, rund dagegen, wenn er die Finger mittelmäßig, und zwar in der Mitte ſtärker, an den Seiten aber geringer berührt; glatt iſt derſelbe, wenn er in allen ſeinen Theilen einen gleichen Eindruck macht. Wie weit übrigens die Feinheit im Taſten gebracht werden kann, oder wie fein das Gefühl in den Fingerſpitzen iſt, geht daraus hervor, daß es Perſonen, beſonders Blinde, ſo weit gebracht haben, daß ſie die verſchiedenen Farben des Körpers durch die Berührung mit den Fingerſpitzen haben unterſcheiden können; ſo konnte ein Blinder die untereinander vermiſchten Farben durch das Berühren, eine Frau die blaue, rothe und

grüne Farbe, und eine andere die Farben bei den Karten unterſcheiden. Spieler von Profeſſion wiſſen durch die Abſchabung oder Abfeilung der Haut an den Fingerſpitzen wodurch die Nervenenden mehr hervortreten, ſich ein ſo feines Gefühl zu verſchaffen, daß ſie die ihnen wichtigen Karten beim Berühren leicht erkennen können. Mehrere ſind der Meinung, daß der Sinn des Taſtens unter allen äußeren Sinnen uns am wenigſten täuſchen, und beſonders die optiſchen Täuſchungen verbeſſern könne; eben ſo machten die auf das Gefühl würkenden Gegenſtände einen ſtarken Eindruck auf das Gehirn und werden auch nicht ſo leicht vergeſſen, daher auch ein blinder Bildhauer durch das bloße Taſten Bildſäulen oder Statuen v.rfertiget hätte. Dieſe Sätze ſind zum Theil richtig, zum Theil unrichtig. Es iſt gewiß, daß wir durch das Taſten von Gegenſtänden ſelbſt Eindrücke erhalten, da wir z. B. durch das Geſicht nicht die ſichtbaren Gegenſtände unmittelbar, ſondern mittelbar durch die Lichtſtrahlen empfinden; indeſſen trügen die übrigen Sinne und ſelbſt das Geſicht weniger, als man gewöhnlich glaubt. Ein Pferd mißt z. B. mit dem Auge eine Entfernung ſehr genau, und ſpringt über einen beſtimmten Graben hinüber. Thiere, welche eben geboren werden, z. B. junge Lämmer, ſuchen ihre Mutter und finden ſie ohne Gefühl. Eine Fliege, die eben aus ihrem Eye gekommen, wird durch den Geruch zu ſtinkenden Körpern gelockt ꝛc. Auch kann das Gefühl ſelbſt trügen. Wenn man z. B. eine Kugel mit über einander geſchlagenen Fingern befühlt, ſo glaubt man nicht eine, ſondern zwei Kugeln zu fühlen. Auſſerdem hängt das Gefühl ſehr von der Beſchaffenheit des Nervenſyſtems und den Hüllen oder Bedeckungen des Körpers ab, womit die Nervenwärzchen verſehen ſind. Iſt das Nervenſyſtem ſehr empfindlich, wie in der Hypochondrie, ſo kann man durch ihre Empfindung, die einem geſunden Menſchen ganz gleichgültig iſt, eine angenehme Wirkung in dem Gefühle erregen. So konnte die Köni-

Digitized by Google

gin Anna in Frankreich nicht anders, als auf Battiſt ruhen; denn ſelbſt die feinſte holländiſche Leinwand war ihr zu rauh. Auch iſt das Gefühl im Taſten nicht immer gleich; denn im Sommer iſt das Gefühl ſtärker, als im Winter; eine trockene Oberhaut fühlt beſſer, als eine feuchte, wenn nämlich Erſtere nicht die Gränzen überſchreitet, wäſcht man die Glieder mit warmen Waſſer oder mit Seife oder Lauge, ſo empfindet man feiner auf der Haut. An den Fußſohlen, beſonders an der Ferſe, fühlen wir wegen der daſelbſt befindlichen dicken Oberhaut weniger. Handwerksleute, die gewiſſe Theile des Körpers ſtark angreifen, verlieren an denſelben viel von dem Gefühle. So können Schmiede wegen der in den Händen durch die Arbeit ſich erzeugten Schwielen glühende Kohlen ohne Schmerz angreifen, und Arbeiter in den Glashütten ꝛc. werden an die daſelbſt vorhandene unerträgliche Hitze gewöhnt. Auch werden die durch das Gefühl erregte Eindrücke nicht, wie man vorgegeben, ſo feſt in dem Gehirne verwahrt, als die durch das Geſicht erhaltene; denn man kann ſich weit deutlicher geſehene Berge, Blumen, Thiere ꝛc. vorſtellen, wenn auch dieſe Gegenſtände uns nicht vor den Augen ſchweben, als ehemals empfundene Wolluſt oder Schmerz.

Hier noch Einiges, wie die Natur den Verluſt des einen Sinnes durch den andern erſetzt. Ein Schwede, der von ſeiner erſten Kindheit an blind geworden, konnte dennoch alle Geſchäfte der Sehenden verrichten. Er verlor das Geſicht im dritten Jahre bei den Blattern und behielt bloß einige Dämmerung von Tag und Nacht noch übrig; allein auch dieſen ſchwachen Schein verlor er in ſeinem dreißigſten Jahre gänzlich. Uebung und Einbildungskraft hatten ihn indeſſen gelehrt, ohne alle Begleitung oder alles Geleite ſelbſt durch Gehölze fortzukommen, Holz zu ſuchen und zu ſpalten, Karren und Schlitten zu bauen, Räder zu machen, Fäſſer zu binden, gutes Schneideeiſen zu ſchmieden und zu härten,

Meſſer zu verfertigen, in deren Hefte ſich Gabeln und kleinere Meſſer mit kleinen Sägen befanden; ſich ſelbſt ein Haus zu erbauen, es einzurichten, Vertäfelungen um die Fenſter zu ziehen; Schnallen und Knöpfe in Formen zu gießen, welche er aus dem von ihm ausgeſuchten Sande machte, Metalle und Eiſen zu löthen, geborſtene Töpfe zu verſchmieren, Schuhe zu machen und zu nähen, dabei den Zwirn durch die Nadel zu ziehen, oder ſelbſt einzufädeln, Blaſebälge für ſeine eigene und andere Schmieden zu machen, Leder zu gerben, die Violine zu ſpielen, Violinen zu machen, alles durch das Gefühl und die Uebung, ſo daß Alles eine bewunderungswürdige Mittelmäßigkeit erreichte. Er ſpielte ſogar zum Zeitvertreib Karten, nicht allein mit ſeinen eigenen, ſondern auch mit fremden. Bei den Letzteren nannte man ihn erſt jede Karte und ſo lernte er durch ſeine Fingerſpitzen in einer Stunde die bemerkten Höhen oder Tiefen, Streifen, Randecken, Weiche ꝛc. und behielt die Karten dadurch ſo gut im Gedächtniſſe, daß er jede Karte nicht nur mit Vortheil ausſpielen, ſondern auch ſtechen konnte. Er hielt den Gang der Spiele nicht auf, die er gelernt hatte, und ſpielte mit Vortheil. Nur die ſchon oben bemerkte Fertigkeit von Blinden die Farben durch das Taſten mit den Fingerſpitzen zu unterſcheiden, ging ihm ab, welches vielleicht daran lag, daß ſeine häuslichen Beſchäftigungen, das Holzhauen und Schmieden, das feinere Gefühl der Nervenenden an den Fingerſpitzen zu ſehr abgeſtumpft hatte. Eben ſo konnte er auch nicht Münzen am Gepräge, oder am Gewichte, den Rändern ꝛc. unterſcheiden. — Ein blind gewordener Organiſt zu Amersfort in Holland, ſpielte die Orgel ſo fertig, als zuvor; unterſchied Münzen am Gepräge und Gewichte, und auch Farben. Man konnte ihm in den Karten kein Spiel abgewinnen, und er wußte, wenn er austheilte, die Karten der Andern. Kundman's Blinder unterſchied auf Papier und neuen Tüchern die Farben. Boyle erzählt von einem Blinden

Digitized by Google

daß er die Farben nach dem Taſten benannt habe, er mußte aber bei dieſer optiſchen Aufgabe ganz nüchtern ſeyn; hatte er etwas getrunken, ſo beſaßen ſeine Fingerſpitzen nicht mehr die Feinheit des Gefühls. Ein Frauenzimmer unterſchied beſonders blau und grün; ſie konnte die ſchwarzen Flecken an den rauhen Oberflächen der beizenden Farbenſtoffe und zernagter Zeuge, und die rothen, als die glätteſten, unterſcheiden. — Ein Blinder berührte die Gegenſtände überall genau und bildete ſie in Wachs und Stein genau nach. — Ein Profeſſor der Mathematik zu Cambridge ward in ſeinen erſten Lebensjahren durch die Blattern blind; erlernte ſchon in der Kindheit die Griechiſche und Lateiniſche Sprache und folgte dem Whiſton im Amte nach. Er konnte zwar nicht die Farben, wohl aber die ächten Römiſchen Münzen von dem unächten Gepräge unterſcheiden, ſpielte die Flöte meiſterhaft, und lehrte ſeine Zuhörer die Sternbilder am Himmel ſelbſt aufſuchen. — Ein blinder Tiſchler verfertigte Schränke mit eingelegter Arbeit oder Furnirung, ſelbſt in der dunkelſten Nacht. *)

In ſtockfinſtern Gewölben konnten Gefangene anfangs nichts, aber mit der Zeit Inſekten und Mäuſe ſehen, weil ſich die Faſern des Augenſterns um ſo mehr öffnen, je dunkler der Ort iſt, und die Seele bloß die Netzhaut ſpannt, wenn alle übrigen Sinne erſchlaffen und ſchlafen. So erblickt die Einbildungskraft nicht die ſich ſchwingende Kohle, ſondern einen Feuerkreis vor ſich im Zuſammenhange. Ein Mann, welcher ſeine Laute ſtimmte, bekam von der zerſprungenen Saite einen heftigen Schlag auf das eine Auge, mit welchem er nachher des Nachts Schriften leſen konnte, mit dem anderen konnte er des

*) Dieſes muß bei jedem Blinden in den Fertigkeiten der Künſte und der Gewerbe der Fall ſeyn, die er durch den Sinn des Gehörs und des Gefühls oder Taſtens ſich zu eigen gemacht; wenn nämlich der Schlaf nicht obſiegt; denn hierin liegt nur oder kann nur eine Abhaltung in der Nacht liegen; für die Arbeiten, ſprechen die erlangten Fähigkeiten. Ktd.

Digitized by Google

Nachts nichts ſehen; auf dieſe Weiſe hatte er ein Auge für den Tag und ein anderes für die Nacht. Sein Nachtauge vertrug kein Tageslicht und mußte am Tage geſchloſſen bleiben, weil ſeine überſpannte Empfindſamkeit bloß die allerſchwächſten Lichtſtrahlen aufnahm, da der Sehnerve durch die Quetſchung erſchlafft war. Die Zeit ſpannte ihn endlich wieder und nun waren beide Augen gleich geſund. Daſſelbe widerfährt bisweilen Perſonen, denen das eine Auge am Staar operirt worden; ſie ſehen, wenn das kranke Auge nach einigen Tagen aufgebunden wird, hinter dem Bettvorhange ihre Finger, aber nicht, wenn derſelbe aufgezogen wird. Auch die in einem verfinſterten Zimmer erblickten Farben bleiben, wenn ſie gleich weggeſchafft worden, dem Gedächtniſſe noch eine Zeit lang lebhaft vor den Augen, ſo lange, bis die Erſchütterungen in den Faſern der Sehnerven abnehmen, wie der Ton an einer geſchnellten Saite mit ihrer Schwingung ſelbſt allmählich nachläßt. — So wirken die Schwingungen und Töne eines Saiteninſtrumentes, nach den Spannungen der verſchiedenen Temperamente: Manche fühlen Rührung, wobei ſie alles vergeſſen; auf dieſe Weiſe konnte der berühmte Tonkünſtler Timotheus durch ſein Preſto Alexandern den Groſſen zum Angriffe hinreißen. So entzückt jetzt der Violinſpieler Paganini alle Welt durch ſein hinreißendes Spiel. Hunde heulen bei Flöten, und ſpringen beim Jagdhorne; Soldatenpferde gewöhnen ſich an Trommeln und Trompeten; ja letztere lernen ſogar die Signale der Trompete kennen, und werden unruhig, ſobald ſie einen Stoß darin vernehmen. — Man kann Taube, nach der Bewegung der Lippen und mit einem Stabe im Munde, Reden verſtehen und beantworten lehren; obgleich Taubgeborne an ſich zugleich ſtumm zu ſeyn pflegen, da ſolche durch die Kunſt weniger lernen können, als ein Sehender. Man unterrichtet Taubſtumme und lehrt ſie nachmachen, was man ihnen vorzeigt, als zu ſchreiben, zu leſen und allerlei

Digitized by Google

Handthierungen. Man zeigt ihnen erſt das Subſtantiv, die Sache oder Perſon und hierauf ſchreibt man ſie ihnen vor mit Buchſtaben, aber dadurch gewinnt der Verſtand weniger, als bei den hörenden Blinden. — Die Schärfung des Geruchs ſetzt die Neger auf den Antillen in den Stand, die Spuren anderer Menſchen, wie Jagdhunde aufzuſuchen, und einen Neger von einem Europäer zu unterſcheiden. In dem **Journal des Savans 1680** wird von einem Prager Mönche berichtet, daß er keuſche Mädchen durch den Geruch von anderen hat unterſcheiden und auch Frauen unter Jungfern herausriechen können. Dieſe Schärfe des Geruchsſinnes iſt aber nichts Neues, weil auch Democrit beim Hippokrat ein Probeſtück davon gemacht hat. Der oben erwähnte Mönch wollte ein Werk über die Schärfung des Geruchsſinns herausgeben, welches er auch angefangen, aber durch den Tod daran behindert worden iſt. Cardanus will jederzeit etwas gerochen haben, wo andere Menſchen nichts vom Geruche empfanden. Eine Frau roch jedesmal, ehe das Gewitter entſtand, den Schwefel in der Luft. So ſind junge Kinder durch Mangel und Noth ſo weit gebracht worden, ihren Unterhalt und die Perſonen, die denſelben ihnen gaben, durch den Geruch auszuſpüren. Nach Digby nöthigten die Unruhen eines Krieges die Eltern eines gewiſſen Knaben, ſich mit ihm in einen Wald zu begeben und daſelbſt von Kräutern zu leben. Dieſer Knabe erhielt durch die Uebung einen ſo ſtarken Geruch, daß er vermittelſt deſſelben die Ankunft der Leute entdecken lernte. Dieſe beſondere Kraft erhob ihn zum Kundſchafter oder Spion, wozu er viele Geſchicklichkeit blicken ließ. Da er aber mit dieſem neuen Amte zugleich eine ganz andere Lebensart anfing, ſo verlor ſeine Naſe vieles von ihrer Scharfſinnigkeit, ob er gleich ſtets vermögend blieb, ſeine Frau von jeder andern durch den Geruch zu unterſcheiden, und ihre Spur wie der beſte Hund zu verfolgen. In Indien ſoll man Kaufleute finden, die, ohne Probier-

Digitized by Google

ſtein, die Güte des Goldes oder Silbers bloß durch den Geruch beurtheilen können. Der Herr von Haller beſaß einen außerordentlich feinen Geruch, ſo daß er die Ausdünſtungen alter Männer und Frauen von weitem empfand. Mehrere Beiſpiele ſind auch von anderen Gelehrten bekannt, ſo daß Einige einen ſcharfen Geruch als ein Zeichen höherer Seelenkräfte anſehen. Ein Menſch, der unter den wilden Thieren erzogen, wußte durch den Geruch die Nahrungsmittel ſo gut zu unterſcheiden, wie ein Schaf, und ein ähnliches Beiſpiel iſt von einem ſtupiden und unter den Thieren aufgezogenen Knaben auf den Alpen vorhanden, der durch den Geruch die Güte des Graſes zu beſtimmen wußte. Dieſe beſondere Stärke hat ſich aber, wie die Erfahrung gelehrt, verloren, ſobald ſich dergleichen Menſchen an die Mannigfaltigkeit der Speiſen gewöhnt haben, und von ihrer einfachen Lebensart abgewichen ſind. Obgleich der Sinn des Geruchs, wie die übrigen Sinne bei dem Menſchen, feiner und ausgebildeter iſt, ſo iſt bei den Thieren derſelbe in Rückſicht auf manche Körper ſchärfer. Hunde empfinden den Geruch der unmerklichen Ausdünſtung mancher Thiere und auch des Menſchen, wodurch ſie ihre Herren von anderen unterſcheiden. Ein Hund entfloh aus einem gewiſſen Schloſſe Altenklingen, und fand ſeinen nach Paris gereiſeten Herren in dieſer Hauptſtadt nach vielen Tagen und durch einen Weg von 100 Stunden, und dieſes unter der großen Menge von Menſchen, die ſich daſelbſt aufhalten, auf keine andere Weiſe, als daß er dem Geruche der unmerklichen Ausdünſtung folgte, die ſein Herr während ſeiner Reiſe auf dem Wege und in Paris ſelbſt ausſonderte, und die vor der Ausdünſtung ſo vieler anderer Menſchen einen ſpecifiken Eindruck auf ſeine Geruchsnerven machte, und ſo hat man mehrere Beiſpiele von Thieren und beſonders auch von Vögeln. So ſollen im Alterthume oder nach der alten Geſchichte die Geyer aus Aſien herbeigeflogen und ſich auf dem Pharſaliſchen

Digitized by Google

Schlachtfelde um die Leichname zum Raube verſammelt haben. Die Eulen ſollen während der Peſt ſich auf den Häuſern derjenigen einfinden, welche an dieſer Krankheit ſterben, alſo durch den Geruch der an der Peſt Geſtorbenen angelockt werden; eben ſo werden die Raben aus weiter Ferne durch den Geruch todter Körper angelockt. Auch dieſer Geruch vermindert ſich bei Thieren in der Gefangenſchaft oder in Geſellſchaft von Menſchen, wahrſcheinlich weil ſie hier andere Nahrungsmittel genießen und die Geruchsorgane durch die Ausdünſtungen abgeſtumpft werden. — Das unendliche Gemiſch von Gerichten auf den Tafeln der Großen und Reichen trägt allerdings zur Verfeinerung des Geſchmacksſinnes bei, wenn dieſe Uebungen im Genießen nicht bis zur Schwelgerei fortgeſetzt werden; denn der Schwelger hat in der Regel abgeſtumpfte Geſchmacksorgane. Nur derjenige Feinſchmecker, der zwar den Genüſſen ergeben iſt, aber nicht im Uebermaaße ſchwelgt, ſondern nur mit gehöriger Vorſicht, um ſich den Genuß lange zu ſichern, kann den Geſchmacksſinn ausbilden. Eigentliche ſogenannte Freſſer, die Alles herunterſchlingen, was ihnen ſo zu ſagen vorkommt, haben wenig Geſchmack und dieſes ſchon daher, weil ſie die Speiſen nicht gehörig kauen und mit Speichel vermiſchen. Wenn gleich bei dem Genuſſe mannigfaltiger und auf verſchiedene Art zubereiteter Speiſen der Geſchmacksſinn von einer Seite ausgebildet wird, um das Angenehme zu fühlen, ſo verliert er dagegen von der anderen Seite ſeine ganze eigenthümliche Schärfe; denn durch das bunte Gemiſch von Speiſen im immerwährenden Genuſſe, iſt zuletzt der eigentliche Gehalt derſelben nicht mehr herauszukoſten, der Geſchmacksſinn iſt abgeſtumpft.

Um aber den Geſchmacksſinn ganz rege zu erhalten, das heißt, wenn er geweckt iſt und durch Speiſen gereizt wird, thätig zu ſein, ſo muß er durch keinen andern äußeren Eindruck der übrigen Sinne geſtört werden, und da-

her hat der berühmte Philadelphiſche Arzt Dr. Ruſch wohl ſehr Recht, wenn er ſcharfſinnig bemerkt: daß wenn man das Vergnügen, welches der Geſchmack gewährt, auch vollkommen genießen wolle, ſo müßten alle übrigen Sinne im Ruheſtande bleiben und nicht gereizt werden, woraus er den Schluß zieht, daß die Tafelmuſik, da ſie den Sinn des Gehörs reize, den vollkommenen Genuß am Vergnügen des Geſchmacks ſtöre; dieſes ſei auch daher die Urſache, warum große Freſſer während der Mahlzeit wenig oder gar nicht zu ſprechen pflegen, um ihre etwanigen Betrachtungen nur dieſem Sinne zu weihen. Wenn man daher an den öffentlichen Wirthstafeln, oder bei Tiſchgeſellſchaften Individuen erblickt, die ihre Aufmerkſamkeit nur der Schüſſel ſchenken, ſo liegt das bloß daran, um ſich das Vergnügen des Speiſegenuſſes, alſo die Erregbarkeit des Geſchmacks auch ganz zu eigen zu machen.

Vergleicht man nun nach der einzelnen Betrachtung der fünf Sinne dieſelben untereinander, ſo nimmt der Sinn des Geſichts die erſte Stelle ein; dann folgt der Sinn des Gehörs, welche beide die mannigfaltigſten Vorſtellungen geben; Geruch, Geſchmack und Taſten haben einen ſehr geringen, der Größe nach von einander wenig abweichenden Umfang. In Rückſicht der Stärke des Eindrucks liefert der Sinn des Geſichts die meiſte Organ- und die geringſte Vitalempfindung, auf ihn folgt in derſelben Rückſicht das Gehör; dann Taſten und Geſchmack; der Geruch bringt die ſtärkſte Vitalempfindung hervor. Uebrigens kann jede Organempfindung bis zur Vitalempfindung geſteigert werden. Beim Geſicht und Gehör rührt der geringe Grad des Eindrucks von den Feinheiten der Zwiſchenmaterie her; denn beim Geruch iſt dieſer Eindruck hervorſtechend ſtark, weil die zu ihm gehörigen Nerven am meiſten entblößt ſind. — Betrachtet man die Sinne in Rückſicht ihrer Dauer, ſo iſt hier zweierlei zu unterſcheiden, erſtlich, die erforderliche Dauer der Einwirkung um Empfindung und Anſchauung zu

Digitized by Google

erhalten; ſie iſt bei den verſchiedenen Sinnen verſchieden; denn iſt die Dauer der Einwirkung kleiner, als der Sinn es fordert, ſo entſteht entweder gar keine Anſchauung, oder ſie erhält nicht die nöthige Klarheit; der Sinn des Geſichts fordert die kürzeſte, der des Geſchmackes und Taſtens die längſte Einwirkung; zweitens die Dauer der erzeugten Empfindung, aus welcher ſich die Nachanſchauungen ergeben, für die wir in unſerer Sprache nur beim Hören und Schmecken Worte haben. — In Rückſicht der Einwirkung betrachtet, theilen wir die äuſſern Sinne, erſtlich in die der unmittelbaren und mittelbaren Einwirkung, zu dieſen gehört Geſicht und Gehör, zu jenen Geſchmack und Taſten, der Geruch ſteht zwiſchen beiden mitten inne; zweitens in die der mechaniſchen und chemiſchen Einwirkung; jene ſind Geſicht, Gehör und Taſten; dieſe Geruch und Geſchmack. — In der Vorſtellung der äußern Sinnenwelt ſteht das Taſten oben an; dann folgt Geſicht und Gehör; dieſe drei Sinne ſind objectiv; dann folgt Geruch und Geſchmack, welche mehr ſubjectiv, als objectiv ſind. Die Sinne, welche mehr objectiv, als ſubjectiv ſind, und daher am meiſten zu Erkenntniſſen beitragen, Geſicht, Gehör und Taſten, nennt man deshalb edlere Sinne. Nach Kieſewetter ſoll man die mehr objectiven Sinne Erkenntnißſinne, und die mehr ſubjectiven Luſtſinne nennen. Daß übrigens bei dem Menſchen der Sinn des Geſchmackes mehr Luſtſinn, als der des Geruchs iſt, und bei den Thieren umgekehrt, leidet wohl einen Zweifel, wenigſtens in Beziehung auf Letztere — In Beziehung auf den Stoff zu äſthetiſchen oder Geſchmackes-Urtheilen zerfallen die Sinne in diejenigen, mit deren Anſchauungen ein allgemein gültiges Gefühl von Luſt oder Unluſt verbunden ſeyn, oder vielmehr durch welche Schönheit gegeben werden kann, wie z. B. durch das Geſicht, Gehör und das Taſten, und in diejenigen, mit deren Vorſtellungen nur ſubjective gültige Luſt oder Unluſt verbunden ſeyn oder

Digitized by Google

vielmehr nur Angenehmes gegeben werden kann, als Geruch und Geſchmack. — Was die Verwandſchaft der Sinne unter einander anbetrifft, ſo iſt unter denſelben, ſtreng genommen, keine Verwandſchaft möglich, weil ein jeder Sinn für ſich beſteht und durch einen andern nicht erſetzt werden kann; indeſſen macht der Sinn des Geſchmackes und Geruchs hier eine Ausnahme, indem mit gewiſſen Gerüchen Geſchmack verbunden iſt, welches davon herrührt, daß ein Theil der Geruchsnerven ſich über die Zunge verbreitet. — Betrachtet man die Sinne in Hinſicht des Werthes, ſo kann nach dieſem ein Gegenſtand für uns einen dreifachen Werth haben, entweder, in ſo fern er uns Luſt verſchafft, oder in ſo fern er zu unſerer Exiſtenz erfoderlich iſt, oder in ſo fern er unſere Kultur befördert. Geruch und Geſchmack tragen zu unſerer Kultur am wenigſten bei, und ihr Verluſt gefährdet auch nicht unſere Exiſtenz in der bürgerlichen Geſellſchaft; indeſſen kann Letzterer in ſo fern zur Kultur beitragen, daß er durch die Luſt, die er in uns erweckt, uns geſelliger macht, oder uns in Geſellſchaften lockt, um durch die Unterhaltung die empfundene Luſt mehr zu würzen. Der Geruch erzeugt mehr Luſt, als Unluſt, weil ſich uns die Gerüche wider unſeren Willen aufdringen. Das Taſten können wir gar nicht entbehren, weil wir ohne daſſelbe keine Vorſtellung von der Auſſenwelt haben würden; es giebt daher auch keinen Menſchen, dem dieſer Sinn völlig mangelte. Geſicht und Gehör können wir zwar entbehren ohne unſere Exiſtenz zu verlieren, indeſſen ſind ſie zum Genuß und zu unſerer Ausbildung durchaus nothwendig; beſonders der Sinn des Geſichts. Ob indeſſen bei dem Verlieren dieſer Sinne, der Taubgewordene mehr verliert, als der Blindgewordene, iſt ſchwer zu entſcheiden; Einige wollen, daß Erſterer mehr verliert, wenn nämlich beide anders noch Vorſtellungen des verlorenen Sinnes ſich wieder erinnern können. Bei jedem Sinne können wir uns einen Zuſtand vorſtellen, in welchem wir

mit Bewußtſeyn nichts durch denſelben empfinden, z. B. für den Sinn des Gehörs eine völlige Stille; nur bei dem Sinne des Geſichts iſt dieſes nicht möglich, weil bei demſelben die Vorſtellung des Schwarzen eintritt.

Am vollkommenſten iſt ein jeder Sinn, wenn er Schärfe und Feinheit beſitzt. Die Schärfe beſteht in einer ſchnellen und leichten Wahrnehmung ohne ſtarken Eindruck; ihre Gegnerin iſt die Stumpfheit. Sie hängt von der Beſchaffenheit der Sinneswerkzeuge, von der Erhöhung oder Veränderung der Senſibilität, und von der Aufmerkſamkeit ab. Die Feinheit des Sinnes bezieht ſich auf die leichte und ſichere Unterſcheidung, der durch denſelben gegebenen Anſchauungen. Sie hängt größtentheils von der Uebung ab, obgleich ſie auch angeboren ſeyn kann. Dieſe Uebung geſchieht bei denjenigen Individuen in einem vorzüglichen Grade, denen ein Sinn mangelt, z. B. bei Blinden, Taubſtummen; denn Erſtere Taſten feiner, und Letztere ſehen ſchärfer; wer dagegen die Sinne vollkommen beſitzt; vernachläßiget ſehr oft den einen auf Koſten des andern, oder wird ſehr oft von dem einen in Vervollkomnung des andern geſtört; es iſt daher ein ſeltener Fall, nur einige vollkommen durch die Uebung ausgebildet zu ſehen; alle nie. Daß ſich die Sinne von der Geburt an, in verſchiedenen Graden entwickeln und im Alter wieder verlieren, iſt ſehr merkwürdig, und giebt eigentlich den Maaßſtab zu ihrer Stellung. Da die Exiſtenz zuerſt geſichert werden muß, wenn aufkeimendes Leben geſicheet werden ſoll, ſo taſtet das Kind auch zuerſt mit der Zunge; das Sehen erfolgt erſt einige Tage nach ſeiner Geburt, und das Hören erſt nach einigen Wochen; alles dieſes zur Aufrechthaltung jener Exiſtenz, weil das Kind in den erſten Tagen ſeiner weltbürgerlichen Entwickelung der Ruhe nöthig hat, ſo erwacht der Sinn des Geſichts erſt nach einigen Tagen, und um nicht gleich durch Anſchauung der Auſſenwelt zu ſehr afficirt zu werden, ſo erwacht der Sinn des Gehörs

Digitized by Google

noch etwas ſpäter; alſo immer ein leichter Uebergang von dem Einen zum Andern. Der Geſchmacks-Unterſchied erwacht bald mit den beiden vorhergehenden, welches man ſehr deutlich beim Süßen und minder Süßen bemerkt, oder bei den verſchiedenen Reichungen von Breien ꝛc. bis zum Zucker oder eingeweichtem Zuckerbrode. Das eigentliche Schmecken oder der Genuß deſſelben in ſeiner ganzen Ausdehnung, lernt es erſt beim Vorhandenſein der Zähne kennen, indem das Zermalmen der Speiſen die chemiſche Auflöſung der Nahrungsmittel durch den Speichel befördert. Das Taſten mit den Händen geſchieht ſehr ſpät, weil es den Gebrauch der Hände erſt nach und nach lernt, und der Geruch entwickelt ſich zu allerletzt. Bei der Abnahme der Senſibilität verſchwindet das Gehör am ſpäteſten.

Der Einfluß der äußern Sinne auf den Geſundheitszuſtand des Körpers iſt von der größten Wichtigkeit. Hufeland*) ſagt: „Sie (die Sinne) wirken auf doppelte Art zur Verlängerung des Lebens: Einmal, indem ſie unmittelbar auf die Lebenskraft influiren, ſie erwecken, erhöhen, verſtärken, und dann, indem ſie die Wirkſamkeit der ganzen Maſchine vermehren, und ſo die wichtigſten Organe der Reſtauration, die Verdauungs- Cirkulations- und Abſonderungswerzeuge in regere Thätigkeit ſetzen. Es iſt daher eine gewiſſe Kultur und Verfeinerung unſerer Sinnlichkeit nöthig und heilſam." Dieſe Einwirkung auf den Geſundheitszuſtand unſeres Körpers iſt nur durch die Vervollkommnung der äußeren Sinne möglich, weil nur dadurch auf die inneren und ſo mit auf den ganzen Körper gewirkt werden kann. Wie übrigens die Vervollkommnung der Sinne bewirkt werden kann, oder auf welche Weiſe wir ſie in dem Grade ſchärfen können, daß daraus für uns dieſe Wohlthätigkeit entſpringt, kann hier nicht umſtändlich entwik-

*) Makrobiotik, 2r Thl. Berlin, 1805, S. 236.

kelt werden, weil ſolches in den Art. Erziehung gehört; denn nur durch Uebung von Jugend auf, wo die Organe noch in voller Kraft und Lebensfülle ſtehen, iſt dieſes möglich.

Was nun den innern Sinn betrifft, ſo kommt derſelbe mit dem äußeren darin überein, daß beide Vermögen des Gemüths ſind durch Einwirkungen von Gegenſtänden afficirt zu werden, und dadurch Anſchauungen zu liefern; und da beide Anſchauungen gegenwärtiger Gegenſtände liefern, ſo kommt auch beiden Empfänglichkeit, Receptivität, zu; nur unterſcheiden ſie ſich dadurch von einander, daß wir beim äußeren Sinn die Gegenſtände der Anſchauung von unſerem Ich unterſcheiden, da hingegen der innere Sinn uns Anſchauungen von dem Zuſtande unſeres Ichs ſelbſt giebt. Wir ſetzen ferner die Gegenſtände der Anſchauungen des äußeren Sinnes insgeſammt im Raume, welches bei den durch den inneren Sinn gegebenen Zuſtänden unſers Gemüths nicht der Fall iſt, die wir bloß in der Zeit ſetzen. Durch den inneren Sinn erhalten wir das Bewußtſeyn unſeres inneren Zuſtandes, welches von dem Bewußtſeyn unſeres Selbſt unterſchieden iſt; denn bei dem Erſteren verhalten wir uns leidend oder paſſiv, und bei dem Letztern thätig oder activ, oder vielmehr Letzterer iſt ein Produkt der Thätigkeit. Man muß ferner den inneren Sinn nicht mit dem Vitalſinn, ſ. oben, S. 398, verwechſeln; denn der Letztere giebt uns den Zuſtand unſeres Körpers in Beziehung auf Beförderung oder Hemmung des Lebens; der Erſtere hingegen ſtellt uns die Zuſtände unſerer Seele anſchaulich dar. Wie übrigens das Gemüth ſich ſelbſt bei den Beſchauungen des innern Sinnes afficiren, wie es einwirkend und leidend zugleich ſeyn kann, bleibt für uns unbeantwortlich, obgleich wir ſehr wohl begreifen, daß wir ſelbſt der Grund unſerer inneren Anſchauung ſind; ſo wie auch der Umſtand, daß dieſe Anſchauungen uns gegeben werden und wir unſern Zuſtand nicht will-

Digitized by Google

führlich anſchauen können, ſondern ſo, wie er vorhanden iſt, anſchauen müſſen, und beweiſet, daß wir uns leidend verhalten. Die Deutlichkeit und Klarheit der durch den inneren Sinn gegebenen Anſchauungen iſt abhängig von dem Grade der Empfänglichkeit des Sinnes; dann von der Stärke der Thätigkeit, mit welcher wir auf uns einwirken, und zuletzt von der Aufmerkſamkeit, die wir darauf richten. Ob übrigens der innere Sinn der körperlichen Organe bedarf, wie der äußere, läßt ſich nicht entſcheiden. Der Umſtand, das gewiſſe körperliche Zuſtände uns hindern, uns Anſchauungen des inneren Sinnes unmittelbar bewußt zu werden, beweiſet nichts für die Nothwendigkeit körperlicher Organe zu demſelben. Es giebt nur einen inneren Sinn als Anſchauungsvermögen, wenn gleich die durch denſelben gegebenen Anſchauungen ſehr mannigfaltig ſind. Empfindung und Gefühl, die wir beim äußeren Sinn unterſcheiden, unterſcheiden wir gleichfalls beim innern, ſo wie auch die dort gegebene Bemerkung, daß wenn die Empfindung über einen gewiſſen Grad der Stärke hinausgeht, ſie nichts objectiv mehr vorſtellt, ſondern bloß ſubjectives Gefühl wird, auch für den inneren Sinn wichtig iſt. Eben ſo findet auch die beim äußeren Sinn gemachte Bemerkung, daß die Eindrücke, wodurch Anſchauungen entſtehen ſollen, eine beſtimmte Dauer haben müſſen, welche etwas, gar nicht, oder doch nur undeutlich wahrgenommen wird; die Anwendung iſt folgende: Iſt der Zuſtand, den wir wahrnehmen ſollen, zu ſchnell vorübergehend, ſo findet daſſelbe Statt und wir pflegen zu ſagen: Ich weiß nicht, wie mir war. Durch eine zu ſchnelle Folge der Gemüthszuſtände und deren Wahrnehmung entſteht Schwindel.

Der äußere Sinn ſteht mit dem inneren in einer ſehr genauen Verbindung; denn wir können nur dadurch Anſchauungen von äußern Gegenſtänden bekommen, daß die durch dieſelben in uns hervorgebrachten Veränderungen unſeres innern Zuſtandes von uns wahrgenommen

werden, welches durch unſern innern Sinn geſchieht; allein umgekehrt würde unſerer innerer Sinn nicht in Wirkſamkeit geſetzt werden, wenn nicht durch Einwirkung äußerer Gegenſtände auf unſern äußern Sinn, die Zuſtände unſeres Gemüthes verändert, und die Thätigkeit der Kräfte deſſelben erregt würde. — Alle Anſchauungen des äußern Sinns ſtellen uns Gegenſtände im Raume vor; die Anſchauungen des innern Sinnes werden in der Zeit vorgeſtellt; in den Vorſtellungen des äußern Sinns findet ein Nebeneinander, in denen des innern, ein Nacheinander Statt. Da die Zeit nur eine Ausdehnung, die Länge hat, ſo können nicht zwei Zuſtände des Gemüths zugleich, ſondern nur nach einander wahrgenommen werden. Anſchauungen des äußeren Sinnes ſind nur dann möglich, wenn ihnen eine Veränderung unſeres innern Zuſtandes vorangeht, eben ſo kommt bei den Anſchauungen des äußern Sinnes der innere ſtets mit ins Spiel, und daher findet ſich auch ſtets an den Anſchauungen des äußern Sinnes, das Merkmal der Zeit; da hingegen der innere Sinn vom äußern unabhängig iſt, ſo wird auch in den Vorſtellungen des Erſtern das Merkmal des Räumlichſeyns nicht angetroffen. Uebrigens folgt aber keinesweges, daß mit den Wahrnehmungen des äußern Sinnes auch jederzeit Wahrnehmungen des innern verbunden ſind; denn da jede Anſchauung nur erſt dann Wahrnehmung wird, wenn ſie zum klaren Bewußtſeyn gekommen, ſo können auch die Anſchauungen des innern Sinnes in vielen Fällen dunkel bleiben. Die Natur treibt uns eigentlich mehr zum Handeln in der äußern Welt, als zum innern Beobachten an; daher iſt der äußere Sinn hier mehr beſchäftiget, als der innere, und wenn gleich der innere daran Theil nimmt, ſo kann dieſe Theilnahme nur immer mehr paſſiv gedacht werden, als activ; denn nur Wahrnehmungen durch den innern Sinn zu erhalten, muß man ſeine Aufmerkſamkeit auch auf ſein Inneres richten,

Digitized by Google

was bei vielen Menſchen erſt ſpät entſteht; und es iſt eine auſſerordentliche Gabe, den äußern Sinn mit dem innern ſo zu verbinden, daß beim Handeln beide gleich thätig ſind; denn durch das oft raſche Handeln durch den äußern Sinn, iſt der innere oft gleichſam befangen, wenn auch nicht in einem ſolchen Grade, daß die richtige Anſchauung ſchwindet; nur die Gegenſtände ſind ſich nicht ganz klar oder ſtellen ſich vielmehr nicht ganz klar dar, weil man auf ſeinen innern Zuſtand nicht gehörig merkt, in ſeiner innern Welt kreiſet; wer dieſes dagegen thut, dem geht auch eine neue Welt auf. In dem gewöhnlichen Zuſtande unſeres Seyns, ſchwindet der innere Sinn niemals gänzlich, ſondern alle unſere Vorſtellungen ſind immer mit einem gewiſſen dunklen Bewußtſeyn unſer ſelbſt verbunden; ſelbſt in dem Augenblicke der tiefſten Betrachtung, wenn wir uns am meiſten vergeſſen, ſchreiben wir doch die Eindrücke und Vorſtellungen, die uns beſchäftigen, niemals andern Perſonen zu, ſondern alle Handlungen, die wir vornehmen, zeugen, daß wir uns wenigſtens auf eine dunkle Art bewußt ſind, daß dieſe Wirkungen von uns herkommen. Der Künſtler, welcher in ſchwärmeriſcher Begeiſterung ein Werk hervorbringt, weiß, daß er und kein anderer der Schöpfer deſſelben iſt; ſ. weiter unten. Alle innere Ausbildung des Menſchen iſt von den Wahrnehmungen des innern Sinnes abhängig. — Der im Leben vorkommende Sinn für das Anſtändige, Schöne, für Wahrheit und Recht und dann der moraliſche Sinn, alle dieſe ſogenannten Sinne, der Schönheitsſinn abgerechnet, werden durch Begriffe erkannt und beruhen daher auf Urtheilen, nur nicht auf Eindrücke der Sinne. Weil dieſe Urtheile oft aber ſehr ſchnell gefällt werden, und nicht zum klaren und deutlichen Bewußtſeyn kommen, ſich auch mit denſelben ein Gefühl verbindet, ſo hat dieſes zu der Benennung Sinn Veranlaſſung gegeben.

Was nun den Kunſtſinn anbetrifft, ſo muß dem

Digitized by Google

Künſtler ungemein viel daran gelegen ſein, einen feinen Sinn zu haben. Jeder Menſch hat zwar die Gabe des Gefühls; aber nicht alle werden daſſelbe zur rechten Zeit gewahr. Unbedachtſamkeit und Zerſtreuung verführen oft die Aufmerkſamkeit, daß ſie ſolche eher überall hinwenden, als auf diejenigen Empfindungen, die zu ihrem Zwecke gehören. Der Menſch muß ſchon einen gewiſſen Grad der Fühlbarkeit für das Schöne und Häßliche, Wahre und Falſche, Gute und Böſe von Natur haben, wenn ſein innerer Sinn durch äußere Eindrücke Anſchauungen aufnehmen ſoll; denn ein unempfindlicher Menſch iſt in Anſehung des ſittlichen Lebens eben ſo übel daran, als der, deſſen Sinne ſtumpf ſind, für das gemeine; allein von eben ſolcher Wichtigkeit iſt es, daß er nach den allgemeinen und beſonderen Verhältniſſen, worin er lebt, gewiſſe mehr oder weniger herrſchende Empfindung in ſeiner Seele habe, aus deren Miſchung ſein Character ſeine Feſtigkeit bekommt, und daß er ſolche in einem ſo ſtarken Grade der Lebhaftigkeit erhalte, daß er ſich ſolcher bewußt ſei, das iſt, daß er ſie innerlich fühlt; ſie dürfen nicht zu hoch überſpannt, noch auch zu ſchlaff ſeyn; ſie müſſen ein ſolches Maaß haben, daß ſie zweckmäßige Neigungen zu erregen im Stande ſind. Dieſe Regel gilt auch für den Künſtler; denn diejenigen, welche glauben, der Künſtler habe weiter nichts zu thun, als nur Empfindungen in einer angenehmen Miſchung durcheinander zu werfen, um allenfalls einen unterhaltenden Zeitvertreib zu verſchaffen, der erniedriget die Künſte unter ihren Begriff. Das innere Gefühl iſt alſo die Quelle, woraus die Künſte ihren Urſprung haben; er iſt aber auch der Zweck, wohin die Bemühungen des Künſtlers gehen müſſen. Er muß in Andern ſolche Empfindungen zu erregen ſuchen, die er ſelbſt hegt, ſowohl in Anſehung der Luſt, als Unluſt, der Freude und des Schmerzes. Hierzu giebt die Kunſt eben ſowohl den Stoff, als die Natur. Die Kunſt iſt immer ſpäter, als Gefühl, ſie

Digitized by Google

giebt nicht daſſelbe, aber ſie erweckt es. Ehe wir die Redekunſt kannten; empfanden die Menſchen ſchon das Schöne, Erhabene, Wohlklingende und Durchdringende einer Rede, und nur die Betrachtungen deſſen, was die Menſchen in vielen einzelnen Fällen fühlten, nach dem Gefühle billigten und bewunderten, das giebt die Regeln zur Kunſt. Dieſe ſind alſo nichts anders, als eine Darſtellung der Mittel, wodurch das innere Gefühl in dem Menſchen erweckt wird, welches der vornehmſte Zweck der ſchönen Wiſſenſchaften iſt; ſie müſſen edle Gefühle in uns erregen, und davon bleibende Eindrücke hinterlaſſen; alle Werke des Geſchmacks müſſen alſo hierauf berechnet ſeyn, daher muß der Künſtler auch dafür ſorgen, daß er in ſeinen Werken in den Gränzen des Gefühls bleibe; denn ein Uebermaaß davon macht weichlich und unmännlich. Es giebt Menſchen welche glauben, man könne das Gefühl nicht hoch genug ſpannen, und um Schmerz zu erregen, treiben ſie ihn bis zum Wahnſinn, bis zur Verzweiflung, und Abſcheu erheben ſie bis zum äußerſten Grad des Entſetzens; Luſt bis zum Taumel, kurz jedes Gefühl treiben ſie bis zum Zerfließen der Sinne; man kann dieſes alſo nicht Gefühl, ſondern nur Schwindel nennen. Der Künſtler kann einer guten Wirkung auf unſer Herz gewiß ſeyn, wenn er ſelbſt von Gefühlen der Redlichkeit, der wahren Ehre, der Liebe zum Vaterlande, der Menſchlichkeit ꝛc. durchdrungen iſt; denn dieſe drükken ſich dann lebhaft in ſeinen Werken ab, und wirken ſo auch auf das Gefühl geſunder, kräftiger, gut erzogener Menſchen. Die Regel des Horaz: Wenn Du willſt, daß ich weinen ſoll, ſo weine Du ſelbſt, geht auf alle Arten der Empfindungen. Ueberhaupt muß der Künſtler die Gegenſtände, worauf die Empfindung unmittelbar geht, in ihrer völligen Kraft darſtellen, und nimmt er den Zauber der Phantaſie zur Hülfe, ſo wird es ihm leicht jeder Empfindung den Weg in unſer Herz zu bahnen, wodurch ſich der Künſtler ſelbſt zum Lehrer

Digitized by Google

und Führer ſeiner Mitbürger erweiſet. Welche Wirkungen machen nicht kräftige Parlamentsreden, kräftige Reden in der Pariſer Deputirtenkammer auf die Nation; ſie ſind der Hebel, wodurch oft das unmöglich ſcheinende möglich gemacht wird, und dieſes bloß, weil der Künſtler den Geiſt ſeiner Zeit begriffen, weil er in dieſem Geiſte ſeine Rede, durchdrungen von dem Gefühle der Vaterlandsliebe, der Menſchlichkeit, überhaupt von allen den Tugenden, die das Herz in Anſpruch nehmen, entworfen, und ſie mit Begeiſterung ſeinen Mitbürgern vorträgt. Der Künſtler, der nach ſeinem innern Gefühl arbeitet, hat daher noch den Vortheil, das Beſondere ſeiner Nation zu berückſichtigen; er wird ſeine Bilder nicht nach einem allgemeinen Ideale entwerfen, ſondern um wirkſame Empfindungen hervorzubringen, müſſen ſie einen nahen und beſtimmten Gegenſtand haben; denn wenn es gleich allgemeine Empfindungen der Menſchlichkeit giebt, die in allen Ländern, zu allen Zeiten und unter allen Völkern gleich gut ſind, ſo haben ſie doch bei jedem Menſchen ihre beſondere angemeſſene Beſtimmung. Je mehr der Künſtler ſeinem eigenen Gefühle folgt, um ſo mehr wird er die beſondern Verhältniſſe ſeiner Zeit, ſeines Ortes, ſeiner Umſtände vor Augen haben, und deſto beſſer wird er Seiten treffen, die er berühren ſoll, wenn er ſeinen Zweck erreichen will; er wird ſich hüten fremde Ideen einzuſchieben, die immer die Empfindung ſtören.

J. F. Abel über die Quellen der menſchlichen Vorſtellungen. Stuttgardt, 1786.

Theorie der äußern Sinnlichkeit, von Ant. Joſeph Dorſch. Frankfurth, 1789. Das fünfte Heft von deſſen Beiträgen zum Studium der Philoſophie.

Gutsmuths Gymnaſtik für die Jugend. 2te Aufl. Schnepfenthal, 1804. 18r Abſchnitt.

Verſuch einer Pſyſiologie der Sinne oder Verſuch der Beſtimmung des Nutzens automatiſcher Bewegungen der

Sinnesorgane für die Entwickelung der Seele, von J. G. Steinbuch. Nürnberg, 1810.

Ueber die Natur und Nothwendigkeit der Sechszahl der Sinne und das natürliche Verhältniß der beſonderen Anſchauungsformen der Menſchen unter ſich und zur allgemeinen Anſchauungsform der Vernunft, von Dr. Walther. Amberg, 1822.

Ant. Theod. Suabediſſen über die innere Wahrnehmung. Berlin, 1808.

Neue Critik der Vernunft, von Jac. Fr. Fries. Heidelberg, 1807.

In den **bildenden Künſten** werden die **fünf Sinne** nach **Ramler** *) als Perſonen vorgeſtellt, die einen ihrer Sinne, und zwar mehrentheils auf eine angenehme Weiſe beſchäftigen; am deutlichſten erkennt man ſie, wenn ſie neben einander geſehen werden. Sie werden bald als Kinder, bald als Erwachſene, ſowohl männlich, ais weiblich abgebildet. Oft wird auch ein Thier dieſer Gruppe beigeſellt, das eines gewiſſen ſcharfen Sinns wegen merkwürdig iſt; als der Luchs, wegen ſeines ſcharfen Geſichts; der Haſe mit geſpitzten Ohren, wegen ſeines leiſen Gehörs; die Biene, die das Schönſte aus Blumen und Blüthen ſauget, wegen ihres feinen Geſchmacks; oft auch zum Contraſte die Sau, wegen ihres allgemeinen nichtsverſchmähenden Geſchmacks; der Spürhund, wegen ſeines ſcharfen Geruchs, und die Spinne in ihrem Gewebe, wegen ihres feinen Gefühls. — Man ſtellt auch die fünf Sinne, als fünf Nymphen in einem leichten fliegenden Gewande, auf folgende Weiſe dar: 1. die Nymphe, die das **Sehen** vorſtellt, mit einem Spiegel in der einen Hand, in welchem ſie ſich beſieht, und mit der andern ſetzt ſie ſich einen Blumenkranz zurecht. — 2. Die Nymphe, die das **Hören** vorſtellt, ſchlägt ein Paar Cymbeln in einer tanzenden Stellung zuſammen. — 3. die Nymphe,

*) S. die unter Sinnbild angeführte Schrift von demſelben. S. 21 u. f.

die das Schmecken vorſtellt, trägt in der einen Hand eine Schüſſel oder einen Korb voll ſchmackhafter Früchte, die ſie mit großer Eßluſt oder Appetit betrachtet, und hält mit der anderen Hand eine Schale mit Wein. — Die Nymphe, die das Riechen darſtellt, hat mit der einen Hand ihr Gewand zu einem Schooße zuſammengefaßt, in welchem ſie einige Roſenkränze, Roſenranken oder Roſenſträußer forttragen will, mit der andern hält ſie eine Roſe vor die Naſe, an die ſie mit Wolluſt zu riechen ſcheint. — Die Nymphe, die das Fühlen vorſtellt, trägt ein Körbchen voll Krebſe an dem einen Arme, und an dem andern fühlt ſie mit Schmerzen die Scheere des einen Krebſes, der ſich ihr an den kleinen Finger gehängt hat, oder auch eine Weſpe oder Biene, welche ihr in die Hand ſticht.

Um die Einförmigkeit zu vermeiden, giebt man der Nymphe oder dem Genius des Geſichts zuweilen ein Seherohr, oder ein Vergrößerungsglas, ein gläſernes Prisma, oder eine Brille; dem Genius des Gehörs einen metallenen Triangel, woran er mit einem Stäbchen, oder ein Glöckchen, woran er mit einem Hammer ſchlägt; dem Genius des Geſchmacks eine Schüſſel voll wohlſchmeckender Speiſen, ein Stück Zucker, eine Scheibe Honig ꝛc., wovon er koſtet; dem Genius des Geruchs eine Nelke oder eine ſonſt ſanft- oder ſtarkriechende Blume oder ein Kraut in der Hand vor die Naſe haltend; und dem Genius des Gefühls läßt man mit dem Finger ein dorniges Gewächs, oder ein mit Stacheln beſetztes Thier, wie z. B. das Stachelſchwein ꝛc., berühren. Es iſt auch dem Künſtler erlaubt, zur Vorſtellung des Sinnes mehr als eine Perſon zu gebrauchen; auch können ſie ihre Vorſtellungen bald ernſthaft, bald mehr oder weniger ſcherzhaft geben. Z. B. Ein kleines Mädchen ſieht in einen Vergrößerungsſpiegel, den ihr ein ſchalkhafter Knabe vorhält, und erſchrickt vor ihrer eigenen unförmlichen Geſtalt; das Geſicht. — Ein Kind erwacht von einer Knarre

Digitized by Google

oder einer Trompete, Trommel, einer Peitſche ꝛc., womit ein anderes ihm ein Getöſe vor den Ohren macht; das Gehör. — Ein Kind beißt mit ſaurer Miene in eine unreife Frucht, während ihm ein anderes aus dem Obſtkorbe eine reife oder ſüße Frucht darbietet; der Geſchmack. — Ein Kind wendet die Naſe mit Ekel von einer ſtinkenden Blume weg, die ihm ein anderes aus einem Blumenkörbchen mit Lachen vorhält; der Geruch. — Ein Kind wird von einem anderen mit einer Neſſel verbrannt; oder ein Kind ſchläft, und wird von einem anderen mit einer Kornähre unter der Naſe gekitzelt; das Gefühl.

Die Vorſtellungen der fünf Sinne treten nur dann erſt deutlich hervor, wenn ſie neben einander geſehen werden. So ſtellte ein Künſtler die beiden edelſten Gefühle: Geſicht und Gehör, in einem Gemälde und in einem anderen die drei übrigen Sinne auf folgende Weiſe verbunden dar. Geſicht und Gehör perſonificirt als Kinder mitten unter optiſchen und muſikaliſchen Inſtrumenten. Das eine Kind ſchaut in einen Guckkaſten, das andere bläſt eine kleine Trompete, und ein drittes hält das Ohr darnach hin. In dem zweiten Gemälde, welches Geſchmack, Geruch und Gefühl enthält, ſind drei Kinder unter allerlei Eßwaaren vorgeſtellt; das eine Kind ſchlürft mit großer Begierde eine Auſter aus der Schale, das andere hält ſich die Naſe vor einer ſtinkenden Auſter zu und hat neben ſich einen Spezereytopf ſtehen, den beſſeren Geruch anzudeuten; das dritte hat einen Korb mit Krebſen geöffnet, und fühlt mit Schmerzen die Scheere des einen Thieres an ſeinem Finger. Die Scene dieſer Handlung iſt eine Küche. Ein Familiengemälde von eben dieſem Künſtler ſtellt die fünf Sinne auf eine andere Art gleichfalls in zwei Gemälden dar. In dem einen ſitzt ein Knabe vor einem Tiſche, auf welchem ein Ovalſpiegel und eine Brille liegen und ſieht voll Verwunderung durch ein Sehrohr; hinter demſelben ſteht ein anderer Knabe, welcher auf einer Schnabelflöte ſpielt und die Töne mit Vergnügen

Digitized by Google

zu hören ſcheint. Neben dieſem ſitzt ein kleines Mädchen mit einem Korbe voll Roſen auf dem Schooße, von denen ſie eine herausgenommen hat und daran riecht. Nahe bei derſelben ſteht ihr Hündchen mit offenen Naſelöchern, und auf dem Tiſche ein Spezereytopf und eine dampfende Kohlenpfanne. In dem anderen Gemälde hält die Mutter ihr jüngſtes Kind auf dem Schooße und zeigt ihm mit der einen Hand einen Apfel und mit der andern eine Ruthe; das Kind ſtreichelt der Mutter die Wangen, und iſt im Begriff ſie zu küſſen. Hier kommt zugleich das Gefühl und das Taſten in Anſpruch. — Die fünf Sinne in der Darſtellung einer Mutter mit fünf Kindern. Die Mutter betrachtet eine Stickerey, welches derſelben ihre Tochter vorzeigt; ihr Sohn bläſt neben ihr die Flöte; das dritte Kind hält ihr eine Roſe unter die Naſe; das vierte zieht eben das Händchen von einem Apfel zurück, den es der Mutter in den Mund geſteckt, und hält in einem Körbchen noch mehrere Aepfel, und das fünfte liegt an der Mutter Bruſt und taſtet mit dem einen Händchen auf der Bruſt umher. — Ein Gemälde, worin eine einzige Perſon alle fünf Sinne vorzeigt, und welches auf allerlei Art abgeändert und auch bereichert werden kann, iſt Folgendes. Ein Frauenzimmer ſitzt auf einem Raſen oder einer Raſenbank und ſieht ihr Angeſicht in dem Spiegel eines vorbeifließenden Baches, in welchen ſie die Spitzen ihrer Füße geſetzt hat; an dem einen Fuße leckt ihr kleines Schooßhündchen und macht das Gefühl rege; auf dem herüberhängenden Aſte eines Baumes ſchlägt eine Nachtigall, wohin ſie ihr Ohr wendet, und in der einen Hand hält ſie eine Roſe, woran ſie riecht, in der andern einen angebiſſenen Apfel. — Will der Maler ſtatt der Begebenheit des gemeinen Lebens lieber hiſtoriſche Stücke zu den fünf Sinnen wählen, ſo kann er fünf Geſchichten neben einander ſtellen, in deren jeder ein Sinn der herrſchende iſt. Zum Beiſpiel aus der Mythologie. Narciſſus ſieht ſich im

Waſſer; Midas hört mit Wohlgefallen den Pan auf der Flöte blaſen; während Apoll, der auf der Leyer geſpielt hat, ſein Mißfallen darüber bezeigt. Proſerpina ſchmeckt die Süſſigkeiten einiger Granatkerne im Garten des Pluto, und wird dabei von dem Askalaphus belauſcht. Pſyche riecht einen hölliſchen Dampf, der aus dem Gefäße fährt, welches ſie geöffnet hat, und fällt darüber in Ohnmacht. Amor fühlt ſich von einer Biene geſtochen, indem er Honig aus einem Bienenkorbe rauben will und bläſet auf den verwundeten Finger.

Sinn, (äußerer), ſ. oben, unter Sinn, S. 397.

— (Bau=), uneigentlich, einen großen Gefallen, einen Trieb zum Bauen oder am Bauen haben; man ſagt hier eigentlich Baugeiſt, einen Baugeiſt beſitzen, gern bauen.

— (Bieder=), der Sinn oder das Beſtreben nach Redlichkeit und Rechtſchaffenheit.

— (Blöd=), die Blödigkeit des Sinnes, das iſt, des Verſtandes. Man ſetzt den Blödſinnigen dem Scharfſinnigen entgegen; gleichwie dieſer ſehr ſchnell, gleichſam in einem Blicke, Alles, was der Gegenſtand ſeiner Vorſtellung in ſich faßt, wahrnimmt und unterſcheidet, ſo entdeckt jener für ſich kaum das, was darin ihm am klarſten und deutlichſten vor den Augen liegt, und bemerkt das Verborgene nicht. Daher kommt es, daß er ſich von allem nur ſehr undeutliche Begriffe bildet, wenige und ſehr unerhebliche Urtheile abfaßt, und was nicht anders, als durch Nachdenken und Schlüſſe erkannt werden kann, gar nicht erreicht. Obgleich der Fehler wohl am Geiſte, in der Seele, zunächſt liegt, ſo iſt doch der entferntere Grund eine üble Organiſation des Gehirns, indem die Seele in allen ihren Verrichtungen an daſſelbe dergeſtalt gefeſſelt iſt, daß ſie nur ſo mitwirken kann, als es jene fehlerhafte Organiſation zuläßt. Ein deutlicher Beweis hiervon gewährt der Zu=

Digitized by Google

ſtand eines Menſchen, der ſtark berauſcht geweſen. So deutliche Begriffe er ſich zu einer andern Zeit von allen Gegenſtänden macht, ſo vernünftig er zu urtheilen, und ſo feine Schlüſſe er ſonſt zu machen im Stande iſt, ſo iſt er doch nach dieſem Zuſtande ganz befangen, wie vor den Kopf geſchlagen. Da uns nun die Struktur des Gehirns immer noch zu unbekannt iſt, als daß wir die Abweichung der Beſchaffenheit des Gehirns eines Blödſinnigen von der gehörigen anzugeben vermögend wären, ſo könnte nur der Zufall Mittel wieder dieſes Gebrechen des Gehirnes offenbaren, die Wiſſenſchaft des Arztes entdeckt es gewiß nicht; auch werden Fleiß und Uebung in Schärfuug des Sinnes hier gleichfalls wenig Hülfe leiſten, weil durch dieſe weiter nichts erhalten werden kann, als Fertigkeit in dem, wozu die Anlagen von Natur vorhanden ſind. Was das Recht der Blödſinnigen anbetrifft, oder was in Hinſicht ihrer Rechtens iſt, ſ. unter Wahnſinn.

Sinn, (edler), ſ. oben, unter Sinn, S. 421.

— (Eigen=), der eigene Sinn, das iſt, die hartnäckige Neigung, ſeiner Meinung, auch bei erkannter Unrichtigkeit, zu folgen. Auf einer Sache feſt beſtehen, ſich davon nicht abwendig machen laſſen, wenn gleich ſie einem nicht anwendbar ſcheint oder wenn man gleich überzeugt iſt, bei deren Feſthaltung nicht glücklich zu ſeyn. Daher ſagt man: Er hat einen entſetzlichen Eigenſinn. Eines Eigenſinn brechen. Seinem Eigenſinn folgen. Rede ihr doch zu, daß ſie ihren Eigenſinn fahren läßt, Gell. Im gemeinen Leben auch ein eigenſinniger Menſch. Er iſt ein rechter Eigenſinn. Im Niederſächſiſchen Upſat von der Redensart: ſeinen Kopf aufſetzen. Als Bei= und Nebenwort: eigenſinnig, Eigenſinn habend, Eigenſinn verrathend, daher: ein eigenſinniges Kind.

Ein eigenſinniger Menſch. Er iſt auſſerordentlich eigenſinnig. Das Hauptwort Eigenſinnigkeit, für Eigenſinn, iſt in der guten Schreibart nicht üblich.

Der Eigenſinn iſt eine nicht löbliche Gemüthsart, die ſehr oft, und wohl am öfterſten von der Erziehung in der Jugend herrührt, wo man den Kindern ſchon ihren Willen läßt, und ihr aufgeſetztes Köpfchen, wie man zu ſagen pflegt, nicht bei Zeiten bricht, es werden dann dergleichen Individuen Trotzköpfchen, die ſich im Geſchäftsleben ſehr ſchwer von einer Sache, die ſie unrichtig aufgefaßt, ihrer Unrichtigkeit wegen überzeugen laſſen. Ein eigenſinniger Menſch entſchließt ſich zu einer Sache ohne gehörige Unterſuchung, nach bloßem Belieben; oder er beharrt vielmehr auf einem einmal gemachten Entſchluß, ungeachtet aller beſſern Gegengründe. Der Eigenſinn zeigt ſich daher, ſagt ein Ungenannter in einem Aufſatze darüber in der Deutſchen Encyklopädie *), dem ich hier größtentheils folge, auf eine doppelte Art; einmal bei dem Faſſen des erſten Entſchluſſes, und dann durch das Beharren auf einer Meinung, wenn wichtige Urſachen zu den Abänderungen vorhanden ſind. In beiden Fällen wird die gehörige Unterſuchung mit Vorſatz nicht dargeſtellt, weil man ſich einbildet, daß es mit dem bloßen Belieben genug, und man nach demſelben zu verfahren berechtiget ſei. Hierdurch unterſcheidet ſich der Eigenſinnige von dem Leichtſinnigen. Der Letztere iſt auch kein Freund von Unterſuchungen und entſchließt ſich ohne andere Ueberlegung bei der erſten Gelegenheit, aber nicht deshalb, weil er vorſätzlich keine Unterſuchung anſtellen wollte, ſondern nur, weil er zu flüchtig iſt, es zu thun. Er iſt nicht zum Nachdenken und Ueberlegen geneigt; der erſte Eindruck

*) Bd. 8, Frankfurth a. M. 1783. S. 29 u. f.

Digitized by Google

eines Gegenſtandes nimmt ihn ein, und beſtimmt ihn zum Handeln; ſobald aber dieſer Eindruck verliſcht, oder ein anderer tritt an ſeine Stelle, ſo vergißt er ſeinen vorigen Entſchluß, faßt einen anderen, und ſo fährt er ohne Weiteres fort von einem Gegenſtande zum andern ſchnell überzuſpringen, ohne jemals die Folgen zu berechnen. Der Eigenſinnige dagegen beſteht feſt auf das einmal Angenommene und verwirft alle Gegengründe, weil er die hohe Meinung von ſich hat, daß Alles, was ihm zu thun einfällt, recht und gut ſei, daß er nur allein Recht habe und nicht fehlen könne, und daher den Rath der Anderen nicht brauche. Wie ſchon oben bemerkt, hat der Eigenſinn vorzüglich ſeine Quelle in einer zu nachſichtigen Erziehung. Man läßt den Kindern bald aus einer thörigten Affenliebe, bald aus Gemächlichkeit, um ſich der Mühe der Vorſtellungen und ſich der Beſchwerlichkeiten der Zucht zu überheben, ihren Willen in allen Stücken. Hierdurch entſteht ſehr bald die Gewohnheit, immer nach ſeinem Kopfe und nach dem erſten Einfalle zu handeln. Wenn nun der Knabe ſo oft das erhalten und durchgeſetzt hat, worauf er gefallen, ſo hegt er endlich den Wahn, daß es ſo ſeyn müſſe und wird unwillig, wenn ſich etwas ſeinem Entſchluſſe entgegenſetzt: ſo geht er nun in das Jünglingsalter über und ſucht auch hier ſeinen Eigenſinn fortzuſetzen, wenn er nicht noch früh durch diejenigen gebrochen wird, zu denen er, um etwas zu lernen, gegeben wird; bleibt er aber im Hauſe bis zu ſeinem neunzehnten oder zwanzigſten Jahre, ſo iſt ſpäterhin dieſer Eigenſinn nicht mehr zu brechen; er hat dann ſo tief Wurzel geſchlagen, iſt ſo in die Eigenthümlichkeit des Characters verflochten, daß er, bei einer übrigens guten Bildung in den Verhältniſſen des Lebens, dennoch immer durchblickt und den gereiſten Mann, bei allen übrigen Liebenswürdigkeiten, dennoch unerträglich macht. Wer nie angeführt worden, bei allen ſei=

nen Handlungen nach Gründen zu verfahren, dem wird es hernach beſchwerlich, Gründe aufzuſuchen oder vorgehaltenen Gründen Gehör zu geben. Jeder Menſch beſitzt nicht nur einen ziemlichen Theil Eigenliebe, ſondern, wie die Erfahrung lehrt, iſt dieſe Liebe bei ihrem Urſprunge nie in den gehörigen Schranken. Wird ſie nun noch genährt, ſo bekommt man eine noch höhere Meinung von ſich und ſeinen eigenen Erfahrungen, als man haben ſollte, und weil die Vernunft nicht dabei zu Rathe gezogen wird, ſo ſchweift dieſer Trieb dann aus, wie alle übrigen Triebe des Menſchen.

Hieraus wird man gewahren, wie groß die Pflicht der Eltern iſt, den Kindern den Eigenſinn abzugewöhnen, und wie man dabei verfahren muß oder zu verfahren hat. Man gewöhne ſie zuerſt, daß ſie von allen ihren Handlungen Rechenſchaft geben können; man frage ſie zum öftern, warum ſie dieſes oder jenes für gut oder böſe halten, um ihnen nicht allein richtige Grundſätze, den Werth einer Handlung zu beurtheilen, zu verſchaffen, ſondern man muß ſie auch anweiſen, die Gründe ſelbſt aufzuſuchen. Eben ſo muß man ſie oft fragen, warum ſie dieſes oder jenes gethan haben oder noch thun wollten. Man muß ihre Erzählung freundlich und liebreich anhören, ſie loben und ihre Gründe billigen, wenn ſie Recht haben; aber ſie auch mit eben der Nachſicht zurecht weiſen, wenn ſie ſich geirrt haben; dieſes muß ihnen mit ſolchen Gründen gezeigt werden, die ihnen faßlich und einleuchtend genug ſind. Man muß keine bloßen Machtſprüche thun, deren Urſachen ſie nicht begreifen können; man muß ſie nicht mit Strenge und Bitterkeit tadeln, weil ſie ſonſt nicht aufrichtig zu Werke gehen und ihre wahren Beweggründe dann nicht angeben, und weil man dieſe dann nicht entkräften kann, ſo bilden ſie ſich ein Recht gehabt zu haben, wenn es gleich nicht der Fall iſt; ſie werden dann verdrießlich, hören nicht recht aufmerkſam

Digitized by Google

zu, oder ſie verhärten ſich gegen unſere Vorſtellungen, wenn ſie glauben, daß wir ſelbſt eigenſinnig ſind, daß wir ihnen ein gewiſſes Vergnügen nicht gönnen, und daß wir bloß aus Begierde zu tadeln und zu zanken, ſo mit ihnen verfahren. Der Erzieher muß daher weder ſelbſt eigenſinnig ſeyn, noch Gelegenheit geben, daß man ihn deshalb in Verdacht habe, ſonſt löſcht ſein eigenes Beiſpiel alle die guten Eindrücke aus, welche er von ſeinen ſonſt vernünftigen Vorſtellungen noch hätte erwarten können; und da Beiſpiele ſo viel in der Erziehung bewirken, ſo muß man ſich nicht nur hüten, böſe Beiſpiele zu geben, ſondern auch den Kindern gute Beiſpiele vorhalten, ſolche mit ihnen unterſuchen und zergliedern. Man muß ihnen die traurige Folge des Eigenſinns in Beiſpielen, die von ihren Geſpielen, von andern Leuten, aus der Fabel oder aus der Geſchichte hergenommen ſind, vorſtellen, jedoch es ſich nicht gerade zu merken laſſen, daß man ſeine Abſicht auf ſie gerichtet hat, zumal wenn ſie ſchon verzogen ſind; dann muß man aber ſelbſt handeln, ihnen gewiſſe Sachen verſagen oder anbefehlen, bald mit, bald auch ohne weitere Gründe, um ſie auch daran zu gewöhnen, daß ſie ſich nach andern Leuten richten lernen, ohne welches man im Geſchäftsleben gar nicht fortkommen kann. Bei aller Liebe und Güte, mit denen man Kinder behandelt, muß man ſich doch in den erſten Zeiten in ein ſolches Anſehen ſetzen, daß Kinder, denen man nicht immer die Gründe, die man hat, begreiflich machen kann, uns auf unſer bloßes Wort gehorchen. Dieſes Anſehen erlangt man aber nicht mit Strenge, wie man gewöhnlich glaubt. Bei kleinen Kindern, wo Vorſtellungen noch nicht einwirken, muß man freilich durch einige Züchtigung ſich Furcht verſchaffen; ſobald ſie aber einiger Ueberlegung fähig ſind, muß man Vorſtellungen gebrauchen, und zwar in den meiſten Fällen, und ſo oft, daß endlich die Kinder

Digitized by Google

überzeugt werden, der Erzieher handle nicht aus Eigenſinn, ſondern aus Gründen, worauf es ihnen dann nicht ſo ſchwer mehr fällt, auch in denjenigen Fällen, wo keine Gründe angegeben werden, dergleichen vorauszuſetzen, und daher um ſo williger zu gehorchen. Aufrichtige Liebe der Eltern, wird auch die Liebe der Kinder bei aller Strenge gewinnen. Haben aber Kinder keine eigentliche Liebe zu den Eltern, und dieſes aus dem Grunde, weil ſie ſolche ſelbſt eigenſinnig und mit beſtändigen Machtſprüchen um ſich werfen ſehen, auch daß ſie bei jeder üblen Laune gleich zu ſchlagen, ſo kann auch der Gehorſam nicht Statt finden; ſie gehorchen denn ungern und werden ſelbſt eigenſinnig. Diejenigen Eltern, welche über einen unbezwinglichen Eigenſinn ihrer Kinder klagen, ſind hieran ſelbſt Schuld; ihr Beiſpiel, ihre Erziehung, ihre Art zu befehlen und zu ſtrafen erwecken gerade die Fehler in den Kindern, die ſie verhüten wollten; denn wenn ein Kind ſich eines wirklichen Ungehorſams hat zu Schulden kommen laſſen, ſo muß es auch beſtraft werden, jedoch immer mit der gehörigen Vorſicht und nicht in Urbereilung, im Zorne, wie es ſo viele Eltern machen. Reichen ernſtliche und freundliche Worte nicht aus, ſo kann eine kleine körperliche Züchtigung eintreten, wenn man nicht andere Mittel, z. B. die Unterſagung eines Vergnügens, die Vorenthaltung guter Koſt ꝛc. ꝛc. vorziehen möchte, jedoch alles dieſes muß mit Ueberlegung geſchehen, und dabei muß man dem Kinde immer begreiflich zu machen ſuchen, woraus ſein Ungehorſam entſprungen, ſelbſt in dem Falle, wo kein Grund des Befehls angegeben worden.

Eine zweite Quelle des Eigenſinns iſt die Dummheit oder der Mangel des Verſtandes. Es giebt wenige Leute, die ganz dumm ſind; denn gewöhnlich beweiſen dergleichen dumm ſcheinende Menſchen, in andern Fällen, wo ihr Eigenſinn nicht mit im Spiele

kommt, oft viel Verſtand. Bei dieſen liegt nun der Fehler nicht eigentlich in dem Mangel des Verſtandes, ſondern nur in der Einbildung, daß ſie mehr Verſtand beſitzen, als ſie wirklich haben, und daß derjenige, welcher ihnen Vorſtellungen macht, an ihren Einſichten zweifle. Wer nicht Verſtand genug hat, eine Sache zu überlegen, und die ihm gemachten Vorſtellungen zu durchſchauen, der bleibt auf ſeinem Sinn, und es iſt mit demſelben weiter nichts anzufangen, wenn man ihn nicht durch faßliche oft kindiſche Beiſpiele und Erläuterungen dahin bringen kann, daß er unſere Vorſtellungen begreift, als ihn in ſeinem Wahne zu laſſen. Mit demjenigen aber, der eine zu hohe Meinung von ſeinem Verſtande hat, wo es ihm gerade daran fehlt, muß man anders zu Werke gehen. Man muß ihm ſchmeicheln und Recht geben, und dabei allerlei Gründe einſtreuen, die ihn zum Nachdenken bringen, aber ihn ſchlechterdings nicht merken laſſen, daß man an ſeinem Verſtande und ſeinen Einſichten zweifle. Wenn man es denn durch allerlei Erzählungen von berühmten und großen Männern, welche doch auch zuweilen geirrt und ſich übereilt haben, dahin bringen kann, daß er einigermaßen mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt wird, ſo hat man viel, ja beinahe Alles gewonnen, er wird dann unvermerkt zu einem Beſſeren zurückkehren. Hiermit iſt der Eigenſinn nahe verwandt, welcher aus falſchen Begriffen von der Ehre entſteht. Ein Ehrſüchtiger läßt ſich nicht gern rathen, weil er glaubt, daß dieſes ſeiner Ehre nachtheilig ſei, aus welchem Grunde er denn auch nicht gern von einem gefaßten Entſchluß abgeht. Er bildet ſich bald ein, daß ihm die Leute bloß deshalb rathen wollten, weil ſie ſchlechte Begriffe von ſeiner Einſicht hätten, wie ſo eben erinnert worden; bald ſchöpft er Verdacht, der Andere wolle ihn zu gewiſſen Handlungen verführen, welche ſeiner Ehre, womit ſein Kopf ſtets beſchäftiget iſt, nachtheilig ſeien. Mit einem ſolchen Menſchen muß man auf eben die Art verfahren,

Digitized by Google

wie vorher angeführt worden. Man muß ihm den Verdacht zu benehmen ſuchen, als wenn man ſeine Ehre auf irgend eine Art antaſten wolle, welches in manchen Fällen ſchon hinlänglich iſt. Oft aber iſt es nöthig noch etwas weiter zu gehen, und ihm zu zeigen, daß die Ehre nicht darunter leide, wenn man eine Sache gehörig überlege, und dabei die Einſichten eines andern, ins Beſondere eines Freundes und eines Mannes, der eben ſowohl auf Ehre halte, zu Rathe ziehe; noch auch, wenn man bei veränderten Umſtänden von einem ehemaligen Entſchluß wieder abgehe, wie auch die größten und trefflichſten Männer, deren Beiſpiel man anführen muß, mehrere Male gethan hätten. Man muß ihm den Unterſchied zwiſchen einer wahren oder vermeinten Standhaftigkeit, welche Letztere eigentlich Eigenſinn iſt, zu zeigen ſuchen, jedoch ſo, daß man das letzte Wort ſchlechterdings nicht gebraucht, wodurch man ſonſt Alles auf einmal verderben würde. Man verwechſelt leider oft beides mit einander, und was in der That Eigenſinn iſt, belegt man mit dem Namen der Standhaftigkeit, um es wenigſtens zu entſchuldigen; dagegen nennt man wahre Standhaftigkeit, wenn einer auf Sitte und Ehre beharrt, Redlichkeit und Biederkeit liebt, nicht den Mantel nach dem Winde hängt, nicht aus fälſchlich ſogenannter Klugheit Andern zu gefallen ſich zu laſterhaften, unrühmlichen und andern Leuten ſchädlichen Handlungen herablaſſen, nicht ſchmeicheln und kriechen, nicht eigennützig ſeyn, nicht verläumden, Fürſten und Vaterland, ſo wie auch ſeinen Freund nicht beſchmutzen und verrathen, die Religion nicht profaniren und läſtern, nicht eine Hausſchlange abgeben, das Unrecht großer und mächtiger Leute nicht billigen, nicht lobpreiſen, ihre Gunſt nicht ängſtlichen ſuchen, allen neuen politiſchen Firlefanzereyen nicht huldigen, von der einmal erkannten Wahrheit nicht abweichen kann, ſondern mit einem Worte ein rechtſchaffener Mann ſeyn und bleiben und ſeine Fehler und Abwege offen bekennen will, für

Digitized by Google

einen Eigenſinnigen, ja man ſucht ſogar dieſe Eigenſchaft, welche ein Schmuck und eine Zierde unſerer Vorfahren bei allen ihren Schwächen war, gegenwärtig unter dem Namen von Eigenſinn verhaßt zu machen, und hält nur das für eine Tugend, wenn man ſich von dem Winde der Partheiſucht und Farbenträgerei, der Schmeichelei, der Gunſt und anderer Vortheile hin und her treiben läßt, wenn man auch gleich am aller erſten dabei an eine Sandbank getrieben wird.

Es kann auch ein zu lange anhaltendes Glück eigenſinnig machen; denn derjenige, dem Alles nach Wunſch gegangen iſt, bildet ſich nur zu leicht ein, daß es ſo fortgehen müſſe, und verachtet alle Vorſtellungen, die ihm etwa gegen ſeine vorhabenden Handlungen gemacht werden. Dieſer Fehler iſt vielen Leuten gemein; denn da alle ihre Unternehmungen ihnen bisher geglückt, ſie bei allen Stürmen auf ihre Geſundheit geſund geblieben ſind, ſo glauben ſie auch nach ihrer Meinung, daß ihnen nichts mißlingen, und ſie auch nie krank werden können. Sie haben ſchnell eine Ehrenſtelle nach der andern erſtiegen, wie ſollten ſie wieder fallen können, wie ſollten ſie wieder die Achtung und Gnade, die ſie bisher genoſſen, verlieren; wie können ihre Verdienſte, denen ſie doch am Ende Alles allein zu ſchreiben, unbeachtet bleiben. Dieſen ſich hieraus bildenden Eigenſinn findet man häufig bei Leuten von vornehmen Stande. Wenn ihnen auch in der Erziehung nicht gerade geſchmeichelt wird, wie es doch gewöhnlich der Fall iſt, ſo geſchieht es gewiß nachher. Niemand widerſpricht ihnen; Niemand iſt vielleicht auch im Stande, ihnen etwas in den Weg zu legen, Alles, was ihnen einfällt, wird ins Werk gerichtet und bewundert. Kommen nun nicht etwa Unglücksfälle von einer höheren Hand hinzu, ſo iſt es kein Wunder, wenn ſie Alles vornehmen, was ihnen beliebt, ohne um die böſen Folgen, die ſie oder Andere betreffen möchten, bekümmert zu ſeyn. Dieſer Eigenſinn iſt um ſo ſtärker,

Digitized by Google

um ſo gefährlicher, weil ſie zugleich viel Macht beſitzen, um Andere oft unverſchuldet unglücklich zu machen. Er findet ſich nicht ſelten, wie die Geſchichte, ja ſelbſt die neueſte beweiſet, bei großen Helden, die eine Zeitlang, wie Napoleon, bei allen, auch den kühnſten Unternehmungen — ſeinem Zuge nach Aegypten — Glück gehabt haben, und ſich nun in den Kopf ſetzen Alles auszuführen, die ganze Welt zu erobern und glücklich, oder wohl eher unglücklich zu machen, Alles in Ordnung, nein in Verwirrung zu bringen. Sie achten die ihnen entgegenſtehenden handgreiflichſten Unmöglichkeiten nicht, weil ſie ſich allmächtig glauben, weil ſie glauben ein Werkzeug des Höchſten zu ſeyn, ſo verachten ſie Alles in ihrer Verblendung, göttliche und menſchliche Geſetze und Rechte; und da ſich mit dieſem Eigenſinne gewöhnlich die Ehrſucht miſcht, nach welcher viele Leute glauben, daß ihnen die verwegenſten Handlungen gerade die meiſte Ehre machen werden, wenn ſie gleich oft wenig Nutzen bringen, ſo iſt dieſer Sporn, falſch angewendet, oft nur der Trieb zu ihrem Unglücke. Wäre dieſen Leuten gleich anfangs ein kleiner Unglücksfall begegnet, wären ſie, durch Unglück gewiegt, aus der Schule der Erfahrung kräftig in das Leben getreten, ſo würde der Eigenſinn, der ihnen angeboren oder durch Erziehung beigebracht worden, ſich an dieſem mächtigen Felſen gebeugt haben, allein ſo iſt es unmöglich ihm zu begegnen, beſonders auf einer hohen Stufe; er muß da ſo zu ſagen austoben und dieſes möchte immer hingehen, wenn dadurch nur nicht oft Tauſende ins Elend verſetzt würden. Mit dieſer Klaſſe von Eigenſinnigen iſt am ſchwerſten umzugehen, und je vornehmer und mächtiger ſie ſind, deſto weniger iſt mit ihnen auszurichten. Alles, was hier gethan werden kann, iſt eine Sache dahin einzuleiten, daß ſie auf eine gewiſſe Entſchließung, die man in ihnen hervorbringen will, von ſelbſt fallen, welches aber oft ſehr ſchwer iſt. Zuweilen glückt es auch, wenn man ihnen gerade das Gegentheil von demjenigen

Digitized by Google

vorſtellt was man bezwecken will, worauf ſie ſich dann ſchmeicheln, ſelbſt aus eigenem Antriebe und nach eigener Wahl zu handeln. Dieſe Maximen ſind auch bei andern Arten von Eigenſinnigen oft mit Nutzen befolgt worden.

Das Alter iſt auch nicht ſelten ein Quell einer eigenſinnigen Gemüthsart. Was man ſo oft gedacht, gut befunden und gethan hat, davon geht man nicht gern ab, obgleich die Umſtände oft gerade das Gegentheil erfordern; man ſieht alle Neuerungen mit mißtrauiſchen Augen an, und glaubt, was einem einmal in der Jugend in den Blüthenjahren widerfahren, müſſe Andern eben ſo widerfahren, ſie können nicht darüber hinausreichen, und weniger Mühſeligkeiten bei einem gleichen Geſchäfte erdulden, als ſie ſelbſt gehabt. Das: ſchreitet mit dem Zeitgeiſte langſam, aber ſicher fort, iſt ihnen nichts, ſie wollen ſtehen bleiben, ohne das wahrhaft Gute, was die neue oder jüngſte Zeit gebeut, anzunehmen; ſie glauben darin eine Schmälerung ihrer Rechte zu finden, bedenken aber nicht, daß ſie ebenfalls in ihrer Jugend bis zu dem Zeitpunkte, wo ſie ſtehen geblieben, vorgerückt ſind, wenn ſie hinter ſich blicken, und die Geſchichte ſtudiren. Der Zeitgeiſt bringt nichts Böſes mit ſich, nur die Menſchen faſſen ihn verkehrt auf, und hängen das Böſe, was ſie im Schilde führen, dem Zeitgeiſte an. — Zu dem Alter geſellt ſich nun noch ein gewiſſer Stolz, vermöge deſſen man ſich durch die vielen Erfahrungen geſchickter glaubt, Rath zu geben, als anzunehmen, und ſich nach eigenen Einſichten allein zu entſchließen; auch macht das Alter mürriſch und verdrießlich; man denkt nicht gern mehr von neuem nach, ſondern handelt lieber nach dem, wie man es einmal gewohnt iſt. Bei dieſem Eigenſinne wo er ſich bei Alten findet, wenn er nicht über alle Gränzen hinausgeht, iſt es billig ihn zu ertragen; denn hier helfen keine Mittel der Ueberredung, keine redneriſchen Kunſtgriffe. Achtung und Ehrfurcht dem Alter! —

Digitized by Google

Der Eigenſinn aus Krankheit, oder wozu Krankheit, körperliche Leiden, Veranlaſſung geben, erfordert ebenfalls die größte Nachſicht und ruhige Ertragung, wenn er nicht bis zum Exceß ausartet, wie dieſes wohl manchmal der Fall iſt, wo dann ein ſolcher Eigenſinn oft auch unerträglich wird. Wer ſchwächlich iſt, wer große Schmerzen leidet, der wird verdrießlich; er hört nicht gern Vorſtellungen an, eben ſo der Hypochondriſt. Auch gewiſſe Temperamente begünſtigen den Eigenſinn, wobei vieles auf der Beſchaffenheit des Körpers, manches aber auch auf der bisherigen, theils durch die Erziehung, theils durch die Gewohnheit angenommenen Handlungsweiſe beruht. Der Choleriſche iſt vermöge ſeines Temperaments heftig, und entſchließt ſich ſchnell, er iſt aber zugleich beſtändig, und deshalb geht er nicht gern von ſeiner Entſchließung ab. Der Melancholiſche iſt zwar langſam in ſeinem Entſchluſſe, aber hernach um ſo weniger davon abzubringen, je mehr er ſich Zeit zur Ueberlegung genommen hat. Beſitzt der Saguiniſche Eigenſinn, ſo iſt er nur flüchtig und vorübergehend, da derſelbe in allen ſeinen Angelegenheiten geſchwind und unbeſtändig iſt. Der Pflegmatiſche kann nur eigenſinnig aus Faulheit ſeyn, weil er ſich die Mühe nicht nehmen mag, über Vorſtellungen, die ihm gemacht werden, nachzudenken; man darf ihm nur ein wenig Zeit laſſen, ſo vergißt er ſeine erſte Abſicht von ſelbſt wieder. In dieſen hier angeführten Fällen, wo Krankheit ꝛc. die Urſache des Eigenſinns iſt, kann man ſich eben der Mitel bedienen, den Eigenſinn, wenn er zu übertrieben ſeyn ſollte, zu entkräften, die oben angeführt worden.

Bei den verſchiedenen Entſtehungsarten des Eigenſinns iſt es jedesmal höchſt wichtig, den Menſchen, mit dem man zu thun hat, genau zu kennen; man muß die mancherlei Quellen wiſſen, woraus oft ſein Eigenſinn gekommen; es können hier mehrere Urſachen zugleich gewirkt haben. Man muß daher ſein Temperament, ſeine Vorurtheile,

Digitized by Google

ſeine herrſchenden Neigungen und Leidenſchaften, ſeine Gewohnheiten und ſeine Verhältniſſe, in welchen er lebt, genau kennen, um die Quelle des Eigenſinns zu erforſchen; und dann darnach ſeine Vorſtellungen und Maaßregeln nehmen; anders bei Vornehmen, als bei Geringen und Untergebenen; anders bei Alten, als bei Jungen. Auch muß man Acht darauf haben, ob der Eigenſinn ein eingewurzeltes Uebel oder nur die Folge eines Affects iſt, mit deſſen Endigung er vielleicht von ſelbſt aufhört. Ferner ob er eine beſtimmte Richtung hält, oder ob er wandelbar iſt, von einer Sache auf die andere fällt oder übergeht, und alſo der vermeinte Eigenſinnige nicht ſowohl eigenſinnig, ſondern vielmehr wunderlich iſt. In dem letzten Falle erreicht man ſeine Abſicht ſchon dadurch, daß man ihm einen andern Gegenſtand vorwirft, an welchem er ſeinen Unmuth auslaſſen kann und das vorige vergißt und gewiß zu einer andern Zeit ohne Bedenken nachgiebt und einwilliget. Hat man bei Eigenſinnigen alle nur möglichen Mittel angewendet, und nach aller erforderlichen Klugheit gehörig auf Zeit, Umſtände und übrige Verhältniſſe Rückſicht genommen, und man verfehlt dennoch am Ende ſeinen Zweck, ſo muß man es für eine unheilbare Seelenkrankheit anſehen; man muß nachgeben und den Eigenſinnigen geduldig ertragen, oder man muß ſich von demſelben, wenn man kann, entfernen, und ihn ſeiner Laune überlaſſen. — Von dem Eigenſinne, der aus übler Laune entſpringt, ſ. unter Laune, Th. 66., S. 198 u. f.

Sinn, (Erkenntniß=), ſ. oben, unter Sinn, S. 421.

— (figürlicher), ſ. daſelbſt, S. 395.

— (fleiſchlicher), ſ. daſelbſt.

— (Freiheits=), der Sinn nach Freiheit, oder das ſich in der Freiheit, das heißt, in der Ungebundenheit ſeines Thuns und Laſſens ausdrückende Gefühl. Der wahre Freiheitsſinn bedingt einen erhabenen Geiſt,

Digitized by Google

einen ſtandhaften Muth und eine gehörige Körperkraft oder Stärke; daher äußert er ſich nur in ſeiner Reinheit bei großmüthigen, tugendhaften und edeldenkenden Menſchen, bei der wahren Humanität. Hier nur hat oder erhält er die Richtung, die zum Wohle des Staats und der Menſchheit gereicht. Der Freiheitsſinn iſt dem Sklavenſinn entgegengeſetzt.

Sinn, (Froh=), der Sinn des Frohſeyns im Gemüth, Freude empfindend, ein Gefühlsſinn.

— (Gefühls=), ſ. oben, unter Sinn, S. 393, 397, 400, 410 u. f.

— (Gehör=), ſ. daſelbſt, S. 393, 397, 404 u. f.

— (geiſtlicher), ſ. daſ., S. 395.

— (Gemein=), ein Sinn, der Vielen gemein iſt; eigentlich das Zuſammenhandeln vieler Perſonen zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke. So haben die Bürger eine Stadt, die Bewohner eines Dorfes Gemeinſinn, wenn ſie ſich beſtreben, ſo viel an ihnen liegt oder ſo viel ſie vermögen die Angelegenheiten ihrer Stadt, ihres Dorfes auf's Beſte zu beſorgen, ſich gegenſeitig zu unterſtützen, Nothleidende zu helfen, kurz Alles ſo einzurichten; daß keine erhebliche Klage entſteht.

— (Geruchs=), ſ. oben, unter Sinn, S. 393, 397, 406 u. f.

— (Geſchmacks=), Schmeckſinn, ſ. daſelbſt, S. 393, 397, 408 u. f.

— (Geſichts=), ſ. daſ., S. 393, 397, 401 u. f.

— (geübter), ſ. daſ., S. 393.

— (Gleich=), ſ. daſ., S. 395. Im Hochdeutſchen wird dieſes Wort nur noch ſelten gebraucht. Es bedeutet 1) einerlei, eben dieſelbe Geſinnung zu bezeichnen, und 2) ſteht es für Gleichmuth oder Gleichgültigkeit ſubjective.

— (Hart=), ſ. oben, unter Sinn, S. 395.

— (Herzens=), ſ. daſelbſt, S. 394.

Digitized by Google

Sinn, (himmliſcher), ſ. oben, unter Sinn, S. 395.

— (Hoch=), hoher Sinn, im Gegenſatz des niedern Sinnes, ein Sinn, der nach hohen, erhabenen Dingen trachtet, ſ. auch oben, S. 395.

— (innerer), ſ. oben, unter Sinn, S. 396, 397, 425 u. f.

— (irdiſcher), ſ. daſelbſt, S. 395.

— (Kalt=), ſ. daſ., S. 395, u. Th. 32, S. 822.

— (Kunſt=), ſ. daſ., S. 428 u. f.

— (Lebens=), ſ. Sinn (Vital=).

— (Leicht=), ſ. oben, S. 395 und Th. 74.

— (Luſt=), ſ. oben, unter Sinn, S. 421.

— (moraliſcher), ſ. daſelbſt, S. 428.

— (niedriger), im Gegenſatz des Hochſinns oder hohen Sinnes. Der Sinn in einer niederen Sphäre zu kreiſen. Daher, niedere Geſinnungen verrathen; ſich mit ſeinen Geſinnungen nicht über einen gewiſſen Standpunkt erheben zu können.

— (Organ=), ſ. daſ., S. 398.

— (patriotiſcher), ſ. daſ., S. 395.

— (Rechts=), ſ. daſ., S. 428.

— (Rede=), der Sinn einer Rede oder der in einer Rede enthaltene Sinn; ſ. die Art. Rede und Redekunſt, Th. 121.

— (Scharf=), ſ. Th. 140, S. 239.

— (Schmeck=), ſ. Sinn (Geſchmacks=).

— (Schönheits=), der Sinn des Schönen, die Empfänglichkeit für das Schöne; ſ. die Art. Schön und Schönheit, Th. 147.

— (Sklaven=), der Gegenſatz von Freiheitsſinn, der Sinn in gebundener Sphäre zu kreiſen, ſowohl in geiſtiger, als körperlicher Unterwürfigkeit zu leben; ſein Thun und Laſſen von Andern abhängig zu machen; ſ. auch den Art. Sklave.

— (Starr=), ſ. dieſen Artikel.

— (Tief=), ſ. unter T.

Digitized by Google

Sinn (Trüb=), ſ. unter T.
— (Un=), ſ. unter U.
— (Vital=), Lebensſinn, ſ. oben, S. 398.
— (Wahn=), ſ. daſ., S. 394, 395, und unter W.
— (Wahrheits=), ſ. oben, S. 428, und unter W.

Die übrigen Eigenſchaften des Sinnes, als muthiger Sinn, menſchlicher, thieriſcher Sinn, Letzterer ſowohl in der Rohheit, als Weſen der Thiere, als auch in viehiſchen Genüſſen ꝛc., Spielſinn, beſſer Spielgeiſt, eine große Empfänglichkeit, ein großer Trieb zum Spiele ꝛc. ꝛc., müſſen in dieſem Regiſter übergangen werden.

Sinnau, Sinau, Alchimille, Alchimilla vulgaris Linn.; ſ. Alchemilla, Th. 1, S. 486 u. f.

Sinnbild, εμβλημα, Emblema, Fr. Emblême; in den ſchönen Künſten, eine bildliche Allegorie, welche gemeiniglich moraliſch, galant, hiſtoriſch oder ſatyriſch iſt. Schon die Alten bezeichneten damit eine gewiſſe Art von Verzierungen oder Bildern, die ſie in ihren Gefäßen, Geräthſchaften, Münzen ꝛc. anbrachten, um dadurch eine gewiſſe allgemeine Vorſtellung zu erwecken. So trugen die Aegyptier ihre Entdeckungen in der Naturlehre und andern Wiſſenſchaften auf eine ſolche Art in Bildern vor, die außer ihrer unmittelbaren Vorſtellung noch eine geheime Bedeutung hatten. Sie malten z. B. zwei Hände, eine mit einem Schilde und die andere mit einem Bogen, und zeigten dadurch zwei in Schlachtordnung ſtehende Armeen an; ein Auge und ein Zepter bezeichneten einen vorſichtigen Regenten; eine Schlange, den Schwanz in dem Munde haltend, deutete auf die Ewigkeit; ein Sperling und eine Eule bezeichneten einen Clienten, der zu ſeinem Gönner um Schutz und Hülfe fleht, ſolche aber nicht erhält. Der Urſprung der Sinnbilder iſt daher wohl bei den Aegyptiern zu ſuchen, und beſonders in ihrem Kultus. Man gewahrte ſehr bald, daß man, um all=

Digitized by Google

gemeine Wahrheiten dem Volke anſchaulicher zu machen und ſie ſchneller zu verbreiten, ſich gewiſſer Zeichen bedienen müſſe, die das Ganze ohne Umſchweif auf eine Weiſe darſtellten und erläuterten, daß es nicht nur dem Gedächtniß verblieb, ſondern auch bei jeder Anſchauung neue Empfindungen in der Seele erweckte. Eines der älteſten Sinnbilder iſt das Feuer, welches man an dem Orte, wo ſich das Volk verſammelt hatte, beſtändig unterhielt. Nichts war wohl geſchickter ihnen einen ſinnlichen Begriff von der Macht der Schönheit, der Reinigkeit und der Ewigkeit des Weſens zu geben, welches ſie anzubeten kamen. Dieſes prachtvolle Sinnbild war im ganzen Morgenlande im Gebrauche, und man findet es auch jetzt bei Nationen, denen die Kultur noch fremd iſt. Die Perſer betrachteten es als das vollkommenſte Bild der Gottheit. Zaroaſter führte dieſen Gebrauch unter dem Darius Hyſtaſpes nicht zuerſt ein, ſondern er erweiterte nur eine lange vor ihm ſchon eingeführte Gewohnheit. Die Gueber, in Perſien und Indien zerſtreuete Völker, haben noch bis jetzt die Gewohnheit, vor einem beſtändig unterhaltenen Feuer niederzufallen; es iſt der alte Unterricht, den man dem Volke gab, ihr Vertrauen, ihre Anbetung auf das allmächtige Weſen zu richten, welches immerwährend über unſere Bedürfniſſe wacht, und die Sorgfalt, mit welcher dieſes Volk, Abkömmlinge der Altperſer, allen denen, die ſie der Abgötterei beſchuldigen, erklären: Gott ſei es und nicht das Feuer, welches ſie anbeten, giebt uns die Abſicht dieſes Bildes deutlich zu erkennen. — Pythagoras, der die Morgenländer durchreiſet hatte, brachte dieſe Lehrart mit nach Groß-Griechenland und Italien. Die Rathhäuſer (Prytanea) der Griechen waren beſtändig brennende Feuerherde; die Veſta der Hetrusker, Sabiner und Römer war

eben daſſelbe. *) Man fand dieſe Gewohnheit in Peru und an andern Orten Amerikas wieder. Moſes behielt das ewige Feuer im Allerheiligſten unter den Gebräuchen bei, welche er den Iſraeliten vorſchrieb; und auch noch in neueſter Zeit findet man dieſes edle, das Volk zum Irrthume zu verleiten ſo wenig geſchickte, Sinnbild in den Kirchen der Gläubige nur in einer beſchränkteren Geſtalt, und wie könnte man wohl das Leben beſſer vergleichen, als mit einem angezündeten Lichte, wie von der Gottheit ein reineres Bild geben, als durch Feuer. Dieſe Lehrart, durch ein oft nur ganz einfaches Bild viele andere darunter zu enthüllen, hat bei den Morgenländern den Geſchmack an Gleichniſſen (Allegorien) eingeführt. Dieſe Gewohnheit, Alles unter Bildern zu lehren, haben ſie ſehr lange beibehalten. Forſcht man nach den übrigen Sinnbildern, ſo findet man, daß ſie ſämmtlich ſehr alt ſind und aus den älteſten Zeiten herſtammen. Ueberall und zu allen Zeiten hat man dem Volke den Verkauf einer oder der andern Waare durch die Ausſtellung einer Krone oder eines Kranzes von dieſem oder jenem Laube vor einer Thüre, auf einem Wagen oder an einer Stange angekündiget; eben ſo ein Feſt, einen Heereszug, eine Schlacht, durch den Anblick eines vor dem Zelte des Feldherrn aufgeſteckten Roßſchweifes, einer Fahne, eines Adlers, eines Blumenkranzes, einer Handvoll wollener Fäden von gewiſſen Farben ꝛc. Die ungeſtalteten Figuren, die man in den Volksverſammlungen in Japan, Formoſa, China und Indien aufſtellte, ſind bloß deshalb mit einer Menge Arme umgeben, damit ſie eben ſo viele Sinnbilder oder verſchiedene Merkzeichen halten können. Ein Arm hält einen Schlüſſel, ein anderer gewiſſe Blumen, noch ein

*) Nec tu aliud Vestam nisi vivam intellige flammam. Ovid. Fast.

anderer ein Schwerdt, dieſer einen Oelzweig, jener einen andern Gegenſtand. Man hat wahrſcheinlich die Arme darum vervielfältiget, damit nicht der beſondern Sinnbilder zu viel werden ſollten. Der Schlüſſel zum Beiſpiel bedeutete wohl nichts anderes, als der Anfang des Jahres, eines Feſtes, eines zu haltenden Gerichts oder einer andern öffentlichen Handlung. Die Bedeutung wurde nun durch den Zuſatz eines Degens, einer Wage, eines Laubwerks ꝛc. ꝛc. noch deutlicher beſtimmt. Die erſte Beſtimmung dieſer Sinnbilder konnte durch die grobe Unwiſſenheit nicht verfinſtert werden; denn da man dieſe Zeichen oder Bilder beſtändig an dem Orte gottesdienſtlicher Zuſammenkünfte, an der heiligſten Stätte zu ſehen gewohnt war, ſo mußten nicht allein dieſe Bilder einen tieferen Eindruck hinterlaſſen, ſondern auch nach und nach Nebenbegriffe und eingebildete Kräfte einen geheimen Zauber erwecken.

Ob Menes und Thot die Gründer der Aegyptiſchen Regierung ſind, iſt bis jetzt noch nicht erhellt worden, daß aber Aegypten ſowohl von den heiligen, als weltlichen Schriftſtellern das Land Cham genannt wurde, iſt gewiß; und dieſes entweder, weil Cham ſich dahin gewendet, oder weil derjenige von ſeinen Söhnen, den die Bibel Mizraim nennt, den Namen ſeines Vaters unſterblich machen wollte, indem er denſelben der Kolonie, die er an den Ufern des Nils gründete, gab. Dieſer Mizraim behielt nun bei der Verehrung eines einzigen Gottes die Opfer und andere Gebräuche, auch die ſchon alte Weiſe unter ſeinem Volke bei, die Verſammlung des Volkes und die nothwendige Einrichtung in der Verwaltung des Landes durch Sinnbilder und öffentliche Ausſtellungen anzukündigen, und die beſondern Bedürfniſſe des Landes gaben ſpäterhin Gelegenheit, neue Zeichen zu erſinnen. Zur Bezeichnung des Nord- und Südpols hatte man den Sperber und Wiedehopf als Sinnbilder gewählt, und

Digitized by Google

dergleichen ähnliche Bedeutungen hatten der Rabe, Ibis, die Numidiſche Henne und andere Vögel. Der Hundsſtern, auch bei ihnen Beller, Wecker, Erinnerer, Nilſtern, Thürhüter, Aufſchließer ꝛc. genannt, bezeichnete bei ihnen, beim Aufgang mit der Sonne im Krebſe, den Anfang ihres Jahres*) und die Folge aller Feſttage; ſie ſtellten ihn aber nicht unter dem Bilde eines Sternes vor, weil ihn dieſes nicht von einem andern hätte unterſcheiden können, ſondern ſie malten ihn in der Geſtalt eines Pförtners, den man an dem Schlüſſel erkennen konnte, oder ſie ſetzten ihm zwei von hinten zuſammengefügte Köpfe auf, von denen der eine, das Geſicht eines alten Mannes, das verfloſſene oder alte, der andere, das Geſicht eines Jünglinges darſtellend, das neuankommende oder neue Jahr bezeichnete. Wollte man dem Volke die Zeit oder Flucht bei der bevorſtehenden Ergießung des Nils bekannt machen, ſo ſetzte man ſtatt der Menſchenköpfe einen Hundskopf auf den Rumpf. Wollte man den Aegyptiern zu verſtehen geben: daß ſie ihre Lebensmittel nehmen, ſich ſchnell auf die Höhen begeben, daſelbſt ſich an den Ufern des Waſſers ruhig halten und auf den Strich der Luft merken ſollten, ſo hatte Anubis einen Keſſel am Arme, Flügel an den Füßen, in der rechten Hand oder am Arme eine große Feder, und hinter ſich eine Schildkröte oder Ente, welche Thiere ſowohl im Waſſer und auf der Erde leben. Um auch dem Volke die Höhe zu bemerken, die ſie ihren Wohnplätzen beim Anwuchs des Nils geben ſollten, ſo richtete man in jedem Flecken eine Mauer oder eine Säule auf, welche die erforderliche Höhe hatte, und damit das Volk die Linie,

*) Aegyptiis principium anni non aquarius ut apud Romanos, sed cancer. Nam prope cancrum est sothis, quam graeci canis sidus dicunt: neomenia autem est ipsius Sothidis ortus, quae generationis mundi ducit initium. Porphyr. de nympharum antro.

Digitized by Google

darnach es ſich richten ſolle, genau wußte, ſo ſetzte man auf dieſelbe die Figur der Sphinx, welche die Bedeutung hatte, da ſie aus dem Kopfe einer Jungfrau und dem Leibe eines liegenden Löwen beſtand, daß die Ergießung oder der Anwuchs des Nils wenigſtens zwei Monate anhalten würde, in welchen die Sonne die Zeichen des Löwen und der Jungfrau durchlief. Obgleich dieſe Deutung gewiß die natürlichſte der Sphinx an Ort und Stelle iſt, da der Nil gegen das Ende des Septembers oder etwas ſpäter, wie alle Reiſende, welche Aegypten bereiſt haben, berichten, in ſeine Ufer zurücktritt, und welches auch mit dem Plinius übereinſtimmt, der dieſes Zurücktreten in das Zeichen der Wage ſetzt *), ſo hat doch jederzeit dieſes Sinnbild, ſelbſt den Aegyptiern in den ſpäteren Zeiten räthſelhaft und geheimnißvoll geſchienen. Was nun dem Aegyptiſchen Volke noch überaus wichtig war, war die genaue Kenntniß von der Tiefe des Stromes, welches auch noch bis auf die neuere Zeit mit großer Sorgfalt auf der Inſel Roudi oder Roude auf dem Nil bei Groß-Cairo iſt beurtheilt worden, indem man die Grade der Waſſerhöhe auf einer Säule, Mikkias oder Nilmeſſer genannt, abmißt; nur in neueſter Zeit, unter der Regierung von Mehemed Ali, iſt die ganze Anſtalt zu dieſem wichtigen Zwecke in Verfall gerathen **). Dieſe Zeichen der Höhe des Waſſers hat man auch in Sinnbildern dargeſtellt, nämlich durch das Kreuz und eine Canope. Dieſes Kreuz war anfänglich oder anfangs eine Säule, mit einem, zwei oder drei Strichen, in Form eines Kreuzes quer durchſtrichen, und oben darauf war ein Zirkel, als das Sinnbild

*) In totum autem revocatur intra ripas in Libra. Plin. l. c.

**) Ali Bey's el Abaſſi, Reiſen in Afrika und Aſien in den Jahren 1803 bis 1807. Aus dem Franzöſiſchen. 2te Abth. Weimar, 1816, S. 164 u. f.

Digitized by Google

Gottes. Statt der Säule, brauchten ſie in ihrer Bilderſchrift eine lange Stange, die ſich wie ein T endigte, oder mit einem oder zwei Querbalken in Geſtalt eines Kreuzes beſetzt war. Dieſe auf ein Gefäß oder ſonſt wohin geſetzte Figur bedeutete wahrſcheinlich den gewöhnlichen Anwuchs des Nils; zwei Kreuze bemerkte eine große Ueberſchwemmung; und das mit einem Kettchen umgebene oder darin geſchloſſene Kreuz bezeichnete wahrſcheinlich eine gewiſſen Regeln unterworfene Ergießung; vielleicht war dieſer Ring auch bloß der ſymboliſche Zirkel. Es wurden nun noch drei oder viererlei Gefäße oder Maaße öffentlich ausgeſetzt, die man den Namen Canob oder Canope gab, wodurch man die verſchiedenen Höhen des Waſſers bezeichnete. Die Verwüſtungen von den ausgetretenen Gewäſſern ſtellte man unter dem Bilde eines Drachens, eines Krokodils, eines Seepferdes oder auch eines andern Seethieres Ob, Ergießung genannt, dar. Die verſchiedenen Verzierungen, welche ſie dem Gefäße noch gaben, deuteten auf verſchiedene Naturbegebenheiten und Feldarbeiten; z. B. der Kopf eines Vogels auf einen gewiſſen Wind; ein Menſchenkopf als Sinnbild des Fleißes in der Feldarbeit. So war Oſiris unter allen Geſtalten, die man demſelben gab, das Bild der Sonne, des Regens, der Geſtirne, der Seele, der Welt und der Beherrſcher der Natur; ſ. auch Th. 105, S. 539 u. f. Die Iſis bezeichnete dagegen unter allen Geſtalten, die man derſelben gab, das Sinnbild der Erde und ihrer nach der Jahreszeit verſchiedenen Früchte; ſ. unter Iſis, Th. 31, S. 9 u. f. Auſſer dieſen gewöhnlichen Sinnbildern hatten ſie nun noch eine Menge anderer, von denen beſonders dasjenige des Horus verſchiedene Deutungen annahm, je nachdem man es ausſchmückte. Unter dieſem oder mit dieſem Sinnbilde bezeichneten ſie die Arbeit. Es ſtellte einen Knaben vor, den Oſiris und Iſis lieb-

Digitized by Google

koſen, den ſie mit allen Wohlthaten überhäufen, und durch die verſchiedenen Geſtalten, die ſie das Kind annehmen ließen, indem ſie es bald als einen erwachſenen Menſchen, bald mit Flügeln gewiſſer Winde, bald mit den Hörnern der Thiere aus dem Sternenhimmel, mit einer Keule, einem Pfeile und andern dergleichen bedeutenden Zierden oder Werkzeugen abbildeten, ſo drückten ſie dadurch auf eine ſinnreiche Art das Verhalten der auf einander folgenden Arbeiten, die Hinderniſſe und Erfolge des Ackerbaues aus. Dieſes Sinnbild wird auch oft durch die bloße Abbildung eines Menſchenkopfes, als das Zeichen des Verſtandes dargeſtellt, und um zu zeigen, wie viel an der Arbeit gelegen ſei, die uns der Unterhalt des Lebens verſchafft, verbanden ſie dieſen Kopf mit dem Bilde einer Schlange, dem Merkmale des Lebens; oder ſie ſetzten auch wohl beide Figuren ganz zuſammen; die ſymboliſche Schlange und das von der Sonne und der Erde geliebte Kind; und nun die Verhältniſſe dieſer Gegenſtände zum Ackerbau gehörig anzudeuten, ſetzen ſie oft beide Figuren auf das Inſtrument, womit man das Korn reinigte. Hieraus wird man nun gewahren, daß Aegypten das Land iſt, wo die Sinnbilder ihren Urſprung genommen. Von den Aegyptiern kamen ſie, wie ſchon oben angeführt worden, auf andere Völker, beſonders verpflanzten die Griechen die Sinnbilder nach Europa und die Mythologie der Griechen und Römer iſt nichts anders, als eine ſolche Darſtellung von Sinnbildern, denen man göttliche Verehrung erwies. So ſtellt ein Apoll die ſchönen Wiſſenſchaften in ewiger Jugend; ein Herkules die Stärke, Kraft; ein Mars den Krieg; ein Aeskulap die Heilkunſt; ein Bacchus die fröhliche Jugend im Genuſſe des edelſten Getränkes; der Vulkan, Fleiß, mit Mühen und Beſchwerden verbunden in den Gewerben; eine Flora die ſchöne

Blumenzeit; eine Ceres den Ackerbau; eine Venus die Liebe; eine Minerva die ernſteren Wiſſenſchaften ꝛc. ꝛc. dar. Bei dem Emporblühen der bildenden Künſte bediente man ſich auch dieſer Bilder, die anfangs die Noth erfunden hatte, zur Schönheit, und ſie vertraten die Stelle der allgemeinen Vorſtellungen, und was in den redenden Künſten Allegorie, Gleichniß, Beiſpiel, Vergleichung und Metapher war, dazu gebrauchte man auch die Bilder, und dieſes ſind eigentlich die Enbleme oder Sinnbilder, die von den Deviſen, ſ. Th. 9, S. 168 u. f., darin unterſchieden ſind, daß jene eine Aufſchrift damit verbinden, auch wohl manchmal eine bloße Aufſchrift ſind, dieſe aber bloß eine bildliche Darſtellung. Bei dem Embleme muß das Bild ſo gezeichnet ſeyn, daß man daraus die Bedeutung erkennen kann, ſonſt ſind es Wörter ohne Bedeutung. Verbindet man mit einem Sinnbilde eine Aufſchrift, ſo iſt oft ein einziges Wort hinreichend, die Bedeutung des ganzen Sinnes anzuzeigen; wo aber dieſes nicht iſt, da erfordert die Sache ſchon mehr Schwierigkeit. Man hat daher für die Sinnbilder gewiſſe Regeln feſtgeſetzt, wonach ſie gemacht und beurtheilt werden müſſen. Die erſte und Hauptregel iſt, daß zwiſchen dem Bilde und der Vorſtellung, die es bedeuten ſoll, eine gewiſſe Aehnlichkeit ſeyn muß; denn es iſt nicht genug, daß nach der Abſicht des Künſtlers ein Bild dieſe oder jene Bedeutung haben könne, ſondern man muß gewiß ſeyn, daß derjenige, der das Bild ſieht, auch dieſe Bedeutung dabei wirklich denkt, oder wenigſtens die Bedeutung auffindet. Der Künſtler ſtellt in einem Sinnbilde dem Auge Gegenſtände dar, die demſelben eigentlich mit Farben nicht vorgeſtellt werden können, die über deren Wirkung hinausgehen und wobei nur der Verſtand mit zu Hülfe genommen werden kann, er malt daher nicht ſowohl für das Auge, als für den Verſtand; er verbindet ſinnliche

Digitized by Google

Vorſtellungen mit einander, aus denen der allgemeine Gedanken deutlich hervorſcheint, und gebraucht allerlei Nebenumſtände, die ihre Beziehung darauf haben. Ein Gemälde z. B., worauf nur ein Roſenſtock gemalt worden, wird keine allgemeine Deutung voraussetzen, ſondern man wird ſich bloß eine Roſe ohne beſondere Abſicht darunter denken; ſteht aber ein Kind bei dem Stocke, welches weint, und eine Mutter mit ernſter Miene, welche mit dem Finger auf die Roſen zeigt, ſo kann man ſich darunter Verſchiedenes denken, z. B. Es iſt kein Vergnügen ohne Schmerz, oder man ſoll nicht ohne Vorſicht nach jedem ſcheinbaren Gute greifen, oder genieße mit Vorſicht. Ein ſchlafender Eſel wird keinen andern Gedanken zulaſſen, als den der Künſtler hier ausgedrückt hat, nämlich den Schlaf; iſt er aber mit Säcken beladen und der Treiber liegt ſchlafend darauf, ſo iſt es ein Bild der Faulheit. Man braucht bei der Entwerfung eines Sinnbildes nicht genau bei der Natur ſtehen zu bleiben; ja dieſes hindert oft, daß man nicht auf den allgemeinen Gedanken, der dadurch ausgedrückt werden ſoll, verfallen kann. Wenn z. B. Perſonen gemalt werden, die weder nach der alten, noch neuen Art, ſondern ganz beſonders gekleidet ſind, ſo giebt dieſes ſogleich zu erkennen, daß unter dieſer Vorſtellung etwas Geheimes verborgen liegt. — Auch muß man das Sinnbild von der Allegorie wohl zu unterſcheiden ſuchen, wenn gleich die Grenze hier ſehr ſchwer zu ziehen iſt, und eins in das andere unmerklich überzugehen ſcheint. Iſt nämlich der Gegenſtand ganz aus der Natur genommen, ſo iſt es ein Sinnbild; hat der Künſtler ihn aber ganz oder zum Theil erdacht, erſonnen, ſo iſt es eine Allegorie. Stellt man daher die Seele oder ihre Unſterblichkeit unter dem Bilde eines Schmetterlings vor, oder die Verſchwiegenheit unter einem Knaben, der den Finger

auf den Mund legt, ſo iſt dieſes ein allegoriſches Bild; wenn aber die alten Griechen durch die an den Eingang ihrer Schulen geſetzten Bildſäulen oder Statuen des Merkur und des Herkules andeuten: die höchſte Glückſeligkeit oder Vollkommenheit des Menſchen in dieſem Leben beſteht in der Uebereinſtimmung und Verbindung der Schönheit des Verſtandes und der Stärke des Körpers, ſo iſt dieſes eine allegoriſche Vorſtellung, weil ſie mehrere Begriffe mit einander ausdrückt. Das Erſtere iſt daher in Rückſicht der Materie ein Sinnbild, weil es ganz aus der Natur genommen, das Letztere dagegen eine eigentliche Allegorie, weil die Bilder erdichtet ſind. Die zweite Regel, die man bei der Erfindung eines Sinnbildes beobachten muß, iſt, das Allgemeine in dem Beſondern auszudrücken; denn nur hierdurch gewinnt ein Sinnbild nicht nur an Deutlichkeit, ſondern auch an Klarheit in der Auffaſſung des Beſchauens; denn dieſer wird aus dem Allgemeinen entweder das Beſondere, oder aus dem Beſondern das Allgemeine erſchauen. Man braucht daher nicht immer erhabene und wichtige Wahrheiten, die der gemeine Verſtand ſchwer faßt, darunter vorzuſtellen, ſondern man muß auf das Gemeinnützliche ſehen, welches den Werth des Sinnbildes beſtimmt. Es giebt eine große Anzahl gemein-faßlicher Wahrheiten, worunter viele ſogar ſprüchwortsweiſe gegeben werden, und dieſe ſind es, welche ſich am beſten zur Grundlage der Sinnbilder ſchicken. Des Künſtlers Abſicht muß alſo nur dahin gehen, den Beſchauer ſeines Sinnbildes an dergleichen Wahrheiten zu erinnern, ohne in ihm neue Begriffe erwecken zu wollen. Von dergleichen Sinnbildern hat Cammerarius ein ganzes Werk herausgegeben. Auch hat Ramler ein Werk in Quarto unter dem Titel: Allegoriſche Perſonen zum Gebrauch der bildenden Künſtler; mit Kupfern von

Digitized by Google

Bernhard Rode, Berlin, 1788, herausgegeben, welches eine Erklärung der nützlichſten oft vorkommenden Sinnbilder giebt. An öffentlichen Plätzen, wo ſich viele Menſchen verſammeln, thun viele zweckmäßig aufgeſtellte Sinnbilder keine üble Wirkung; beſonders in öffentlichen Thiergärten, an Ausgängen der Promenaden ꝛc., wo ſie dem Spaziergänger ſchon in der Entfernung Stoff zum Nachdenken geben, oder ihn an etwas Großes, Erhabenes in der Natur ꝛc. erinnern; ſeinen Geiſt gleichſam zu neuen Forſchungen, zu neuer Thätigkeit erwecken. Auch in großen Städten an öffentlichen Gebäuden ſind dergleichen Sinnbilder an ihrem Orte, wie z. B. vor Kirchen, Rathhäuſern, Zeughäuſern, Muſeen, Schauſpielhäuſern, Akademien, Miniſterial-Gebäuden, Münzſtätten, Kaſernen, Hoſpitälern ꝛc. ꝛc.

Sinnbildlich, Bei- und Nebenwort, ein Sinnbild enthaltend, als Nebenwort auf ſinnbildliche Art.

Sinnen, ein unregelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, nachdenken oder durch wiederholtes oder geſchärftes Denken zu erforſchen ſuchen. Ich ſinne und ſinne und kann mich doch nicht darein finden. Hin und her ſinnen. Ueberall herum ſinnen. Julchen denkt und ſinnt und lebt in mir. Gell. Die Sache, welche man durch Denken zu erforſchen ſucht, bekommt das Vorwort auf. Auf eine Liſt ſinnen. Er ſinnt auf neue Foltern ihn zu zwingen. Der Geiſt der Kaufmannſchaft ſinnt nur auf den Erwerb der Reichthümer. — Daher das Sinnen. — In den Zuſammenſetzungen ausſinnen, beſinnen, erſinnen, nachſinnen. Geſinnen hat, nach Adelung, noch einige andere Bedeutungen, die ſämmtlich in dem Hauptworte Sinn gegründet ſind. Die Mittelwörter geſinnt und geſonnen ſind allem Anſcheine nach

eher von dem Zeitworte geſinnen abzuleiten, als von dem einfachen ſinnen.

Sinnenbetrug, ſ. Sinnenſchein.

Sinnenilluſion, ſ. daſelbſt.

Sinnenſchein, Sinnenbetrug, Sinnenilluſion, ein Betrug der Sinne oder eine Illuſion. Betrug findet ſtatt, wenn der Irrthum verſchwindet, ſobald der Schein aufgedeckt iſt, Illuſion dagegen, wenn er trotz dieſer Aufdeckung bleibt.

Sinnesänderung, die Aenderung des Sinnes, das iſt ſeines Vorſatzes, Willens, am heftigſten im engeren Verſtande und in der Gottesgelehrtheit, die Aenderung andere Richtung und Beſtimmung der ganzen Gemüthsverfaſſung in Abſicht auf Gott; die Bekehrung.

Sinneswerkzeuge, die körperlichen Werkzeuge des äußern Sinnes, als Auge, Ohr, Naſe ꝛc., ſ. oben, unter Sinn.

Sinngedicht, Epigramm, ἐπίγραμμα, Epigramma; Fr. Epigramme, in der Dichtkunſt ein kurzes oder kleines Gedicht, welches einen ſinnreichen witzigen Gedanken enthält, mit einem oft verwundenden Stachel. Ueber die Deutſche Ueberſetzung dieſes Wortes ſind die Kunſtrichter nicht einig, da ſie es bald durch Ueberſchrift, bald durch Aufſchrift, bald durch Inſchrift, dann durch Sinnſchrift, Sinngedicht geben; Aufſchrift und Sinngedicht ſind die gewöhnlichſten, jenes hat Werrike, dieſes Logau gebraucht; jetzt iſt das Fremdwort Epigramm und das Deutſche Sinngedicht als Benennungen dieſer Dichtungsart bei uns geblieben. Die Entſtehungsart der Epigramme iſt zwar nicht bekannt, indeſſen ſcheint ſoviel gewiß zu ſein, daß ſie Aufſchriften auf gewiſſe öffentliche Denkmäler waren. Die Aufſchriften können ohne das, worauf ſie ſtehen oder ſtehen könnten nicht gedacht werden; denn beides zuſammen

Digitized by Google

macht das Ganze aus, von welchem der Eindruck entſteht, dem wir gewöhnlich der Aufſchrift allein zu ſchreiben. Es iſt ein ſinnlicher Gegenſtand, der unſere Neugierde reizt, und dann die Nachricht auf dieſen Gegenſtand ſelbſt, die unſere Neugierde befriediget; hiermit nun die Dichtungsart, der wir den Namen Epigramm beilegen, verglichen, ſo erhalten wir die Form dieſer Gedichte. In einem Epigramme laſſen ſich noch zwei Stücke unterſcheiden: das eine iſt ein Vorwurf, der unſere Neugierde reizt, und das andere eine Erklärung, die unſerer Aufmerkſamkeit zum Aufſchluß dient. Das Epigramm iſt alſo ein Gedicht, welches unſere Aufmerkſamkeit auf einen einzelnen Gegenſtand in Anſpruch nimmt, von dem weniger, oder mehr geſagt wird, um unſere Neugierde zu befriedigen; es iſt ein kurzes Gedicht, in welchem uns der Dichter Perſon oder Sache gleichſam nur im Vorbeigehen und mit wenigen Worten in einem grellen Lichte zeigt; es iſt ein poetiſches Monument, das wir mit einem Blicke überſehen, und worin Lob oder Tadel mit wenigen, aber ſcharfen Strichen gezeichnet werden. Nach Batteux hat das Epigramm zwei Theile: der erſte iſt der Vortrag der Sache, welche den Gedanken hervorgebracht oder veranlaßt hat, und der andere der Gedanke ſelbſt oder die Pointe, das iſt, dasjenige, was den Leſer reizt und intereſſirt. Einige begreifen alle kleine Gedichte, die bloß allgemeine moraliſche Lehren oder Bemerkungen enthalten, unter dem Namen der Sinngedichte; allein mit Unrecht. Eine ſolche Lehre kann wohl den zweiten Theil eines Epigrammes abgeben; aber kein Ganzes ausmachen, oder kein vollſtändiges Sinngedicht; denn wenn ſie auch noch ſo witzig vorgetragen, ihr Schluß noch ſo ſtachlicht iſt, ſo bleibt ſie immer nur eine Maxime, welche diejenige Empfindung nicht erregen wird, welche dem Sinngedichte eigen iſt. Wenn man daher kleine Gedichte findet, die eigentlich nur die

zweite Hälfte eines Epigrammes ausmachen, ſo wird der erſte Theil durch die Ueberſchrift erſetzt, welche den Gegenſtand ſchildert; z. B. folgendes Sinngedicht mit der Aufſchrift: Ueber ein kleines Luſtwäldchen, das mit Waſſer umgeben iſt:

Hic Cytherea tuo poteras cum morte jacere,
Vulcanus prohibetur aquis, sol pellitur umbris.

iſt eigentlich nur die Aufſchrift; das Denkmal wird durch die Ueberſchrift angezeigt. An der berühmten Grabſchrift, welche Auſonius auf die Dido machte, findet man deutlich die Form eines Epigramms:

Infelix Dido, nulli bene nupta marito
Hoc pereunte fugis, hoc fugiente peris.

Hier gewahrt man in dem erſten Verſe gleichſam die Bildſäule einer durch Heirath unglücklichen Perſon, und die zweite erklärt das unglückliche und ſeltene Schickſal dieſer Perſon in wenigen Worten.

Viele von gerühmten Sinngedichten enthalten nur moraliſche Sätze, wie auch ſchon oben angeführt worden; andere enthalten zwar keine Moral am Schluſſe, ſie iſt aber in der Handlung verwebt; ſie zeigt ſich mehr durch Beiſpiele, als durch Worte, wie beim Martial; andere erregen Erwartung, ohne einen Aufſchluß darüber zu geben; hierher gehören alle kleinen Gedichte, die nichts, als ein bloßes ſeltſames Factum enthalten, ohne im geringſten anzuzeigen, aus welchem Geſichtspunkte wir daſſelbe betrachten ſollen; hiermit muß man aber nicht diejenigen kleinen Erzählungen verwechſeln, die zwar auch ohne Betrachtung und Folgerung vorgetragen werden, die aber doch eine allgemeine Wahrheit ſo anſchauend enthalten, daß es überflüſſig geweſen wäre, ſie mit ausdrücklichen Worten hinzuzufügen. Einige Kunſtrichter wollen dergleichen Gedichte nicht unter die Sinngedichte rechnen, ſondern weiſen denſelben unter den Fabeln einen Platz an. Sie ſetzen das Weſen des Sinngedichtes nicht in der gedrungenen

Digitized by Google

Kürze, womit ſie erzählt werden, ſondern beſtimmen den Unterſchied zwiſchen demſelben und der Fabel auf folgende Art: in einem Sinngedichte folgen die Theile der Erzählung aufeinander; in der Fabel fallen ſie aber in eins zuſammen; der einzelne Fall in einer Fabel kann Erwartung erregen, weil man ihn vielleicht nicht ausgehört hat, ohne daß der Aufſchluß zugleich mit da iſt; das Epigramm zieht dagegen unſere Aufmerkſamkeit auf eine Folge, die weniger nothwendig daraus fließt. Beide Theile, die Erwartung und der Aufſchluß, müſſen in einem Epigramme einander vollkommen angemeſſen oder proportionirt ſeyn; man muß beide mit einem Male überſehen können; obgleich der Dichter demſelben durch Auseinanderſetzung ſeiner einzelnen Theile bald einen größern, bald einen geringern Umfang geben kann; der Dichter darf aber nicht erweitern, um ein paar Verſe mehr zu machen, er muß ſein Augenmerk auf den Ausgang richten und ſehen: ob und wieviel dieſer durch eine größere Ausführlichkeit und Deutlichkeit gewinnt.

Hauptſächlich muß man aber bei einem Epigramme die Abſicht des Dichters berückſichtigen; denn nur nach dieſer kann man daſſelbe beurtheilen. Oft will der Dichter nur das Andenken außerordentlicher Begebenheiten, ſowohl im Glück, als Unglück erhalten; bald will er loben, bald tadeln, bald will er die Klugen über die Thoren lachen machen, und hierdurch kann das Epigramm, ſo klein es auch iſt, äuſſerſt wichtig werden; aber aus eben dieſem Grunde leidet es auch nicht den geringſten Flecken; Gedanken und Ausdrücke müſſen vollkommen beſtimmt, richtig und paſſend ſeyn; der Gegenſtand muß bald mit wenigeren, bald mit mehreren Zügen meiſterhaft gezeichnet ſeyn, damit wir ihn ſchnell mit allen ſeinen Farben faſſen können; es iſt kein Werk eines gemeinen Versmachers, ſondern es erfordert einen Meiſter in Gedanken und Ausdruck;

es iſt mehr, als nach dem Boileau, ein guter Einfall, mit ein Paar Reimen geziert (un bon mot de deux rimes orné); auch mehr, als nach dem Batteux, ein intereſſanter Gedanke, der glücklich in wenigen Worten vorgetragen wird. Ein Epigrammendichter muß mit einem ungemeinen Scharfſinn begabt ſeyn, dabei muß er ein feines Gefühl, und bei einem hohen Grade von Gutmüthigkeit, dennoch viel Witz beſitzen. Es gehören dazu alſo nicht gemeine Gaben, Beweiſe davon geben uns die vielen ſchaalen Epigramme oder ſeyn ſollenden Epigramme, die uns nicht nur zu allen Zeiten aufgetiſcht worden, ſondern noch werden. Beiſpiele guter Epigramme ſind dagegen auch nicht ſelten, beſonders bei den Alten haben Griechen und Römer, und bei den Neuern Italiener, Franzoſen, Engländer und Deutſche ausgezeichnete Epigrammendichter.

Das Epigramm hat übrigens keine beſtimmten Gränzen, ſondern erſtreckt ſich über Alles, was ein Gegenſtand der menſchlichen Wißbegierde iſt. Soll alſo das Epigramm in ſeiner ganzen Kraft empfunden werden, ſo muß man auch den Gegenſtand, welcher Veranlaſſung zu dem Gedanken gegeben, in allen ſeinen Beſtimmungen kennen; es kommen uns daher viele Sinngedichte froſtig vor, weil wir deren Beziehung nicht kennen; dieſes iſt immer ein Fehler des Dichters und leider keine Entſchuldigung; denn das Epigramm ſoll allgemein verſtändlich ſeyn, wenigſtens ſoll es uns beim Leſen nicht leer laſſen; und wenn gleich der Dichter Urſachen haben kann, warum er den veranlaſſenden Fall mit Fleiß verſchweigt, ſo muß er dem Leſer doch wenigſtens einen Fingerzeig geben, worauf er zielt, ſonſt weiß dieſer nicht, worin er den Stoff finden ſoll, und damit geht auch das Vergnügen verloren. Man vergleiche die folgenden zwei Epigramme über einen Gegenſtand mit einander.

Lumine Acon dextro, capta est Leculla sinistro,
Et potis est forma vincere uterque Deos,
Blande puer, lumen, quod habes concede puellae,
Sic tu caecus Amor, sic erit illa Venus.

Du mußt, o kleiner Lycon! dein Aug' Agathen leih'n,
Blind wirſt Du denn Cupido, die Schweſter Venus
ſeyn. Das erſte verſteht man ohne Titel oder Aufſchrift, das andere aber wird erſt durch die Aufſchrift oder Ueberſchrift verſtändlich; nämlich an zwei ſehr ſchöne, aber einäugige Geſchwiſter, und dennoch tritt der Sinn dadurch immer noch nicht deutlich genug hervor. Ganz anders ſind dagegen die Epigramme des Martials, welche keine Erläuterung durch irgend einen Titel brauchen, wenigſtens hat man ſie zur Zeit des Dichters durch ihren gut gezeichneten Inhalt von ſelbſt verſtanden.

Noch eine weſentliche Eigenſchaft bei einem Epigramme iſt deſſen Stachel, welchen die Lateiner acumen, die Franzoſen Pointe nennen, welches derjenige Gedanke iſt, um deſſen willen die Erwartung erregt wird, und der am Ende des Ganzen ſtehen und ſich von allen übrigen auszeichnen muß. Wenn dieſes nun das eigentliche Kennzeichen des Epigrammes iſt, ſo hüte man ſich dagegen von der anderen Seite, bloßes Gedankenſpiel für die Spitze des Epigrammes zu halten. Ferner muß der Einfall in einem Sinngedichte auch neu ſeyn, weil ſchon dieſes allein angenehm überraſcht, und iſt es ihm nicht möglich, einen neuen Gedanken zu erhaſchen, ſo muß er einen ſchon benutzten doch eine ſolche Wendung, ein ſolches Kleid zu geben ſuchen, daß er wenigſtens neu erſcheint. Auch durch Zweideutigkeiten kann ein Sinngedicht zuweilen ergötzen, und man kann hierbei dasjenige anwenden, was Cicero vom Scherze überhaupt ſagt: quod si admixtum est ambiguum, sit falsius. Dieſes erweckt nicht nur die Lachluſt, ſondern iſt auch oft die

Perle des feinſten Scherzes, um den Ernſte ſelbſt Anmuth zu geben; nur darf dieſe Zweideutigkeit nicht bloßes Wortſpiel ſeyn.

Die Alten, Griechen und Römer, haben uns ſehr ſchätzbare Sammlungen von dergleichen Gedichte hinterlaſſen. Von den Griechen gehören hierher beſonders die Anthologien, eine Sammlung Griechiſcher Epigramme, vorzüglich gehört hierher die Sammlung des Planudes, eines Mönchs zu Konſtantinopel, von welcher uns Heinrich Stephanus, im Jahre 1566 eine Ausgabe in Quart mit einigen Anmerkungen geliefert hat; auch eine dergleichen Sammlung hat ein gewiſſer Conſtantin Cephalas veranſtaltet, die Reiske im Jahre 1754 aus einer Handſchrift herausgegeben hat. Jene beſteht aus ſieben Büchern, darin die Epigramme unter gewiſſen Rubriken nach den Materien geordnet ſind. Es empfehlen ſich darin vorzüglich die Epigramme von Meleager, Lucillius, Lucian, Nicarchus, Antipater und Philippus; allein es gehört eine genaue Kenntniß des damaligen Zeitgeiſtes dazu, um die Pointe genau zu faſſen. Die Verfaſſer, von denen viele unbekannt ſind, ſind theils frühere Griechen, wie Meleager; den auch Martial, wie Einige wollen, mehrmals gebraucht haben ſoll; theils ſpätere Griechen, die wieder den Martial benutzt haben ſollen; theils auch Römer, die der Griechiſchen Sprache mächtig waren und darin Epigramme machten. Bei den Römern war Martial der Hauptepigrammatiſt; vor ihm lagen dieſe Art Gedichte unter einem Schwall anderer kleinern Gedichte unabgeſondert; er war der Erſte, welcher ſie hervorzog und zu einer beſtimmten Gattung erhob. Nur Wenige haben ſo viele Epigramme geſchrieben, und gewiß Niemand unter ſo vielen, ſo viel gute, als er. Nur der oft unzüchtige Inhalt vieler ſeiner Gedichte haben ſeinem Ruhm bei den ſtreng-ſittlichen Kunſtrichtern et-

was geſchadet, und ſeine Entſchuldigung: Lasciva est nobis pagina, vita proba est; iſt hier kein Schild dagegen geworden, ſondern Einige haben ihn beſchnitten, und die unzüchtigen Gedichte, welche in den Händen junger unſchuldiger Lehrer Anſtoß finden würden, heraus geſchnitten. — Unter den Neuern haben ſich, wie ſchon oben bemerkt worden, auch viele Dichter in Epigrammen hervorgethan. Auſonius hat ein ganzes Buch von Sinngedichten geſchrieben, die aber mehr durch Leichtigkeit, als vorzüglichen Witz hervorſtechen. Burman hat die ältern in ſeiner Lateiniſchen Aethologie herausgegeben. Bei den Engländern iſt Owen der Verfaſſer einer Sammlung von Lateiniſchen Epigrammen, worunter viele witzig, aber auch andere dagegen ſehr froſtig gerathen ſind. Unter den Deutſchen gab Logau in der Mitte des vorigen Jahrhunderts 3000 Deutſche Sinngedichte heraus, die aber wegen der vielen eingemiſchten matten und wäſſerigen bald in Vergeſſenheit geriethen. Ramler und Leſſing erwarben ſich das Verdienſt, ſie wieder an das Licht zu ziehen; ſie veranſtalteten davon eine neue Ausgabe im Jahre 1759., die aber nur den dritten Theil enthielten, und bei denen die Herausgeber einige wichtige Aenderungen wagten. Nach ihrem Urtheile iſt es der Martial der Deutſchen. Auf Logau folgte Wernike, der zehn Bücher Ueberſchriften, wie er ſie nannte, hinterließ. Er iſt gedrängt, ſtark, gedankenreich und unerſchöpflich in witzigen Wendungen. Man erblickt den Staatsmann in ſeinen Maximen; den Weltmann in ſeinen ſpottenden Zügen; den Weiſen in ſeinen Sittenſprüchen. Sein Witz iſt zuweilen geſucht, dagegen iſt ſeine Sprache zu einer Zeit, wo ihr noch ganz die Geſchmeidigkeit fehlte, die zu Gedichten dieſer Art gehört, ſchon polirt genug. Leſſing vergleicht ihn auf folgende Weiſe mit dem Martial: beider Reichthum iſt faſt gleich groß, nur daß man den Reichthum

des Deutſchen ein wenig zu ſehr die Mühe und den Schweiß anſieht, den er gekoſtet. Unter den neuern Epigrammen nenne ich hier nur diejenigen von Käſtner, Leſſing, Goecking, Haug ꝛc. Eine Menge guter und ſchlechter Epigramme ſtehen zerſtreut in den Taſchenkalendern, Taſchenbüchern, Muſenalmanachen und Blumenleſen; beſonders reich daran ſind die Göttingſchen Muſenalmanache, von denen der erſte Jahrgang 1770, von Gotter und Boie herausgegeben, erſchien, und der bis zum Jahre 1804, in welchem der letzte herauskam, gedauert hat; der von Voß herausgegebene Muſenalmanach, welcher von 1776 bis 1800 fortdauerte; der Wiener von Ratſchky herausgegebene Muſenalmanach, der zuerſt im Jahre 1777 erſchien; das Beckerſche Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, welches 1794 zuerſt erſchien und noch fortdauert; das von Stephan Schütz herausgegebene Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft, deſſen erſter Jahrgang 1800 erſchien, und welches noch fortgeſetzt wird; die von den 1770er Jahren an erſchienene Leipziger, Frankfurter, Nürnberger, Heſſiſche, Fränkiſche, Schwäbiſche, Preußiſche, Schweizeriſche und andere Blumenleſen, die Anthologie von Matthiſon ꝛc. Hier ein paar Epigramme von Deutſchen:

Freundſchaft.

Alter Freund für neuen wandeln,
Heißt: für Früchte — Blumen handeln.

v. Logau.

Vortheile der Weisheit.

Pracht, Reichthum, eitle Luſt kann ſie uns nicht gewähren.
Was giebt die Weisheit uns? — den Geiſt das zu entbehren.

Käſtner.

Für den Leſer meiner Sinngedichte.

Lies Leſſings oder Käſtners Epigrammen
Der Reihe nach mit einem Mal,
Dann wirſt Du ſie zur Hälft' als ſchaal
Geradeweg verdammen;
Lies täglich zwei, ſo lobſt Du ſie zuſammen.

v. Goecking.

Eitelkeit.

Was ſind die Seelen eit'ler Weiber? —
Die Kammerfrauen ihrer Leiber!

Haug.

Der Geizhals.

Ein Geizhals fiel in einen Fluß, der tief
Und reißend war. Ein Fiſcher, der das Leben
Ihm retten wollte, ſprang hinein und rief,
Er möchte nur die Hand ihm geben;
Allein der Geizhals ſprach, indem er unterſank:
Ich kann nichts geben! und — ertrank.

Blumauer.

In der Baukunſt werden von den Alten kleine Zierden in goldenen und ſilbernen Geſchirren oder Gefäßen, die in erhabener Arbeit beſtanden, Emblemata genannt, als in Bildern, Blumen, Laubwerk, Schnörkeln, Muſcheln ꝛc. Man faßte auch damit die Rahmen ein und ſtand in dem Wahne, daß man ſie nicht häufig genug anbringen könne, und überladete damit die Gefäße ꝛc. In jetziger Zeit geht man mit dergleichen Verzierungen nur ſehr ſparſam um, und wo man ſie anbringt, da geſchieht es mit auserleſenem Geſchmacke.

In den bildenden Künſten wird das Epigram oder Sinngedicht als eine Perſon vorgeſtellt, welche in der einen Hand einen Lorbeerkranz und in der andern eine Geißel hält, und neben welcher ein Lager liegt. Man hat daſſelbe auch wie ein Genius abgebildet, der einen Lorbeerkranz auf dem Haupte trägt, ein Lager neben ſich liegen hat, und vor der Göttin der Wahrheit ſteht, die ihm einen Köcher darreicht, woraus er einen Pfeil genommen, deſſen Spitze er

Digitized by Google

mit dem Finger verſucht oder dieſelbe auf einem Wetzſteine ſchärft. Zuweilen läßt man neben dem Genius die Vorderſeite eines Tempels ſehen, oder auch ein ſteinenes Denkmal, woran Aufſchriften ſtehen: Weil die Sinngedichte den Aufſchriften der Denkmäler und Tempel ihren Urſprung zu danken haben. Auch können neben dem Genius oder der Göttin die Werke des Catulus und Martials, oder auch die der Deutſchen Epigrammatiſten, eines Logau's, Käſtner's, Haug's &c. liegen.

Sinngrün, Ingrün, Immergrün, Wintergrün, Vinca Linn., eine Pflanzengattung, welche in die erſte Ordnung der fünften Klaſſe (Pentandria Monogynia) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems gehört und folgenden Charakter hat. Die Wurzel iſt faſerig, der Stengel knotig und kriechend, die Blätter glänzend grün; auf die theils weiße, theils blaue, rothe &c. Blumen folgen längliche Früchte, die aus zwei Schoten beſtehen, worin längliche, beinahe cylindriſche und mit Furchen geſtreifte Samen liegen. Folgende Arten ſind die bekannteſten und beliebteſten:

1) Kleines Sinngrün, Ingrün, Vinca minor, caulibus procumbentibus, foliis lanceolato-ovatis. floribus pedunculatis. Linn. Spec. plant. Tom. I. p. 304. Clematis Daphnoides minor. Bauh. pin. 301. Dod. pempt. 405. Pervinca vulgaris, angustifolia. Inst. R. §. 120. Chamoedaphne altera Dioscoridis. Bruuf. Fr. Petite Pervanche, petit Pucelage, la Violette des Sorciers, Lisseron, Lizeron. Engl. Periwincle.

Die Wurzel dieſer perennirenden Pflanze iſt faſerig und treibt viele fadenförmige, grüne, knotichte Stengel, welche ſich auf der Erde ausbreiten und Wurzel ſchlagen. Die Blätter, welche paarweiſe gegenüber auf kurzen Stielen ſtehen, ſind länglich rund,

Digitized by Google

glatt, oben glänzend dunkelgrün, unten heller grün, eigentlich von Farbe und Conſiſtenz wie der Epheu, an Geſtalt wie die Lorbeerblätter, nur kleiner. Die Blumen ſtehen auf langen Stielen, welche aus den Knoten der Stengel entſpringen, ſind röhrenförmig oben becherförmig ausgebreitet, und in fünf Theile zerſchnitten, von Farbe blau, zuweilen weiß und ſelten roth, ohne Geruch, ſowohl einfach, als auch doppelt. Die Frucht, welche ſich nach dem Abfallen der Kronblätter, jedoch nur ſelten bei dieſer Art, zeigt, iſt länglich, zweiſchotig, und enthält längliche, beinahe cylinderiſche, gemeiniglich auf einer Seite geſtreifte Samen. Dieſe immergrüne Pflanze iſt ſehr dauerhaft und pflanzt ſich leicht, wie auch ſchon oben angeführt worden, ſowohl durch die Wurzel, als auch durch die Zweige fort, welche in die Erde geſenkt werden, und welches ſie auch an ihren Standörtern von ſelbſt thun. Die Blüthezeit iſt der Anfang des Frühlings, der März und April. Das Vaterland dieſer Pflanze iſt Deutſchland, England und Frankreich, in letzterm Reiche findet man ſie beſonders häufig in der Provence und in dem Languedoc. Nach Tournefort ſoll man, wenn man von dieſer Pflanze Samen ziehen will, ſelbige in Töpfe pflanzen, worin wenig Erde iſt, weil ſich da der Saft nicht an die Wurzeln vertheilen kann, er muß alſo in die Stengel gehen, und den zur Frucht werdenden Stengel anfüllen. Auf dieſe Weiſe bekommt man viele Früchte von den Feigenbäumen und den meiſten andern Pflanzen, deren Wurzeln in den kalten Ländern ſehr in die Erde kriechen.

Die Abänderungen von dieſem Sinngrüne ſind folgende:

a) Mit Blättern, welche aus dem Gelben angenehm variiren, und weißer Blume (Vinca foliis ex luteo eleganter variegatis, flore albo).

b) Mit Blättern, welche aus dem Weißen variiren,

mit weißer Blume (Vinca foliis ex albo eleganter variegatis, flore albo).

c) Mit gefüllter purpurrother Blume (Vinca flore purpureo pleno).

Großes Sinngrün, Jngrün, Vinca major, caulibus erecto, foliis ovatis, floribus pedunculatis. Lin. Spec. plant. Tom. I., p. 304. Clematis Daphnoides major Bauh. p. 302. Dod. pempt. 406. Pervinca latifolia, Offic. Fr. la grande Pervenche, la Pervenche à large feuille, le grand Pucelage. Engl. Common bread leav'd Periwincle.

Die Wurzel dieſes perennirenden Sinngrüns iſt gleich dem vorigen faſerig und kriechend, ſo wie auch die Zweige fadenförmig und an die Erde hingeſtreckt, in welcher die Knötchens derſelben ſich leicht hineinſenken und Wurzel ſchlagen. Die Blätter ſtehen daran paarweiſe einander gegenüber, ſind bitter, glatt und glänzend grün, überhaupt gleicht dieſe Pflanze in allen ihren Theilen der vorigen, nur iſt ſie größer. Die Blumen entſpringen aus den Winkeln der Blätter auf kurzen Stielen, ſind einblättrig, trichterförmig, groß und dunkelblau, ohne Geruch; die nach dem Abfallen längliche Früchte hinterlaſſen, die aus zwei Schoten beſtehen, worin viele längliche, beinahe cylindriſche und mit Furchen geſtreifte Samen liegen. Man cultivirt dieſe Pflanze vorzüglich in den Gärten, wo ſie ſich wegen ihres angenehmen Grüns ſehr gut ausnimmt beſonders wenn ſie an Spalieren gezogen wird; da ſie aber etwas zarter, als die vorhergehende iſt, ſo leidet ſie zuweilen durch den Froſt, wenn nämlich der Winter zu hart iſt. In den wärmeren Ländern, vorzüglich in Frankreich und Spanien, wo ſie eigentlich zu Hauſe gehört, ſo wie in der Schweiz, blüht ſie faſt das ganze Jahr hindurch. Man trifft ſie wildwachſend an ungebaueten, aber wenig fetten Orten, in Hecken und an

Digitized by Google

Wegen an. Auch dieſe Art des Sinngrüns macht, gleich der vorigen, keinen Samen, wenn man nicht öfters ihre Zweige abſchneidet. Man hat davon zwei Abarten, eine mit gelb- und die andere mit weißgerändeten Blättern. Man findet ſie auch in einigen Gartenſchriften ſo verzeichnet: a) Vinca latifolia; foliis variegatis; und b) Vinca latifolia, flore albo. Den lateiniſchen Namen Pervinca ſoll dieſe Pflanze von pervincere, überwinden, erhalten haben, weil ſie den Winter überwindet, welches jedoch nur von der kleinen Art verſtanden werden kann.

Was die Kultur dieſer beiden Sinngrünarten betrifft ſo hält die Erſte, das kleine Sinngrün, unſern Winter im Freien aus, und iſt auch in den meiſten Theilen von Deütſchland ganz gemein, indem ſie faſt in allen ſchattigen Wäldern ſehr häufig wächſt; denn wo ſie einmal ſteht, da breitet ſie ſich durch ihre Zweige welche an einem jeden Knoten neue Wurzeln treiben, in kurzer Zeit aus, ſo daß ſie bald ein ganzes Stück Land einnimmt; ſie nimmt daher mit jeder Erde und jeder Behandlung vorlieb, und wird, wie ſo eben angezeigt worden, durch Ausläufer fortgepflanzt. — Die zweite Art, das große Sinngrün, wird zwar auch in einigen Gegenden, beſonders im ſüdlichen Deutſchland häufig gefunden, breitet ſich aber nicht ſo leicht aus, als das vorige, und verlangt im Winter einen froſtfreien Stand, liebt mittelmäßige Feuchtigkeit und verlangt zum guten Fortkommen eine gemiſchte Erde, das heißt, eine Miſtbeeterde mit Lehm vermiſcht. Auch dieſe Art wird durch Schößlinge fortgepflanzt, das heißt, durch die Knoten ihrer auf dem Boden kriechenden Zweige. Man kann dieſe Schößlinge faſt zu jeder Jahreszeit abnehmen und an ihren beſtimmten Platz ſetzen. Wenn ſich gleich dieſe Pflanzen in die Rabatten der Prunk- oder Luſtgärten nicht gut ſchicken, ſo können ſie doch in ſolchen ſchattigen und

Digitized by Google

feuchten Plätzen, wo wenig andere Pflanzen wachſen wollen, wenn man von jeder Sorte einige dahin ſetzt, eine angenehme Mannigfaltigkeit zu Wege bringen, beſonders die großen Sorten und diejenigen der kleinen mit gefüllten Blumen. Beide machen ſich eines Platzes im Garten und im Zimmer an den Fenſtern würdig, ſowohl durch ihr langes Blühen, als auch durch die Menge ihrer ſchöngefüllten Blumen.

In der Medizin fand ſowohl das kleine, als auch das große Sinngrün ehemals Anwendung, wenigſtens war das Kraut (Herba vincae) officinel. Das kleine Sinngrün nahm man unter die Schweizeriſchen Wundmittel, als zuſammenziehend; auch ward es als Fiebervertreibend empfohlen. Der gewöhnliche Gebrauch des großen Sinngrüns, war in dem monatlichen Fluß, dem weißen Fluß und in der goldenen Ader. Man goß zu dieſem Zwecke kochendes Waſſer über drei Händevoll Sinngrün, deckte das Gefäß zu, nahm es vom Feuer und gab von dieſer Jfuſion Gläſerweiſe zu verſchiedenen Stunden des Tages zu trinken. Die Conſerve und das Extract dieſer Pflanze haben dieſelbe Wirkung oder dieſelben Kräfte. Garidel verſichert in ſeiner Histoire des Plantes des environs d'Aix, daß er ſie in Blutſpeien oft mit gutem Erfolge gegeben habe, indem er ſie mit Krebſen habe kochen und dann dieſe Brühe eine Zeit lang trinken laſſen. Die Milch, welche vermittelſt des Sinngrüns abgeſondert worden, iſt ſehr gut für die Lungenſucht und rothe Ruhr. In der Waſſerſucht ſoll deſtillirte Milch, in welcher man Sinngrün, Rheinfarren und Leberbalſam hat vier und zwanzig Stunden maceriren laſſen, von Nutzen ſeyn, es ſoll leichter durchſchlagen, als gemeine Molken. — Zum äußerlichen Gebrauche bediente man ſich dieſer Pflanze beim Naſenbluten, indem man einen Zapfen von geſtoßenen Blättern in die Naſenlöcher ſteckte. Agri-

kola giebt das Gurgelwaſſer vom Dekoct der Blätter dieſer Pflanze als eines der beſten Mittel in der Bräune, ſo mit Erſtickung droht, an; auch gebraucht er es wider die Entzündung der Mandeln und des Zapfens; man kann daſſelbe mit Milch begieſſen, um es gelinder zu machen. Stößt man das Sinngrün und legt das Geſtoßene auf die Brüſte der Säugerinnen, ſo ſoll es ihnen die Milch wieder verſchaffen. Nach Rajus, in ſeiner Historia Plantarum, ſollen die friſchen Blätter des Sinngrüns, auf Löſchpapier ausgebreitet, und ein wenig Charpie darauf gelegt, als ein Kataplasma auf die Kröpfe applicirt, ein vortreffliches Mittel ſie zu zertheilen ſeyn. Johann Bauhin ſagt nach dem Tragus, daß wenn man eine genugſame Menge Sinngrün in ein Faß trüben Weines legt, derſelbe während vierzehn Täge wieder gut werde, beſonders wenn man ihn zuvor in ein anderes Faß abgelaſſen oder gezapft hat. Nach der alten Pharmacopaea Parisiens. werden die Blätter des Sinngrüns zur Aquae vulnerariae, zum Unguento mundificatino Apii und Balsamo Oppodeltoch genommen. Die Infuſion zu dem weißen Fluſſe bereitet man wie folgt. Man gieße einige Unzen kochendes Waſſer über einige Sinngrünblätter und laſſe es eine halbe Stunde ſtehen; dann die Feuchtigkeit abgeſeihet und ein wenig Zucker hinzugeworfen. Dieſer Aufguß dient wider den weiſſen Fluß, und das übermäßige Monatliche. Man muß aber den Gebrauch eine Zeit lang fortſetzen. — Man nehme Sinngrün, Rheinfarren und Leberbalſamblätter, von jedem zwei Händevoll, ſtoße ſie ein wenig, und laſſe ſie vier und zwanzig Stunden in ſechs Pfund friſch gemolkener Kuhmilch maceriren, Alles hierauf deſtillirt, bis ſich 4 Pfd. geſammelt haben, das Uebrige im Kolben gelaſſen und das Abdeſtillirte in wohl verſchloſſenen Flaſchen aufgehoben. In der Bauchwaſſerſucht täglich vier Gläſer

davon getrunken. — Man nehme ein halbes Huhn und zwei Löffel gewaſchenen Reis, Alles zuſammen in drei Pfund Waſſer gekocht, und in der letzten halben Stunde Sinngrün- und Wegebreitblätter, von jedem eine Handvoll dazu gethan, ſo auch ein halbes Dutzend Krebſe, die vorher geſotten, und hernach geſtoßen worden; dann durch Leinwand gepreßt und das Durchgepreßte oder die Brühe auf zweimal des Morgens nüchtern und des Abends um fünf Uhr im Blutſpeien und in der Lungenſucht genommen. Der Gebrauch wird auf einen Monat lang vorgeſchrieben.

3) Roſigfarbigblühendes Sinngrün, Vinca rosea, caule suffrutescente erecto, floribus geminis sessilibus, foliis oblongis petiolis basi bidentafis. Linn. Spec. plant. Tom. I, p. 305. Vinca rosea, foliis oblongo ovalis integerrimis, tubo floris longissimo, caule ramoso fruticoso. Mill. Dict. 1, 186. Engl. Periwincle with a shrubby branshing Stalk. Dieſe perennirende Pflanze, welche auf Madagaskar und Java zu Hauſe gehört, hat einen rauhen Stängel, längliche, ſtumpfe und kurzſtielige Blätter, und ſchöne Blumen, die eine angenehme Roſefarbe haben, woher auch der Name genommen; auch hat man eine Varietät mit weißen Blumen, in der Mitte, am Schlunde mit einem purpurnen Rande verſehen. Der Vorzug dieſer Sinngrünart beſteht darin, daß jede daran hervorkommende Blume über vierzehn Tage aufgeblüht dauert, ehe ſie abfällt, und die ganze Blüthezeit vom Julius bis in den Winter. Sie verlangt zu ihrer Kultur eine lockere Erde, muß den ganzen Sommer über im warmen Hauſe, beſonders feucht gehalten werden, und erhält im Winter eine Wärme bis 18 Grad.

4) Gelbblühendes Karoliniſches Sinngrün, Vinca luteo, caule volubili, foliis oblongis Linn. Spec. plant. Tom. I, p, 304. Apo-

cynum scandens, salicis folio, flore amplo plano. Catesb. car. 2, p. 53, t. 53. — Das Vaterland dieſer perennirenden Pflanze iſt Karolina. Sie hat einen ſich rankenden Stängel, längliche Blätter, welche den Weidenblättern gleichen, und eine gelbe, gefüllte Blume. Die Kultur dieſer Pflanze iſt gleich der vorhergehenden, nur bedarf ſie nicht ſo viel Feuchtigkeit und eines ſo hohen Wärmegrades. Beide Pflanzen ſind eine angenehme Verzierung des Zimmergartens.

Singrün (gelbblühendes), ſ. oben, S. 480.

— (großes), ſ. oben, S. 476.

— (Karoliniſches), ſ. Singrün (gelbblühendes).

— (kleines), ſ. oben, S. 474.

— (roſenfarbigblühendes), ſ. daſ., S. 480.

Sinnig, Bei- und Nebenwort, Sinn habend. Dieſes Wort war ehemals, nach Adelung, in allen figürlichen Bedeutungen von Sinn üblich; ſpäterhin blieb es im Hochdeutſchen nur noch in einigen Zuſammenſetzungen gangbar. 1. Von Sinn, Bewußtſeyn, war ſinnig ehemals ſeiner ſelbſt bewußt; daher es im Niederſächſiſchen noch jetzt figürlich für bedachtſam, beſcheiden, behutſam, mit Ueberlegung; ja in noch weiterem Verſtande für langſam, allmählig üblich iſt; z. B. die Pferde ſinnig gehen laſſen, langſam. — 2. Von Sinn, Nachdenken, Erkenntniß und Beurtheilung, war es ehemals ſo viel als vernünftig. In dieſem Verſtande ſind nur noch unſinnig und wahnſinnig gangbar. — 3. Weiſe, klug, künſtlich rc., wovon noch etwas in ſcharfſinnig und tiefſinnig übrig iſt. In dieſer ganzen Bedeutung wird dieſes Wort auch jetzt wieder angewendet; ſo ſagt man bei Gemälden, die mit vielem Verſtande und einer Fülle der Phantaſie entworfen worden, ſie ſeyen ſehr ſinnig ausgeführt rc. — 4. Auf die Bedeutung des Begehrungsvermögens, der Gemüthsart, beziehen ſich die

Digitized by Google

Zuſammenſetzungen eigenſinnig, kaltſinnig, leichtſinig, widerſinnig; ſo wie es 5. in der Bedeutung des Verſtandes der Worte nach in doppelſinnig vorkommt.

Sinnis, der Fichtenbeuger genannt, auf dem Iſthmus von Korinth, ein menſchliches Ungeheuer, welches die Fremden, zwiſchen zwei zur Erde gebeugten, und ſchnell wieder in die Höhe fahrenden Fichten feſtgebunden, zu ſeiner Luſt zu zerreißen pflegte, und mit welchem Theſeus, der Sohn des Atheniſchen Königs Pandion kämpfte, und nachdem er den Mörder überwunden hatte, ließ er denſelben mit der von ihm ſelbſt erfundenen Todesart umbringen, zur Strafe ſeiner Grauſamkeit.

Sinnkraut, Sinnpflanze, Mimoſe, Mimosa Linn., ſ. den Art. Mimoſe, Th. 90, S. 732 u. f.

Sinnlich, Bei- und Nebenwort, welches nur in der eigentlichen Bedeutung des Wortes Sinn üblich iſt. 1. Zu den Sinnen oder den unmittelbaren Empfindungen äußerer Gegenſtände gehörig. Die ſinnlichen Werkzeuge, diejenigen Gewebe von Nerven, vermittelſt deren wir empfinden. — 2. In dieſer unmittelbaren Empfindung äußerer Gegenſtände, folglich auf undeutliche Vorſtellungen gegründet. (1) Eigentlich: die ſinnliche Empfindung, welche vermittelſt der äußeren Sinne geſchieht. Sinnliche Begierden, Beluſtigungen, Zerſtreuungen, ſinnliche Liebe, ſinnlicher Abſcheu ꝛc., wo es oft dem vernünftig in weiterm Verſtande, das iſt, auf deutliche Erkenntniß gegründet, entgegen iſt, oder geſetzt wird. — (2) Figürlich, Fertigkeit beſitzend, ſich nach ſinnlichen und undeutlichen Empfindungen zum Nachtheil der deutlichen oder vernünftigen zu beſtimmen. Ein ſinnlicher Menſch. Sehr ſinnlich ſeyn. Ehemals gebrauchte man es auch wie ſinnig für klug, weiſe, verſtändig.

Digitized by Google

Bei den Freimäurern beſtehen die ſinnlichen und äußerlichen Gebräuche in folgenden moraliſchen Sätzen: der Maurer darf nicht grobſinnlich ſeyn, aber eben ſo wenig darf er ſich der unerklärlichen Ueberſinnlichkeit hingeben. Von den in der ſittlichen Welt erlaubten Freuden braucht er ſich nicht zu entfernen, oder ſich ſolcher zu entziehen, und ſelbſt jeder anſtändige Genuß für das Auge, Ohr oder den Gaumen, iſt ihm erlaubt. Kein Menſch kann behaupten, daß er ganz unempfindlich gegen jeden ſinnlichen oder äußerlichen Eindruck ſey, ja bei vielen muß ſogar von auſſen auf das Innere gewirkt werden; deshalb finden auch bei den Ceremonien der Freimäurer äußerliche Gebräuche Statt, welche auf die Sinne wirken. Dieſe Ceremonien ſchreiben ſich zum Theil von alten Zeiten her, und ſind, wenn gleich der jetzigen Bildung nicht mehr ſo angemeſſen, jedoch immer noch als Denkmäler des Alterthums ſehr zu ſchätzen.

Sinnlichkeit, von dem vorigen Beiworte: 1. die Empfindung der Dinge von außen, die Fähigkeit, die Dinge von außen vermittelſt der Sinne zu empfinden: Gott erkennt alles ohne Sinnlichkeit. Manche Thiere haben eine weit feinere Sinnlichkeit, als der Menſch. Die Natur weckt die Seele gleichſam aus dem dunklen Schlafe des Gefühls und rüſtet ſie zu noch feinerer Sinnlichkeit, Herd. Die Lüſte des Fleiſches ſind Bewegungen der Sinnlichkeit. — 2. Die Fertigkeit, ſich nach ſinnlichen Empfindungen zu beſtimmen, beſonders zum Nachtheile vernünftiger Gründe, die Fertigkeit des überwiegenden Gebrauchs der untern Seelenkräfte zum Nachtheile des pflichtmäßigen Gebrauchs der obern, auch ohne Mehrheit. Herrſchende Sinnlichkeit. Alle Dinge, welche der Eitelkeit und Sinnlichkeit des Menſchen ſchmeicheln, müſſen nur ſelten und ſehr vor-

ſichtig zu Belohnungen der Kinder angewandt werden. Gell. — 3) Eine ſinnliche Empfindung, ſinnliche Begierde, wo es denn auch die Mehrheit zuläßt, aber in dieſer Bedeutung ſeltener gebraucht wird.

Die Sinnlichkeit iſt das Vermögen der Anſchauung, ſo wie der Verſtand das Vermögen der Begriffe. Was die Benennung Sinnlichkeit betrifft, ſo muß angemerkt werden, daß man den Ausdruck Sinnlichkeit in dreifacher Bedeutung nach den drei Grundvermögen der Seele braucht, die für das Erkenntnißvermögen, wozu eine Vorſtellung erforderlich iſt, welche das erkennende Subject hat, und die es auf Etwas von derſelben verſchiedenes (Object) bezieht, welche Beziehung nur doppelt ſeyn kann, entweder unmittelbar, ſo daß zwiſchen ihr und demſelben ſich keine vermittelnde Vorſtellung befindet, dann heißt ſie Anſchauung, oder ſie iſt mittelbar, ſo daß durch ſie nicht unmittelbar das Object vorgeſtellt wird, dann heißt ſie Begriff. In Rückſicht des Gefühlvermögens ſtellen wir den ſinnlichen Gefühlen die edleren gegenüber, und verſtehen unter den Erſteren diejenigen, welche der Menſch mit den Thieren gemein hat, und unter den Letzteren diejenigen, welche ihm als Menſchen vorzugsweiſe zukommen. In Rückſicht des Begehrens ſtellt man dem ſinnlichen Begehren das freie moraliſche gegenüber. Was die Benennung Verſtand betrifft, ſo wird dieſer Ausdruck hier in ſeiner weiteren Bedeutung gebraucht.

Sinnlos, Bei- und Nebenwort, des Sinnes oder der Sinne beraubt, als ein Gegenſatz von ſinnig, wo es nur in einigen Bedeutungen des Hauptworts Sinn üblich iſt. — 1) Der äuſſeren Sinne und der Empfindung durch dieſelben beraubt. Sinnlos da liegen. Ein ſinnloſer Zuſtand. — 2) Der Vernunft, des Verſtandes beraubt, wo es zuweilen für unſinnig

gebraucht wird. Ein ſinnloſer Menſch. Sinnlos handeln. — 3. Alles begreiflichen Verſtandes, vernünftiger Bedeutungen beraubt. Sinnloſe Wörter. Ein ſinnloſer Ausdruck; ein ſinnloſer Satz.

Sinnloſigkeit, die Eigenſchaft eines Dinges, daß es ſinnlos iſt, ohne Mehrheit; zuweilen auch ſinnloſe Handlungen in der zweiten Bedeutung des Beiworts mit der Mehrheit.

Sinnpflanze, ſ. Sinnkraut.

Sinnreich, Bei- und Nebenwort, von Sinn, inſofern es ehemals auch von Witz gebraucht wurde. Fertigkeit beſitzend, mehrere Begriffe mit einander zu verbinden und ihre Aehnlichkeit zu entdecken, und darin gegründet; witzig. Sinnreich ſeyn. Ein ſinnreicher Scherz. Ein ſinnreiches Gedicht. Wie kommen ſie denn zu dem ſinnreichen Einfalle. Von Sinn, Kunſt, Geſchicklichkeit, ingleichen Fertigkeit im Nachdenken beſitzend und darin gegründet. Sinnreich wird daher genannt, was den Verſtand in eine zweckmäßige Thätigkeit verſetzt.

Sinnſpruch, 1) ein kurzer Satz, der einem Sinnbilde zur Ueberſchrift dient und daſſelbe erklärt; Lemma, ſ. Sinnbild. — 2) Auch ein Spruch oder kurzer Satz, welcher einen nachdrücklichen Sinn oder Verſtand hat, oder auch zur Erinnerung einer nützlichen Wahrheit dient; ein Denkſpruch.

Sinnverwandt, Bei- und Nebenwort, eines Sinnes mit Jemanden ſeyn; daher auch die Sinnverwandſchaft.

Sinopel, Zinnopel, ein eiſenhaltiger Jaspiß, ſ. unter Jaspiß, Th. 29, S. 246 u. f.

Sinque, in der Schifffahrt, ſ. Sinke.

Sinſin, eine Art von Affen in China.

Sint, eine Partikel, welche im Hochdeutſchen völlig ver-

Digitized by Google

altet iſt, und nur noch im ſüdlichen Deutſchland für ſeit gebraucht wird.

Sintemal, ein Bindewort, welches einer angeführten Urſache zur Begleitung dient, und ſeine Stelle jedesmal zu Anfange des Satzes hat, für weil, indem. Es kommt häufig in der Deutſchen Bibel vor. Wie ſoll das zugehen, ſintemahl ich von keinem Manne weiß? Luc. 1, 34. Wie kann ich Abraham verbergen, was ich thue; ſintemahl er ein groß und mächtig Volk ſoll werden? 1. Moſ. 18, 18 ꝛc. In der edlern Schreibart der Hochdeutſchen iſt es veraltet, nur in den Kanzelleyen kommt es noch hin und wieder vor, beſonders in den Provinzial-Städten; da man in den Haupt- und Reſidenzſtädten ſchon hierin eine Aenderung getroffen hat, und der barbariſche Kanzelleyſtyl einem verfeinerteren gewichen iſt. Wo aber erſterer noch herrſcht, da kann man auch die Wörter und Partikel nicht vielſilbig genug bekommen, und daher noch oft ein ſintemal und alldieweil zuſammenſetzt, obgleich alle ſieben Sylben nichts mehr ſagen, als weil, indem, oder in einigen Fällen auch nachdem. In älteren Oberdeutſchen Schriften ſintemahl, ſittenmahl, ſittemahl, ſeitmahl, ſeydemmahl, woraus zugleich erhellt, daß es aus ſint dem Mahle, oder ſeit dem Mahle zuſammengezogen iſt, wofür man auch nach dem Mahle findet.

Sinter, bei dem Eiſenarbeiter, die glühenden Schuppen, welche von dem Eiſen im Schmieden abſpringen und dieſen Namen behalten, ſelbſt wenn ſie erkaltet ſind; ſ. den Art. Hammerſchlag, Th. 21, S. 347. — Im Bergbaue und der Mineralogie iſt der Sinter, Fr. Stalactites, ou Pierre formé dans l'eau, eine Art Erde, welche aus der kreideartigen Guhr niedergeſchlagen wird, und ſich zu Stein bildet; ſ. den Art. Topfſtein, unter T.

Digitized by Google

Sinteraſche, beim Bleicher, eine Aſche, die zum Bleichen der Leinwand in der Oberlauſitz und in Schleſien aus ſtark angefaulten Bäumen gebrannt wird, und zwar, die graue Sinteraſche aus Nadelhölzern, die weiße dagegen aus Laubhölzern.

Sintern, regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, 1. Tropfenweiſe herausrinnen, von flüſſigen Körpern, tröpfeln. Dieſes Zeitwort kommt beſonders in der anſtändigen Sprache des Bergbaues in der Mineralogie vor; im gemeinen Leben ſagt man dafür ſiegern, ſiekern. Das Waſſer ſintert durch das Geſtein, wenn es Tropfenweiſe durch daſſelbe rinnt oder dringt. — 2. Gerinnen, von flüſſigen Körpern, wenn ſie eine feſtere Geſtalt annehmen; auch nur im Bergbaue und in der Mineralogie. Es ſintert ſich, gerinnt. Zuſammen ſintern, auf ſolche Art verbunden, zu einer Maſſe vereiniget werden. Ueberſintern, auf eine ſolche Art mit einer ſteinhaltigen Maſſe überzogen werden.

Sinterquarz, Quarzum stalactitium incrustans Bornii, eine Art Quarz, welche gemeiniglich eine Rinde um andere Körper bildet. Er iſt am gewöhnlichſten weiß, zuweilen auch röthlich, und ſehr oft durchſichtig. Seine Entſtehung iſt wahrſcheinlich dieſelbe, wie andere Topfſteine; ſ. dieſen Artikel.

Sinterwaſſer, im Bergbaue, ein herausſinterndes Waſſer, beſonders wenn es mit zarten Stein- und Erdtheilchen geſchwängert iſt, welche nach abgedunſteten Waſſertheilchen ſich ſintern oder in einen feſten Körper zuſammenſintern.

Sinuſoide, eine eigene krumme Linie, nach der eine Fläche gemauert wird, welche man hinter den Zugbrücken nebſt Gewichten anbringt, um ein gewiſſes Gleichgewicht zwiſchen dieſem und der Brücke, wenn ſie aufgezogen worden, herzuſtellen.

Sinus, in der Trigonometrie, der Abſchnitt eines

Digitized by Google

Winkels oder die halbe Sehne eines Bogens. Wenn aus der Spitze eines Winkels der Kreislinie, Fig. 8718, A H E B G, und aus dem Punkte E eine Linie ſenkrecht durch den Radius B C bis in G gezogen wird, ſo iſt E G die Sehne des Bogens E B G oder E A G, und E F, die Hälfte ſolcher Sehne der Sinus rectus des Bogens E B und des Winkels E C F, und zugleich des Bogens E A und des Winkels E C A. Der Radius B C, oder E C, Sinus totus, das Stück B F der Sinus versus oder Querſinus, und endlich die aus E auf den Radius H C gefällte winkelrechte Linie E I, deſſen Sinus complementi oder Cosinus und Sinus rectus des Bogens E H. Wird aus dem Punkte B eine ſenkrechte Linie aufgerichtet, ſo heißt dieſelbe Tangens, und der bis an dieſe Linie in D fortgeſetzte Radius, Secans des Winkels D C B. Hieraus folget nun 1) daß der Sinus rectus jederzeit perpendiculär auf dem Radius ſtehe. 2) Weil der Bogen B E das Maaß des Winkels D C B, und der Bogen E A das Maaß des Winkels E C A iſt, ſo iſt auch E F der Sinus beider Winkel, alſo haben zwei auf einer Linie neben einander ſtehende Winkel auch einerlei Sinus. 3) Wenn von einem gegebenen Winkel die eine Seite als ein Sinus totus angenommen wird, ſo ſind die anderen Seiten jederzeit Sinus oder Tagenten der gegenüberſtehenden Winkel. 4) Die Verhältniſſe, welche alle dergleichen Linien gegen einander haben, geben die Ausrechnung aller Winkel. Zu dieſem Ende haben die Mathematiker ausgerechnet, wenn angenommen wird, daß ein jeder Sinus totus 100,000 Theile habe, wieviel ſolcher Theile eines jeden Winkels zu einem ſolchen Sinus totus gehörigen Sinus Tangenten und Secante haben müſſe, woraus die Sinus-, Tangenten- und Secanten-Tafeln entſtanden ſind. Weil nun die Sinus und Tangenten große Zahlen ſind, welche das Multipliciren und Dividiren in

der Trigonometrie ſehr beſchwerlich machen, ſo hat Joh. Neper, ein Schottländiſcher Baron, und nach ihm Heinrich Brigg, ein Engländer, ehemaliger Profeſſor der Geometrie der Univerſität zu Oxford, gewiſſe Zahlen erdacht, welche man ſtatt der gewöhnlichen mit großen Vortheil in der Rechnung brauchen kann, indem ſie das Multipliciren in das Addiren, und das Dividiren in das Subtrahiren verwandeln. Man nennt dieſe Zahlen Logarithmen; ſ. dieſen Art. Th. 80, S. 177 u. f. — Durchgehen wir nun die einzelnen Theile oder die verſchiedenen Benennungen des Sinus, ſo iſt der Sinus complementi oder Coſinus, der Sinus rectus eines Bogens oder Winkels, welcher das andere Complementum zu 90 Graden iſt. — Der Sinus rectus eines Bogens oder Winkels iſt die halbe Chorde oder Sehne des doppelten Bogens, und kann in jedem rechtwinkeligten Dreieck eine von den beiden Seiten, die den rechtwinkeligten Schenkel einſchließt vor den Sinus rectus des gegenüberſtehenden Winkels angenommen werden, wenn aus der Spitze deſſelben Winkels mit der Hypothenuſe, als Radius oder Semidiameter, ein Zirkel gezogen wird. — Der Sinus totus iſt der größte unter allen Sinus rectus und zugleich der Sinus rectus eines Quadranten und rechten Winkels und dem Radius oder Semidiameter ſelbſt gleich. — Der Sinus versus oder Querſinus iſt ein Stück des Halbmeſſers, welcher zwiſchen dem Ende eines Bogens und zwiſchen deſſen Sinus rectus liegt.

In der Anatomie oder Zergliederungskunſt hat das Wort Sinus vielerlei Bedeutungen; ſo belegt man z. B. verſchiedene in den Knochen befindliche Höhlen damit, als alle die Höhlungen, welche in den Knochen des Kopfes angetroffen werden, mit der Höhlung der Naſe zuſammenhängen und zur Abſonderung des Schleimes dienen. Auch werden die in

Digitized by Google

der harten Hirnhaut befindlichen Blutbehälter, desgleichen verſchiedene Erweiterungen der Ader am Herzen und in der Pfortader, Sinus genannt. — In der Chirurgie oder Wundarzneikunſt heißen gewiſſe hohle Gänge, die im Grunde der Geſchwüre entſtehen und mit Eiter angefüllt ſind, Sinus. — In der Erdbeſchreibung iſt Sinus eine Höhle, Buſen, und daher der Meerbuſen. Das Wort iſt Lateiniſch, und man benannte damit die Falten oder Vertiefungen, die das Oberkleid der Römer machte, worein ſie allerlei ſteckten; daher erhielt jede Vertiefung oder bogenförmige Krümmung den Namen Sinus; daher auch die Bezeichnungen in der Mathematik, und in der Anatomie und Chirurgie ꝛc.

Siphantiſche Seide, Seide von Siphanto. Die Seide dieſer Inſel, wenn gleich ſchön, wird aber nur in geringen Quantitäten erzeugt.

Siphilis, Siphilitiſche Krankheit der Menſchen, eine Benennung der Veneriſchen Seuche, Luſtſeuche, Venuskrankheit; ſ. den Art. Franzoſen, Th. 14, S. 751 u. f.

Siphilitiſche Krankheit, ſ. den vorhergehenden Art.

Sipho, die Lateiniſche Benennung einer Röhre; alſo die eines Hebers um Wein vom Faſſe zu ziehen; ſ. den Art. Heber, Th. 22, S. 572; auch einer Spritze. Ferner die Benennung einer Conchylie; ſ. Nervenröhre, Th. 102, S. 397; auch der Orthoceratiten.

Siphonantus, ſ. den folgenden Artikel.

Siphonante, Röhrenblume, Siphonantus Linn., eine Pflanzengattung, welche in die erſte Ordnung der vierten Klaſſe (Tetrandria Monogynia) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems gehört und Indien zum Vaterlande hat. Die Pflanze iſt perennirend, wird aber nur in botaniſchen Gärten gezogen, und da ſie von keinem Nutzen, weder für die Gartenkultur, als Zierde, in dem ſie in Prunk- oder Luſt-Gärten auch

Digitized by Google

nicht gezogen wird, noch für die Gewerbe hat, ſo übergehe ich ſie hier.

Sipmaaß, nur in einigen Gegenden Sachſens, ein Getreidemaaß oder ein Maaß zu trocknen Dingen. In Meiſſen, Leipzig, Naumburg und Zeitz iſt ſolches der vierte Theil von einem Scheffel, und wird in vier Metzen, jede Metze wieder in 4 Küchenmaaß eingetheilt. In Altenburg iſt dieſes Maaß ebenfalls der vierte Theil von einem Scheffel, und hält daſelbſt $3\frac{1}{2}$ Kleinmaaß, deren 14 einen Scheffel machen. Der Scheffel enthält alſo vier Sipmaaß und ein Sipmaaß hält vier Metzen. Adelung ſagt in Hinſicht des Urſprunges von Sipmaaß, daß wenn die erſte Hälfte nicht Wendiſchen Urſprunges iſt, ſo ſcheint ſie zu Zuber, Zober zu gehören, und den allgemeinen Begriff von einem Gefäße zu haben. Nach Friſch ſoll es von Sieb abſtammen.

Sipmanstute, eine Art Conchylie, ſ. unter Tute.

Sippſchaft, Geſippſchaft, Magſchaft, Verwandſchaft, Cognatio, verwandte Perſonen, ſ. den Art. Verwandſchaft, in V. Alle Dörfer — das iſt, ihre Wohnung, und ihre Sippſchaft unter ihnen, Chron. 4. 33. das iſt, ihre Verwandten. Im Hochdeutſchen iſt es mit ſeinem ganzen Geſchlechte veraltet, und kommt nur noch in den ältern Schriften der Ober- und Niederdeutſchen vor. Dahin gehören der Sipp oder die Sippe, die Verwandſchaft; der Sipp oder Sipper, der Verwandte, die Sippe, die Verwandte; ſippen, verwandt ſeyn; beſippt ſeyn, geſippt ſeyn, verwandt ſeyn; das Geſippe, mehrere verwandte Perſonen; herſippen, herſtammen; die Sippzahl, der Grad der Verwandſchaft, das Glied. In der Rechtslehre, diejenige Rechnung, vermöge welcher man unterſucht, in welchem Grade gewiſſe Perſonen mit einander verwandt ſind, und ob ſie einander hei-

Digitized by Google

rathen können, und wie ſie im Erbgange auf einander folgen. Wenn in den Lehnbriefen ſteht zu rechter Sippzahl, ſo wird dadurch der nächſte Anverwandte gemeint. Das Sipptheil, der Theil einer Erbſchaft, welcher Jemanden, als einem Verwandten gebührt ꝛc. Die Ableitung dieſes Worts iſt unbeſtimmt. Wachter und Friſch leiten es von dem Lateiniſchen Cippus, ein Baum, her; Ihre von dem alten Sibbe, Friede. Nach Adelung ſoll es aber von dem alten Siwan, nähen, ſammeln, oder von dem Zahlworte ſieben ꝛc., in ſo fern es eine Vielheit bedeutet, abſtammen; indem in Hinſicht des Erſtern der Begriff der Verbindung, der Vereinigung, der eigentliche Stammbegriff iſt, welcher wieder eine Figur der Bewegung iſt.

Sipptheil, ſ. Sippſchaft.

Sippzahl, ſ. daſelbſt.

Sirakuſer Wein, Sirakuſer Weine, weiße, wie auch röthliche oder rothe Sorten Sicilianiſcher Liqueurweine, die um die Stadt Sirakus gebauet, und häufig über Meſſina und Livorno verfahren werden. Es giebt von dieſer Weingattung zehn bis zwölf Sorten, und man bringt davon viele tauſend Gebinde nach Deutſchland und dem Norden. Hamburg und Stettin haben davon eine anſehnliche Zahl an ſich gezogen; jetzt oder in neuerer Zeit, bei dem Wechſel oder dem Schwanken der Staatenſyſteme und den daraus hervorgegangenen Unruhen, bei der Sperre der Continentalhäfen unter Napoleon, hat der Handel mit dieſen Weinen nach den oben genannten Gegenden ſehr abgenommen.

Sire, ein altes Franzöſiſches Wort, welches Herr heißt; jetzt wird es als ein Titel gebraucht um große Monarchen anzureden. So redet man die Könige von Frankreich und Großbritannien mit dem Worte Sire an.

Sirene, Meerweib, Meerfrau, Meerfräulein,

Digitized by Google

ſ. Th. 87, S. 135. Die Sirenen, nach der Mythologie, waren drei Töchter des Fluſſes Achelous und einer Muſe, welche bald Terpſichore, bald Melpomene, bald Calliope genannt wird; ſie heißen: Parthenope, Leukoſia und Ligia, oder Aglaope, Piſinoe und Thelxiope, oder Aglophone, Thelxiope und Molpe, oder Caſtalia, Panyaſis und Callirhoe. Man ſtellt ſie auf verſchiedene Art dar; der Obertheil des Leibes als ein ſehr ſchönes Frauenzimmer, der untere dagegen als ein Vogel oder als ein Fiſch, und letztere Darſtellungsart ſcheint wohl die richtigſte zu ſeyn, da man ſie größtentheils nur als halb Weib, halb Fiſch abgebildet findet, auch in dieſer Geſtalt mit Flügeln. Die eine dieſer Sirenen ſang bezaubernd, die zweite blies die Flöte und die dritte ſpielte die Laute; ſie wohnten auf Sicilien und waren Gefährtin der Proſerpina. Als Pluto die Tochter der Ceres entführt hatte, gaben ſich die Sirenen alle Mühe ſie wieder zu finden; allein vergebens. Um ihren Gram hierüber zu mindern, erhielten ſie von den Göttern Flügel, um die verlorne Geſpielin um ſo eher zu finden. Nach vielem Umherirren blieben ſie endlich auf einem Felſen bei dem Vorgebirge Pelorus in Sicilien ſitzen, und beklagten daſelbſt ihren Verluſt. In den Büchern des Schickſals ſtand aber verzeichnet, daß ſie nur ſo lange leben ſollten, als Niemand ungerührt und unbezaubert von ihren Tönen bei ihnen vorbeifahren könnte; allein der ſchlaue Ulyſſes, von der Circe gewarnt und unterrichtet, ließ ſeinen Gefährten die Ohren mit Wachs verſtopfen, ſich ſelbſt aber an den Maſtbaum ſeines Schiffes binden, und ſo gelang es ihm, der ihm drohenden Gefahr mit ſeinem Schiffe zu entkommen. Die Sirenen ſtürzten ſich hierauf ins Meer. Der Urſprung der Sirenen oder vielmehr der Urſprung deren Dichtung iſt in Aegypten zu ſuchen. Ganz Griechenland und

Digitized by Google

Italien ſind nach und nach mit Kolonien und Gebräuchen aus Aegypten und Phönizien beſetzt worden, und dieſe Koloniſten brachten auch die gottesdienſtlichen Gebräuche ihrer Länder mit. Die Bewohner der Gegenden, wo ſich die angekommenen Fremden anſiedelten, nahmen nach und nach dieſe Gebräuche an und ſchmückten ſie auf ihre Weiſe und nach dem Gebrauche ihres Landes aus. Die drei Iſis, welche die Feiertage während der Ueberſchwemmung des Nils anzeigten, ſollten einem Volke vorgeſtellt werden, welches bei einem langen Aufenthalte in Waſſergegenden gleichſam in zwei Elementen leben mußte, und dieſe Iſis waren daher halb Weib und halb Eider, oder halb Weib und halb Fiſch. Eine von ihnen hatte ein oberhalb rundes Inſtrument in der Hand, Siſtrum genannt, das Zeichen der Lobgeſänge, Tänze und Fröhlichkeit, welche, wenn der Nil die rechte Höhe erreichte, überall ausbrachen. Man ſang und tanzte damals, wie es noch gegenwärtig in Cairo und ganz Aegypten der Fall iſt. Diejenige Iſis, welche das Siſtrum trug, hieß die Sängerin, weil ſie die fröhliche Nachricht bringen und den Lobgeſang des großen Feſtes ankündigen mußte. Dieſes iſt nun der Urſprung der Sirenen an den Geſtaden von Neapel und Sicilien. Die Geſtalt, welche man den Dreien bei den Griechen giebt, iſt dieſelbe bei den Aegyptiern, und die Zahl derſelben bezieht ſich auf die Monden oder Monate, da das Land von dem Nil überſchwemmt iſt. Der Umſtand der Fabel, daß ſie die Fremden verſchlangen, die ihnen in zu großer Nähe zuzuhören kamen, gründet ſich auf die Sage, daß die drei Iſis des Sommers oder die drei Sommermonate den Fremden gefährlich ſeyen, weil ſie die von vielen faulichten Dünſten geſchwängerte Luft hinwegraffte, wenn ſie ſich zu lange daſelbſt aufhielten; denn alle Reiſende, welche Aegypten zu der Zeit der Austretung des Nils beſucht

haben, verſichern, daß die Luft zu dieſer Zeit ſehr dick und beängſtigend ſei und kein Fremder es in den Häuſern aushalten könne, ohne ſich nicht wenigſtens ein paarmal des Tages auf ein Fahrzeug zu begeben, um etwas kühlere Luft zu ſchöpfen; dieſes deutet alſo darauf, daß Fremde dieſe drei Sirenen ſorgfältig zu vermeiden haben, nämlich die drei Monate.

Die Fabel erzählt nun noch von ihnen, daß ſie einſtens die Muſen zum Wettſtreite im Singen aufgefordert, und als dieſe ſie mit leichter Mühe beſiegt hätten, ſo wäre die Strafe der Vermeſſenen diejenige geweſen, von den Muſen der Federn in den Flügeln beraubt zu werden und Letztere ſolche als Zeichen des Sieges auf dem Kopfe tragen ſollten. Man findet daher die Muſen öfters mit dieſem Hauptſchmucke abgebildet. Auf einem alten Denkmale, iſt eine Sirene dargeſtellt, bis auf die Mitte des Leibes wie eine Jungfrau, nach unten zu wie ein Vogel geſtaltet, mit großen Flügeln auf dem Rücken, zwei Flöten in den Händen und ſich betrübt nach der Muſe umſehend, welche, ſtolz auf ihren Sieg, mit der einen Hand den Flügel der Sirene hält, während ſie mit der andern ihr die Federn ausrupft. Ueberhaupt iſt mit den Muſen und den Sirenen der Vergleich, wie mit der Venus Urania und der Venus vulgivaga. Der Geſang der Erſtern iſt rein, treu und wahr, falſch und verführeriſch aber derjenige der Letztern; ſie lockten die Reiſenden nicht um ſie aus wahrer Zuneigung feſtzuhalten, ſondern um ſie ins Verderben zu ſtürzen.

Ob es übrigens Geſchöpfe dieſer Art gegeben habe oder noch giebt, darüber herrſcht bis jetzt noch ein tiefes Dunkel; denn da man Seehunde, Seelöwen ꝛc. hat, warum ſollte es auch nicht Seegeſchöpfe geben, die in der äußeren Geſtalt dem Menſchen nahe kämen, wie der Affe unter den Vierfüßern; indeſſen iſt bis jetzt darüber von den Naturforſchern nichts ermittelt wor-

Digitized by Google

den, und die Angaben von Fiſchern an den Küſten des Mittelmeeres, ſo wie von einigen Schiffskapitainen, dergleichen Geſchöpfe, welche den Abbildungen der Sirenen der Alten geglichen, ſind wohl nur Täuſchungen; es waren wahrſcheinlich Seelöwen. Vor mehreren Jahren ſtand in der Berliner Voſſiſchen Zeitung eine Nachricht von einer Sirene, oder einem Meerfräulein, welches man im Mittelmeere geſehen, und worüber ſogar diejenigen, die es erblickt zu haben vorgaben, oder geſehen haben wollten, gerichtlich vernommen wurden; allein es iſt nachher darüber weiter nichts zu deſſen näherer Aufklärung bekannt geworden. Nach mehreren Naturforſchern ſoll die Indiſche Seemaid, Halicore Indica, eine Art Robben, wegen ihrer großen Brüſte zu der Sage vom Meerfräulein oder der Sirene Veranlaſſung gegeben haben. Sie halten ſich hauptſächlich an den Küſten des Indiſchen Meeres, beſonders gegen die Philippinen und ſüdlichen Inſeln, auf.

Sirex, die Lateiniſche Benennung der Holzweſpe, ſ. unter Weſpe.

Sirius, Caniculus, ein Name des Hundsſternes, ſ. unter Hund, Th. 26, S. 323, und unter Stern.

Siri-Pinang, ein in Oſtindien ſehr gebräuchliches Kurmittel, welches aus einem Blatte Betel, einem Viertel von einer Arecanuß und etwas Kalk beſteht: Siri heißt der Betel, und Pinang die Arecafrucht.

Sirob, Sirop, Syrob, ſ. Syrup.

Siroco, Siroko, ein ſchädlicher Wind in Italien, welcher von den Sandwüſten Afrika's herüberwehet und brennend heiß ſeyn ſoll, obgleich er ſchon vieles von ſeiner Kraft durch den Lauf über das Meer verloren hat; ſ. unter Wind, in W.

Sirpen, in der Schweiz, eine Art Molken, welche bei dem Käſemachen, nach dem von den Buldern geſchiedenen Käſe übrig bleiben, aber, weil ſie noch viel

Fettes enthalten, über ein ſtarkes Feuer gebracht werden, damit ſich der Vorbruch davon abſondere; ſ. unter Käſe, Th. 35. — In der Naturgeſchichte iſt Sirpe, nach Oken, der Geſchlechtsname verſchiedener Schlangenarten, als der Wurmſchlangen, Caeciliae; der Ringelſchlangen oder Ringler, Amphisbaenae, u. ſ. w.

Sirſaka, ſ. Serſukers, Th. 153, S. 364.

Sirten, in der Schifffahrt, Sandbänke, die in dem Meere aus Sand und Kieß beſtehenden Berge, deren einige aus dem Waſſer hervorragen, andere aber unter demſelben verborgen liegen, vor welchen letzteren ſich die Schiffe in Acht nehmen müſſen.

Sisachthea, s. Seisachthea, Griech. Σεισάχθεια, ein von Solon gegebenes Geſetz zu Athen, nach welchem alle Schulden, welche die Armen bei den Reichen gemacht und wodurch ſie nicht nur ihre Felder ꝛc. verpfändet, ſondern auch ihre Kinder und ſich ſelbſt zu Sklaven verkauft hatten, um nur leben zu können, auf einmal caſſirt worden. Der Benennung nach heißt es ſo viel als oneris excussio, eine abgeſchüttelte Laſt. Den Gläubigern ſtand dieſes Geſetz anfangs nicht an, und es erregte daher große Unzufriedenheit unter den Reichen und Großen der Republik; da indeſſen Solon ſelbſt mit einem guten Beiſpiele voranging und ſeinen Schuldnern 5 Talente erließ, ſo nahmen ſie es endlich an; und da ſich das Zweckmäßige dieſes Geſetzes ſpäterhin zeigte, ſo wurde dem Jupiter dafür ein feierliches Opfer gebracht.

Siſam, eine Benennung des Seſankrautes, ſ. Seſam, Th. 153, S. 458.

Siſan, in der gemeinen Sprache in Japan Mijamma Skimati genannt, ein großer Baum daſelbſt, deſſen Blätter etwa drei Zoll lang, dick, ſpitzig ſind, und einen geflammten, aber nicht ausgekerbten Rand haben; ſie ſtehen rund um die kleinen Aeſte, haben einen Geſchmack

Digitized by Google

wie das Sagapenum und brennen auf der Zunge. Die Blüthe hat 4 bis 5 kleine röthliche Kelchblättchen. Die Beeren haben die Geſtalt einer Birne und die Größe der Weißdornſchlehen. Die Samenkörner haben Aehnlichkeit mit denen der Pomeranzen, ſind weiß und in zwei Hälften geſpalten.

Sismometer, der Franzöſiſche Namen des Erdbebenmeſſers. Dieſes Inſtrument iſt von dem Mechanikus Salſano in Neapel erfunden worden. Es beſteht aus einem Pendel mit einem Gewichte von 36 Pfund, das am unten zugeſpitzten Ende einen feinen Pinſel mit flüſſiger Farbe hat. Dieſer zeichnet die Richtung der Stöße auf ein, über einer Bouſſole liegendes Papier. Am Pendel iſt eine Querſtange mit Klöppeln, die bei der Bewegung deſſelben an eine Glocke ſchlagen, um den Beobachter aufmerkſam zu machen.

Siſſone, in der Tanzkunſt, ein gebogener Kreuzſprung auf beiden Füßen zugleich, dabei die Füße, als eine Scheere, die man auf und zu macht, kreuzweiſe über einander geſchlagen und wieder auseinander gebracht werden; ſ. unter Tanzkunſt, in T.

Siſter, ein Getreidemaaß, deſſen man ſich zu Bergen op Zoom bedient; daſelbſt machen 63 Siſter eine Laſt Korn und 28½ Siſter eine Laſt Hafer, und in Pariſer Kubikzollen 2330 und 2300.

In der Kuchenbäckerey iſt Siſter oder Süßker ein geriebener Topfkuchen. Man bereitet ihn auf folgende Weiſe: Eine ſchöne geſchmackreiche Siſter. Man rühre ¾ Pfd. Butter in einer Caſſerolle zu Sahne, ſchlage nach und nach 9 Eyer dazu und zwiſchen jedem Eye jedesmal von 1 Pfde. Mehl eine Handvoll; rühre dann die Maſſe ſo lange, bis Alles gut verrührt worden, ungefähr eine Stunde. Hierauf thue man die von einer Citrone auf Zucker abgeriebene, und vorher in einem halben Nößel Sahne eingeweichte Schale,

Digitized by Google

zuvor aber vier oder fünf Löffel guten Breyhanshefen, durch einen Durchſchlag zu der Teigmaſſe, und rühre ſie damit noch eine ¼ Stunde gut durch; dann die Form mit Butter ausgeſtrichen, mit feiner Semmelkrume beſtreut, die Maſſe hineingeſchüttet, und an einem warmen Orte aufgehen laſſen. Hierauf behutſam in den Ofen geſetzt und backen gelaſſen. Wenn der Kuchen aus dem Ofen kommt, ſo muß er mit Zucker überſtreut werden. Dieſer Kuchen, wenn er gut zubereitet worden, iſt beſſer, als mancher ſchlechte Bisquit. Es muß hier noch bemerkt werden, daß man Alles, was man zu dem Kuchen nimmt, erſt vorher erwärmt, ſo auch die Eyer vermittelſt des warmen Waſſers.

Siſter auf eine andere Art. Man nehme 1½ Pfd. Butter, ¾ Pfd. Zucker, 20 Eyer und 2 Pfd. Mehl. Rühre erſt die Butter klar ab und zu Sahne; dann nach und nach zwei Eyer, ein Ganzes und von dem andern das Gelbe klar gerührt, einen Löffel Mehl dazu geſetzt, und ſomit den Eyern und dem Mehle fortgefahren, bis Alles in der Maſſe iſt; auch die abgeriebene Schale von einer Citrone, etwas Muskatennuß, Zimmt, ¼ Pfd. ſüße Mandeln, bei denen auch einige bittere ſeyn können, vorher abblanchirt, mit etwas Sahne zerſtoßen, fein durchgeſiebten Zucker, ½ Weinglas Rum und zwei Taſſenköpfe recht guter Berme oder Hefen dazu. Wenn dieſe Maſſe gut durchgerührt worden, in eine blecherne, mit klarer Butter gut beſtrichene, und mit Semmel ausgeſtreute Form gethan, und in einem warmen Ofen gehen laſſen. Bei dieſer Art Kuchen iſt die Hauptſache ein wachſames Auge darauf zu haben, daß keine leeren Stellen entſtehen. Der Ort darf nicht zu heiß ſeyn, damit die Butter nicht ausläuft, weil ſonſt der Kuchen gewöhnlich verdorben iſt. Man rechnet auf das Aufgehen eine Stunde.

Siſter auf eine dritte Art. Man mache den

Digitized by Google

Teig von 3 Pfd. feinem Mehle, 1½ Pfd. zerlaſſener Butter, ½ Pfd. zerſtoßenem Zucker, ½ Nößel Milch und eben ſo viel gutem Breyhanshefen, 18 Eyern, der abgeriebenen Schale von einer Citrone und einem Quentchen Muskatenblumen. Alles muß aber vorher erwärmt werden. Man ſtreiche nun die Topfkuchenform gehörig mit Butter aus, beſtreue den Boden und die Seiten mit geſchnittenen Mandeln, ſchütte die Teigmaſſe hinein, laſſe ſie zwei Stunden an einem warmen Orte aufgehen, und wenn die Form faſt voll iſt, wird ſie behutſam in den Ofen geſetzt und 1½ Stunden backen gelaſſen. Wenn er herausgenommen worden, mit Roſenwaſſer und Zucker beſtreut.

Siſter auf eine vierte Art. Man nehme 1 Pfd. zerlaſſene Butter und rühre 30 Eyer, immer nach und nach, hinzu; dann ½ Pfd. zerſtoßenen Zucker, die auf Zucker abgeriebene Schale von zwei Citronen, ein wenig Muskatenblumen und Zimmet; ¼ Pfd. zerſtoßene Mandeln, 1¼ Pfd. feines Mehl und ½ Nößel guten Breyhanshefen. Dann die Maſſe gut durcheinander gerührt und etwas aufgehen laſſen. Man ſtreiche nun eine Topfkuchenform mit ungeſalzener Butter oder Schmelzbutter aus, beſtreue den Boden und die Seiten mit geſchnittenen Mandeln, ſchütte dann die Teigmaſſe hinein und laſſe ſie in einem heißen Ofen backen. Ein Mehreres über die Topfkuchen, ſ. unter Topfkuchen, in T.

Siſtrum, in der Tonkunſt, ein Inſtrument bei den Aegyptiern, von hellklingendem Erze, welches beſonders bei dem Dienſte der Iſis von den Frauenzimmern mit einer Hand gehalten und bei dem Tanzen gebraucht wurde. Die Geſtalt dieſes Inſtrumentes war länglich und mit einer Handhabe; durch das Gebogene gingen einige meſſingene Stäbe, die auswendig am Ende krumm gebogen waren, damit ſie nicht durchfahren konnten, ſondern durch das Anſchlagen und hin

und her Schütteln ein Raſſeln und Klimpern verurſachen mußten, daher nennen es Einige auch eine Engliſche Raſſel. S. auch oben, unter Sirene.

Sisymbrium, der Lateiniſche Name der Rauke, ſ. Th. 121, S. 154 u. f.

Siſyphus, in der Götterlehre oder Mythologie, ein Sohn des Aeols, er war ein Straßenräuber im Attiſchen Gebiete, woſelbſt er von dem Theſeus umgebracht wurde. Zur Strafe ſeiner Miſſethaten ward er in der Unterwelt, dem Orkus, dazu verdammt, einen großen Stein auf einen Berg hinauf zu wälzen, welcher aber ohne Aufhören wieder herabrollte. Auch wird die Geſchichte des Siſyphus ſo erzählt. Er war einer der thätigſten und weiſeſten Fürſten ſeiner Zeit, welche Korinth beherrſchten, und der dabei ein hohes Alrer erreichte. Er ſoll die unterirdiſchen Götter, die ihn nach ſeinem Tode einſt aus dem Orkus mit dem Verſprechen entlaſſen, gleich wieder zurückzukehren, betrogen haben, indem er frevelnd ſein Wort gebrochen, und daher ſei ihm die Strafe des Steinwälzens zuerkannt worden. Die Auslegung dieſer Dichtung iſt nach Moritz *): da er ſeine Tage über das beſtimmte Ziel zu verlängern ſuchte, ſo war es gleichſam der wieder herabrollende Stein, die mühſelige Arbeit des Lebens, die er ſich ſelbſt aufs Neue wählte, und welche nun als Schattenbild im Tode ihn noch verfolgte.

Sisyrichium L., Zottenrüſſel, Schweinrüſſel, eine Pflanzengattung, welche nach Linnē in die zweite Ordnung der zwanzigſten Klaſſe (Gynandria Triandria) und nach Willdenow, in die erſte Ordnung der ſechzehnten Klaſſe (Monadelphia) gehört. Man hat davon ein Paar Arten in unſeren Gärten und Zimmern, die aber, da ſie im ſüdlichen

---

*) Deſſen Götterlehre, 6te Aufl., Berlin, 1825, S. 304.

Amerika zu Hauſe gehören, in einem Glashauſe durchwintert werden müſſen. S. Zottenrüſſel, in Z.

Sitella, bei den alten Römern ein Gefäß, worein beim Stimmen der Römiſchen Bürger die Namen der Tribunen oder Centurionen gethan, herumgeſchüttelt und dann wieder herausgelangt wurden, um durch ein ſolches Loos zu finden, welcher Tribus oder welche Centurio zuerſt, und wie dann die andern in der Ordnung mit Abnehmung ihrer Täfelchen folgen ſollten.

Siticines, bei den Alten diejenigen, welche bei den Gräbern der Verſtorbenen die Trauermuſik machten, wozu ſie ſich einer beſonderen Tuba bedienten. Dieſes Inſtrument ſoll länger und weiter ſeyn, als die andern, und daher ſollen ſie auch einen gröbern und düſteren Klang gehabt haben. Den Namen ſollen ſie von Litus und Cano quia canebant ad Sitos i. e. defunctos.

Sitonae, Gr. Σιτῶναι, waren Leute zu Athen, die Getreide in andern Ländern aufkauften, und ſolches nach Athen ſchaffen mußten, damit ſich daſelbſt kein Mangel daran ergebe.

Sithophylaces, Gr. Σιτοφύλακες, waren zehn Männer zu Athen, und fünf in den Piraeeo, welche Acht haben mußten, damit das Volk mit dem Getreide und andern Victualien nicht übertheuert, oder ſonſt betrogen wurde; eine Art Marktpolizey.

Sittaras, in Oſtindien, baumwollen Zeuge, welche die Holländiſche Kompagnie nach Europa bringt. Sie kommen beſonders von Patna, und ſind 2 Cob. breit und 24 lang.

Sitte, ein Wort, welches in einer doppelten Hauptbedeutung vorkommt. 1. Die Fertigkeit freier ähnlicher Handlungen, welche mit Gleichförmigkeit und Uebereinſtimmung geſchehen. (1) Im weiteſten Verſtande, wo jede gleichförmige Art des Verhaltens in Anſehung freier Handlungen dadurch bezeichnet wird,

Digitized by Google

ſie mag ſich nun auf das Herkommen oder auf die Erwartung ähnlicher Fälle, oder auf die Nachahmung Anderer oder auf ein Geſetz gründen. Es iſt nun ſo ſeine Sitte, ſeine Art und Weiſe. Mehr noch von ganzen Geſellſchaften. Es iſt nicht Sitte in unſerem Lande, daß ꝛc., 1 Moſ. 29, 26. Das ſey eine ewige Sitte bei euren Nachkommen, 2 Moſ. 3, 17. Wie es Sitte iſt. Es iſt ſo der Welt Sitte. Die fromme Sitte über die Evangelien zu predigen. Ihr haltet die Sitten meines Heiligthums nicht, ſondern macht euch ſelbſt neue Sitten in meinem Heiligthum, Ezech. 44. 8. Jedes Jahrhundert hat ſeine Sitten. Sich auf des Landes Sitten verſtehen. Den Sitten ſeiner Vorfahren folgen. In dieſer Bedeutung fängt es jetzt zu veralten an; man gebraucht dafür lieber Gebrauch, Gewohnheit, wenn gleich dieſe Wörter in der Bedeutung mit Sitte nicht gleich zu achten ſind; Gebrauch gründet ſich zu nächſt auf das Herkommen, Gewohnheit aber ſowohl auf die Erwartung ähnlicher Fälle, als auf die Nachahmung Anderer. (2) In engerer und gewöhnlicher Bedeutung, die Fertigkeit freier äußerer Handlungen in Anſehung des geſellſchaftlichen Lebens, wo es nur in der Mehrheit üblich iſt, von mehreren Fertigkeiten dieſer Art, obgleich die Natur der Sachen die Einheit ſehr wohl verſtattet; (a) Im weiteren Verſtande. Gute, böſe Sitten an ſich haben. Ein Menſch von bäueriſchen Sitten. Jemandes Sitten an ſich nehmen. Was wider die gute Sitte ſtreitet. (b) Im engſten Verſtande, werden die guten Sitten, das iſt, die Fertigkeiten zum rechtmäßigen äußeren Verhalten im geſellſchaftlichen Leben, nur die Sitten ſchlecht hingenannt. Die Vertraulichkeit iſt das Grab der Sitten und

der Freundſchaft, Gell. — 2. Dasjenige, wodurch die freien Handlungen beſtimmt werden, ein Geſetz, eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung, die aber noch häufig in der deutſchen Bibel vorkommt. Daß du wandelſt in ſeinen Wegen und halteſt ſeine Sitten, 1 Kön. 2, 3. Daß Du hälteſt meine Sitten und meine Gebote, Kap. 3, 14. Er zeiget Jacob ſein Wort, Iſrael ſeine Sitten und Rechte, Pſ. 147, 19.

In der allgemeinen Bedeutung lautet Sitte ſchon bei dem Notker und Willeram Sito, in dem alten Gedichte auf den heiligen Anno im männlichen Geſchlechte der Sidde, im Horneck gleichfalls männlich der alde Sid. In der letzten Bedeutung ſtammt es ohne Zweifel von ſetzen, Geſetz, Satzung ab, welches Letztere im Niederſächſiſchen Sat heißt. In der erſten Hauptbedeutung laſſen es Wachter, Ihre und Andere von dem Griechiſchen ἔθος, abſtammen, mit welchem das Iſländiſche Aete, Gebrauch, Gewohnheit, Sitte überein kommt. Bei dem Notker, Ottfried und Andern findet ſich das Zeitwort siton, welches daſelbſt nicht nur anordnen, bereiten, ſondern auch handeln und pflegen bedeutet, und allein noch das Stammwort von dem intenſive ſetzen iſt und zugleich einen weit bequemeren Namen für Sitte abgiebt, als das Griechiſche. Das Lateiniſche Mos, Plur. Mores wird faſt eben ſo gebraucht, wie unſer Sitte und Sitten.

Da die Sitten in gleicher Bedeutung mit den Gebräuchen, Gewohnheiten, dem Herkommen und der Lebensart ſtehen, wenn ſie gleich, ſtrenge genommen, wohl etwas darin verſchieden ſind, und nur durch das Uebereinkommen in der Hauptſache unmerklich in einander fließen, wie auch ſchon oben, S. 503, angeführt worden, ſo läßt ſich hierüber hier nicht viel ſagen, weil die oben genannten Artikel ſchon in der

Digitized by Google

Encyklopädie abgehandelt worden, ſ. Th. 16, S. 551; Th. 18, S. 359 u. f.; Th. 23. S. 55, u. Th. 67, S. 1 u. f. — Unter Sitten verſteht man eigentlich diejenigen Neigungen, welche die Menſchen zu guten, böſen oder gleichgültigen Handlungen verleiten; ſie ſind aber nach der Lebensbeſchaffenheit, nach dem Geſchlechte, auch nach dem Orte und dem Staate, worin man lebt, verſchieden, woher denn auch die vielerlei Gebräuche der Völker kommen; nicht ihr häusliches Leben ins Beſondere muß hier berückſichtiget werden, ſondern vorzüglich ihr öffentliches; denn nur hiernach laſſen ſich die Sitten eines Landes im Allgemeinen beurtheilen, die, beſonders betrachtet, noch mannigfaltige Modificationen haben, welches in der Erziehung und in andern auf den Charakter einwirkenden Umſtänden liegt. So findet man im Ganzen einige Völker artig und höflich, andere dagegen barbariſch und grob; einige verſchlagen, liſtig, andere treuherzig und gaſtfreundſchaftlich; einige dumm und plump, andere unruhig und unbeſtändig ꝛc.; nach dieſen Charakterzügen kann man auch auf ihre Lebensart, ihre Gewohnheiten und Gebräuche, ihre Häuslichkeit, kurz auf Alles ſchließen, was Einwirkung auf ihr Ich hat und haben kann; Speiſen und Getränke, Kleidung, Wohnung, Erziehung, der Kultus, die Gerechtigkeitspflege, die Staats- und Ortsverwaltung, kurz Alles richtet ſich hiernach, und dieſes beſtimmt oder macht die Sitten eines Landes aus. So iſt es eine nicht zu empfehlende, eine böſe Sitte, das weibliche Geſchlecht in Knechtſchaft zu erhalten, wie es noch hin und wieder in Europa, beſonders aber in Aſien, Afrika, Amerika und auf den Südſee-Inſeln bei den weniger cultivirten und rohen Völkern geſchieht. Die Weiber ſind bei weitem ſo ſtark nicht, als die Männer, und daher iſt es gewiß der größte Mißbrauch, den ein Mann von ſeiner Stärke gemacht hat, daß er dieſe Hälfte

Digitized by Google

des menſchlichen Geſchlechts, die beſtimmt war, mit ihm die Vergnügungen und Mühſeligkeiten des Lebens zu theilen, ſich unterthänig zu machen, und oft auf eine tyranniſche Weiſe zu behandeln. So iſt es gewiß eine nicht zu billigende Sitte die Frauen im Morgenlande, bei den Türken, überhaupt Mohamedanern, wie in einen Käfich zu verſchließen und ſie nur in dickverhüllten Schleiern ſehen zu laſſen, wenn ſie über die Straße oder an ſonſt einen Ort zum Beſuche gehen; daß ſie Eunuchen oder Verſchnittene zu ihren Wächtern anſtellen, die auf jede ihre Bewegungen ꝛc. achten müſſen, und gleichſam ihre Zuchtmeiſter ſind. Die rohen Völker nöthigen beſtändig ihre Weiber zur Arbeit; ſie müſſen das Land bauen und alle ſchwere Arbeiten verrichten, während der Mann, ihr Herr und Tyrann, ganz unbekümmert in ſeiner Hangmatte ausgeſtreckt liegt, die er nicht anders verläßt, als wenn er jagen oder fiſchen oder Stundenlang in der nämlichen Stellung ſtehen will. Die noch rohen Völker Amerikas, der Südſee-Inſeln ꝛc. wiſſen nichts vom Spazierengehen, und nichts kommt ihnen an unſern Sitten wunderbar vor, als wenn ſie uns in einer geraden Linie viermal nach einander auf und nieder gehen ſehen; ſie können es nicht begreifen, warum wir uns ohne Noth dieſe Mühe machen und uns in eine Bewegung ſetzen, die ſich in nichts endiget. Alle Menſchen haben eine Neigung zum Müſſiggange, aber die Wilden oder rohen Menſchen in heißen Gegenden, ſind die trägſten Menſchen von der Welt, und um ſo tyranniſcher gegen ihre Weiber in Anſehung der Dienſte, die ſie von ihnen mit einer Härte und Grauſamkeit, die wirklich wild iſt, fordern. Unter cultivirten Völkern haben die Männer, als der ſtärkere Theil, Geſetze vorgeſchrieben, nach welchen die Weiber, nach Verhältniß der Geſchliffenheit der Sitten, mehr oder weniger Freiheit haben, und bloß unter

Digitized by Google

ganz cultivirten Nationen ſind die Frauen mit den Männern in eine Gleichheit des Standes geſetzt worden, die zu gleicher Zeit zum Wohl und Vergnügen der Geſellſchaft ſo nothwendig iſt. Die Verfeinerung der Sitten iſt nur ihr Werk, nur in ihrem Kreiſe bildet ſich der junge Mann zur feinen Sitte, lernt er die feinen Nüancen des geſellſchaftlichen Lebens kennen, wird er erſt Menſch von Gefühl. Sie lehrten uns durch ihre Beſcheidenheit und Sittſamkeit die Herrſchaft des Schönen und der Schönheit anerkennen, gewiß die ſiegreichſten Waffen gegen die Stärke, gegen die ungezügelte Gewalt; vorausgeſetzt, daß ſie ſich derſelben auch als eines Werkzeuges zu den beſten Abſichten bedienen.

Gute Sitten ſind der Hebel zu allem Edlen, Großen und Erhabenen in der Welt; ſie nur befördern die Induſtrie in jeder Art und dadurch häuslichen Wohlſtand und häusliches Glück, woraus denn wieder diejenigen Tugenden entſpringen, welche die gute Erziehung ausmachen, wodurch zum moraliſchen Wohle des Staates beigetragen wird. Je mehr eine Regierung, je mehr ein Volk auf gute Sitten hält, je mehr muß der Wohlſtand daſelbſt erhöhet werden, wohingegen die Sittenloſigkeit Wurzel geſchlagen hat, da erzeugt ſich Weichlichkeit und mit derſelben alle die Uebel, die der Untergang eines Staates, eines Volkes ſind. Daher iſt derjenige Staat, wo bei der ſteigenden Kultur noch die Einfalt der Sitten erhalten worden, der glücklichſte, nur der Luxus mit ſeinen Gefährten kann ſie verdrängen, und ſie erſcheint nur dann erſt wieder, wenn verheerende und vernichtende Kriege dem Staate ein neues Daſeyn, ein neues Leben geben. Nur Völker von verderbten Sitten, ohne Gefühl für Wahrheit und Recht, beleidigen durch Uebermuth und mißhandeln Stolz den Schwächern, gerade umgekehrt iſt es mit denen, wo gute Sitten herrſchen. Durch Sit-

Digitized by Google

teneinfalt iſt Wohlſtand, Reichthum und Anſehen zahlreicher Familien gegründet worden; durch Ueppigkeit, Verzärtelung und Aufwand gingen mächtige Geſchlechter zu Grunde. Gute Sitten machen oft kleine Völker frei, mächtig und ehrwürdig; dagegen ſtürzt Sittenverderbniß oft große Völker in Sklaverey, und wo ſie dieſes auch gerade nicht thut, da bringt ſie doch Unordnungen aller Art hervor und iſt immer der Grund zur Umwälzung eines Staates. Sie iſt der Pfleger der Revolutionen, wie wir dieſes in Frankreich zu Ende des verwichenen Jahrhunderts geſehen haben, an deſſen grauſen erregendes Blutbad man nicht oft genug erinnern kann, und es den Völkern als einen warnenden Spiegel vorhalten muß, die, durch Ueppigkeit und Luxus getrieben, aus den Schranken ihrer Geſetzlichkeit, ihres politiſchen Seyns herauszutreten geneigt ſind. Das Volk, welches bei der Einfachheit ſeiner Lebensweiſe unabhängig von tauſend künſtlichen Bedürfniſſen und ſinnlichen Genüſſen iſt, beſteht in wahrer Freiheit, hängt von keines Fremden Gunſt und Beifall ab; iſt ſich ſelbſt genug, und wird von den durch Sinnlichkeit verweichlichten Völkern, wenn auch nicht beneidet, doch gefürchtet und bewundert. „Wo noch die Sitten unverdorben ſind, ſagt der Verfaſſer der Stunden der Andacht*), da herrſcht geſundes Urtheil, unverkünſtelter Geſchmack, richtige Anſicht deſſen, was ſeyn muß, damit das Vaterland beſtehe. Wo die Sitten unverdorben ſind, da findet der Leib noch nicht größere Sorgen und Pflege, als der Geiſt, da hält ſich noch jeder Einwohner des Landes für ſein Vaterland geboren; da ſchätzt der Bürger ſein Eigenthum noch nicht höher, als das Glück des Vaterlandes, da hält er die Geſetze noch werther, als ſeinen Vortheil; da findet er es auch billig und recht, daß jeder Einzelne

---

1r Bd., 8te Ausg. Aarau, 1823, S. 362.

Digitized by Google

ſich freudig für das Beſte Aller zum Opfer bringe. Da iſt folglich der Staat noch ein feſtes Ganzes, das Volk noch ein treu verbundenes Brudergeſchlecht. Wo aber die guten Sitten, die Sitteneinfalt verſchwunden iſt, wo Armuth wie ein Verbrechen verachtet wird, wo jeder nur die ganze Zeit und Kraft des Lebens anwenden muß, um nur genug zu haben, den nöthigen Aufwand zu beſtehen, da verliert ſich zuletzt aller Sinn für das Edlere; er wird durch Nahrungs- und Gewinnſorgen niedergedrückt. Da arbeitet und ringt jeder nur für ſich und der Eigennutz findet die Thür geöffnet. Da will die Selbſtſucht jedes Einzelnen von keinen Opfern zum Beſten Anderer hören. Da wird gleichſam jedes Haus zum beſondern Staat im Staate, da gehorcht man den Geſetzen nur aus Zwang, nicht mit froher Ueberzeugung. Da gilt Ausgelaſſenheit für Freiheit, Unterdrückung des Schwächern für Hoheit; da beneiden und befeinden ſich die verſchiedenen Stände um kleinlicher Vorzüge willen; kurz alle Uebel des Eigennutzes und der Selbſtſucht wüthen durch den kranken Körper des Staats, verzehren ſeine Kräfte, löſen ſeine Verbindungen auf und beſchleunigen ſeinen Fall.„ — Wenn gleich dieſes Gemälde mit etwas zu grellen Farben aufgetragen, ſo iſt doch nicht abzuleugnen, daß die Zerſtörung der Sitten durch übertriebenen Luxus ꝛc. leicht eine Zerrüttung des Staates nach ſich ziehen kann, weil jeder in einem Lande, wo der Luxus die Oberhand gewonnen, nur ſich berückſichtiget, um nur zu glänzen; er beachtet nur ſeinen Hausſtand, ſein Vermögen, ſein Leben, die große Familie, der Staat, kümmert ihn nichts. Und bei einer ſolchen Unbekümmerniß um das öffentliche Wohl, kann da wohl Vaterlandsliebe herrſchen? Kann da wohl Feigheit und Verrätherei ausbleiben? — Jeder iſt da nur beſchäftiget in den Tagen der Gefahr das Seinige zu retten und zu erhalten, das Ganze mag dabei immer

Digitized by Google

zu Grunde gehen, die Freiheit und die Ehre des Volks! — „Die Schickſale aller Völker, fährt der oben erwähnte Verfaſſer fort, ſind ſich zu allen Zeiten darin gleich geweſen, daß durch ſtrenge Sitten, Vaterlandsliebe und Eintracht kleine Völker groß, die ſchwachen mächtig, die unbekannten berühmt, hingegen werden durch Sittenverderbniß, Gleichgültigkeit gegen Geſetz und Vaterland, durch Selbſtſucht und innere Uneinigkeit große Völker vernichtet, mächtige von Fremdlingen unterjocht, und durch die Thaten der Voreltern berühmte in Schmach und Elend geſtürzt." — Nur vereinte Kräfte können dem Vaterlande nützen, wie ſich dieſes auch ſo kräftig und herrlich bei unſerem Vaterlande, Preuſſen, in den Jahren 1813—15 bewährte.

Man ſuche aber Sittenverderbniß nicht allein bei den Großen und Reichen, ſie findet ſich auch bei den Armen, welche in ihrer dürftigen Lage auch jene nachzuahmen ſuchen. Wenn ſie ſich gleich in keine ſeidene Stoffe hüllen, in Gaſtmälern und Luſtbarkeiten keine große Geldſummen verſchwenden können, ſo verſchwenden ſie doch für Trunk und Spiel, Näſchereien, für Aufwand in Kleidern, in Geräthen und für Luſtbarkeiten niedriger Art das Erſparte, und darben dann Tage lang wieder am Nöthigſten. Die Kennzeichen der Sittenverderbniß oder des Sittenverderbens ſind: daß Jeder ſeinen Wohlſtand oder Reichthum vor andern Menſchen glänzen laſſen will, indem er ſich prachtvoller kleidet, ſein Hausweſen koſtbarer einrichtet, ſeinen Tiſch mit theuren Speiſen und Getränken beſetzt, an öffentlichen Orten, in Geſellſchaften es Andern immer zuvorthun will, kurz in allem nur den größten Aufwand zeigt. — Man muß ſich hier aber wohl hüten denjenigen Aufwand, den Perſonen, ihrem Einkommen gemäß, ohne Verſchwendung machen, für Sittenverderbniß zu halten; denn ein nach ſeinem Vermögen ohne Uebertreibung gemachter Aufwand im Staate

Digitized by Google

iſt ſogar nützlich, indem er mehrere Hände beſchäftiget, mehrere Arbeiter in Thätigkeit ſetzt. Mit der ſteigenden Kultur eines Staates, ſteigen auch deſſen Bedürfniſſe. Dieſes muß man wohl berückſichtigen und daher nicht eine Art Luxus, die ſich mit dem Einkommen und Haushalte einer Familie wohl verträgt, nicht für Sittenverderbniß halten, ſonſt würden wir dadurch die Induſtrie in gewiſſen Zweigen, die Künſte und Gewerbe hemmen; ja man müßte ſogar mehrere Künſte für bloße Sittenverderber halten, weil ſie nur dem Luxus angehören. Ein mäßiger Luxus verträgt ſich in großen Städten, Reſidenzen, recht gut mit den achtbaren Sitten und hindert die Ausübung derſelben nicht, nur die Uebertreibung, das Austreten aus den Grenzen iſt ſchädlich, wie es leider! zum Nachtheile der Einzelnen, wie des Ganzen ſo häufig geſchieht.

Auch werden uns die Sitten unſerer Vorfahren oft mit zu reizenden Farben zur Nachahmung geſchildert, wie ſie eben nicht waren; wenn gleich das Frauenzimmer ſittſam und fromm erzogen, und in der Sitteneinfalt als ein Muſterbild vorgeſtellt werden kann, ſo ſchwelgten dagegen die Männer um ſo toller; allein dieſe böſe Sitte wurde durch andere Tugenden, die man jetzt ſeltener findet, wieder aufgewogen, wie Redlichkeit, Biederſinn, Vaterlandsliebe ꝛc. ꝛc., man huldigte kräftigenden Tugenden, und ſo waren die Schwächen leicht zu ertragen; denn Engel werden wir einmal hienieden nicht, dazu laſſen uns die äußeren Verhältniſſe nicht kommen. Auch war ihre Erziehungsweiſe mehr praktiſcher, mehr Ehrfurcht einflößender, als jetzt. Die jungen Leute waren beſcheiden, ehrten das durch mannigfaltige Erfahrungen grau gewordene Alter, und prahlten nicht mit ihren erworbenen Kenntniſſen vor der Zeit, ſondern warteten erſt ab, bis das Geſchäftsleben, in welches ſie getreten, ihnen erſt den Stempel der Vollendung aufdrückte. Dieſes Alles ſtörte den

Frohſinn der Jugend nicht, ja ſie war ausgelaſſener, als jetzt, jedoch nur immer da, wo ſie unter ſich war und wo ſie es ſeyn konnte, dagegen höchſt anſtändig und ſittſam in Geſellſchaften. —

Uebrigens ſind die Worte in den Stunden der Andacht, S. 366, wohl zu beherzigen: „der Chriſt, dem Sitteneineinfalt lieb iſt, gewährt edlen Gemüthern einen rührenden Anblick. Gewohnt, einfach zu leben, verſagt er ſich ſelbſt, was keine Nothwendigkeit iſt. In ſeinen Kleidungen herrſcht Anſtändigkeit ohne Aufwand; in ſeinem Hauſe gilt Reinlichkeit für Pracht, Ordnung für Koſtbarkeit. Er will geſunde Nahrung, keine Näſcherei, kein Schwelgen. Er gönnt dieſes niedrige Vergnügen thieriſch verwöhnten Menſchen. Andere haben vielleicht mehr Vermögen, als er, dennoch iſt er reicher, als ſie; denn weil er weniger bedarf, bleibt ihm immer ein Ueberfluß. Jene, die vieles zu ihrem Aufwande nöthig haben, können nichts entbehren. Er iſt reicher, als ſie, und hilft Mitbürgern, wo es Noth thut. Jene können es nicht. Er unterſtützt mit dem, was ihm entbehrlich iſt, jedes gemeinnützige Unternehmen, oder was ſeiner Stadt, ſeinem Vaterlande ehrenvoll iſt. — Einfalt der Sitten ſoll auf Einfalt des Gemüths gegründet ſeyn; nicht bloß Ziererei, ſondern immer eine ſchöne Wahrheit, nicht bloß ein Deckmantel des ſparenden Geizes oder der Ruhmliebe, ſondern lebendiges Gefühl; denn nur ein unverdorbenes, reines Herz liebt wahrhaft unverdorbene reine Sitten; nur ein edles Gemüth ſchämt ſich des Prangens, des Zuſchautragens, des Gern- und Vielſcheinens; es zeigt ſich lieber ſelbſt. Schlecht und recht leben, war einſt der Wahlſpruch unſerer Väter, als Sitteneinfalt noch ehrwürdig war, das heißt, man ſoll handeln, wie man ſpricht, und ſprechen, wie man denkt, ohne Argliſt, ohne Gepränge. Einfalt des Gemüths heißt Natürlichkeit und Wahrheit des Herzens, Ekel vor aller

Künſtelei, durch welche man für mehr gelten möchte, als man in der That iſt. Man kehre zur Einfalt der Sitten zurück, zu dem Entſchluſſe, allen Schein zu meiden und wahrhaft und natürlich zu ſeyn; — zu dem Entſchluſſe, das Entbehrliche zu entbehren, einfach, mäßig, ſparſam im Hauſe zu ſeyn, um deſto hülfreicher auſſer demſelben ſeyn zu können; wo es Noth thut, ſich den Ueberfluß zu verſagen, um dem Mitbürger und dem Vaterlande etwas Nützliches leiſten zu können; arm zu leben, um wie ein Reicher handeln zu können; karg zu ſeyn in ſchönen Worten, verſchwenderiſch in edlen Thaten, redlich in der Ausſage, treu im Verſprechen, beſcheiden im Fordern, groß im Leben. Väter und Mütter, verbannt aus euren Häuſern den todten Glanz des Aufwandes und führt den Glanz bürgerlicher Tugenden ein! Glänzet nicht durch das Fremde, ſondern durch eure große Denkart, durch euch ſelbſt! Gebet euren Kindern das rührende Beiſpiel von der Einfalt eurer Sitten und von der Erhabenheit eures Gemüths, wie ihr euch ſelbſt verſaget, um Andern gewähren zu können; wie ihr euren eigenen Glanz weniger, als den Wohlſtand und die Ehre eurer Stadt, eures Landes, ſchätzt. Wenn es Tauſende bekennen, das heutige Menſchengeſchlecht ſey verdorben, ſo zeiht ſie der Lügen! Ihr ſeid noch nicht verdorben, wenn ihr eure Nachkommen rettet. — Gewöhnt eure Kinder zur Enthaltſamkeit, zu ſtrenger Zucht. Härtet ihren Leib ab durch Entbehrungen, und ſtärket ihren Geiſt, während ihr die Geſundheit ihres Körpers dauerhafter macht. Verführt ſie ſelbſt nicht zum Gefallen am Kitzel ihres Gaumens durch Leckerbiſſen, zur Weichlichkeit in Nahrung und Geräthen, zum Stolz auf Kleiderſchönheit. Laſſet ſie keinen Werth in Auſſendingen ſetzen, ſondern in Selbſtſtändigkeit, innere Kraft, Aufrichtigkeit und Edelmuth. Lehret ſie die Wahrheit ehren, unterrichtet ſie nicht in Künſten der

Verſtellung. Es wird die Zeit kommen, da ihnen Klugheit gebietet, wo Vorſicht von Nöthen iſt, als durch Schleichwege und Heuchelei emporzukriechen und über das Beſſere zu ſiegen. Gewöhnt ſie, daß ihr Körper zu jeder Entbehrung willig ſei, vor keinem Ungemach ſcheu werde, daß ihr Herz, ihr Geiſt die höchſte Sorge ihres Lebens werde.“ —

Zur Verbeſſerung der Sitten trägt nichts mehr bei, als im Privatleben, eine gute häusliche Erziehung, und im öffentlichen, gute, zweckmäßig eingerichtete Geſetze; dann Achtung für jeden Stand, auch den geringſten. Denn das gegenſeitige Verachten der Stände, das zu große Abſondern von einander, hat viel, ſehr viel zur Verderbniß der Sitten beigetragen, ſchon dieſes allein befördert den Luxus; denn der geringere Stand glaubt nur zu oft, das Anſehen liege in dem äußeren Glanze, in dem Kleider- und Möbelprunke, und daher kommt es, daß er es oft den Reichen, Begüterten und Vornehmen nachthun will, von denen er oft ſcheel oder über die Achſel angeſehen, oder wohl gar nicht beachtet wird, um ſich Anſehen zu verſchaffen und richtet ſich oft dadurch zu Grunde, nicht allein phyſikaliſch, ſondern auch moraliſch. Daher ſei man nachſichtsvoll gegen Geringere, ſchätze ihre Arbeit, behandle ſie liebreich, und zeige ihnen, daß das wahre Anſehen nur darin beſteht, jeden Stand zu ſchätzen, zu achten, und ihm, wo es Noth thut, hülfreiche Hand zu leiſten, ſo wird auch hier die gute Sitte wieder zurückkehren, ſich nicht zu überheben, ſondern in ſeiner Sphäre zu bleiben; man wird dann einſehen, daß man auch ohne dieſen Prunk Ehre und Anſehen in ſeinem Stande genießen kann, wenn nur die Handlungen demſelben entſprechen. Es iſt ſehr wahr, was der Verfaſſer der Stunden der Andacht hierüber in dem oben erwähnten Theile, S. 299, ſagt: „Die gegenſeitige Verachtung der Stände, die thörichte, die furchtbar-

verderbliche Sucht, ſich von einander zu unterſcheiden und zu trennen, ſchwächt zuletzt den Verband des ganzen Staatsgebäudes, treibt alterthümliche ehrwürdige Formen auseinander, befördert das Verderbniß der Sitten und wird in entſcheidenden Tagen nicht ſelten zum ſchnellen Untergange des Vaterlandes mitwirken. Wie mögen diejenigen in der Stunde der Gefahr freudig für einander kämpfen, die gewohnt ſind, ſich zu haſſen? Wie mögen die in einem großen Augenblicke ſich für einander willig zum Opfer bringen, die ihre Luſt daran finden, ſich gegenſeitig zu kränken und zu erniedrigen? — Ihr erſtauntet über den furchtbar ſchnellen Fall manches Reichs. Euer Erſtaunen verſchwindet, wenn ihr das durch Innungsſtolz, Standesehrgeiz und Rangſucht vielfach verbreitete Sittenverderben, die vielfach geſchwächte Vaterlandsliebe, die vielfach gewährten Selbſtſüchtigkeiten der einzelnen Bürger und der einzelnen Stände ſehet!" — Das Beiſpiel hiervon giebt uns Frankreich, welches ſeit ſeiner Umwälzung, ſeinem Umſturze, Wiedergeburt ꝛc., noch nicht in die Schranken der vollkommenſten Ruhe und Ordnung getreten iſt; wenn gleich ſeit der Umwälzung ſchon vierzig Jahre verfloſſen ſind. Es iſt leicht eingeriſſen, aber ſchwer wieder aufzubauen. — Wie die häusliche Erziehung einzurichten iſt, um dadurch die Sitten zu befördern, ſ. unter Zucht, in Z; die öffentliche, ſ. unter Polizey, Th. 114. Ueber den Luxus, als den größten Feind der guten Sitten, ſ. die Art. Luxus, Th. 82, und Pracht, Th. 116, S. 627 u. f.

Wie der Maler die Sitten ſtudiren ſoll oder wie er ſie zu ſtudieren hat, iſt eine etwas ſchwierige Aufgabe, weil dazu nicht nur eine tiefe Menſchenkenntniß gehört, ſondern auch Gelegenheit viel zu ſehen, beſonders in den Palläſten und an den Höfen der Großen, in öffentlichen Verſammlungen, bei Volksfeſten, in

groſsen Zirkeln und Geſellſchaften, ſowohl in den Städten, als auf dem Lande. An den Höfen der Groſsen in groſsen Zuſammenkünften, Verſammlungen, bei Hoffeſten, ſtudiere man die Charaktere der Würden, des Adels, des Anſtandes ꝛc.; in andern Zirkeln und Zuſammenkünften in der Stadt und auf dem Lande beobachte man die Ungezwungenheit und Freiheit im Benehmen des Groſsſtädters, und das Aufrichtige, Wahre und Einfältige im Benehmen des Kleinſtädters und Landmannes; dann die Tracht, Lebensart ꝛc. Wenn der Künſtler hier auch einen bedeutenden Zeitaufwand rechnen muſs, ehe er zu ſeinem Zwecke gelangt, beſonders in den Verſammlungen ꝛc. der Groſsen, ſo iſt doch die Ausbeute ſehr reichhaltig. Ueberhaupt iſt das Studium der Welt die Hauptſache für den Hiſtorienmaler, es nützt ihm mehr, als die reichhaltigſte Bibliothek; denn wer mit eigenen Augen ſieht, mit kritiſchen, das heiſst, mit künſtleriſch gebildeten, der wird noch Manches entdecken, was ihm in ſeiner Bibliothek und in ſeiner Gemäldeſammlung fehlt. Denn die Natur iſt ſo reichhaltig in ihren Gaben, die Geſellſchaft der Menſchen ſo mannigfaltig in ihrer Entwickelung und Ausbildung, daſs es immer von Neuem für den Künſtler etwas zu ſtudieren giebt; benutzt er nun dabei die Werke in ſeiner Werkſtatt, ſo kann es ihm bei Talent und den übrigen Kunſtfertigkeiten nicht fehlen, daſs er vollendete Werke liefern muſs. Es iſt ein groſser Fehler mancher Künſtler ſich in ihrem Studierzimmer zu vergraben, und darin den Quell alles Schönen und Vollendeten zu ſuchen; nein, die Natur, die Welt iſt der Born aus dem ſie das Schöne ſchöpfen, es mit den Antiken vergleichen und vereinigen müſſen. Köremons*)

*) Natur und Kunſt in Gemälden ꝛc. 1r. Th. Leipzig und Wien, 1770, S. 249.

Digitized by Google

ſagt: „Derjenige, welcher niemals aus ſeinem Studierzimmer gekommen iſt, verachtet jenen, welcher niemals in daſſelbe hineinkommt, oder beſſer zu ſagen, der kein Studierzimmer hat, wie derjenige, der ſtets in Geſellſchaften iſt, niemals zu ſich ſelber kommt und jederzeit zerſtreut lebt, denjenigen für einen lächerlichen und närriſchen Menſchenfeind hält, welcher ſich mit ſeinen Gedanken zu beſchäftigen weiß. Der Weiſe, ſagt Horaz, wird oft für einen ſeltſamen und wunderlichen Kopf gehalten, und das Stillſchweigen eines beſcheidenen Mannes heißt oft ſo viel, als beißender Tadel; denn Alles, was auf das Aeußerſte getrieben wird, iſt unanſtändig und fehlerhaft; denn man muß in allen Sachen ein Mittel finden. Ich weiß wohl, daß alle Charaktere überhaupt unter den Menſchen anzutreffen ſind; allein ſie verſammeln und vereinigen ſich weit mehr an großen Höfen. Dort kann man ſie mit größerer Lebhaftigkeit und ſolches auf einen Augenblick ſtudieren. Die Sonnenſtrahlen, die ſich über den Erdboden ausbreiten, haben weniger Stärke, als wenn ſie im Mittelpunkte eines Brennſpiegels beiſammen ſind. Auf ſolchen Welttheatern kann man das Wahre der Sitten, der Charaktere und der Leidenſchaften ſtudieren. Man trifft hier alle Beiſpiele an. Die Höflichkeit, Freundlichkeit, Gütigkeit und Würde; die feinen Sitten und das Ungezwungene der meiſten Großen; der Stolz der Niederen und der Hochmuth der Kleinern, jedoch mit Ausnahme; dann gewahrt man die geheimnißvollen Blicke, die unzeitige Aufmerkſamkeit und verdrießliche Emſigkeit; die Unruhe und Geſchäftigkeit derjenigen, welche nach Wohlthaten und Gnaden ſtreben; die Eiferſucht Anderer, welche dieſe Gnaden verleihen ſehen, ohne Antheil daran zu haben. Die verſchiedenartigen Verbeugungen und Umarmungen; Vertrauen und nicht Vertrauen in Blick und Mienen, Schmeichelei ꝛc. ꝛc.; mit einem

Digitized by Google

Worte, man kann auf dem großen Schauplatze eines jeden Hofes Alles ſtudieren, was Geiſt und Herz feſſeln, beruhigen und beunruhigen kann. — Wie ſoll man aber bei Hofe die Sitten ſtudieren, wenn man daſelbſt Zutritt hat. Der Hof iſt ein ungeſtümes Meer, wo man jederzeit in Gefahr ſchwebt, ſeinen Untergang zu finden? Man muß ſich einen ſicheren Führer ſuchen und ſich durch Wahrheit und Klugheit leiten laſſen. Redet man ohne Vorſicht die Wahrheit, ſo läuft man Gefahr ſich zu ſtürzen. Am beſten iſt es an Höfen den Mittelgang zu gehen und ſich nicht in geheime Geſchäfte zu miſchen, weder in die des Herrn, noch in die der Umgebung. Man muß weder ſtolz, noch gemein ſeyn. Man gebe einem Jeden, wie man ihm ſchuldig iſt; man übertreibe auch zuweilen die Höflichkeit gegen Niedrigere, weil ſie aufmerkſamer, als Andere ſind. Man gehe ſeinen Verrichtungen genau, treu und eifrig nach, und begehe niemals die unweiſe Handlung, ſich in die Angelegenheiten eines Andern zu miſchen, und ſie ſtatt deſſelben zu beſorgen. — Man bediene ſich der Gelegenheit, für Andere mehr, als für ſich zu wirken. Begehrt man etwas für ſich, ſo muß das Begehren nicht ungelegen und verdrießlich, ſondern voll Ehrfurcht und jederzeit geziemend und rechtmäßig ſeyn. Niemals muß man ſein Glück auf fremde Ungerechtigkeit oder auf den Untergang anderer Leute bauen. Auf dieſe Weiſe wird man Gelegenheit haben, den Hof zu ſtudieren, ohne Hinderniſſe zu finden; nur bei einem ſolchen Benehmen werden ſich die Menſchen uns ohne Maske darſtellen und wir ſie treu ohne Schminke kopiren können. Der Maler muß ſich ferner durch die Geſchichte und Erdbeſchreibung mit den Sitten der mannigfaltigen Völker, mit ihrer Religion, ihren Gebräuchen und Kleidertrachten bekannt machen. Er muß ferner die Reiſebeſchreibungen ſtudieren, um die Sitten

und Gebräuche fremder Völker kennen zu lernen, und Züge daraus zu ſammeln; kurz man muß nichts unterlaſſen mit eigenen Augen zu ſehen, was zur Darſtellung der Sitten und Gebräuche dienen kann." Ob nun jeder Maler ſich dieſes Studiums zu befleiſſigen habe, wird man aus der Gattung der Malerei erſehen. Hiſtorien-, Genre- und Landſchafts-Maler werden dieſes Studium gewiß nicht entbehren können, Letztere beſonders wegen der Staffage. Ein ſehr geübtes Auge erleichtert dieſes Studium ungemein, ſo wie auch das Bekanntſeyn von Jugend auf mit den verſchiedenen Hanthierungen der Menſchen, worauf der Blick der neugierigen Jugend am erſten fällt; denn die Sitten in dieſer Sphäre ſind dem Genremaler von großem Nutzen. Ueberhaupt ſuche der Maler und Zeichner keine Gelegenheit vorbeigehen zu laſſen, ſein Studium der Menſchenkenntniß zu bereichern. Es iſt daher nöthig, daß er alle öffentliche Oerter, wie Kaffeehäuſer, Reſtaurationen, Gaſthäuſer, Bälle, Picknicks, ländliche Feſte ꝛc. beſuche, und daſelbſt die Charaktere der verſchiedenen Beſucher und Theilnehmer ſtudiere, und die dort herrſchenden Sitten kennen lerne; ſo auch die Gerichtsſäle und andere Verſammlungsörter der Menſchen ꝛc. ꝛc., wie auch alle große Maler der verſchiedenen Schulen gethan haben.

Sitteneinfalt, die Einfalt der Sitten, ihr jugendliches Alter, in welchem ſie noch unverdorben herrſchen. Die Sitteneinfalt, wie man ſie ſich noch in ihrer Blüthe denkt, und wie ſie von den Dichtern ſo oft beſungen worden, iſt wohl in dieſem romantiſchen Zuſtande in allen cultivirten Staaten nicht denkbar, weil ſie mit der Kultur, mit der geiſtigen Ausbildung eines Volkes nicht Schritt halten kann. Unter Sitteneinfalt, ſtrenge genommen, verſteht man jenes zarte, unverdorbene Gemüth, welches nicht die leiſeſte Ahnung von irgend

einer Zweideutigkeit hat und ganz die Natur ſo aufnimmt, wie ſie iſt, und auf das der Spruch: dem Reinen iſt Alles rein, genau Anwendung findet. Dieſe Sitteneinfalt iſt in großen Städten, ſelbſt bei der ſtrengſten Erziehung, nicht ſo zu bewahren möglich, wie es in der Abgeſchiedenheit von der großen Welt, auf dem Lande, der Fall iſt, und auch da, nicht fern von Städten, möchte man ſie in der Reinheit, wie man das Ideal davon entworfen, ſchwerlich antreffen. Man findet daher in den großen Städten wohl feine Sitten, aber nicht Sitteneinfalt, nicht jenes Unbekanntſeyn mit allen Lüſten des Lebens, nicht jenes friſche, frohe Gemüth, welches die Reize der Natur genießt, wie ſie ſich darbieten, ſchmucklos, wie es ſelbſt iſt; welches von den Geheimniſſen der Natur keine Ahnung hat, und alſo auch nicht moraliſch gegen dieſelbe ſündiget; wie die Jugend in den Städten, deren Phantaſie ſich ſchon mit den üppigſten Bildern beſchäftiget, wenn gleich ihr Wandel noch fleckenlos und rein iſt, und daher iſt es gut, daß jetzt Künſtler bei nackten Figuren diejenigen Theile verhüllen, die ſonſt wohl betrachtet, aber unbeachtet blieben, jetzt Schaamröthe, Wegwenden des Geſichts und ein Kichern verurſachen, das ſicherſte Merkmal der ſteigenden Kultur, aber nicht der Sitteneinfalt. — Man kann alſo mit Sicherheit annehmen, daß ein zu hoher Grad der Kultur der Sitteneinfalt ſchadet, und wenn man auch hin und wieder noch ſo ſehr dagegen eifert, daß dieſes nicht der Fall iſt, und daß die Kultur, indem ſie die Sitten verfeinere, dadurch der Sitteneinfalt nicht nur nicht ſchade, ſondern ſie auch noch erhöhe, welches eben dieſe Schamhaftigkeit beweiſe, ſo muß doch darauf erwidert werden: daß Einfalt der Sitten ſich nur dadurch offenbare, daß ſie ſogenannte ſchamhafte Sachen nicht als ſolche betrachtet, ſondern nur als ganz natürliche Gegenſtände, bei denen man nicht weiter erröthen kann,

Digitized by Google

dieſes iſt Einfalt, das Erröthen ſchon Kultur, weil man ſchon die Eigenſchaften dieſer ſchamhaften Gegenſtände kennt; denn wer mit dieſen noch unbekannt iſt, wird nicht erröthen. S. auch oben, Sitte, und unten Sittſamkeit.

Sittengeſetz, Lex morum, Fr. Loi morale, ein Geſetz, wodurch die Fertigkeiten freier Handlungen aller Menſchen beſtimmt werden, wo es ſowohl von einzelnen Geſetzen dieſer Art, als auch von der ganzen Sammlung ſolcher einzelnen Geſetze gebraucht wird, zum Unterſchiede von dem Naturgeſetze oder den Naturgeſetzen. — Was die ſittliche Geſetzgebung oder die Geſetze, auf den ethiſchen Zweck des Staates gerichtet, anbetrifft, ſo kann man annehmen, daß nur ſie die Ordnung im Staate aufrecht erhält und die Bildung befördert. Gleichwie eine Herrſchaft der Vernunft über ſämmtliche Begierden im einzelnen Menſchen das Weſen ſeines Werthes ausmacht, ſo iſt auch der Werth des Staates hiervon abhängig. Indem die Ueberzeugungen des Menſchen vom Unſichtbaren, vom Daſeyn und den Eigenſchaften der Gottheit hierauf bedeutenden Einfluß haben oder äußern, gehören ſie in den Kreis politiſcher Einrichtungen, und die wahre Religionslehre giebt die beſte Einleitung für alle Geſetze. Die Anſtalten zur Erhaltung des religiöſen Glaubens ſind daher vom Staate keineswegen zu vernachläſſigen. Gerade bei dem Eintreten und Genuß wahrer bürgerlicher Freiheit wird dieſes weit nothwendiger, als wenn kein Schatten davon vorhanden, wenn eine dumpfe Unterwürfigkeit die Gedanken des Volkes völlig verriegelt und auf ihre nächſte Familienumgebung beſchränkt. Hieraus läßt ſich leicht der Grundſatz früherer Zeit vertheidigen, daß Abweichung von herkömmlichen Religionsüberzeugungen, Sektenſtiftung und Spaltung, als gefährlich und nachtheilig für die Staatsregierung,

Digitized by Google

ja als Widerſtreit gegen die Geſetze betrachtet wurden, und daß die neuere heilſame Sitte der Religionduldung hauptſächlich aus den traurigen Erfahrungen erwachſe, wie wenig Gewalt gegen ein ſolches Uebel ausrichte. Sollen Erziehungsgeſetze überhaupt das beſondere Leben der Bürger ergreifen, ſo müſſen ſie ins Einzelne durchgeführt werden, und jeder bürgerliche Stand muß ſeine eigentliche Erziehung, wie beim Plato, erhalten; der kriegführende und beſchützende, der arbeitende, der denkende Theil, damit Weisheit, Tapferkeit, Mäßigung und Gerechtigkeit im Ganzen hervorleuchten. Aus dieſer Anſicht ſagt Friedrich Köppen,*) dem ich hier auszugsweiſe folge, werden hier manche politiſche Rathſchäge der Alten erklärlich, welche uns ſonſt ſehr befremdend dünken. Sie wollten nämlich gewiſſe Arten der Dichtkunſt und Muſik in den Jugendjahren außer Gebrauch ſetzen, indem ſie dieſelben für den Staat ungemein ſchädlich halten. Sowohl Ariſtoteles, als Plato beſchäftigten ſich ausführlich mit dieſem Gegenſtande. Zuförderſt ſind ſie durch ihre Abtheilung des geſammten Erziehungwerks in Gymnaſtik und Muſik — unter welcher Letztern auch die Poeſie begriffen iſt — darauf hingeführt worden. Es konnte ihnen der große Einfluß nicht entgehen, den Dichtkunſt und Muſik auf das jugendliche Gemüth äußern, beſonders unter dem reizbaren und kunſtempfänglichen Griechiſchen Volke, und ſie mußten fragen: Sollen unſere Knaben beliebige Fabeln hören und Meinungen einſammeln, die denen entgegen ſind, welche wir in ihnen als Erwachſene wünſchen. Sie lebten ferner in den ſinkenden Zeiten des Volkes, welchem keine großherzige Liebe des Vaterlandes, kein edles

*) In ſeinem Werke: Politik nach Platoniſchen Grundſätzen mit Anwendung auf unſere Zeit ꝛc. Leipzig, 1818, S. 265 u. f.

Digitized by Google

Streben nach Volkehre und Ruhm, dem inneren Hange des Heidenthums zu bloß ſinnlichen Ergötzungen und Spielen mehr das Gleichgewicht hielten, in welchem die Künſte der herrſchenden Weichlichkeit ſich anſchloſſen und den bloß ſinnlichen Genüſſen eine verfeinerte Geſtalt und einen geiſtigeren Reiz gaben. Dies ſchien ihm ein Verderben des Volkscarakters an ſeiner Wurzel, ſonach auch des Staates, ohne Hoffnung und Ausſicht zum Beſſeren, weil der rohe Menſch mit ſeiner ſchädlichen Begierde noch einlenken kann durch erwachende Geiſtesbildung, welche einen bloß phyſiſchen Taumel der Luſt verſchmäht; der feinſinnige Menſch hingegen, ſobald ſeine höheren Kräfte im Dienſte der Luſt ſtehen, und ihr erfindungsreich ſtets neue Annehmlichkeiten mittheilen, gar keine Gewalt zum Widerſtreben und zum Losreißen von der Sinnenherrſchaft mehr in ſich findet. Die verderbliche Luſt ſelber iſt dann Muſik und Harmonie geworden, aber in einem anderen Klanggeſchlecht, als demjenigen der Vernunft und Tugend. Nachgebend verlaſſen nun Muſiker und Dichter ihre alte Sitte und ein würdiges Geſetz, ſprechend, es gebe keine Regel darin, ſondern alles werde das Wohlgefallen des Hörers entſcheiden. Dann verdirbt die Verfaſſung des Staates mit der Verfaſſung der Kunſt, aus einer Ariſtokratie wird eine Theatrokratie, die zum Urtheilen am wenigſten berufene Menge erlaubt ſich ein Urtheil über Alles, bringt die Verſtändigen zum Schweigen, und hält Geſetzloſigkeit für Weisheit und Schönheit. Wie ganz anders, wenn auf irgend eine Weiſe der Geſchmack von Jugend an ſittlich gebildet worden, er verwirft dann im erwachſenen Alter von ſelbſt die fehlerhaften Lockungen der Kunſt und wird nur von dem Klanggeſchlecht der Tugend in Poeſie und Muſik angezogen. Solchen Männern braucht man nicht Alles mehr vorzuſchreiben, weil gute Erziehung und guter Unterricht, auch gute Naturen ſchaffen,

Digitized by Google

und ſie das Meiſte von ſelbſt finden werden, wie es einzurichten ſei.

Aeltere, wie neuere Geſetzgebungen der Staaten haben die ſchönen Künſte ihrer eigenen Bewegung überlaſſen. Selbſt despotiſche Regierungen machten hierin keine Ausnahme, indem ſie von der Kunſt weniger fürchteten, als von der Wiſſenſchaft, dieſe deshalb in Schranken, jene hingegen mit freier Fülle für Beluſtigung und Zerſtreuung der Beherrſchten zu gebrauchen ſuchten. Hier geht man zu weit. Der wiſſenſchaftliche Ernſt wird nie dem Character gefährlich, wohl aber unter Umſtänden das gaukelnde nachahmende Spiel der Kunſt, welches von Gegenſtänden geleitet, mit Unwürdigkeit derſelben ſeine Würde verliert. Zu nachläſſig betrachten neuere Zeiten die Kunſt als eine Pflege des Luxus, und was ſie auch hervorbringen möge ſtets in ſeiner Verfeinerung, wohlthätig für die Sitten, als rohe Kunſtloſigkeit, ohne zu bedenken, daß mit dem Sittenverfall gewiſſe Künſte erſt ihre volle Ausbildung erhielten und über Gebühr die Kräfte und Neigungen des Volks in Anſpruch nahmen.

Von einer öffentlichen Erziehung haben die Alten, beſonders Plato nnd Xenophon, Vieles erwartet. Nach Plato ſollen die Kinder von den Eltern abgeſondert werden, damit die Erziehung nicht der Begierde jedes Einzelnen gegen den Rath des Geſetzgebers folge, und die Sitten der Bürger zum Schaden des Staates ungleich werden. Indeſſen muß man doch eine gut gelenkte Privat-Erziehung auch hier dagegen in Schutz nehmen, nur wenn Einſicht und Sitte der Bürger ſehr geſunken und verdorben iſt, kann das Oeffentliche vor dem Familienkreiſe großen Vorzug verdienen. Sonſt wird dadurch die natürlichſte moraliſche Herrſchaft, die väterliche, ganz aufgehoben, es werden die Umgebungen zerſtört, durch welche der erwachſene Menſch mit der Welt und dem Staate auf

Digitized by Google

das Angemeſſenſte zuſammenhängt, und nichts giebt den Eltern Erſatz für die Kinder, nichts den Kindern für die Eltern; ſelbſt die Liebe des Vaterlandes und die Anhänglichkeit an den mütterlichen Boden verbindet ſich auf das Innigſte mit den Naturgefühlen der Ehrfurcht und Zärtlichkeit gegen Vater und Mutter. Was die öffentliche Erziehung hierin entſchieden einbüßt, gewinnt ſie ſicher und unfehlbar auf andere Weiſe wieder. Das chriſtliche Europa hat vermöge ſeines Religionglaubens eine urſprüngliche ethiſche Gemeinſchaft. Es hat zugleich an der Bibel ein ſittliches Erziehungsbuch, welches auf Lebensart, Gebräuche und Geiſtesbildung der neuen Welt entſchiedenen Einfluß gezeigt und mit ihrer ganzen Geſchichte genau verwachſen iſt. Eine gute Geſetzgebung ordnet den rechten Erziehungsgang im Staate, weil nur auf dieſe Weiſe Vollkommenheit der Bürger und die Gerechtigkeit des Herrſchers und Beherrſchtwerdens erreichbar iſt. Die vorhandenen Anſtalten müſſen jede auf ihre Weiſe dem gemeinſchaftlichen Ziele entgegenſtreben, und organiſche Theile eines geiſtigen Ganzen ausmachen, gleich den erzogenen Bürgern im vollkommenen Staate. Den eigentlichen Mittelpunkt der Erziehung bildet für unſer Zeitalter die Bibel, ſie iſt der Sittencodex, der Quell der wahren Gottesverehrung und Tugenderkenntniß; ſie iſt für alle ohne Unterſchied, ſonach ſind es auch allgemeine Lehren und Unterweiſungen, welche ſich auf die Bibel beziehen; was auſſerdem im Staate zur geiſtigen Bildung angeordnet, wirkt in einem beſtimmten Kreiſe, übend, vorbereitend, Wiſſenſchaft mittheilend, und ſoll ſeinen angewieſenen Kreis zum Heil des Ganzen nicht überſchreiten.

Das Sittengeſetz bedingt vollkommene Ausbildung des phyſiſchen und geiſtigen Menſchen, hierdurch unterſcheidet man den Erzogenen vom Uner-

zogenen, den Naturmenſchen von dem ſittlich Gebildeten. Die ſittliche Ausbildung geſchieht durch eine gute Kinderzucht; ſie iſt Bedingung der Tugend des kommenden Geſchlechtes. Sie belohnt und beſtraft, um durch Gewöhnungen das Sittlichgute vorzubereiten. Hoffnung und Furcht regiert die Kinder, wodurch man ſie alſo in das rechte Gleis zum künftigen Nutzen der bürgerlichen Geſellſchaft bringt. Ein Mehreres hierüber, ſ. unter Zucht, in Z. Zur Kunſterziehung iſt die Nothwendigkeit der Abrichtung oder der Bildung, als Anfang aller Kunſtgeſchicklichkeit nicht zu verkennen. Alle mechaniſchen Künſte fordern nur Erlernung; auch die ſchönen Künſte, welche durch das bloße Erlernen ihr Ziel nicht erreichen, erfordern doch mannigfaltige Uebungen des Ohrs, des Auges, der Hand, um mit Glück geübt oder ausgeführt zu werden. Zur glücklichen Ausbildung muß der Staat, ſo viel es an ihm liegt, für zweckmäßige Mittel ſorgen, um dieſes zu bewirken, als Bibliotheken, Gemälde- und Kunſtſammlungen ꝛc.; auch die Dichterſchulen, Malerſchulen, Schulen der Baukunſt und Muſik müſſen darauf hin arbeiten. Ueberhaupt muß man in dieſen Zweigen dem geweckten Geiſt durch alle nur mögliche Unterſtützungen zu Hülfe kommen.

Man fordert in der bürgerlichen Geſellſchaft nicht für alle Individuen eine gleiche Erziehung nach allen Richtungen. So giebt es in der Kunſt, den mechaniſchen Künſten, eine beſondere Abrichtung des Handwerks, ohne einen andern Zweck, als den des Nutzens und Broderwerbs, weshalb auch die Alten dieſen Zweig der mechaniſchen Künſte ihren Sklaven zu überlaſſen pflegten. In der Wiſſenſchaft kann auch Alles, was mit den Bedürfniſſen des Lebens am nächſten zuſammenhängt, und in den Erziehungskreis aller Stände und Klaſſen der Geſellſchaft gehört, vorkommen, wie Leſen, Schreiben, Rechnen; dagegen gehören die höhe-

Digitized by Google

ren Forderungen auf Wiſſenſchaften zum Geſammtnutzen des Staates nur wenigen Klaſſen an, oder wenigſtens bilden ſich dazu nur einige Stände ausnahmsweiſe. So ſind auch in religiöſer und ſittlicher Erziehung gewiſſe allgemeine Ueberzeugungen in Grundſätzen des Handelns für die bürgerliche Ordnung wichtig, und es muß die Erziehung dahin ſtreben, ſie der geſammten Bürgerzahl einzuprägen, ſelbſt wenn eine geringe Erregung dabei einträte, obgleich dieſe in Religion und Sittlichkeit nie ganz fehlen kann und darf, ſondern jedes Individuum hierin den vollſten Anſpruch auf möglichſt höchſte Ausbildung hat. In Kunſt und in Wiſſenſchaft iſt es dagegen ſogar heilſam, wenn die größere Maſſe der Bürger ſich nicht über eine gewiſſen beſchränkten Kreis der Betriebſamkeit hinauswagt, weil ſie gerade für dieſen Kreis dann am Wichtigſten und der ganzen Geſellſchaft am nützlichſten wird.

Was die Erziehung in Hinſicht der Religion anbetrifft, ſo finden ſich in der Chriſtuslehre faſt gar keine Anſtalten zur Unterweiſung, ſondern die innere Erweckung des Glaubens iſt Anfang und Ende der chriſtlichen Bildung; je mehr der Glaube wächſt, deſto größer der Gewinn, ohne Geiſt und Wahrheit iſt aber überall keiner vorhanden. Ueberhaupt thut hier eine gute häusliche Erziehung, Beiſpiele, welche ſich in der Geſittung der bürgerlichen Geſellſchaft, im Staate, finden, und gute kirchliche Anſtalten das Beſte. Eine gute religiöſe, ſittliche, wiſſenſchaftliche Kunſterziehung iſt nothwendig, zur Befolgung guter Sittengeſetze, denn ſie ſind das Fundament dazu, ohne ſie wären dieſe Geſetze ganz unausführbar; denn gerade jene religiöſe und ſittliche Sorgfalt, welche als Krone der guten vollkommenen Geſetzgebung im Staate für die Erziehung der Bürger wirkt und dem Gemeinweſen der Menſchen eine Haltung ertheilt, ſo weit ſie auf Er-

Digitized by Google

den erhalten werden kann, wird in der ſchlechten Geſetzgebung das Allerverwerflichſte und Abſcheuligſte. Das geiſtige Leben der Völker wird dadurch in ſeinem innerſten Weſen angegriffen, jede Erregung und Erweckung ſtets in Abrichtung umgewandelt und der Maſchinenſtaat gelangt mit einer äußeren Aehnlichkeit des wahren Staats zum Daſeyn, in welchem Alles vernichtet wird, was die gute Erziehung hervorgebracht. Wenn daher eine gute Grundlage der Erziehung aufrecht erhalten werden ſoll, ſo müſſen auch die Sittengeſetze ſo eingerichtet oder ſo verfaßt werden, daß ſie dieſer keine Eintracht thun; denn wo dieſes geſchieht, da werden weiſe Geſetze entweder ſchlecht befolgt, weil man ſie nicht verſteht, oder ſie werden abſichtlich umgangen, weil man von ihnen nichts wiſſen will, ſo beziehen ſich daher die Sittengeſetze immer auf die Erziehung und Aufklärung eines Volkes, oder ſie müſſen mit dieſen im Einklange erhalten werden; denn wo ein Volk durch eine gnte ſittliche und geiſtige Erziehung aufgeklärt worden, würden ſchlechte Sittengeſetze eine üble Anwendung finden, und ſo umgekehrt gute, bei einem dazu nicht reifen, nicht aufgeklärten Volke, wie wir dieſes in manchen Staaten geſehen haben, wo die Regierung weiter gehen wollte, als das Volk gebildet war, und ſo umgekehrt, wo jene Rückſchritte machen wollte, und das Volk höher ſtand.

Bei den Spartanern waren die Geſetze, welche die Zucht oder Sitten betreffen, folgende: 1) Keiner darf nach ſeiner Willkühr leben, ſondern er ſoll ſich ganz nach den Geſetzen verhalten. — 2) Jedermann ſoll den gegebenen Befehlen gehorchen lernen. — 3) Die Alten ſollen von den Jungen auf alle Art geehrt werden. Dieſes geſchah, indem Letztere bei der Ankunft der Alten aufſtanden, ihnen auf der Straße auswichen oder ſtehen blieben, bis ſie vorbeigegangen waren. — 4) Sollten die Alten berechtiget ſeyn, die

Digitized by Google

Kinder eines Jeden zu ermahnen. — 5) Wer die Fehltritte eines Andern gleichgültig anſieht, ſoll mit demſelben gleiche Strafe leiden. — 6) Wenn ein Alter einem Jungen begegnet, ſoll er ihn fragen, wo er hingeht. — 7) Wenn ein Iren, das iſt, ein zwanzig jähriger Jüngling, in Gegenwart der Alten die Knaben zu gelinde oder zu ſtrenge ſtraft, ſo ſoll er dafür von den Alten geſtraft werden. — 8) Alle Jungen ſollen der Alten Verweiſe willig annehmen. — 9) Nur dann ſollten die Jungen reden, wenn es ſich ſchickt, und mit Ueberlegung. — 10) Die Jungen ſollen ſittſam einhergehen, nicht um ſich ſehen und nicht mit den Händen geſticuliren. — 11) Jeder ſoll ſich vor Schwelgerei und Trunkenheit hüten. — 12) Ein Zaghafter oder Treſant ſoll verachtet und beſchimpft werden. — Was die Sittengeſetze der neuen Völker anbetrifft, ſo findet man ſie in den hin und wieder herausgegebenen Geſetzbüchern, im Preußiſchen in dem allgemeinen Landrechte ꝛc. Man ſehe übrigens, was die Sittengeſetze angeht, auch den Art. Polizey, Th. 114 nach.

Sittenlehre, ſ. Moral, Th. 93, S. 748 u. f.

Sittenlehrer, Moraliſt, Fr. Moraliste, eine Perſon, die Andere in guten Sitten, in der Moral unterrichtet.

Sittenlos, Bei- und Nebenwort, keine Sitte beſitzend. Ein ſittenloſer Mann, ein Mann ohne Sitten. Ein ſittenloſer Knabe, ein ſittenloſes Mädchen, die keine Sitten haben. Sich ſittenlos betragen.

Sittenloſigkeit, Fr. Immoralité, ſ. Unſittlichkeit, unter U.

Sittenpredigt, ein Kanzelvortrag über die Sitten, worin die Sitten ſowohl von ihrer guten, als ſchlechten Seiten geſchildert werden; beſonders gilt aber ein ſolcher Vortrag immer der Verkehrtheit, der Verderbt-

heit, der Ausartung der Sitten, es ſind die Schattenſeiten der Sitten eines Zeitalters, welche darin bekämpft werden, um dadurch den Weg zur Rückkehr zu den guten zu öffnen.

Sittenregel, eine Regel, eine Vorſchrift zu den Sitten oder die Sitten auszuüben.

Sittenrichter, Censor, Fr. Censeur, eine obrigkeitliche Perſon, welche das Amt hat, über die Sitten zu wachen. In Rom verwalteten dieſes Amt die Cenſoren oder Schatzmeiſter, welche Servius Tullius, der ſechſte König der Römer, einführte. Dieſe Cenſoren hatten die Aufſicht über die Lebensart, die Sitten und Aufführung der Bürger, ſo daß Ehre und Beſchimpfung von ihrem Urtheile abhing. Die ſämmtlichen Pflichten eines Römiſchen Cenſors, hat uns Cicero in dem 3ten Kapitel des 3ten Buches von den Geſetzen in der altrömiſchen Schreibart aufbehalten.*) Damit die Cenſoren ihr Amt nicht mißbrauchen konnten, ſo hingen ſie gewiſſermaßen von den Zunftmeiſtern des Volkes ab. Bei allen Verrichtungen ihres Amtes, ſowohl als Schatzmeiſter, ſo auch als Sittenvorſteher, waren ſie dem Senate und dem Volke verantwortlich; beide behielten ſich das Recht vor, über die Gültigkeit ihrer Bewegungsgründe zu entſcheiden. Die Cenſur beſtand bis zur Dictatur des Cäſars, welcher das Cenſoramt unter dem Namen einer Praefectura morum oder Aufſicht über die Sitten mit zu der beſtändigen Dictatur ſchlug. Nach dem Dio, ſoll Auguſtus, nachdem er ſich zum Gebieter Roms hinaufgeſchwun-

*) Censores populi (ſo heißt die Stelle daſelbſt) aevitates soboles familias pecuniasque censento; Urbis Templa, Vias, Aquas, Aerarium, Vectigalia Tuentor: populi partes in tibus distribuunto, ex in pecunias aeritates, ordines partiuntor; Equitum peditumque proleum describunto Caelibes esse prohibento; mores popul[illegible] egunto; bini sunto.

gen, ausdrücklich auf fünf Jahre zum Cenſor gewählt worden ſeyn, welches, allem Anſcheine nach, ſo lange er lebte bei jedem Lüſtre wiederholt worden, in dem man nicht findet, daß neben den Kaiſern, noch mehrere Cenſoren geweſen, weil dieſe Regenten es nicht rathſam fanden ein ſo wichtiges Amt in einem monarchiſchen Staate zu dulden. Man findet indeſſen nur drei Kaiſer, welche ſich auf den Münzen haben Cenſores nennen laſſen, nämlich Veſpaſian, und ſeine beiden Söhne Titus und Domitian. Nach den Römern findet man in den Europäiſchen Staaten eigentlich kein beſonders weltliches Sittenrichteramt; dieſer Zweig iſt theils in proteſtantiſchen Staaten, was nämlich die Sittenverwaltung im Allgemeinen anbetrifft, das heißt, die öffentliche und gröbere Sittlichkeit, der Polizey unterworfen, insbeſondere aber den Civilgerichten. In katholiſchen Ländern oder Staaten ſteht dieſer Zweig größtentheils unter der Geiſtlichkeit.

Sittenrichteramt, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Sittenſpruch, Fr. Maxime de morale, ein Spruch oder kurzer Satz, welcher eine gute Lehre für die Sitten, das iſt, für das ganze freie äuſſere Verhalten enthält, ein Moraliſcher Grundſatz, eine Sentenz; ſ. den Art. Lehrſpruch, Th. 70, S. 365.

Sittenſyſtem, ſ. unter Syſtem.

Sittenverbeſſerer, Fr. Reformateur des moeurs, Jemand, der die Sitten durch weiſe Anordnungen, entweder durch zweckmäßige Schuldisciplin, oder durch gute Polizeyanſtalten, oder durch zweckmäßig darauf wirkende Schriften, oder durch eindringliche Kanzelreden, oder durch anziehende Sittengemälde, auch Schau- und Luſtſpiele ꝛc. zu verbeſſern ſucht.

Sittenverbeſſerung, **Sittenverfeinerung**, Fr. Reformation ou Civilisation des moeurs, die Verbeſſerung der Sitten. Eine Verbeſſerung der Sitten

im Staate, in der bürgerlichen Geſellſchaft, iſt nur durch eine gute häusliche Erziehung und durch gute öffentliche Erziehungsanſtalten zu erreichen. Wo dieſe fehlen, da werden auch die Sitten durch alle andere Vereine, die zur Verbeſſerung derſelben wirken ſollen, keine beſſere Richtung erhalten; denn es muß erſt ein guter Grund gelegt worden ſeyn, um ein gutes und dauerhaftes Gebäude darauf aufführen zu können; iſt der Grund ſchlecht, um ein gutes Gebäude aufzuführen, ſo muß erſt dieſer verbeſſert werden, ſonſt werden alle Mühen ſolches dauerhaft aufzuführen, vergebens ſeyn, man wird immer repariren und verbeſſern müſſen, und zuletzt wird dennoch das Gebäude einſtürzen. Auch gute Geſetze wirken zur Verbeſſerung der Sitten. S. auch die Art. Sitte, Sittengeſetz und Sittſamkeit.

Sittenverderblich, alles, was den Sitten nachtheilig iſt, was ſie verdirbt, ihren Untergang herbeiführt; ſo iſt der übertriebene Luxus ein Verderber der guten Sitten; ſ. oben unter Sitte.

Sittenverfall, Fr. Decadence des moeurs; ſ. oben unter Sitte.

Sittenverfeinerung, ſ. Sittenverbeſſerung.

Sittig, Bei- und Nebenwort, von dem Hauptworte Sitte und dem Suffixo ig. 1. Gute äußere Sitten in Anſehung des geſellſchaftlichen Lebens an ſich haben und darin gegründet; eine veraltete Bedeutung, wofür jetzt ſittſam üblich iſt. Ein ſittiger Menſch läßt ſich am geringen begnügen, Sir. 31, 22. Daß man Dich einen ſittigen holdſeligen Mann heißet, Kap. 32, 3. Es ſoll aber ein Biſchof unſträflich ſeyn, nüchtern, mäßig, ſittig, 1 Tim. 3, 2. Die jungen Weiber ſollen ſittig ſeyn, keuſch, häuslich ꝛc., Tim. 2, 5. — 2. In weiterer Bedeutung

ſanft, gelinde. Ein ſüßer, ſittiger Schlaf, eine gleichfalls veraltete Bedeutung.

Sittig, eine im Hochdeutſchen weniger bekannte, jedoch im ſüdlichen Deutſchland gangbare Benennung eines Papageyes, wo das Wort auch Sittikuſt, Sitkuſt, Sickuſt lautet. Es iſt aus dem Lateiniſchen Psittacus verderbt, wofür man in den ſpätern Zeiten Citacus ſagte; ſ. auch unter Papagey, Th. 106, S. 417. Man nennt auch im ſüdlichen Deutſchland das Papageyengrün, ſittiggrün.

Sittlich, Bei- und Nebenwort, in der erſten Hauptbedeutung des Hauptwortes Sitte. 1. Den Sitten, das iſt, den Gebräuchen, Gewohnheiten eines Landes gemäß, üblich, gebräuchlich; daher ländlich, ſittlich, außer welchem ſprüchwörtlichen Satze es in dieſer Bedeutung wenig gebraucht wird.

Die Einfalt macht, daß ländlich ſittlich heißt; ein weiſer Mann iſt Schöpfer ſeiner Sitten. Haged.

2. Den guten Sitten, das iſt, dem anſtändigen äußeren Verhalten in dem geſellſchaftlichen Leben gemäß und darin gegründet; eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung. Der empfängt ſie ſittlich, Theuer. — 3. Zu den geſellſchaftlichen Verhältniſſen gehörig, darin gegründet; moraliſch. Das ſittliche Gefühl oder die Empfindung deſſen, was ſittlich gut oder böſe iſt. — 4. In noch weiterer Bedeutung, zu dem freien Verhalten des Menſchen gehörig, in deſſen freien Willen gegründet, moraliſch, im Gegenſatz des phyſiſch, die ſittliche Zureichung und Belohnung. Was durch ein Geſetz verboten iſt, iſt ſittlicher Weiſe unmöglich. Sittlichgut, ſittlich böſe.

Sittlichkeit, Fr. Moralité, die Eigenſchaft eines Gegenſtandes oder einer Sache, da ſie ſich auf das freie

Digitized by Google

Verhalten der Menſchen bezieht und darin gegründet iſt. — So hat das Eſſen und Trinken an und für ſich betrachtet keine Sittlichkeit, weil es zur Befriedigung eines phyſiſchen Bedürfniſſes geſchieht, es kann aber zur Sittlichkeit werden, wenn es über dieſes Bedürfniß hinausgeht und Schwelgerei wird, dann iſt das Verhalten in den Schranken der Ordnung uud Mäßigkeit, Sittlichkeit, und auf dieſe Weiſe verhalten ſich alle Bedürfniſſe des Körpers, ſo wie des Geiſtes; ſ. auch den Art. Leidenſchaften der Menſchen und Thiere, Th. 75. Die Sittlichkeit fordert, ihrem Weſen nach, Allgemeingültigkeit, alſo kann ſie nur aus der Geſetzgebung der praktiſchen Vernunft hervorgehen. Das ſinnliche Begehrungsvermögen hat Glückſeligkeit zum Zweck, das vernünftige Begehrungsvermögen Sittlichkeit; wer alſo nur nach Glückſeligkeit unter der Bedingung der Sittlichkeit ſtrebt, heißt tugendhaft, wer dagegen die Vernunft der Sinnlichkeit unterordnet, laſterhaft. Dem Sittengeſetz geht nicht das Gefühl der Achtung vorher, wie das Gefühl des Bedürfniſſes beim ſinnlichen Begehren, ſondern es wird vielmehr durch das Sittengeſetz ſelbſt erſt bewirkt. Es bringt in dem Menſchen, in ſo fern er ſich dadurch ſeiner als moraliſchen Subjects bewußt iſt, das ſittliche Ehrgefühl, die Achtung ſeiner ſelbſt, als moraliſche Perſon, hervor. Das moraliſche Gefühl als Vermögen, Achtung für das Sittengeſetz zu empfinden, iſt kein beſonderer Sinn, der als Erkenntnißquelle des Sittengeſetzes diente, ſondern es iſt bloß Empfänglichkeit der freien Willkühr für die Bewegung deſſelben durch das moraliſche Geſetz, die man freilich bei jedem Menſchen als Anlage vorausſetzen muß, weil er ſonſt ohne ſie ſittlich todt ſeyn würde. Dieſe Empfänglichkeit kann aber durch Uebung vergrößert und durch Vernachläßigung vermindert werden. — Die Sittlichkeit, als Pro-

Digitized by Google

dukt der Freiheit, iſt des Menſchen eignes Werk; ſie iſt erworben, nicht angeboren. Die Natur hat ſich aber gewiſſer Mittel bedient, um dem Menſchen den Uebergang aus der Reihe der bloßen Naturweſen in die Reihe der freien Intelligenzen zu erleichtern. Dieſe Mittel ſind theils negativ, theils poſitiv. Die negativen Mittel ſind folgende: Der Menſch hat weniger und minder ſtarke Inſtinkte, als das Thier, welche mit der Kultur abnehmen. Poſitive Mittel ſind Gemüthsanlagen, wodurch dem Menſchen der obengedachte Uebertritt erleichtert wird, dahin gehören: das moraliſche Gefühl, als Empfänglichkeit, das Gewiſſen, das Gefühl der Selbſtſchätzung und das ſympathetiſche Gefühl. Dieſe Gemüthsanlagen werden in der Geſellſchaft entwickelt und vervollkommnet. Der Egoismus der Sinnlichkeit erweitert ſich zum Pluralismus immer mehr und mehr durch die Verbindung mit einer Perſon des andern Geſchlechts, durch die Elternliebe, durch Familienverbindung und durch Uebertritt in bürgerliche Verhältniſſe. Auch trägt die Bildung des Geſchmacks, indem ſie den Menſchen durch den Genuß geiſtiger Freuden von dem groben Sinnloſen abzieht, zur Entwickelung der Moralität bei und bereitet dieſe vor. S. auch den Art. Sitte und Sittſamkeit.

Sittſam, Bei- und Nebenwort, von Sitte, und in ſofern es von ſitzen abſtammt und zunächſt den Begriff der Ruhe und Stille hat, wo es jedoch nur von den menſchlichen Sitten, das iſt, dem freien äußeren Verhalten in dem geſellſchaftlichen Leben gebraucht wird, und dem wild, ungeſtüm, rauſchend entgegengeſetzt iſt. Man iſt in dieſem Verſtande ſittſam, wenn man Alles dem geſellſchaftlichen Leben unangenehme und unanſtändige Geräuſch in ſeinem Betragen vermeidet. In weiterer Bedeutung iſt ſittſam überhaupt, den guten Sitten, das iſt, dem anſtändigen

äußeren Betragen in der menſchlichen Geſellſchaft gemäß, in dieſem Verhalten gegründet.

Mir trat mit ſittſamen Geberden
Ein Heer vergoldeter Diener nach, Lichtw.

Beim Ottfried findet man sizzam; er braucht es nicht nur für wohl anſtändig, ſondern in mehr eigentlicher Bedeutung für gemäßigt, ſo daß es jeder heftigen Bewegung entgegenſteht. S. auch oben Sittig, welches ehemals gleichfalls für ſittſam gebraucht wurde.

Sittſamkeit, Fr. Modestie, die Eigenſchaft einer Sache, da ſie ſittſam iſt, in den Bedeutungen des vorigen. Die Sittſamkeit iſt eine der Tugenden, welche hauptſächlich jungen Leuten beiderlei Geſchlechtes ſehr anſteht, beſonders aber dem Frauenzimmer. Der junge Mann tritt in mannichfaltige Verhältniſſe des Geſchäftslebens, wo ſeine von Hauſe mitgebrachte Sitten noch geſchliffen und polirt werden, die Sittſamkeit ſich aber in dem Grade abſtumpft, als er in dem Stande, den er erwählet, mehr der Welt, als dem Zimmer angehört. Ganz anders verhält es ſich dagegen mit der Jungfrau; ſie behält Sitten und Sittſamkeit in der Grundlage ihrer Erziehung bei, weil ſie ſich weniger aus dem elterlichen Hauſe entfernt, und wenn, durch Verhältniſſe gezwungen, ſie irgendwo als gebildetes, gut erzogenes Mädchen eintritt, ſo wird ſie auch immer dieſen Eigenſchaften gemäß behandelt werden; ſie tritt wieder in einen ähnlichen Kreis, wie ſie verlaſſen, und kann ihre Sittſamkeit eben ſo, wie früher, bewahren, ja ſie leihet derſelben unter Fremden wohl einen neuen Glanz; auch iſt es dieſe Tugend, welche das Mädchen am allererſten in denjenigen Stand führt, nachdem ſie doch alle trach-

Digitized by Google

ten. Der Herr Dr. A. F. Salzer *) ſagt über die Vernachläßigung der jungfräulichen Sittſamkeit Folgendes:

Nach dem einſtimmigen Urtheile billiger und erfahrener Beobachter der Menſchen, iſt der Umgang junger Menſchen verſchiedenen Geſchlechts zum Beſten beider Theile gewiß ſehr zuträglich, und wenn dieſer Umgang in den Schranken bleibt, welche Anſtand und Sittſamkeit vorſchreiben, wenn er mit Wahl und Vorſicht geführt wird, wenn der Jüngling durch die bei längerer Bekanntſchaft zunehmende Vertraulichkeit nicht zu kühn, das Mädchen nicht zu nachgebend wird, ſo läßt ſich auch nicht leicht ein Mittel finden, das die Entwickelung der Seelenkräfte beider Theile mehr beförderte, die Sitten milder machte, vor Ausſchweifungen und Laſter beſſer ſchützte, und mehr Glück in die Tage der Jugend legte, als gerade dieſer gegenſeitige Umgang; er kann dagegen aber auch leicht durch Mißbrauch die Quelle werden, aus welcher hernach Bitterkeit für das ganze Leben fließt; er kann der Same werden, aus welchem Tod und Verderben ſprießt. Wenn die Beobachtung der Regeln, welche Sittlichkeit und Wohlſtand vorſchreibt, nach und nach als läſtig und unnöthig angeſehen, und ſo anfangs in Kleinigkeiten, allmählig aber in weſentlichen Dingen, und zuletzt völlig bei Seite geſetzt wird; ſo glaubt der Jüngling nur zu leicht, ſich jede Freiheit herausnehmen zu können, wenn er aber nur vor dem äußerſten Schritte inne hält, das Mädchen, jede dieſer Freiheiten zugeſtehn zu dürfen — und warum ſollte ſie es nicht? ſie iſt ja immer noch tugendhaft! — Wenn man aber den Dorn, welcher die köſtliche Roſe beſchützt, weggenommen, jede Schranke, welcher die Unſchuld beſchirmt, zerbrochen, und nun der Sturm der Leidenſchaft erwacht, keine der Hinderniſſe mehr findet, welche der bürgerliche Wohlſtand ihm entgegenſetzte, und frei und ungehindert auf die jeder Stütze beraubte Tugend loß tobt, was iſt der gewöhnliche Erfolg dann anders, als Untergang

---

*) Beiträge zur Philoſophie des Lebens aus dem Tagebuche eines Freimaurers. Berlin, 1780, in dem Abſchnitte über die ſittliche Bildung einzelner Menſchen, S. 36 u. f.

und Verderben. Jetzt, da die Welt ſich immer mehr und mehr zur Uebertreibung der edlen Freiheit des Denkens hinneigt, da ſo viele nur wenig oder gar nichts als heilig mehr anerkennen wollen, und damit oft mehr, als ſie es glauben, das Gebäude der Tugend untergraben; jetzt nimmt auch Leichtſinn und Verderbniß der Sitten überhand und hauchen ihren giftigen Athem nur zu leicht auch in die reinſten Seelen! Jetzt iſt es daher wohl ein Wort zu ſeiner Zeit, wenn man über weibliche Sittſamkeit redet, die Gefahren zeigt, welche der Unſchuld drohen, und die zu warnen ſucht, die noch auf Warnung horchen. Die junge blühende Schöne, welche jetzt den Kinderjahren entwächſt, durch das Beiſpiel und die reichen Lehren ihrer ſittſamen Mutter ſich täglich mehr ausbildet, und nun mit aller der edlen Einfalt und Sittſamkeit in die größere Welt tritt, durch welche die Schönheit erſt Schönheit wird, wird immer ein Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung ſeyn und oft den verſtockteſten Miſanthropen zum Menſchenfreunde umwandeln. Wohin ſie ſich wendet, leuchten Liebe und Achtung aus jedem Geſichte ihr entgegen. Der Jüngling und Mann ſteht ehrfurchtsvoll zu ihrer Seite und fühlt die hohe Würde, die wie ein unſichtbarer Schutzgeiſt ſie umſchwebt; ihre tugendhaften Geſpielinnen eilen ihr mit offenen Armen entgegen und rühmen ſich ihrer Freundſchaft. Freude und anſtändiger Scherz wird der Ton der Geſellſchaft, worin ein geſittetes Mädchen erſcheint, welche ſich durch ihre Tugenden auszeichnet. Selbſt der Frevler wagt es nicht, in ihrer Gegenwart Frevler zu ſeyn, der Zudringliche wird beſcheiden; der boshafte Spötter zügelt den Lauf ſeines Witzes, und der Wollüſtling ſteht ſtaunend über die Größe der Tugend. Ein beſcheidenes ſittſames Mädchen kennt nicht einmal die Vorzüge, die ſie beſitzt; ſie weiß nichts von der Auszeichnung, die ſie genießt, weil Beſcheidenheit ihr dieſen Vorzug nicht gewähren läßt. Ganz von dieſem verſchieden iſt das Loos eines Mädchens, welches ſich dem herrſchenden Leichtſinne hingiebt, junge flatterhafte Müßiggänger, faſelnde Gecken um ſich duldet, ihr Tändeln und ihren Weihrauch annimmt, und die Liebkoſungen gern hört, die ſie ſich bemühen ihr zu ſpenden. Wenn ſie Männern den Zutritt geſtattet, deren Ruf nicht rein iſt, deren

Digitized by Google

freie Grundſätze über Keuſchheit und weibliche Tugenden man aus Erfahrung kennt oder zu kennen glaubt; ſo ſinkt ſie ſchon dadurch herab, wenn gleich ihre Tugend noch unbefleckt iſt. Ihre Geſellſchaft, die in der Sitteneinfalt und Reinheit geſucht wurde, wird nun läſtig, und von den Müttern ihrer bisherigen Geſpielinnen mit Recht ihren Töchtern für nachtheilig gehalten; denn nichts ſteckt leichter und unmerkbarer an, nichts gewinnt ſchnellere Gewalt über die Seele und Denkkraft, als ſo ein Beiſpiel. Alles zieht ſich nach und nach zurück und ſie argwöhnt nicht, daß ihr Betragen jeden Guten und Edlen zurückſcheucht; ſie ſucht dann die Urſache in dem Neide ihrer Geſpielinnen, und in der Eiferſucht ihrer bisherigen Bekannten und Freunde, und fängt an, dieſe zu verachten, und ſich in der guten Meinung, die ſie bisher von ihnen gehabt, für eine Betrogene zu halten. Sie klagt ihrer neuen Geſellſchaft ihr Unglück und wird von derſelben in ihrer Idee beſtärkt, und ſo zum Menſchenhaſſe geſtimmt, den betrogene Liebe und vermeintlich oder wirklich betrogenes Vertrauen nur zu leicht erzeugt. Das Urtheil der Menſchen wird ihr nun gleichgültig, denn ſie verachtet ſie; und ſo thut und handelt ſie nur nach dem, was ihr ſelbſt für jetzt recht und gut ſcheint; bedenkt aber nicht, daß ſie bei ihrer gegenwärtigen Stimmung der Seele nicht mehr unpartheiiſch urtheilt, ſondern durch ein Glas ſieht, welches Leidenſchaft und Vorurtheil geſchliffen und die Eigenliebe ihr darreicht. Sie will jetzt der Welt zeigen, daß ihr Urtheil ihr gleichgültig ſei; ſetzt daher eine Regel des geſelligen Wohlſtandes nach der andern bei Seite, und glaubt ſich Alles erlauben zu dürfen, wenn ſie nur den letzten Schritt vermeidet; und ſo taumelt ſie ohne Wegweiſer auf dem Wege des Lebens fort, bis ſie früh oder ſpät auf einen ſumpfigen Boden geräth und hinabſinkt. Dieſes Gemälde iſt nicht übertrieben, ſondern wahr, und verdient daher wohl der Beherzigung. Gegen den Leichtſinn finden Vorſtellungen ſelten Eingang, werden faſt von einer jeden für überflüſſig gehalten, als wären die Folgen eine Kleinigkeit, und als wären die Gefahren nicht vorhanden, die doch ſchrecklich im Hinterhalte drohen. Manche junge Schöne, wenn ſie ihr Gefühl für Sittſamkeit einmal abgeſtumpft hat, fängt ſogar an mit an-

Digitized by Google

ſcheinender Philoſophie darüber zu raiſonniren, ſich ein Lehrgebäude aufzuführen, was ihr Haltung genug zu haben ſcheint, um ſich damit einzuwiegen, und der Eitelkeit und den Leidenſchaften zum Deckmantel zu dienen, die ſie ſo gern in ihren eigenen und den Augen Anderer beſchönigen möchte; allein der Grund, auf den ſie baut, iſt unſicher. Das Raiſonnement lautet ungefähr ſo: „Nur die Tugend allein iſt es, worauf es ankommt, nicht der äußere Schein. Die Welt mag über mein Betragen urtheilen wie ſie will; ihr Vorwurf, ihr Tadel trifft mich nicht, ſo lange mein Gewiſſen nicht gegen mich zeugt, ſo lange ich meine Keuſchheit bewahre, und wer wollte mir dieſe zu rauben wagen, wer hoffen hierin glücklich zu ſeyn! Bin ich nicht tugendhaft und ſtark genug, jeder Verſuchung zu widerſtehen, ohne daß ich nöthig habe, mich an alle die läſtigen Regeln zu binden, womit die bürgerliche Geſellſchaft nur die Schwachen hat unterſtützen wollen? Hat das Leben nicht ohnehin unvermeidlichen Zwang genug, um ihn nicht durch freiwilligen vermehren zu dürfen? Warum ſoll ich es mir nicht ſo angenehm machen, als möglich? Nur ſelten finde ich eine Seele, die mich verſteht, und von dieſer ſollte ich mich der Vorurtheile meiner Nebenmenſchen wegen losreißen, ihrem Eigenſinne meine Freuden opfern? Und was würde es mir helfen? Werde ich auch bei der größten Vorſicht den Läſterzungen entgehen können, die gerade da am beſchäftigſten ſind, Stoff zur Verläumdung aufzuſuchen, wo er am wenigſten zu finden iſt?" — Wenn man nun dieſes Raiſonnement, dieſe Scheingründe näher beleuchtet, ſo findet man bald, daß ſie nichts anders, als ein leuchtendes Meteor ſind, das den Wanderer von dem richtigen Wege ablockt und ihn dann ſich ſelbſt überläßt, wenn er in die Einöde und Wildniß gekommen, wo er dann des Lichtes am meiſten bedürfte. Die Unterſuchungen irriger Grundſätze, die unſern Begierden ſchmeicheln, ſind zwar ſelten angenehm, weil ſie die Selbſttäuſchung aufheben, und die Blöße darſtellen, die verwundeten Seiten des Herzens angreifen; indeſſen ſo wie Heilmittel dem kranken Körper, ſo ſind Beleuchtungen jener Grundſätze von dem Lichte der Vernunft für die Seele eben ſo nothwendig, und geben Geſundheit und verlorene Kräfte

Digitized by Google

wieder, wenn das Verderbniß noch nicht zu weit um ſich gegriffen hat und nicht Eigenſinn ſich dem Gebrauche der Heilmittel widerſetzt. — Keuſchheit und ſtrenge Sittſamkeit ſind das Ziel, wonach die Jungfrau, das Mädchen ſtreben muß; allein die Wege, die von dieſen abführen, ſind ſo mannigfaltig, und auch ſo einladend, daß ſehr viel dazu gehört, um nicht einen derſelben zu betreten. Der Mittel, um ſich vor dieſen Abwegen zu bewahren, ſind nur ſehr wenige; das kräftigſte und wirkſamſte Mittel iſt die Vermeidung der Gelegenheiten und das Halten auf Sitte und Wohlanſtand; ſie nur ziehen um den Abgrund des Laſters heilige Schranken, die keiner muthwillig übertritt, ohne ſich der größten Gefahren auszuſetzen. Denn nur zu oft iſt der wärmſte Entſchluß, der beſte Vorſatz für ſich allein. ohne Hülfe von auſſen, zu ſchwach, verliert in der Stunde der Verſuchung nur zu oft ſeine Kraft über die Seele, und ſchwindet hin, wie der Nebel in der Morgenſonne. Wer wagt es in der gegenwärtigen Stunde zu ſagen, wie er in der folgenden denken und handeln wird? Das, was wir jetzt, ſo lange die Vernunft die Oberhand hat, bei kaltem Blute als verderblich und nachtheilig verabſcheuen, erhält vielleicht in wenigen Augenblicken nachher, wenn das Gefühl in uns mächtig aufſteigt, unnennbaren Reiz. Die Vernunft tritt zwar früh oder ſpät wieder in ihre Rechte, würdiget Alles wieder nach ſeinem wahren Werthe; allein dann iſt es oft zu ſpät. Alle Veränderungen der Seele geſchehen durch äußere Eindrücke; nicht auf einmal ſchreiten wir über das mit kühnen Schritten hinaus, was uns bisher achtungswürdig war, und unſer Charakter bildet und verändert ſich immer nur durch einzelne Veränderungen. Wem daher an der Erhaltung ſeiner Tugend liegt, der vermeide ſorgſam jede ihm nachtheilige Gelegenheit; merke ſorgſam auf die kleinſten Bewegungen, die in ſeinem Innern vorgehen, und wende ſtrenge Vorſicht bei allem Thun und Laſſen an, weil er ſonſt Gefahr läuft ſeinen Seelenzuſtand unvermerkt verderben und die Keime des Guten, welche in ihm lagen, erſtickt zu finden. Man gewährt oft junge Frauenzimmer von Kraft und Entſchloſſenheit, welche über die Verſuchungen auf ihre Sittſamkeit reden, und dabei doch das

Digitized by Google

verabſäumen, ohne welches jene Kraft, jene Entſchloſſenheit nur zu leicht in Nichts zerſtiebt. Man gewahrt hieraus, daß ſie die Welt und die Schlingen noch nicht kennen, welche ſie der Unſchuld und Sittſamkeit legt; ſie haben die Gewalt noch nicht erfahren, wenigſtens nicht genug zu ihrem Nachtheile, welche Umſtände, Gelegenheit, Ueberredung und Leidenſchaft über unſer Thun und Laſſen ausüben; ſie betrügen ſich daher mit eitlen Hirngeſpinnſten, flattern wie die Mücke um das Licht, um den täuſchenden Schein, welchen die Freuden der Liebe um ſich her verbreiten; zwar nur anfangs in weiten Kreiſen, aber nach und nach verengert ſie dieſelben. Was ſollte es ihr auch ſchaden? ſie bleibt ja noch fern genug von dem leuchtenden Feuer; zwar ſinkt hier und dort eine von ihren Schweſtern; allein warum ſind ſie nicht auf ihrer Huth; für ſie iſt die brennende Flamme noch fern genug: ſie gewahrt ja die Feuerſäule vor ſich, und iſt gewiß, ihr nicht zu nahe zu kommen, und indem ſie nur ſo vor dem rothen Strahl ſich hütet, wird ſie des unmerklich leuchtenden weitern Brennkreiſes nicht gewahr, geräth hinein, und ſinkt verbrennt, wie ihre Schweſtern zur Erde. Könnte man es der jungen Welt doch laut genug ſagen, daß es auf dem äußerſten Rande, ſelbſt der erlaubteſten Vergnügungen immer ſehr gefährlich zu gehen ſei, daß der Fuß nur zu leicht von der ſcharf abgeſchnittenen Gränze der Tugend in den Abgrund des Laſters hinabgleitet! Dafür iſt aber faſt jedes Ohr ſo lange taub, bis traurige eigene Erfahrung die Wahrheit dieſer Behauptung beſtätiget. Vorzüglich ungern glauben junge Mädchen an dieſen Grundſatz, halten nur zuleicht jede nothwendige Einſchränkung ihrer Freuden für willkürlichen Zwang, ſchätzen Glück und Freude nur zu oft bloß nach der Empfindung des gegenwärtigen Augenblicks, ſehen nicht genug auf die Wirkungen und Beziehungen, welche Denkungsart und That auf ihr zukünftiges Schickſal haben kann und wird; ſie achten nicht auf die Gränzen, über die man nicht hinaus darf, und daß dieſe Gränzen jedesmal um ſo mehr Achtung verdienen, je koſtbarer der Schatz iſt, den ſie beſchirmen ſollen. Die Neigungen der Liebe regen ſich nur zu leicht bei dem Menſchen, und um ſo leichter, je mehr Gelegenheit und Anlaß ſich dazu

findet. Bleibt ein junges Frauenzimmer in den Schranken der Sittſamkeit uud des Anſtandes, ſo fällt der größte Theil dieſer Anläße hinweg. Der Verführer wagt es nicht, ſich ihr auf eine unbeſcheidene Art zu nahen, ſie geräth nicht in Gefahren, von denen es immer ungewiß iſt, ob ſie ihnen glücklich entgehen wird, und die doch auf jeden Fall nachtheilige Folgen für ſie haben; denn je mehr ſie mit dem Gegenſtande, der ſie anfangs ſchreckte, vertraut wird, deſto ſchwächer wird die Beſorgniß, und deſto mehr nimmt die verabſcheuende Empfindung ab. So wie die Furcht aber allmählig ſchwächer wird, ſo verbindet ſich damit auch ſtuffenweiſe immer mehr und mehr ein gewiſſes Gefühl von Sicherheit. Der erwünſchte Ausgang lehrt ſie die Gefahr immer mehr gering ſchätzen, und ſo wagt ſie, in zunehmendem Vertrauen auf ihre Stärke und Kraft zuletzt alles, bis endlich das gewöhnliche Schickſal des verwegenen Seiltänzers ſie trifft — ein unglücklicher Augenblick ihr Tod und Verderben bringt. Vorſicht und Vermeidung allzu genauer Vertraulichkeit im Umgange mit jungen Mannsperſonen iſt daher einem Mädchen nicht genug zu empfehlen, wenn ſie ihre Sittſamkeit bewahren will. Insbeſondere aber ſollte eine jede, der ihre Unſchuld und Tugend noch lieb iſt, ſich vor einſamen Zuſammenkünften mit ihnen ſorgſam hüten, am wenigſten ſie ſelbſt veranſtalten, ſelbſt dann nicht, wenn ſie von dem edlen Charakter des Jünglings ſich überzeugt glaubt; denn auch er iſt Menſch; auch er kann ſich vergeſſen, und dann am erſten, wenn man ihm mit einigen Schritten zuvorkommt. Ehlers ſagt ſehr wahr in ſeinem Werke: Ueber die Sittlichkeit der Vergnügungen, S. 200: „Perſonen von warmer Empfindung dürfen es ſich nicht zutrauen, wie ſehr ſie auch die Tugend lieben, daß ſie in den Schranken einer freundſchaftlichen Liebe werden bleiben können, und daher iſt auch alles ſogenannte Liebeln, oder jede Art der Liebesſcherze, wobei man ſich glaubt, alles, nur nicht die völlige Liebes-Vereinigung erlauben zu können, durchaus nicht als ſittlich gut anzuſehen.“ — Und ferner fügt er an einer anderen Stelle hinzu: „Iſt ein Mann oder eine Frau laulicht in der ehelichen Liebe, oder iſt auf einer Seite gar keine Liebe, wie leicht kann beim Spaziergange, wo-

bei man oft in Hecken gar keine Zeugen hat, die nun in den Dingen nicht mehr ſo ſcheu, nicht den Gatten oder die Gattin liebende Perſon einer anderen Frau oder einem anderen Manne Liebe entdecken oder der Verführung in die Hände fallen, welches nicht geſchehen wäre, und keine Untreue veranlaßt hätte, wenn dergleichen Gemeinſchaft und Spaziergänge nicht ſtatt fänden." — Die Keuſchheit iſt eine köſtliche, aber zarte Blume, wie die unter dem ſüdlichen Himmel erzeugten auf nördlichem Boden. So lange die ſorgſame Hand der emſigen Gärtnerin ſie wartet und pflegt, alles, was ihr nachtheilig werden kann, entfernt und vermeidet, gedeihet ſie; wird aber die Gärtnerin durch den guten Wachsthum allmählig dreiſter, glaubt ſie die bisherige Vorſorge überflüſſig, und ſetzt ſie nach und nach mehreren Gefahren aus, ſo fängt ſie unvermerkt an zu welken, und ſtirbt hin, ehe man es erwarten ſollte, entblättert vom Hauche des Nordens. — Es iſt daher bei einem Mädchen, die ihre Sittſamkeit bewahren will, durchaus nöthig, auch den äußeren Schein zu vermeiden, alſo jeden zu vertrauten Umgang mit einer Mannsperſon zu fliehen; denn wenn ſie auch glücklich, in Rückſicht auf ihre Tugend ſelbſt, allen ihr drohenden Gefahren entkommen iſt, ſo iſt doch ein ſehr wichtiger Verluſt, der Verluſt ihres guten Namens bei einem ſolchen Benehmen vor der Welt, unvermeidlich, und hat auf das Glück des ganzen Lebens die nachtheiligſten Folgen; das Urtheil der Welt iſt keine gleichgültige Sache, und im Ganzen genommen auch bei weitem nicht ſo ungerecht, als es uns in Stunden, wo wir uns gerade dadurch beleidiget fühlen, ſcheint. Wir leben einmal in der bürgerlichen Geſellſchaft unter Menſchen, ſtehen beſtändig mit Menſchen in Verbindung, und bedürfen bei tauſend und abermals tauſend Gelegenheiten ihrer Freundſchaft, ihrer Hülfe. Was ſie über uns denken, ob ſie uns für gut oder ſchlecht halten, kann uns daher nicht gleichgültig ſeyn; denn durch die gute Meinung, welche die Welt von uns hegt, genießen wir unzählbare Freuden, die uns ohne ſie nicht zu Theil werden könnten, ſtiften und erhalten Freundſchaften, die uns theuer und werth ſind, und genießen in geſelliger Fröhlichkeit das Leben, da wir uns ſonſt wie Ordensleute einkerkern, und dem Glücke der Ver-

Digitized by Google

traulichkeit und Mittheilung entſagen müßten. Insbeſondere muß der gute Name einem jeden jungen Frauenzimmer auch aus dem Grunde unendlich theuer ſeyn, weil ſie ohne ihn entweder auf alle eheliche Freuden auf immer Verzicht thun, oder, wenn ſie auch noch eine Verbindung trifft, einem Manne ſich ergeben muß, dem ſie, unter veränderten Umſtänden, ihre Hand gewiß zu jeder Zeit verſagt haben würde. Verachtung deſſen, was andere über uns denken, iſt nicht immer Großmuth, nicht immer Größe und Erhabenheit der Seele, ſondern nur oft nichts weiter, als Leichtſinn oder gar Unverſtändigkeit, und verräth eine Seele, die, wenigſtens zu der Zeit, von blinder Eigenliebe beherrſcht wird, und iſt ſelten etwas anderes, als der ſicherſte Beweis, daß der gute Ruf ſchon verloren iſt. Denn noch hat man kein Beiſpiel, daß ein Frauenzimmer ſeine bürgerliche Ehre mit Vorſatz geringe geachtet, ſo lange es nämlich dieſelbe noch hatte; noch nie es geſehen, daß ein noch ſittſames Mädchen aus bloßer Weisheit gegen das Urtheil ihrer Nebenmenſchen Gleichgültigkeit und Verachtung bewieſen, und ſo aus Grundſätzen der Sittſamkeit entſagt hätte. Nein, dieſe Verachtung kommt erſt immer hinterher; ob es ſich gleich manche überreden möchte, daß ſie, ſtatt der Folge, die Quelle ihres Betragens geweſen.

Der Ruf eines Mädchens hängt nun zwar nicht allein von der Reinigkeit der Sitten ab, auch Zufall, auch Läſterzungen können ihm ſchaden; obgleich dieſes unter hundert Malen, vielleicht nicht einmal der Fall iſt; „denn ein Frauenzimmer, ſagt Campe im Theophron, S. 209, deſſen Ruf befleckt, deſſen Sittſamkeit öffentlich bezweifelt wird, iſt nur höchſt ſelten ganz rein, wenn auch zufälligerweiſe gerade dasjenige, was ihm das Gerücht jetzt nachſagt, wirklich unwahr ſeyn ſollte; es hat immer den üblen Verdacht, welchen es erregt, wenigſtens in gewiſſem Maße verdient.“ Da aber dieſer Fall im Ganzen genommen immer möglich iſt, ſollte er nicht gerade ein Grund mehr ſeyn, aus dem ein jedes Frauenzimmer um deſto ſorgfältiger auf die Erhaltnng ſeines guten Namens Bedacht nehmen, um deſto mehr ſich beſtreben müßte, durch anhaltendes ſittſames Betragen den üblen Gerüchten, die etwa von ihm entſtehen möchten, zu ſteu-

Digitized by Google

ern, und der Welt zu zeigen, daß man ihm Unrecht thue? Die Wahrheit wird, ungeachtet aller Bemühungen, ſie zu unterdrücken, gewiß früher oder ſpäter wieder ihr Haupt erheben, und ſich an ihren Feinden rächen, und das ſittſame Mädchen wird gewiß die Freude haben, mehr als einen Vertheidiger ihrer Unſchuld zu finden, und aus eigener Erfahrung beſtätiget zu ſehen, daß bei einem reinen Wandel der gute Name wohl niedergebeugt, aber nicht zertreten werden kann. In mehr als einer Rückſicht hat demnach ein Mädchen, bloß in Beziehung auf ſein eigenes Wohl, Urſache genug, ſittſam und eingezogen zu leben. Aber auch in Rückſicht auf andere iſt Sittſamkeit Pflicht für ſie; auch gegen ihre Nebenmenſchen hat ſie Verbindlichkeiten, welche ſie durch einen ſittlichen oder unſittlichen Lebenswandel mehr oder weniger erfüllt oder verletzt. Nichts wirkt mehr auf das Herz, als das Beiſpiel; mit Gewalt reißt es fort und giebt dem kaum werdenden, kaum halbgefaßten Entſchluß Kraft zur Ausführung. Nur zu leicht kann daher eine reine unſchuldige Seele durch ſie auf Abwege geleitet werden, nur zu leicht, durch ihr Beiſpiel kühn gemacht, ſich dem Leichtſinne ergeben, von einem Schritte zum andern ihr nachtaumeln, und ſo in den Abgrund des Laſters hinabgleiten, wenn gleich ſie ſelbſt durch ein glückliches Ohngefähr dem jähen Sturze noch bis jetzt entronnen. Nur zu leicht kann ſie vielleicht unfreiwillig, aber doch immer durch die Schuld ihres Betragens den unbeſtändigen Liebhaber von ſeiner Geliebten, den flatterhaften Ehemann von ſeiner ihn liebenden Gattin ablocken, und ſo dieſer Geliebten, dieſer Gattin Wermuth in den Kelch des Lebens ſchütten. Durch den Mangel an Sittſamkeit, muß ſie ſich dann ſagen, habe ich an dem Unglücke einer Schweſter, dieſer ſonſt glücklichen Freundin ſchuld; durch meinen Wandel, durch meine zu freien Grundſätze habe ich ihr Gefühl für reine Sitten abgeſtumpft, und der Verführung den Weg zu ihrem Herzen gebahnt; durch mich und meine Veranlaſſung iſt alles das Verderben über ſie gekommen, unter deſſen Laſt ſie jetzt erliegt! —

Die **Sittſamkeit** iſt in dem gegenwärtigen Jahrhunderts beinahe ganz aus der Reihe der häuslichen

Digitized by Google

und der geſellſchaftlichen Tugenden, beſonders beim männlichen Geſchlechte, geſtrichen worden, theils haben dazu die politiſchen Ereigniſſe, welche Europa im letzten Decennium des verfloſſenen, und in den erſten Decennien des gegenwärtigen Jahrhunderts heimſuchten, und noch heimſuchen, beigetragen, theils hat auch der Luxus, der ſich jetzt überall eingeſchlichen, der häuslichen Erziehung eine andere Richtung gegeben, und Anhänglichkeit, Herzlichkeit, Frohſinn, kurz alle die herrlichen Eigenſchaften, welche die Jugend früher ſo auszeichneten, größtentheils verbannt. Die Eltern, nur mit den mannigfaltigen Vergnügungen und Zerſtreuungen, die ſich jetzt aufeinander thürmen, beſchäftiget, widmen ihren Kindern nicht mehr die Sorgfalt, wenden nicht mehr den Fleiß auf die häusliche Erziehung, als ehemals; halten nicht mehr die Zucht und Sitte, worin ſich unſere Vorfahren ſo praktiſch bewieſen. Die Kinder ſind ſich in vielen Familien ſelbſt überlaſſen, und wenn ſie auch noch unter Zucht ſtehen, ſo iſt dieſe doch ſo lau, wird ſie mit ſo wenig Aufmerkſamkeit betrieben, daß die jungen Leute größtentheils ihren Launen und Einfällen folgen können; daher findet man jetzt die wahre Beſcheidenheit und Sittſamkeit bei jungen Leuten, ſowohl in häuslichen Zirkeln, als auch in Geſellſchaften, an öffentlichen Orten rc., wo es doch ſo ſehr auf das äußere Betragen ankommt, ſo ſelten. Hier, wo man bei unſern Vorfahren dem Alter den Vorrang gönnte, wo man ſo gern auf die Worte, auf die Erzählungen alter erfahrener Leute hörte und lauſchte, führt jetzt die Jugend das Wort und das Alter ſitzt gebeugt und hört auf die Thaten der bartloſen Jünglinge, die ſie in den Klaſſen auf den Schulen oder an anderen Orten verübten, oder ſie miſchen ſich in das Geſpräch über Tagesneuigkeiten, Politik rc., und wo ihnen dieſes nicht vergönnt iſt, da halten ſie ſich auch nicht lange auf, oder wenn ſie dazu gezwun-

Digitized by Google

gen ſind, ſo iſt ihr Betragen unter ſich von der Art, daß man froh iſt, wenn ſie den Zirkel oder das Zimmer verlaſſen. Ein ſolches Betragen kann nun wohl in der Zuſammenkunft mit dem andern Geſchlechte, auf dieſes nicht günſtig wirken; denn ein ſolcher Zimmerheroismus tödtet alle Sittſamkeit, verſcheucht den geſelligen Sinn, und ſtumpft für alle Freuden in häuslichen Zirkeln ab; daher auch wohl die Sehnſucht bei beiden Geſchlechtern nach den öffentlichen Vergnügungen und Zirkeln, weil man ſich hier freier bewegen kann, und nicht der Sittſamkeit zu huldigen nöthig hat; denn hier, wo jeder auf ſeinen Koſten lebt, hat er auch nicht nöthig ſich zu geniren, und braucht nur der allgemeinen Sitte ſich zu benehmen zu folgen, und dieſe iſt oft herzlos genug. Wenn die jungen Männer in den Zirkeln Mädchen anträſen, wie ſie Miſtreß Griffith *) ſchildert, die ganz ihre Weiblichkeit verleugnen, ſo möchte ein ſolches Betragen allenfalls Entſchuldigung verdienen, allein ſo iſt dieſes doch nicht gegenwärtig der Fall; denn die Mädchen haben Spielraum genug, ſich frei zu bewegen, und die ſogenannte Empfindelei findet wenig Eingang und kann ſie auch nicht finden, weil das ſchmachtende Zeitalter vorüber iſt, obgleich dieſes bei allem Böſen, doch auch viel Gutes hatte und Zucht und Sitte eher beförderte, als ſtörte. Miſtreß Griffith ſagt von ihren Frauenzimmern an dem erwähnten Orte: „Es findet ſich zuweilen bei jungen Schönen ein ſonderbarer Leichtſinn im Herzen und in den Manieren, über den ſie, ob ſie gleich noch frei von wirklichen Laſtern ſind, doch jene delicate Empfindlichkeit, welche der Himmel weiblichen Schönen als eine Schildwache zur Bewahrung ihrer Tugend gegeben, faſt gänzlich verloren haben. Die Röthe der Unſchuld, welche die ſichtbare Zeugin von der Beunruhigung ihrer Liebe

*) Moraliſche Aufſätze für junge Weiber, S. 86.

für Wohlſtand und Sittſamkeit ſchon dann iſt, wenn die Seele zu deutlicher Vorſtellung einer bevorſtehenden Gefahr noch nicht einmal erwacht iſt, glüht nicht mehr auf ihren Wangen; ihre Sitten und Manieren ſind unweiblich, wenn ſie auch gleich noch nicht männlich ſind. Vertrauter Umgang mit ihnen iſt der gefährlichſte unter allen; denn die Kühnheit und Wärme ihrer Reden macht ſie nur zu allgemein beliebt, und ſie untergraben durch ihr Beiſpiel nur zu leicht die Stützen der Tugend, ehe wir es einmal für nöthig achten, gegen ihre Grundſätze auf unſerer Huth zu ſeyn.“ Dergleichen gefährliche Heldinnen ſcheinen uns doch jetzt ſelten aufzuſtoßen, eben ſo wenig Weſen, wenigſtens gewiß ſelten, wie ſie Campe in ſeinem Theophron S. 153, ſchildert. „Sie ſind eine Art unglücklicher und für die Welt wenig brauchbarer Weſen, welche ihr Gefühl über die Gebühr verfeinert, und nun, durch überſpannte Hoffnungen und Erwartungen ohne Unterlaß getäuſcht, die Welt für ein Jammerthal halten. In ihren Ausdrücken und Handlungen gehen ſie nie die Mittelſtraße; finden Alles entweder himmliſch, göttlich, oder abſcheulich; ſind in ihren Worten theilnehmend, bezeugen aber wenig Uebereinſtimmung in ihren Empfindungen und Handlungen, quälen oft ihren Gatten mit kaltem Blute, und tyranniſiren ihr Hausgeſinde. Dabei ſind viele ihrer Handlungen in der That ſo edel, ihr ſanftes, Leiden und Güte verkündigendes, Weſen, wirklich ſo ungemein einnehmend, und ihre Sprache, auch über die gemeinſten Gegenſtände, ſo begeiſtert, ſo voll von hohen engelreinen Geſinnungen, daß jede gutartige Seele, beſonders wenn ſie ſelbſt noch jung, gefühlvoll und unerfahren iſt, ſich mächtig davon angezogen fühlt. Vertraulichkeit mit ihnen iſt jederzeit gefährlich, weil ſie ihrer Natur nach nicht lange dauern kann, und weil derjenige, welcher ſich an ſie hängt, nur zu leicht ebenfalls an überſpannten Empfindungen und

Vorſtellungsart Geſchmack findet und ſo ebenfalls elend wird.“ — Auf welche Weiſe kann man nun wohl die Sittſamkeit am beſten bewahren; oder wo iſt die Grenze zwiſchen einem allzufreien und allzuängſtlichen Betragen; wo die Linie zwiſchen dem Steifen und dem Leichtſinnigen, zwiſchen dem Gezierten und dem Sorgloſen? Ein gewiſſer Schriftſteller ſagt hier: „Ein jedes Frauenzimmer muß ſich hüten in ihrem Umgange mit einer Mannsperſon ein Geheimniß zu haben; denn ſobald in ihrem Umgange ein Geheimniß obwaltet, und wenn es auch nach ihrem beiderſeitigen Urtheile, das allerunſchuldigſte wäre, ſo iſt ihre Unſchuld und Tugend unausbleiblich in Gefahr; denn nichts ſchmeichelt dem jungen Manne mehr, als das Vertrauen eines Frauenzimmers, für das er Achtung hat. So lange ſie ihm Vertrauen durch Dinge beweiſet, die keiner von beiden zu verheimlichen Urſache hat, ſo lange gewinnt ſeine Zuneigung, ohne daß ſich ſeine Achtung für ſie vermindert. In dem Augenblicke, da er einen Beweis ihres Vertrauens erhielt, von dem ſein Gefühl ihm ſagt, daß das Frauenzimmer in Verlegenheit gerathen würde, wenn es kein Geheimniß unter ihnen bliebe, ſo kann zwar ſeine Zuneigung dadurch vergrößert werden, allein es miſcht ſich darein auch unausbleiblich die Empfindung, die immer eine Folge davon iſt, wenn wir an einem Andern eine Schwäche entdecken. Wir können dieſe Schwäche ertragen, und uns ſogar, wenn ſie uns zu Statten kommt, darüber freuen, aber wir entdecken ſie nie, ohne von unſerer Achtung für die Perſon etwas zurück zu nehmen. Anfangs berührt dieſe Empfindung vielleicht nur die Seele, wie der ſanfte Wind den Bach auf deſſen Oberfläche er unmerklich hinſtreicht; aber mit der Zeit gewinnt dieſer Eindruck an Stärke, die Hochachtung ſtürzt von ihrem Gipfel herab, und fällt deſto ſchneller, je tiefer ſie fällt; ihr Sturz wird endlich unaufhaltſam, und

Digitized by Google

wenn auf ihr Verſchwinden nicht völlig Verachtung folgt, ſo tritt höchſtens bloß Begierde an ihre Stelle.“ —

Wer die Sittſamkeit liebt ſoll keine Schwachheiten haben, wo iſt aber der Menſch, der dieſe nicht hätte, und wo er Verſuchungen in der Liebe widerſtehen könnte? Man kann allen Verſuchungen in die wir geführt werden widerſtehen. Man hat zu allen Kraft, aber hier, wo alle Seiten des Gefühls berührt werden, da ſcheitert auch die klarſte Vernunft, da beugen ſich Rieſenkräfte, und man will einem Mädchen hier eine Schwachheit böſe deuten, man will einen Stein auf ſie werfen, wo Männerkräfte ſcheitern? Wer ſo böſe oder ſo kalt iſt, hat nicht die Macht der Liebe empfunden, iſt nie von ſeinem Gefühle zum Nachtheile ſeiner Vernunft überwältiget worden. Dies für den kalten Moraliſten; dies für den Egoiſten, der ſich mit ſeiner Standhaftigkeit brüſtet. In der Erziehung liegt nicht allein die Sittſamkeit in cultivirten Staaten, ſondern auch in der Hütung und Bewahrung der Unſchuld. Es iſt den Hütern beizumeſſen, daß ſie ſorglos genug waren, ihren Pfändern der Liebe ſtärkere Grundſätze zuzuſchreiben, als ſie hatten, daß ſie ſolche ſich allein überlieſſen. Ein Schriftſteller ſagt über die Bewahrung und Aufrechthaltung der Sittſamkeit folgendes:

Ehe man einſieht, wie wichtig die Sittſamkeit iſt, muß man erſt ein Bild von der Sache haben, wie hier erfolgt. Sobald ein Mädchen eine Schwachheit für einen ihr zugethanenen Jüngling oder jungen Mann hat, ſo darf ſie ihm das nicht ſagen, denn er merkt es von ſelbſt, weil er ſich ſchon zu ſehr mit dem Andenken an ſie beſchäftiget. Anſtatt aber dadurch in der Meinung von ihrer Unbefangenheit beſtärkt zu werden, erfolgt eine ganz andere Wirkung. Er fängt an eine Vergünſtigung, einen Kuß, welcher ihm früher eingeräumt worden, für eine bloße Kleinigkeit zu halten, und ſie wird es ihm auch, je weniger er Widerſtand von

ihrer Seite findet. Was ſoll er jetzt thun? Es bleibt ihm nur eine zweifache Wahl: entweder den ihm ſo reizend gewordenen Gedanken, daß er ihr nicht gleichgültig ſei, aufzugeben, oder ſich durch richtigere Beweiſe davon zu verſichern. Er müßte nicht gefühlvoller Jüngling ſeyn, wenn er ſich nicht zum Letztern entſchließen ſollte, und geſetzt, er könnte das Erſtere wählen, ſo würde ſie ihn ſelbſt ſehr bald davon zurückbringen, entweder weil es ſie kränkt, ihn kälter, als ſonſt zu ſehen, oder weil er aus ihrem Betragen, aus einem Worte, aus einem Blicke, ſo etwas ſchließen zu müſſen glaubt. Er nimmt ſich alſo eine neue Freiheit heraus, die Weigerung des Mädchens, ihr Erröthen dabei, oder was ihr ſonſt die Unſchuld ihres Herzens eingiebt, iſt ihm Bürge, daß ſie, was er eben wagt, wirklich für wichtiger hält, als was ſie ihm bisher vergönnte. Sein Verlangen wird alſo feuriger. Daß ſein Verſuch ihm mißlingen werde, beſorgt er um ſo weniger, da ihre ſonſtige Schwachheit für ihn, ihm Bürge iſt, daß ſie nachgeben werde, und beſorgte er es wirklich, ſo wird dadurch nur die Heftigkeit ſeines Wunſches vermehrt und ſein Muth verdoppelt. Mit dieſem zweiten Schritte geht es bald wie mit dem erſten, und dieſes neue Geheimniß wird wieder für eine Kleinigkeit gehalten. Die Nachgiebigkeit wächſt jetzt von der Seite des Mädchens, und in eben dem Maaße nimmt von Seiten des Günſtlings die Zuverſichtlichkeit, das Verlangen mehr zu erreichen, und die Dreiſtigkeit zu. Ein Schritt zurück wird niemals gethan; denn was in der Vertraulichkeit einmal eingeräumt worden, darüber iſt ihr Einverſtändniß ſo entſchieden, als wenn es ſich auf die pünktlichſten Verabredungen gründet. Alle folgende Schritte vorwärts geſchehen aber um ſo ſchneller, ſobald nur die Gelegenheit dazu da iſt, und ſie ſehen zuletzt Dinge für Kleinigkeiten an, wogegen ſich kurz vorher ihr ganzes Gefühl empört haben würde. Alles, was das Mädchen dem begünſtigten Jünglinge verſagt, iſt ihm von dem Augenblicke an wichtig, alles, was ihm bis dahin verſtattet wurde, hält er ſogleich für Nichts. Soll er nun den ſüßen Traum aufgeben, worin er ſich gewiegt hatte; ſoll er es für Selbſttäuſchung erklären, daß er

Digitized by Google

der Geliebten etwas werth zu ſeyn glaubte. Er geſteht ihr ſeine Zweifel und Beſorgniſſe; ſie erinnert ihn an die Beweiſe ihres Vertrauens zu ihm; er beruft ſich auf ihr eigenes Geſtändniß, oder nöthiget ſie durch ſubtile Wendungen, ihm einzugeſtehen, daß dieſes Kleinigkeiten waren; er bittet, er fordert, er fängt an durch Vorwürfe und Schmeicheleien das Herz in Bewegung zu ſetzen, ihre Gegengründe zu beſtreiten und inniges Mitleid zu erregen, wenn er nicht ſeine Uebermacht zu gebrauchen wagt; nun kommt Gelegenheit, Uebereilung, leidenſchaftliche Gluth, zufällige Veranlaſſung und dergleichen hinzu, ſo wird das ganze ſchöne Gebäude der Phantaſie erſchüttert, worin ſich die Unſchuld gerettet glaubt. So iſt der Gang der Sache, wenn die Sittlichkeit aus den Schranken tritt. Es iſt daher kein beſſeres Mittel die Unſchuld und Tugend mit völliger Sicherheit zu beſchirmen, als der feſte Entſchluß ſich durchaus auf kein Einverſtändniß im Umgange mit dem andern Geſchlechte einzulaſſen. Iſt dieſer Entſchluß ſtark genug geworden, ſo wird er, von der edlen Schamhaftigkeit unterſtützt, dem Blicke und den Worten des Mädchens eine Würde ertheilen, die ihrer Perſon auch dem ärgſten Verführer durchaus unverletzlich macht und ihr Herz auch vor dem mindeſten Hauche thörichter Leidenſchaften bewahret. Völliger Genuß des Lebens iſt nur da möglich, wo die Seele für jede Freude offen bleibt, wo keine geheimen Vorwürfe, keine Sorgen, keine ängſtlichen Erwartungen, keine Beſorgniſſe getäuſchter Hoffnungen das Herz einſchränken. Je größer die Unbefangenheit des Herzens iſt, deſto mehr kann es ſich jedes ſchuldloſe Vergnügen aneignen, deſto voller es ſchmecken. Geht ſie ins Freie, ſo kann ſie alle Schönheiten der Natur um ſo reiner empfinden, auch wirkt dieſe mit der ganzen Fülle ihrer Kraft auf ſie. Sitzt ſie am Clavier, am Fortepiano, ſo dringt die Harmonie des einfachen Liedes ihr ins Herz, und ihre Stimme iſt die Dollmetſcherin ihrer reinen Empfindung. Iſt ſie in Geſellſchaft, ſo macht ihr jeder züchtige Scherz, jede witzige Wendung, jede feine Bemerkung einen frohen Augenblick. Hat ſie ein belehrendes und angenehmes Buch in der Hand, ſo fühlt ſie Alles, was ſie lieſet,

Digitized by Google

rein, und verfolgt, ohne von Phantaſien unterbrochen zu werden, mit Nachdenken, was ihr intereſſant iſt. Iſt ſie mit häuslicher Arbeit beſchäftiget, ſo geräth ihr Alles, weil ihr Geiſt dabei gegenwärtig iſt, und jedes vollendete Werk macht ihr Freude. Wohin ſie ſich wendet genießt ſie Achtung und Zuneigung; denn das Bewußtſein ihrer Unſchuld iſt ihr Bürge, daß ſie nichts anderes verdient habe. Sie denkt an die Zukunft, iſt aber ihrentwegen unbeſorgt; denn ihr Gefühl ſagt ihr, daß ſie ſich eines glücklichen Schickſals nicht unwürdig macht. Im entgegengeſetzten Fall empfindet ſie ganz das Gegentheil. S. auch den Art. Sitte und Sitteneinfalt.

Situationsplan, in der Kriegskunſt, die Zeichnung eines Terraintheils, mit Berückſichtigung der militäriſch wichtigen Gegenſtände, wobei man ſich denſelben als eine ebene Horizontalfläche denkt, auf der alle Gegenſtände ſo dargeſtellt ſind, als ſie unſerm Auge erſcheinen würden, wenn es ſich über jeden Punkt dieſer Fläche ſenkrecht erhoben befände, und es zeigt daher ein ſolcher Plan nur die Umriſſe der geſammten Gegenſtände an. In den militäriſchen Schriften findet man folgendes als Vorübung zur Zeichnung militäriſcher Situationspläne angeführt. Man braucht zum Planzeichnen Federn mit zweierlei Schnitt zu den ſtarken und zu den feinen Linien. Der erſte Schritt zu den Vorübungen beſteht darin, ſich auf einer vorgezeichneten Bleylinie mit der erſten Federart mit grobem oder ſtarkem Schnitte in Ausziehung einer überall gleich ſtarken Tuſchlinie zu üben. Da man nun aber eine lange Linie nicht bis zu ihrem Ende, ohne abzuſetzen, fortziehen kann, ſo müſſen dabei folgende Punkte beobachtet werden: 1) muß man die Feder beim Abſetzen ſanft und ſenkrecht in die Höhe ziehen; 2) muß beim Wiedereinſetzen kein weißer Zwiſchenraum bleiben; 3) muß man bei demſelben nicht gleich mit der Feder zu ſtark aufdrücken, und 4) muß man etwas oberhalb des Abſetzungspunktes mit der Feder wieder anfangen, und ohne aufzudrücken

Digitized by Google

leiſe fortziehen. Kann man nun dieſes bei geraden und ſanft gebogenen Linien bewerkſtelligen, ſo wähle man ſtärker gekrümmte Linien und ſehe vorzüglich dahin, daß die ganze Breite der Federkuppe immer ſenkrecht auf den verſchiedenen Richtungen der Linie liege, damit ſie nicht ungleich ſtark wird. Alles, was von den ſtarken Strichen geſagt worden, gilt auch von den feinen, nur daß man hier noch behutſamer verfahren muß. Man geht hierauf zu den punktirten Linien fort, und beobachtet dabei, daß ſowohl bei allen runden, als bei allen länglichten Punkten, die Entfernung, Länge und Stärke derſelben, ſich ſtets untereinander gleich bleiben muß. Dann ziehe man ſowohl feine, als punktirte Linien, zuerſt in ſanfte, dann in ſtärker gekrümmte Linien, in verſchiedenen Entfernungen, parallel, und beobachte hierbei die größte Genauigkeit. Nach der Vollendung dieſer Uebung geht man zum Schraffiren mit der Feder fort, indem die Striche ſtets gleich ſtark und gleich weit von einander entfernt gemacht, und bald horizontal, bald vertikal, bald nach der rechten, bald nach der linken Hand geneigt, gezeichnet werden. Wenn dieſes aus freier Hand gut eingeübt iſt, ſo zieht man geſchloſſene Umriſſe, ſchraffirt jedes Quadrat nach einer andern Richtung, und hütet ſich dabei vorzüglich vor dem Ueberfahren der Striche. Uebrigens müſſen ſämmtliche Felder gleich ſtark gehalten werden; es wird dann das Zeichnen der Dämme, nach der völligen Entfernung dieſer Uebungen, keiner Schwierigkeit mehr unterworfen ſeyn. Man übe ſich nun im Punktiren einzelner Felder uud ſehe vorzüglich dahiu, daß die Punkte rund, gleich ſtark und gleich weit von einander entfernt gemacht werden. Um indeſſen die Sandfelder auf ſchwierigen Plänen von den Stadtvierteln uuterſcheiden zu können, ſo läßt man leztere, rund um von dem Umriſſe aus, an Schwärze nach der Mitte zu abnehmen. Jezt wären nun die hauptſäch-

Digitized by Google

lichſten Vorübungen mit der Feder beendiget. Man übe ſich nun auf das Zeichnen der kleineren Charaktere und beobachte dabei, daß ſie ſämmtlich ſenkrecht auf dem untern Rande des Planes ſtehen. Die Häuſer können bei ſignirten Dörfern ſtehen wie ſie wollen, und müſſen nur gleich ſtark und ſcharfkantig gemacht werden, weil dieſes ſehr viel zur Verſchönerung einer Zeichnung beiträgt. Verſchiedene Baumarten trifft man nur auf ökonomiſchen Karten an, in den militäriſchen bemerkt man ſie nur als Bäume im Allgemeinen, und macht höchſtens den Unterſchied zwiſchen Obſtbaum-, Laub- und Nadelholz. Bei dem Laubholze ſind in dieſem Falle drei Arten anzugeben, nämlich diejenigen, welche Holz zu Faſchinen liefern, und diejenigen, welche nur als Stammholz zu benutzen ſind, oder beides vereinen. Da es oft in Situationsplänen nothwendig iſt, mit der Reißfeder umzugehen, ſo muß man ſich zuerſt in Ziehung einzelner Linien üben, indem man ſolche bald ſtark, bald fein, immer dichter zuſammen zieht, und die Entfernung der Linien durchgehends gleich groß annimmt. Zu dieſem Zwecke halte man das Lineal mit den zwei oder drei letzten Fingern der linken Hand feſt, und bewege das Dreieck mit den übrigen Fingern derſelben auf und ab. Dabei muß die Reißfeder von außen ſtets rein erhalten, weil man ſonſt leicht Flecke macht, und das Auge an ein richtiges Schätzen der Diſtanzen gewöhnt werden. Hat man es hierin zu einiger Fertigkeit gebracht, ſo ziehe man eine beliebige geſchloſſene Figur und ſchraffire dieſelbe dergeſtalt, daß 1) alle Striche gleich ſtark und gleich weit von einander entfernt ſind; 2) laſſe man dieſe Striche ſämmtlich mit dem obern oder untern Rande des Planes parallel laufen, und 3) ſo, daß keine Linie über, aber auch jede bis an den Umriß gezogen und das Zuſammenlaufen derſelben verhindert wird. Aus der eben gegebenen Erklärung eines Situationsplans erhellt, daß alle ſchief gegen die

Digitized by Google

Horizontalfläche fallenden geraden und krummen Ebenen ſo dargeſtellt werden müſſen, als ſie ſich dem ſenkrecht über jeden Punkt erhabenen Auge zeigen würden; man muß daher alle dieſe ſchiefen Ebenen auf die Horizontalebenen verſetzen, welches durch die Projection geſchieht.

Die Austuſchung der Situationspläne geſchieht wie folgt: Zuerſt nehme man ſchwarze Farbe, wozu man gute ſchwarze ins Rothbraune ſpielende Tuſche nimmt, ſolche auf einer mattgeſchliffenen Glasſcheibe oder einem Reibeſtein von Porphyr ꝛc. ſanft mit einem dazu paſſenden Läufer von Glas reibt, und wenn ſie getrocknet iſt, ſo reibt man ſie wieder mit dem Finger und reinem Waſſer auf, damit ſich der Tuſch feiner auflöſe und nicht ſo leicht körnig werde; dann dieſelbe ſo lange verdünnt, bis ſie die gewählte Schwärze erhalten hat. Dieſe Farbe gebraucht man nur zur Anlegung der Wälder; die lichten und die ganz verwachſenen unterſcheidet man dadurch, daß man die erſtern ganz blaß anlegt, und die letztern noch mit etwas ſtärkere Tuſche punktirt. Um Geſtrippe zu bezeichnen, macht man viele einzelne Punkte mit dieſem Tuſche und giebt ihnen auf der rechten Seite einen ſtarken Schattenſtrich. Dann gebraucht man dieſe Farbe auch um auf illuminirten Plänen die Schatten an den Flüſſen und Dämmen anzulegen. — Die blaue Farbe, aus blauer Tuſche präparirt, gebraucht man dunkel beim Schatten der doppelten Flüſſe, Teiche und Seen, ſo wie zum Schraffiren der horizontalen Waſſerbogen bei den Moräſten und ſumpfigten Wieſen; die blaßblaue Farbe dagegen, die man aus demſelben Tuſche, nur verdünnt, oder mit etwas geriebenem Cremnitzerweiß verſetzt, dient zum Anlegen der doppelten Flüſſe, Seen und Teiche. — Die grüne Farbe beſteht aus einer Miſchung von $\frac{3}{4}$ aufgelöſetem Gummi Gutte und $\frac{1}{4}$ aufgelöſetem Grünſpan, und wird zur Anlage von

Wieſen, Moräſten und Hütungen gebraucht. Das Gelbgrüne, aus ¼ Gummi Gutte und ¾ Grünſpan beſtehend, dient zur Anlegung von Gärten und Dörfern. — Zur gelben Farbe nimmt man Gummi Gutte zur Anlegung von Saatfeldern, er muß aber ſehr verdünnt und dazu Ochertuſch oder aus gelbem Ocher bereiteter Tuſch geſetzt werden. — Die braune Farbe bereitet man aus rothbraunem Tuſche, oder auch aus Kaffeeſatz; ſie dient zur Anlegung der Fußſteige, einfacher Feldwege und Lehmgruben, die nachher punktirt werden, etwas ſtark aufgetragen; bläſſer dagegen zu den Wegen, Heerſtraßen, Chauſſeen und Dämmen. — Die rothe Farbe bereitet man entweder aus reinem Carmin oder halb aus Zinnober und halb aus Lack oder Carmin. Die blaßrothe gebraucht man bloß um Städte anzulegen, die dunkelrothe zu den einzelnen Gebäuden, maſſiven Häuſern, Brücken, Mühlen und andern kleinen Gegenſtänden.

Die Schrift zur Bezeichnung der Gegenſtände des Plans, beſteht entweder aus der ſtehenden oder liegenden, oder ſchrägen und geraden engliſchen Planſchrift. Jede Planſchrift zerfällt, ihrer Höhe nach, in vier Hauptabtheilungen: die größte zur Ueberſchrift des Plans in der Beſchreibung der Städte, Seen und Ströme; die zweite, die ungefähr ⅔ von der Höhe der vorigen beträgt, dient zu den Namen der Dörfer, Truppencorps, mittlerer Seen, Flüſſe, Wälder und Moräſte. Die dritte beträgt ½ von der Höhe der erſten, zum Beſchreiben der kleinen Flüſſe, Wälder, Moräſte und Seen, ſo wie der Klöſter, Kanäle, Chauſſeen, Vorwerke, Heerſtraßen, Gärten, Wieſen, Berge und des Maaßſtabes; die vierte Abtheilung beträgt ½ der vorigen oder ¼ der erſteren; ſie wird zu drn Namen der kleinen Flüſſe, Bäche, Teiche, Mühlen, einzelner Regimenter, oder Bataillons, Feldwege,

Fußſteige, Kirchen, einzelner Häuſer und aller übrigen, kleineren Charaktere gebraucht.

Das Auszeichnen ſelbſt geſchieht auf folgende Weiſe. Sobald ein Plan entworfen worden, ſo ziehe man zuerſt die doppelten Flüſſe und Seen; dann die Truppen, Städte, Dörfer, Dämme, Heerſtraßen, Chauſſeen, und endlich die doppelten Wege und Umriſſe der Gärten und Weinberge, nebſt allen übrigen kleinen Charaeteren aus. Dann reinige man innerhalb aller anzulegenden Flächen den Plan von den Bleylinien, und lege nun nach folgender Ordnung an: 1) Die Truppen, Wälder, breiten Flüſſe und Seen; 2) die Wieſen, Gräben und Sümpfe; 3) die Städte und Dörfer; 4) die Sandflächen und Weinberge; 5) die kleinen doppelten Flüſſe und Teiche, die doppelten Wege, Chauſſeen, Heerſtraßen und Lehmgruben; 6) die Mühlen, einzelnen Gebäude, Forſthäuſer und alle übrigen kleinen Gegenſtände. Nachdem alle Farben gehörig getrocknet ſind, ziehe man die einfachen Flüſſe, Bäche, Wege, Fußſteige, Kirchen, Häuſer, Windmühlen, Weinberge und alle übrigen Gegenſtände aus, die dem Anlegen, wegen des Auslaufens der Tuſche hinderlich waren; dann erſt lege man alle dieſe an. Dieſem folgt das Schraffiren der Waſſerlagen in den Sümpfen, die Anfertigung des einzelnen Strauchwerkes, der Alleen und Bäume. Bei der jetzigen Art, Berge zu zeichnen, iſt es vortheilhaft die Häuſer ſämmtlich dunkelroth zu machen, und im Fall die maſſiven von den nicht maſſiven unterſchieden werden ſollen, letztere dunkelbraun, oder rothviolett anzudeuten.

Situationszeichnung, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Sitz, von dem Zeitworte ſitzen. 1) Die Handlung des Sitzens, der Zuſtand, da man ſitzt; nur in einigen figürlichen Bedeutungen: Sitz und Stimme in

einem Collegio haben; Sitz auf dem Rathhauſe, in der Kammer, in der Akademie, in der Deputirtenkammer, im Parlament rc. haben. Man ſagt aber auch im gemeinen Leben: zehn Thaler in einem Sitze verſpielen. — 2) Der Ort, wo man ſitzt, worauf man ſitzt, von ſolchen Körpern, welche zum Sitzen dienen. Der Sitz eines Stuhls, die Fläche, worauf man ſitzt. Der Theil des Körpers, womit man ſitzt, heißt das Gefäß. In weiterer Bedeutung ein jeder Ort, ein jedes Werkzeug, worauf oder wo man ſitzt, ſo daß es ein allgemeiner Ausdruck iſt, welcher die beſonderen Arten als Thron, Stuhl, Seſſel, Bank rc. in ſich ſchließt. In der Allee ſind hin und wider Sitze angebracht. Die Sitze in den Kirchen, Deputirtenkammern, Reichsverſammlungen, Schauſpielhäuſern rc. Keinen Sitz in einer öffentlichen Verſammlung mehr bekommen können. Die harte Erde, ein Stein war mein Sitz. Bei den Jägern heißt der Ort, wo ſich das Rothwildpret niederläßt, der Sitz. — Auch in einigen figürlichen Bedeutungen des Zeitworts ſitzen. Beſonders der Art, wo man ſeinen dauerhaften Aufenthalt hat. Seinen Sitz in einem Orte haben, aufſchlagen, ſich daſelbſt niederlaſſen. Wien iſt der Sitz des Römiſchen Kaiſers. Die alten Deutſchen hatten ihren Sitz am ſchwarzen Meere. So auch Wohnſitz, Rittersitz, Landsitz, Wittwensitz rc.

Sitz, beim Stuhlmacher, der Rahmen eines Stuhls, Kanapees, Sophas rc., welcher auf den Unterſtuhl zu liegen kommt und entweder beſchlagen oder gepolſtert wird. Im erſten Falle wird der Sitz zuerſt auf ſeinen vier Theilen, die nur aus dem Groben zugeſchnitten und behobelt ſind, und aus dem Unterriegel, Hinterriegel und den beiden Tiefriegeln, be-

Digitized by Google

ſtehen, zuſammengeſetzt und geleimt. Dann werden die Löcher zum Rohrflechten eingebohrt; ehe aber die Riegel feſtgeleimt werden, legt man ſolche zuſammengeſetzt an ihren Ort auf den Unterſtuhl, zeichnet nach Maaßgabe der Riegel des Unterſtuhls die innere Schweifung der Riegel des Sitzes nach einem getreuen Augenmaaße ab, nimmt die Riegel wieder auseinander und ſchweifet ſie mit der Rundſäge aus. Man hilft nun dieſer Schweifung mit dem Schnittmeſſer nach und ebnet ſie mit der Raspel. Dann wird der Sitz zuſammengeleimt und mit Rohr beflochten. Nachdem er beflochten worden, wird er nach Maaßgabe der innern Schweifung mit der Rundſäge auch äuſſerlich ausgeſchweift, mit dem Schneidemeſſer geebnet, und ihm auf dem ganzen Umfange ein Geſimſeſtab ertheilt. Jetzt wird der Sitz auf dem Unterſtuhle aufgeleimt und mit den Leimzwingen angeſchraubt, wird aber der Sitz gepolſtert, ſo geſchieht ſolches auf dem Unterſtuhle; ſ. Polſter, Th. 114, S. 604, und unter Stuhl und Stuhlmacher.

Beim Sattler iſt der Sattelſitz an einem Sattel der eigentliche Sitz von Leder, der unter den Grundſitz zu liegen kommt. Bei einem Deutſchen Sattel iſt er ziemlich breit und nach der Größe der Stege des Sattelbaums zugeſchnitten. Er iſt nach Beſchaffenheit der Güte des Sattels bald von einem ſchlechteren, bald von einem beſſeren Leder, oder auch von Sammet und Plüſch. Gewöhnlich ſind zwei Leder über einander, unten ein ſchlechteres, oben ein beſſeres, und dieſe werden vor der Befeſtigung etwas mit Wolle ausgeſtopft und durchgenähet. Man ſtopft nämlich mit einer gewöhnlichen Schneidernadel auf jeder Seite des Sitzes von der Mitte an, mehrere Näthe ſchräg hinab, ſo daß die ſämmtlichen Näthe auf jeder Seite parallel laufen, etwa einen guten Zoll von einander abſtehen, und eine Pfeife bilden; dann wird der Sitz

Digitized by Google

an den Taſchen mit einer ſichtbaren Nath angenähet, damit ſie recht in die Augen fällt. S. auch den Artikel Sattel, Th. 136, S. 656.

Beim Dachdecker, beſonders beim Schieferdecker, der Sitz, worauf der Arbeiter ſitzt, um das Dach zu decken. Da die Schieferdächer, beſonders an Thürmen, ſehr ſteil ſind, ſo bedient ſich der Decker eines Knotenſeils, woran ein Seſſel befeſtiget iſt, der aus einem viereckigten Brette beſteht, welches an dem Vorderrande einen halbrunden Ausſchnitt hat, worin der Decker die Füße hängen läßt. Durch die vier Ecken des Brettes ſind lederne Rieme gezogen, die ſich oben zuſammen in dem Ringe des Hakens oder einer Klammer vereinigen, und mit welchem der Seſſel an das Knotenſeil gehangen wird. Das Knotenſeil iſt an dem Dache befeſtiget und vermittelſt der Knoten kann er auf dem Seile immer höher ſteigen, und ſeinen Seſſel höher anbringen oder einhängen, welches aber ſehr langſam geſchehen muß; erſt einen Steigbiegel, hernach den anderen, und wenn er den erſten höher eingehangen hat, ſo tritt er in denſelben und hängt hernach den zweiten auch höher, und zuletzt auch den Seſſel. S. auch den Artikel Schieferdach Th. 142, S. 450.

Sitz, (Bock=), an dem Unter=Geſtell einer Kutſche, ſ. Th. 57, S. 289 u. f., und 396.

—, beim Dachdecker, ſ. oben, unter Sitz.

— (Garten=), eine Bank von Raſen, Holz, Stein ꝛc., in einem Thier=, Luſt= oder Blumengarten; ſ. auch unter Bank Th. 3.

— Grund=), des Sattels, ſ. oben, S. 561.

— beim Jäger, ſ. oben unter Sitz, S. 560.

— (Kirchen=), ſ. Th. 38, S. 774 u. f.

— (Kutſcher=), ſ. Th. 57, S. 389.

— (Land=), ſ. Landgut und Landhaus, Th. 59, S. 464 u. f.

Digitized by Google

Sitz (Polſter=), gepolſterter Sitz, ſ. unter Polſter, Th. 114, S. 604 u. f.

— (Ritter=), ſ. Th. 125.

— (Ruhe=), nicht nur ein Sitz, das heißt, ein Stuhl, Sopha, eine Gartenbank ꝛc., worauf man, von Spaziergängen ermüdet, auszuruhen pflegt; ſ. auch unter Ruhe, Th. 128, ſondern auch ein Haus, ein kleines Landgut ꝛc., worin oder worauf man den Ueberreſt ſeiner Tage der Ruhe pflegt. So war Ermenonville im Departement der Oiſe in Frankreich Rouſſeau's Ruheſitz. So haben viele Fürſten und Fürſtinnen ihre Ruheſitze, wie z. B. die Oerter Amalienruh u. a. andeuten.

— (Sattel=), ſ. den folgenden Artikel.

—, beim Sattler, ſ. oben, unter Sitz, S. 561.

— (Sommer=), das Landhaus, Landgut, worauf man ſich den Sommer über aufzuhalten pflegt; ſ. Sommerſitz.

— (Sperr=), ſo viel als ein geſperrter oder abgeſperrter Sitz in den Schauſpielhäuſern ꝛc., ſ. Sperrſitz.

—, beim Stuhlmacher, ſ. oben, unter Sitz, S. 560.

— (Winter=), das Schloß oder der Pallaſt in einer Stadt, wo ſich ein Großer im Winter aufzuhalten pflegt; ſ. Winterſitz, unter W.

— (Wittwen=), ein Ort in der Stadt oder auf dem Lande, der einer Wittwe aus einem der erſten Stände zum Aufenthaltsorte angewieſen worden; ſ. Wittwenſitz, unter W., und unter Leibesgedinge, Th. 70, S. 682 u. 705.

— (Wohn=), der Ort, woſelbſt man ſeinen Aufenthalt nimmt, der Wohnort; im engeren Verſtande das Haus, worin man wohnt; ſ. Wohnſitz, unter W.

Sitzanker, beim Ankerſchmid und in der Schifffahrt, ein großer ſchwerer Schiffsanker, der beſtändig auf einer Rhede oder in einem Hafen liegen bleibt,

Digitized by Google

damit er daſelbſt zum Buchſiren der Schiffe dienen könne.

Sitzarbeit, im gemeinen Leben, Arbeiten, die ſitzend oder im Sitzen verrichtet werden, wozu nicht nur die Gewerbe, Handthierungen vieler Handwerker und Künſtler gehören, wie z. B. das Handwerk der Schneider, Schuhmacher, Weber, Handſchuhmacher ꝛc.; die Kunſt der Uhrmacher, Formſchneider, Holzſchneider, Kupferſtecher, Miniaturmaler ꝛc., ſondern auch und insbeſondere die weiblichen Handarbeiten, wie das Nähen, Stopfen, Stricken, Tambouriren, Schneidern ꝛc. gehören. Schädlichkeit des Sitzens, ſ. Th. 72, S. 367 u. f.

Sitzart, die Art des Sitzens oder in welcher Stellung oder Körperbeugung ſolches geſchieht, auf welche Weiſe man ſitzt; z. B. auf einem Seſſel, auf der Hucke, auf einem Pferde ꝛc. ꝛc.; ſ. auch Sitzen.

Sitzbank, eine Bank zum Sitzen, zum Unterſchiede von der Schlaf-, Waſch-, Hobel- ꝛc. Bank. Die Zuſammenſetzung iſt etwas uneigentlich, weil man unter Bank immer ſchon ein Geräth zum Sitzen verſteht, jede andere Bank aber erſt durch den Zuſatz verſtändlich wird, wie Hobel-, Schlaf- ꝛc. Bank.

Sitzen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches in einer doppelten Hauptbedeutung üblich iſt. 1. Sich geſetzet haben, das iſt, diejenige Stellung wirklich haben, da man den Leib auf den Hintern niederläßt, und ihn alſo zur Ruhe bringt, zum Unterſchiede von dem Stehen und Liegen; in welcher Bedeutung die Oberdeutſchen es mit dem Hülfsworte ſeyn, die Hochdeutſchen aber mit haben verbinden. 1. Eigentlich. Wir ſitzen ſchon. Bleiben ſie ſitzen, ſtehen ſie nicht auf. Auf einem Stuhle, auf der Bank, auf dem Sopha, auf dem Bette, auf der bloßen Erde, auf dem Pferde ſitzen. Gut zu Pferde ſitzen, im Reiten einen guten Anſtand haben. Wir haben

den ganzen Tag geſeſſen. Bei Tiſche ſitzen, das iſt ſpeiſen, auſſerdem ſagt man: am Tiſche oder vor dem Tiſche ſitzen. Am Ofen, an der Wand, im Fenſter, in der Thür ſitzen. Bei oder neben Jemanden ſitzen. Oben an, unten an ſitzen. Einem zur Rechten ſitzen. Sich müde ſitzen. Auf eben die Art wie der Menſch, ſitzt auch der Hund, die Katze ꝛc. Das Geflügel aber ſitzt, wenn es ſich auf die Bruſt und den Bauch niederthut. In engerer Bedeutung iſt auf den Eyern ſitzen, und oft nur ſitzen ſchlecht hin, ſo viel als Brüten.

2. In weiterer und figürlicher Bedeutung, (1) In einigen Fällen braucht man dieſes Zeitwort von ſolchen Verrichtungen, welche ſitzend geſchehen, da es denn zuweilen auf beſondere Art conſtruirt wird. Dem Maler ſitzen, ſich malen laſſen, weil man dabei ſitzt. Beichte ſitzen, ſitzend die Beichte der Beichtväter anhören. Einem Beichte ſitzen. Auf eine ähnliche Weiſe ſagt man im Niederdeutſchen: Recht ſitzen, das Gericht hegen oder halten. Die bibliſchen Redensarten zu Gericht oder am Gericht ſitzen, Gericht halten, ſind im Hochdeutſchen veraltet. Man ſagt aber wohl mit im Rathe ſitzen, mit im Gerichte ſitzen, mit in der Commiſſion, mit in der Deputirtenkammer ſitzen, ein Glied eines ſolchen Collegiums ſeyn, weil ſolches ſein Amt ſitzend verwaltet. In engerer Bedeutung iſt der ſitzende Rath, nicht allein der verſammelte Rath, ſondern wo das geſammte Raths-Collegium in zwei oder drei Klaſſen getheilt iſt, wovon alle Jahre eine an die Regierung kommt, da iſt der ſitzende Rath die zweite Klaſſe, welche gerade die Regierung hat; daher auch der ſitzende Bürgermeiſter, der regierende. (2) Ehemals brauchte man es auch für wohnen, ſeinen dauerhaften Aufenthalt an einem

Digitized by Google

Orte haben, in welchem Verſtande es aber veraltet iſt; dagegen bedeutet es in manchen Fällen noch ſich in einer mit Ruhe, mit Mangel an Bewegung verbundenen Art des Zuſtandes befinden. Immer zu Hauſe ſitzen, nicht aus dem Hauſe gehen. Immer über den Büchern ſitzen. Im Kothe ſitzen bleiben oder ſtecken, nicht aus dem Kothe können. Auf Rechnung ſitzen, einem Amte auf Rechnung vorſtehen, ſo daß man dem Eigenthümer die Einnahmen und Ausgaben berechnet. Er ſitzt warm, im gemeinen Leben, er befindet ſich in einem guten Wohlſtande. Stille ſitzen, nicht wirkſam ſeyn, nicht handeln. Im Gefängniſſe oder gefangen ſitzen, ſich im Gefängniſſe befinden, wofür man auch nur ſitzen ſchlecht hin ſagt. Schulden wegen ſitzen, das iſt, gefangen. Auf den Tod ſitzen, wegen eines Verbrechens, welches den Tod verdient. Sitzen laſſen, bedeutet theils ohne ſeinen Willen zurück laſſen, theils auch mit ſeinem Willen, z. B. ein Mädchen ſitzen laſſen, ſie nicht heirathen, wie man verſprochen. Es kommt bei vornehmen Herren nicht darauf an, ihre Weiber ſitzen zu laſſen und ſich mit andern zu ſchleppen. Viel Geld im Spiele ſitzen laſſen. Die Belagerer haben viele Mannſchaft vor der Stadt ſitzen laſſen. Sitzen bleiben, wider ſeinen Willen unverheirathet bleiben, von dem weiblichen Geſchlechte. (3) Von lebloſen Sachen oder Gegenſtänden gebraucht, bedeutet es oft, theils ſich auf eine dauerhafte Art an einem Orte befinden, theils nur überhaupt ſich an einem Orte befinden. (a) Eigentlich. Der Hut ſitzt nicht feſt. Das Brett ſitzt feſt, ſitzt locker. Es ſitzt vieler Schleim auf der Bruſt. Es ſitzt ihm auf der Bruſt. Hier ſitzt mirs, hier fehlt mirs. Die Schuld nicht auf ſich ſitzen laſſen. Der Nagel

ſitzt ihm im Kopfe, er iſt ſtolz, hochmüthig. Nichts auf ſich ſitzen laſſen, ſich gegen jede Beſchuldigung verantworten. (b) In engerer Bedeutung mit den Nebenwörtern gut, ſchlecht ꝛc. von der Art und Weiſe, wie ein ſolches Ding in die Augen fällt, jedoch nur von Kleidungsſtücken, wofür auch ſtehen üblich iſt. Das Kleid ſitzt ihnen vortrefflich. Der Mantel ſitzt Dir nicht gut. Ehemals war es hier im weitern Verſtande üblich, und wurde überhaupt für kleiden, anſtehen, anſtändig ſeyn gebraucht, von welcher Bedeutung noch das Hauptwort Sitte, nach Adelung, übrig ſeyn ſoll. Schon Ottfried braucht es in dieſem weitern Verſtande. — 3. In der ganzen erſten Hauptbedeutung bekommt es im Oberdeutſchen das Hülfswort ſeyn. Chriſtus iſt geſeſſen zur Rechten Gottes, in der Deutſchen Bibel für hat, und Opitz dichtet:

Ich empfinde faſt ein Grauen,
Daß ich Plato für und für
Bin geſeſſen über Dir.

Ein ſitzendes Leben, ſitzende Arbeit, wobei man viel ſitzt, iſt wider die Analogie und nur im gemeinen Leben üblich. Ein geſeſſener Mann, ein anſäſſiger, iſt eben ſo unrichtig und auch nur im ſüdlichen Deutſchland gangbar.

II. In einer mehr thätigen Bedeutung, jedoch immer noch als ein Neutrum, dieſe Stellung annehmen, für ſich ſetzen; eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung, die aber im ſüdlichen Deutſchland gangbar iſt.

Ein Stein, der traf den Jeger, das er vor Amacht darnieder ſaß. Theuerd. Kap. 37. Er ſaß auf ein reſches Pferd. Kap. 84. Ein jeglicher ſaß auf ſein Maulthier, 2 Sam. 13, 29. Sitzet auf die Roſſe, Jer. 46, 9.

Digitized by Google

Viel Tyrannen haben müſſen herunter auf die Erde ſitzen, Sir. 11, 5. Alle Fürſten am Meere ſollen herab von ihren Stühlen ſitzen, Ezech. 26, 16. Sitz hin zu meiner rechten Hand, Opitz, Pſ. 110. Laß uns hier auf die höheren mit Moos bedeckten Steine uns ſitzen, Geßn. Wo es überall vor ſich ſetzen ſteht. Im Hochdeutſchen nennt man es in dieſer Bedeutung zuweilen in den Zuſammenſetzungen aufſitzen, zu Pferde ſteigen, ſich zu Pferde ſetzen, abſitzen, von dem Pferde oder Wagen ſteigen.

Das Stammwort dieſes Zeitwortes iſt das noch im Niederſächſiſchen übliche ſied, niedrig; denn wer ſitzet, der erniedriget ſich, der perſönlichen Höhe nach, oder vielmehr in Hinſicht des körperlichen Längemaaßes, die gerade herabgehende, oder die ſenkrechte Linie des Körpers nimmt gewöhnlich zwei Beugungen an, um ſo viel ſie ſich dann erniedriget. Das thätige Zeitwort von ſitzen iſt ſetzen; ſ. daſſelbe, ingleichen Saß, Satz, Siedel, Seſſel ꝛc.

Bei den Jägern wird von dem Rothwildpret geſagt es ſitze, wenn es ſich auf ſeinem Bette niedergelaſſen hat. Auch wenn der Haſe in ſeinem Lager iſt, ſo ſagt man: der Haſe ſitzet feſt.

Sitzer, weiblich die Sitzerin, eine Perſon, welche ſitzt, ein nur in Beſitzer und Beiſitzer übliches Wort. Bei den Dichtern findet man es zuweilen angeführt oder im Gebrauche. So ſagt Hagedorn:

Die Jahre, da des Gaſtmahls Länge
Den ſteifen Sitzern Luſt gebahr.

Im Schiffbaue ſind die Sitzer, Sitters Kimſitters, ſtark gebogene Krummhölzer, welche gegen die Lieger und Piekſtücken vorſchießen, das heißt, der Sitzer liegt mit der Hälfte ſeiner ganzen Länge neben dem Lieger, an welchem er durch ſtarke Nägel oder Bolzen, welche durch den Lieger, und

Sitzen reichen, befeſtiget iſt, ſo daß der Sitzer mit einer Hälfte längs dem Lieger liegt, und mit ſeiner andern Hälfte die Fortſetzung des ſenkrechten Belaufs des Schiffes an dieſer Stelle bildet. Man unterſcheidet ſie in Sitzer des Flachs, die man auch Stecher nennt, und in verkehrte Sitzer. Die Sitzer des Flachſes oder Stecher vereinigen ſich auf die Weiſe mit den Liegern, daß ihre runde Bugt nach der Auſſenſeite des Schiffes fällt, ſo daß es bauchiger wird. Die verkehrten Sitzer ſind dergeſtalt gegen die eingezogenen Flurhölzer oder gegen die Piekſtücke verbunden, daß ihre hohle Bugt nach auſſen zu fällt, wodurch denn der Bauch des Schiffes eingezogener wird; ſ. auch unter Schiffbau; Th. 143.

Sitzfleiſch, ein nur im gemeinen Leben und in der vertraulicheren Sprachart im figürlichen Verſtande übliches Wort, um Jemanden anzuzeigen, der nicht gern ſitzt; daher ſagt man: kein Sitzfleiſch haben, von einem Individuum, welches bei allen ſitzenden Arbeiten ꝛc. nicht lange aushält.

Sitzgeld, nur von mehreren Summen, ein nur in einigen einzelnen Fällen übliches Wort. 1) Dasjenige Geld, welches ein Verhafteter dem Gefangenwärter entrichten muß, heißt an vielen Orten das Sitzgeld. — 2) In Schwaben oder Würtemberg iſt es dasjenige Geld, welches die Beiſitzer des Landesgerichts, als eine Beſoldung bekommen. Ferner iſt es 3) daſelbſt dasjenige Geld, welches die Häusler den Grundherren des Dorfes als ein Schutzgeld entrichten müſſen.

Sitzkaſten, in einer Kutſche, ſ. Th. 57, S. 292.

Sitzkiſſen, ein Kiſſen, worauf man ſitzt, oder welches auf einen Sitz oder zum Sitze beſtimmt iſt. Gewöhnlich findet man dergleichen mit Pferds- oder Kälberhaaren gepolſterte oder auch mit Seegras oder Heu ausgeſtopfte Kiſſen auf den Sophas, Divans, Stühlen, in den Kutſchen, Chaiſen und Kaleſchen, auf den

Sitzbänken ꝛc. Wie die Ausſtopfung geſchieht; ſ. unter Kiſſen, Th. 75, S. 211 u. f. Das Sitzkiſſen einer Kutſche, ſ. Th. 57, S. 294 u. S. 389 u. f.

Sitzlehne, ſ. Seßlehne, Th. 69, S. 347 u. f.; in einer Kutſche, ſ. Th. 57, S. 294.

Sitzort, im Bergbaue, der Ort, wo der Bergmann anſitzt oder ſitzend arbeitet. Ein Ort oder eine Straße die nur zwei Ellen hoch und 5¼ Ellen weit getrieben wird; daher kann der Hauer nur vor derſelben ſitzen, aber nicht aufrecht ſtehen. Man ſagt daher auch auf dem Sitzorte fortfahren, einen ſolchen Ort in die Länge forttreiben. Auch wird derjenige Ort ſo genannt, wo der obere Bergmann auf Straßen arbeitet.

Sitzpfahl, im Bergbaue, der Pfahl oder kleine Kloß, worauf der Hauer in der Grube vor Ort ſitzt und arbeitet und das Erz und Geſtein ſitzend aushauet.

Sitzſtock, im Bergwerke, wenn man in einem hohen Flötz das Erz gewinnen ſoll, und das Flötz beſteht aus Letten, ſo gewinnt man ſolchen ſitzend auf einem Stocke, der in der Grube befeſtiget iſt.

Sitztag, im gemeinen Leben ein Tag, an welchem ein Gericht oder Collegium ſeine Sitzung oder Verſammlung hält.

Sitzträger, am Kutſcherſitze, ſ. Th. 57, S. 389, 396.

Sitzung, nicht ſowohl von dem Zeitworte ſitzen das Subſtantivum, als vielmehr ein eigenes von dieſem Zeitworte und dem Suffixo ung gebildetes Zeitwort die Verſammlung eines Gerichts oder Collegii zu bezeichnen, weil die Glieder deſſelben dabei ſitzen, für das aus dem Lateiniſchen entlehnte Seſſion. In der erſten Sitzung, Sitzung halten, ſich verſammeln.

Sivaderie, Sivadière, ein in der Provenze, beſonders

in Marſeille gebräuchliches Getreidemaaß. Acht Sivaderien machen ein Provenzaler Hemine aus. Die Sivaderie Korn muß ein wenig mehr als 9 Pfd. nach dem Marſeiller Gewichte, oder 7 Pfd. und etwas weniger mehr nach dem Marktgewichte an Getreide halten. Nach Pariſer Kubikzollen hält dieſes Maaß in Marſeille 245 Zoll.

Sivadière, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Sivan oder Siban, ein Monat im Kalender der Juden, welcher in einem gemeinen Judenjahre der neunte, in einem Schaltjahre aber der zehnte iſt. Nach unſerem Kalender fängt es ſich im Mai an und endiget im Brachmonate.

Sivolti, in der Muſik, umwenden, wird an das Ende des Muſik- oder Notenblattes geſetzt, wenn das Stück noch nicht zu Ende iſt, um an das Umwenden, Umſchlagen des Blattes zu erinnern. Man ſetzt auch **si volti subito**, wenn ein ſchnelles Umwenden nöthig iſt.

Siwa, Syeba, Dziwa, eine Göttin der Polaboren, **Polabores**, einer Wendiſchen Nation. Man ſtellte ſie nackend dar, die Haare bis auf die Waden gehend; die Hände auf dem Rücken, und in der einen Hand einen goldenen Apfel, in der andern Weintrauben in Blätter gehüllt haltend; Einige ſtellen ſie auch mit einem Kranze von Weinblättern auf dem Kopfe vor. Man opferte derſelben Rinder, Schafe, auch Menſchen, wobei ihre Prieſter das Blut derſelben tranken, um darnach beſſer weiſſagen zu können. Nach der Opferung wurde tüchtig geſchmauſet und gezecht. Nach Einigen ſoll dieſe Göttin Symbulla geheißen haben, und eine Tochter des Sitalcis, Königs der Gothen, und eine Gemahlin des Anthyrs geweſen ſeyn, der unter Alexander dem Großen in Aſien die Feldzüge mitgemacht, dann Stargard in Pommern erbauet, und mit dieſer Siwa der Stammvater der noch jetzigen Herzöge von Mecklenburg geweſen ſeyn.

Digitized by Google

Ihr Tempel ſoll an der Stelle geſtanden haben, wo Heinrich der Löwe den Dom zu Ratzeburg erbauet hat, und iſt vom Vicelius, Biſchof zu Lübeck auf Befehl des Kaiſers Lothar zerſtört worden.

Skaare-Rav, ſ. Räckling.

Skobioſe, ſ. Scabioſe, Th. 138, S. 108 u. f.

Skalber, ſ. Kropftaucher.

Skalde, Schwed. Skald, ein Name der alten Dichter der Schweden, Norweger und Ißländer. Die Dichtkunſt ſoll nach Schweden, Norwegen und Ißland durch Odin*) gekommen ſeyn. Es war in den älteren Zeiten kein König, kein Hauptmann oder ſonſt Jemand von Anſehen der nicht ſeinen eigenen Skalden oder Dichter gehabt hätte. Dieſer mußte bei allen wichtigen Angelegenheiten und Verrichtungen immer zur Stelle ſeyn, um Alles aufzuzeichnen, was des Bemerkens werth ſei, und ſolches in Liedern zu verfaſſen. In der Schlacht befand er ſich in der Sköldborg, oder mitten unter der tapferſten Mannſchaft, damit er die ausgezeichneten Thaten, die gelobt werden ſollten, mit eigenen Augen gewahren konnte; und bei Gaſtmählern mußte er die Geſellſchaft durch gute Einfälle und Lobgeſänge auf ihre verſtorbenen Helden erheitern. Ein ſolcher Skald oder Dichter

---

*) Ueber Odin ſagt der Profeſſor Thurmann in Halle, ein geborner Schwede, in den Hall. Anzeigen vom Jahre 1775, Nr. 32, in einer daſelbſt eingerückten Abhandlung über die Nordiſche Dichtkunſt: Odin iſt ein uralter Gott aller Germanier und hat wohl nie den Skandinaviſchen Boden betreten. Nebſt einem großen Theile ihrer übrigen Mythologie hatten die Nordiſchen Völker ganz gewiß eine Erzählung von Odins Abkunft aus Godheim (dem Himmel) nach Manheim (der Erde) mit ſich aus Deutſchland gebracht. Aber ihre erſten Geſchichtsforſcher fanden dieſes Manheim in Schweden und Godheim an dem ſchwarzen Meere und der Mäotis, wo vormals Gothen gewohnt hatten. Nun wurde der Gott Odin ein Heerführer, ein Stammvater der Nordiſchen Könige, und aus einer unrecht verſtandenen Mythologie erwuchs ein hiſtoriſches Syſtem, welches auf Sturleſons Glauben von allen Nordiſchen Geſchichtſchreibern angenommen worden.

ſtand überall in großer Achtung; er leiſtete dem Könige beſtändig Geſellſchaft und war oft ſein General und Miniſter. Der Name Skald oder Skalde ſoll nach dem Kanzeleyrath Ihre von Skiäl, Vernunft, Klugheit abgeleitet worden ſeyn; daher Skiälamann, kluge Männer. Sie heißen auch Speking von Speke, Weisheit, davon das Engliſche Wort to speak, reden, abſtammt. — Den Liedern der Skalden haben wir das erſte Licht in der Schwediſchen Geſchichte zu danken, und Tacitus nennt ſie mit Recht antiquissimum annalium genus; denn ſie verdienen dieſe Ehre. Die alten Sagen der Schweden, Norweger und Ißländer ſind ganz voll von ſolchen Liedern, deren Werth nicht ganz verwerflich iſt, obgleich ſie, ſagt Uno von Troil, *) für uns größtentheils unbegreiflich ſind, wovon der Grund darin liegt, daß die Skalden ihre Lieder erſtlich mit Fleiß ſo künſtlich zuſammenſetzten, daß nicht allein der unwiſſende Haufe den Inhalt derſelben, ohne Erklärung nicht erfahren konnte, wie z. B. in Geila Surſonar, Viga Glums und Greltis Sagen; ſondern es konnten ſie auch große Dichter nicht verſtehen, wie Gretters Hiſtorie davon einen Beweis giebt. Zweitens hatten ſie die Gewohnheit die Worte in ihren Liedern ſo auſſer aller Ordnung zu verſetzen, daß dadurch nothwendig die Undeutlichkeit vermehrt werden mußte. Hier ein Beiſpiel davon aus Renhjelm, wo die Worte nach der natürlichen Bedeutung ſo hätten folgen ſollen, wie die darüber geſetzten Zahlen bezeichnen.

---

*) Briefe, welche eine vom Hrn. Dr. Uno von Troil im Jahre 1772 nach Ißland angeſtellte Reiſe betreffen. — Aus dem Schwediſchen überſetzt. Upſala und Leipzig, 1779, S. 192.

Hilmir[1] vaan[2] at[8] holmi[9]
Hialm-skoth[5] rothni[7] blothi[6]
Huat[3] ofsduldu[14] thess[15] hoeldar[13]
Hoerd[4] oc[10] austur[11] i goerthom[12]
Rogs[18] bra[20] Recka[17] laegir[19]
Rickur[10] valkera[22] lijki[21]
Herstefnir[23] let[24] hrofnum[27]
Hold[25] flaemingia[26] goldit[28].

Drittens ſollten ſie ihre beſondere Dichterſprache (Skaldskaparmal) die ſehr reich war und die bloß in poetiſchen Schriften, nicht aber im gemeinen Leben gebraucht werden konnte, und dieſe hat wahrſcheinlich damals eines der vornehmſten Stücke ihrer gelehrten Studien ausgemacht. So findet man z. B. in Resenii gedruckter Edda einige funfzig Synonyma des Wortes bölja (Waſſerwoge), und der Kanzelleyrath Ihre führt aus Lopt Guttoromſons Lgodalykil, einem Liebesliede 147 verſchiedene Benennungen an, womit das Wort Frauenzimmer ausgedrückt werden konnte. Hier einige Zeilen aus dem erwähnten Liede, welche in der Edda unter den Kringaheiti vorkommen, und zeigen, wie weit die Dichter in ihren Antonomaſien gingen:

Heingi eg hamri kringdan
Hang a riupu taugar.
Grimnis sylgs a galga
Gynnung bruar linna.

Digitized by Google

Die natürliche Ordnung dieſer Worte iſt: Eg heingi hamri kringdan linna gynnung a hang riupu bruar tangar, a Grymnis sylgs galga, das iſt, ich hänge die rund und gehämmerte gaſſende Schlange am Ende der Brücke des Berghuns am Galgen des Schildes Odiens. Ihre*) ſagt: um hier Verſtand zu finden, muß bemerkt werden, daß durch den Galgen des Schildes Odens der Arm angedeutet werde, an welchem der Schild, gleichſam aufgehangen, pflegt getragen zu werden. Unter dem Worte Ripa wird der Falk gemeint, den der Skald hat die Erlaubniß, ein Genus für das andere zu ſetzen. Die Brücke des Falken iſt die Hand, worauf ihn der Jäger ſetzt, und deren Ende oder tong (Zunge) iſt der Finger. Die gaſſende oder das Maul aufſperrende rundgehämmerte Schlange, bedeutet einen Ring, das Ganze heißt alſo: ich ſtecke den Ring an den Finger.**) — Viertens nahmen ſie ſich um etwas noch unverſtändlicher zu machen, die Freiheit, wenn zwei Worte einerlei Laut hatten, die Periphraſe des einen für das andere zu ſetzen, als z. B. das Wort hof bedeutet eine Pferdehufe, Pferdefuß; eben das Wort hof bedeutet auch ſo viel als Ehrbarkeit, Mä-

---

*) Bref rorande Eddan, das iſt, Schreiben, die Edda betreffend, S. 17.

**) Ihre führt an eben dem Orte ein luſtiges Exempel von dergleichen Antonomaſien der Skalden aus Rudbecks Atlantika, Th. 1, S. 292 an. Die alten Skalden haben nämlich geglaubt, eine Katze, vildbasse, das iſt, Wildſchwein einen Eber nennen zu können, wenn ſie dabei nur ein Wort hinzuſetzten, was die Natur, den Aufenthalt oder die Sitten dieſes Thieres anzeigten, als z. B. vaeggia basse, das iſt Wandeber, weil ſich dieſe Thiere oft in den Wänden in Höhlungen aufhalten. Er glaubt, daß es von einem eben dergleichen hohen poetiſchen Ausdruck herrühre, daß man eines der kleinſten wohl bekannten Thiere ſcherzweiſe Saerkelefant, einen Hemdelephanten nennt.

ßigung, Verſtand, und nur gebräuchlich, um den Pferdefuß, wie dadurch auch das Letzte anzudeuten. — Das größte Hinderniß bei der Erklärung ſolcher alten Poeſien, rührt fünftens daher, daß die Handſchriften von den alten Norwegiſchen Sagen, beſonders, was die Verſe anbetrifft, ungemein fehlerhaft ſind, ſo, daß ſie ohne die größte Schwierigkeit nicht geleſen werden können. Dieſes iſt auch die Urſache, woher die mehrſten Verſe, in den ſowohl in Island, als in Schweden gedruckten Sagen nicht zu verſtehen ſind; daher können nur Wenige damit fertig werden; indeſſen iſt es doch möglich, wovon die neuen Auflagen von Kriſtnis Saga, Landnamabok &c. und in Island hat ſich beſonders der Probſt Gunnar, Paulſen wegen ſeiner großen Einſicht in dieſer Sache bekannt gemacht und Ruhm erworben. Nur die Schwierigkeit den rechten Verſtand der alten nordiſchen Poeſien herauszubringen hat gemacht, daß dieſe von den Alten uns übrig gebliebenen Proben des Witzes mit ſolcher Verachtung angeſehen werden, als hätten ſie keinen Sinn und wären bloß Spielereien der Sprache; allein zugegeben, daß die Gedichte der Skalden nicht als Muſter des Witzes und des Geſchmackes angeſehen werden können, ſo kann man doch nicht abläugnen, daß nicht zu weilen erhabene Ausdrücke und Gedanken, und ſehr glückliche Gleichniſſe darin vorkommen, und man kann des ſterbenden Lodbrocks, Birrkamal, Eigils, Hofud, Lauſen und Ejvindas, Haconarme nebſt andern nicht ohne Vergnügen leſen*), auch urtheilt man in der neuern und neueſten Zeit anders über dieſe Poeſie der nordiſchen Völker, beſonders bei uns in

*) S. Five Pieces of Runis Poetry translated. from the Islandic Language. London, 1763.

Deutſchland haben ſich von der Hagen und Zeune ſehr verdient um die nordiſche Poeſie gemacht.

Der Gegenſtand ihrer Poeſie waren allerhand Begebenheiten des gemeinen Lebens; hauptſächlich aber waren es Lobgeſänge auf die Thaten großer Männer, wobei ſie beſchuldiget worden, es mit ihren Schmeicheleien eben nicht ſo genau genommen zu haben. Man hat daher von den Skalden allerhand Lieder aufzuweiſen, worunter ein nicht ſchlechtes epiſches Gedicht auf Karl und Grim, ingleichen auf Hialmar befindlich iſt. Auch einige ſatyriſche Stücke, welche man nidvisor, ſo wie das Vornehmen der Verfaſſer ſelbſt yrkia nid nannte; von theatraliſchen Arbeiten findet man aber nichts, ſie ſcheinen alſo keinen Begriff von dieſen Arbeiten gehabt zu haben. — Man muß übrigens nicht glauben, was die Isländiſche Dichtkunſt ins beſondere anbetrifft, daß bei allen den Freiheiten, welche ſich die Skalden herausgenommen, ſie an keine Regeln gebunden geweſen; ſie war es eben ſo gut, als jede andere. Es iſt auch gewiß, daß keine Sprache einen ſo reichhaltigen poetiſchen Sprachſchatz aufweiſen kann, als eben ſie; auch iſt ſchwerlich ein Poetik ſo weitläuftig geweſen, als die Isländiſche, da nach Angabe der Edda nicht weniger als 136 Versarten, auf Isländiſch Hattur, dahin gehören, die aber ihre beſonderen Regeln haben. Die Edda iſt gewiß eins der berühmteſten Ueberbleibſel des Alterthums; man hat ſolche faſt überall für die Götterlehre der Alten gehalten, und hat ihr die Voluspa und das Havamal als ein Paar Theile derſelben aufgedrungen; allein ſie gehören nicht dazu. Nach Ihre iſt die Edda, die er in einer Handſchrift auf der Bibliothek zu Upſala unterſuchte, nichts anders, als eine Anleitung zur Isländiſchen Dichtkunſt, welche aus drei Theilen beſteht; der erſte, Daemisagor iſt ein Auszug aus der Historia mythica veterum; der zweite Kenningar, iſt ein

bloßes aerarium poeticum, und der dritte Liods Greiner enthält die Isländiſche Proſodie ꝛc. Eben ſo, wie man ſich in Anſehung des Inhalts der Edda geirrt hat, ſo hat man es auch in Anſehung des wahren Verfaſſers derſelben gethan. Die Mehrſten halten dafür Sämundr Sigfuſon, der 1133 ſtarb, habe ein ſehr weitläuftiges Werk unter dem Namen der Edda geſchrieben, welches viele große wichtige Gegenſtände enthalten habe, und gleichſam eine Schatzkammer aller menſchlichen Weisheit geweſen ſey, wovon aber kaum ein Drittel auf uns gekommen, und in die jetzt bekannte Edda übergegangen ſei; Ihre behauptet aber die noch vorhandene Edda ſei aus keinem andern Werke ausgezogen worden, ſondern zuerſt von Snorre Sturleſon zuſammengeſetzt worden. Nach Björn zu Skardſaa, oder vielmehr Olafr Hvitoſkald ſoll der Mönch Gunlaug Sturleſon's Edda fortgeſetzt haben. Der Conſiſtorialrath Schimmelmann in Stettin hat in einer Vorrede zu ſeiner Ueberſetzung der Isländiſchen Edda, die auch unter dem Titel: Vorlaufender Bericht und zugleich die Vorrede von der alten und raren Isländiſchen Edda, ſo über 700 Jahre und darüber in Norden bisher unerklärlich verſteckt gelegen, Stettin, 1776 (5½ Bogen) beſonders zu haben iſt, bekannt gemacht, daß das Alter der Edda bis an 1500 Jahr vor Chriſti Geburt gehe, wie er noch in einem beſondern Traktate hiſtoriſch erweiſen wollte, und daß Sämund Frode ſie nur im 11ten Jahrhunderte aus lange verborgen geweſenen Runenſchriften zuerſt ans Licht geſtellt habe, daß der alte hohe ſybilliniſche jetzt faſt unnachahmliche Styl die älteſte Zuſammenſetzung der Nomina und Pronomina, der Subſtantiva vor den Adjectiven, z. B. Vater mein (abhi) ꝛc., und vornämlich der Inhalt dieſes Alter deutlich erweiſe. Dieſer Inhalt ſey ganz kirchlich und enthalte die ganze Lehre von Gott, der Dreieinig-

Digitized by Google

keit, dem Meſſias und ſeinem Mittleramte; dem Antichriſt (Rymer St. Römer) ꝛc. und alles was je theologiſirt und ſybillirt iſt. Die Voluſpà ſei der erſte Theil der Edda, ſo Odins Moral; von den Dämiſagen, aber ſeien nur die erſten 33 ächt, die übrigen habe Snorre hinzugeſetzt. Die Edda ſei die älteſte Tradition, die dem ganzen Europäiſch-celtiſchen Volke bei ihrem erſten Auszuge aus Aſien mitgegeben worden ꝛc.

Skale, ſ. Scala, Th. 138, S. 162 u. f.

Skalpelle, ſ. Scalpelle, Th. 138, S. 165.

Skalpiren, ſ. Scalpiren, daſelbſt.

Skammonium, ſ. Scammonium, daſ., S. 167 u. f.

Skandal, ſ. Scandal, daſ., S. 180.

Skandiren, ſ. den folgenden Artikel.

Skanſiren, ſ. Scanſiren, Th. 138, S. 180 u. f.

Skaphoiden, ſ. unter Verſteinerung, in V.

Skapolith, Scapolith, ſ. unter Stein.

Skapulier, ſ. Scapulier, Th. 138, S. 186.

Skartenkraut, eine Benennung des Alantes ſ. Alant, Th. 11, S. 94 u. f.

Skarusfiſch, ſ. Scarus, Th. 138, S. 188 u. f.

Skaſt, eine Benennung des Beinbrechers oder Fiſchadlers, ſ. Th. 13, S. 540.

Skate, die Norwegiſche Benennung des Rochen.

Skelett, Sceletus, Sceleton, Gr. σκελετος, Fr. Squelette, ein Todtengerippe; in der Anatomie, die mit einander verbundenen Knochen eines thieriſchen Körpers, um daran anatomiſche oder oſteologiſche Demonſtrationen zu machen; ſ. unter Knochen, Th. 41, S. 474 u. f. Hier noch Einiges zur Ergänzung jenes Artikels. Das Gerippe iſt nicht nur in Anſehung des Verhältniſſes ſeiner Theile zu einander verſchieden, ſondern ſelbſt einzelne Knochen unterſcheiden ſich nach Alter, Geſchlecht, Nation,

Individualität, auch wohl nach den Nahrungsmitteln, nach Gewohnheit, Lebensart und Kleidung, nach den Krankheiten und nach der Bereitung und Aufbewahrung. Nach dem Alter: Je jünger der Menſch, rückwärts vom zwanzigſten Jahre, um ſo größer iſt der Kopf zum Rumpf und den Gliedmaßen; deſto kleiner ſind die Geſichtsknochen zur Hirnſchale, deſto größer hingegen die Gehörorgane zur Hirnſchale; deſto niedriger und flacher iſt der untere Theil des Geſichts; um ſo größer iſt der Thorax zum Becken, um ſo kürzer die Gliedmaßen, um ſo größer die Schlüſſelbeine; um ſo mehr iſt von den Knochen, noch Knorpel, um ſo ebener und glätter ſind die breiten Knochen, um ſo ründlicher die langen, deſto unbeſtimmter die gemiſchten; auch um ſo gefäßreicher ſind ſie. — Je älter das Kind, um ſo mehr werden ſeine Kiefer verlängert und vorgeſchoben, weil durch die ausbrechenden Zähne wenigſtens nicht in dem nämlichen Verhältniſſe auch die Breite der Kiefer zunimmt, und alle Zuwüchſe des Kiefers ſie nur immer mehr nach vorne treiben. Das Kiefergelenk liegt faſt in gleicher Linie mit dem Zahnfleiſche des Oberkiefers bei zahnloſen Kindern, und nur wenig höher bei zahnloſen Alten. Selbſt die Beinhaut, das Mark, der Knorpel und ſelbſt die einzelnen Knochen unterſcheiden ſich durch ihre Zuſammenſetzung aus mehreren Stücken, Feſtigkeit, Farbe, in den Hauptperioden des Lebens bis zur Vollendung des Gerippes; auch iſt der Zahnwechſel merkwürdig durch die jedem Alter eigenthümliche Bildung, läßt ſich alſo, ohne daß man die Größe zu Hülfe zu nehmen nöthig hat, ein Knochen eines Kindes von dem Knochen eines Erwachſenen, der eines Erwachſenen, von dem eines Alten unterſcheiden; bei einigen Knochen jedoch leichter, bei andern ſchwerer; einige wegen der Kleinheit, z. B. der Gehörknöchelchen, faſt gar nicht.

Digitized by Google

Das weibliche Gerippe iſt durchaus kleiner, als das männliche; auch ſchwächer. Der vollſtändige Knochenkopf mit allen Zähnen iſt am Gewichte im weiblichen Körper zu allen übrigen Knochen ſchwerer, wie 1 zu 6, im männlichen wie 1 zu 10; auch ſchon auf den erſten Blick an Unfang bei gleicher Höhe des Gerippes größer; die Hirnſchale iſt zu den Geſichtsknochen größer; alle Hirnſchalenlöcher ſind enger; auch das Gaumengewölbe und die ganze Mundhöhle iſt kleiner. Der Bruſtkörper iſt durchaus kürzer im Ganzen oberhalb oder bis in die Gegend der vierten Ribbe etwas weiter; unterhalb aber überhaupt enger, beweglicher, faßartiger, weniger kegelförmig, vorn rundlicher, wo der männliche platter iſt, höher über dem Becken, weil die Entfernung zwiſchen der letzten Ribbe und dem Rande der Hüftbeine größer iſt, weniger vorſpringend. Daher der Schluß der Schambeine beim weiblichen Geſchlechte, der Thorax hingegen beim männlichen in gerader Stellung hervorragt, oder in der Horizontallage des Körpers höher iſt. Die Reihe der Dornfortſätze der Rückenwirbel iſt weniger vorſpringend, auch ſind die Knorpeltheile der wahren Ribben etwas länger im Verhältniß zu den Knochentheilen. Die Bruſtbeine ſind zuſammen kürzer, endigen ſich höher, ungefähr in die Horizontallinie zwiſchen den tiefſten Punkten des vierten, beim Mann ungefähr des fünften Ribbenpaares, daher iſt die Linie zwiſchen ihnen und den Schambeinen länger. Nach einigen ſollen ſie nach unten von der Wirbelſäule abſtehen. Die falſchen Ribben nehmen in ſtärkerer Proportion bis zur letzten an Länge ab. Die Lenden ſind länger. Das Becken iſt in allen Durchmeſſern geräumiger. Die Kämme und Spitzknorren der Hüftbeine liegen weiter von einander. Die Schambeine ſtehen mehr von einander; das Knorpelband iſt daher breiter, dicker und doch kürzer. Das Kreuzbein tritt mehr zurück und ſeine

Spitze nebſt den] Steisbeinen nicht ſo weit vor. Die Schenkelgelenke oder Pfannen ſind weiter von einander entfernt. Der Schoos iſt umfaſſender und die Knochen der untern Gliedmaßen laufen unterwärts in einen ſpitzeren Winkel zuſammen. Die Füße ſind kleiner, die Schultern abhängiger und die Achſelgelenke nicht ſo weit von einander entfernt. Die obern Gliedmaßen ſind kürzer und die Finger laufen ſpitziger zu. Gerippe von ſchwachen Frauen, die in der Jugend öfter gebohren haben, pflegen ſich durch einen platten Thorax und rundern Rücken von einem Mädchengerippe auszuzeichnen. Uebrigens unterſcheidet ſich, bei gleicher Größe, ein ausgewachſener weiblicher Knochen von einem männlichen durch weniger Rauhigkeit, kleinern Zacken, ſchwächere Furchen, flachere Gelenkhöhlen, mehrere Abrundung und Glätte. Gewöhnlich unterſcheidet ſich ein weiblicher Röhrenknochen von einem männlichen dadurch, daß wenn auch beide nicht nur gleiche Länge, ſondern auch gleich große Gelenkfläche haben, der dazwiſchen liegende Theil oder Körper dennoch beim weiblichen merklich dünner erſcheint, daher wiegen ſie auch zuſammen gegen den Schädel um ſo vieles leichter. Ueberhaupt haben ſie etwas weibliches, was ſich ſchwer beſchreiben läßt. Das Stirnbein hat engere Höhlen, eine niedrigere Stirnglatze, und weniger vorſpringende Augenbraunenbogen. Alle Geſichtsknochen ſind feiner. Die obere und untere Reihe der Zahnfächer in den Kiefern iſt mehr elliptiſch, bei Männern mehr kreisförmig. Die Zähne ſind kleiner und die Zungenbeine zarter. An den Rückenwirbeln ſind die Körper höher, auch mehr zu den Seiten ausgeſchweiſt, daher erſcheinen ſie auch weniger geſtaucht. Ihre Querfortſätze ſind ſtärker nach hinten gebogen und ihre Dornfortſätze ſind ſchärfer. Die Ribben ſind dünner, weniger gewölbt. Von den Bruſtbeinen iſt das obere im Verhältniß zu dem un-

Digitized by Google

tern gewöhnlich viel größer, als beim männlichen. Die Lendenwirbel ſind höher, ſchlanker oder weniger geſtaucht. Das Kreuzbein iſt breiter, die Steisbeine ſind ſchmäler, mehr vorwärts gerichtet; die Hüftbeine breiter, flacher, mehr nach den Seiten übergebogen. Die Schlüſſelbeine ſind gerader; im männlichen Geſchlechte liegen ſie mehr von oben nach unten zu, und die Winkel, die ſie mit den Bruſtbeinen machen, ſind ſtumpfe; im weiblichen beinahe rechte. Die Schulterblätter ſind kleiner, dünner, flacher; ihre Winkel ſpizziger. Die Schenkelbeine ſind mehr nach vorne gebogen.

Was nun die Verſchiedenheit der Knochengerippe nach den Nationen betrifft, ſo ſoll unter den Europäern, nach Insfeld, der Holländer einen länglichrunden Schädel, der Deutſche und Italiener einen runden, der Türke den rundeſten haben*). Nach dem Veſalius ſollen die Schädel der Bewohner in Steyermark und Kärnthen ſehr beſonders ſeyn**). Die Schotten haben meiſt hohe vorſtehende Wangenbeine. In Albinus Sammlungen zu Leiden findet ſich ein Ruſſen- und ein Schwedenſchädel, und auf dem anatomiſchen Theater daſelbſt, auch ein Engländer-, Spanier- und Franzoſenſchädel. Sömmering findet zwiſchen den Deutſchen-, Schweizer-, Franzoſen-, Schweden- und Ruſſenſchädel keinen charakteriſtiſchen Unterſchied, auſſer daß bei den Ruſſen die Augenhöhlen klein, ihre Ränder viereckig uud die Zähne klein ſind.

---

*) Amat Belga caput oblongo rotundum rotundior Germanis, maxime rotunda figura Turcis placet, triangularem appetunt Aethiopes, quadratam. Calmucci Jusfeld de Lusibus naturae Lugd. Bat. 1772. §. 25.

**) Stiria et Carinthia varia raraque hominum et animo et corpore alunt monstra. G. Fallopii Examen, pag. 768 der Albiniſchen Ausgabe.

Bei den Aſiaten ſollen die Schädel der ehemaligen Perſer weit zerbrechlicher geweſen ſeyn, weil ſie den Kopf ſtets mit einer Art Turban bedeckten. Die Tartaren haben vorragende Kiefer, ein ſpitziges Kinn, lange von einander ſtehende Zähne und kurze Schienbeine. Der Kalmückenſchädel iſt würfelförmig, hat die größte Breite, vorſpringende Kiefer und die Geſichtslinie macht mit der Horizontallinie einen Winkel von 70 Graden, daher wird die Naſe platt. Ueberhaupt iſt das Geſicht flach, der Schädel niedrig, die Naſenbeine ſind klein, faſt ſenkrecht liegend; die Naſenmündung iſt enger und die Grube des Oberkiefers iſt ziemlich flach. Die Chineſen ſollen ovale Köpfe haben und die obern Schneidezähne ſollen auffallender, als bei den Europäern vor den untern hervorſtehen. Nach Daubeton ſoll ſich nichts am Chineſen- und Tatarenſchädel finden, was ſie vor Europäiſchen auszeichnete; bei einem vollſtändigen Skelette eines Doniſchen Koſakens in Blumenbachs Sammlung findet man tiefe und breite Augenlöcher, eine weite Naſenmündung, die Flügel des Oberkiefers herunter gezogen, nebſt einem kleinen Rückenmarksloche; es beſteht übrigens aus dicken, feſten und ſchweren Knochen. Die ganze Tatariſche Race iſt übrigens klein von Geſtalt, und hat zum übrigen Körper große Köpfe, hohe Schultern und einen kurzen Nacken. Ihre Augen ſind um ſo kleiner und tief liegender und die Naſe deſto kürzer, je mehr ſie ſich dem Pole nähert.

Bei den Afrikanern iſt beim Neger der Schädel zum übrigen Gerippe im Ganzen größer, als beim Europäer, die Hirnſchale kleiner zu dem groben Geſichtsknochen, und gleichſam von den Seiten zuſammengedrückt, der Kopf liegt auf den Halswirbeln mehr vorwärts, deshalb iſt der Uebergang vom Hinterkopf zum Rücken, oder der Nacken weniger eingebogen. Legt man einen Negerſchädel ohne Unterkiefer auf

Digitized by Google

eine ebene Fläche, ſo liegt er ſehr hinten auf, ſo daß die Zahnreihe die Fläche nicht berührt, ſondern in die Höhe ſteigt. Vergleicht man die einzelnen Knochen eines Negers mit denen eines Europäers, ſo findet man das Stirnbein kürzer und flächer; Die Scheitelbeine kleiner, im Zuſammenhange einander näher und die Spur von der Anheftung des Schläfenmuskels läuft höher oder näher in die Pfeilnaht. Das Grundbein iſt flacher, und hat ein größeres, mehr nach hinten zu liegendes Loch fürs Rückenmark. Die Augenhöhle, Naſenhöhle und Gaumengewölbe ſind geräumiger. Bisweilen ſind die Naſenbeine offenbar gegen die Stirne hin ſpitzig. Die Geſichtsknochen ſind grob und ſtark. Der Eingang zum Ohre iſt beim kleinen Schläfebeine größer; ſelbſt der Steigbügel ſcheint den Thieren ähnlicher, indem er kürzer und hohler iſt. Der Oberkiefer ragt bis zum Wirbel von 70 Graden hervor. Der Unterkiefer iſt oft ſtärker, überall dicker, höher und breiter; ſein Seitenwinkel ſteigt bisweilen, wie beim Affen, als ein rechter herauf. Die Zähne ſind vorzüglich breit und ſtark und vielleicht öfterer, als bei den Europäern überzählig. Ein ſehr ſchönes natürliches Skelett von einem ausgewachſenen Neger beſitzt die Kaiſerl. Königl. Joſephiniſche Militair-Akademie in Wien; auch in andern, ſowohl öffentlichen, als Privatſammlungen findet man ſie. Die Mumienſchädel, die man hin und wieder in den anatomiſchen Sammlungen antrifft, ſollen von denen der Europäer nichts Abweichendes beſitzen; der Scheitel iſt nicht niedergedrückt, auch ſind die Geſichtsknochen nicht ſtärker, als bei den Europäern. Die vollſtändigen ſchönen Zähne bilden eine dichte Reihe, und nur die untern Schneide- und Eckzähne ſind ſchräge nach vorn herunter abgeſchliffen, am meiſten das mittlere Paar der Schneidezähne, die deshalb auch kürzere Kronen haben. Nach Le Vaillant halten

Digitized by Google

die Gonaquois in Anſehung der Bildung das Mittel zwiſchen den Hottentotten und Kaffern. Ihre Wangenbeine ragen ſtark hervor, wodurch das Geſicht in dieſer Gegend ſehr breit wird, hingegen ſchmälert ſich das Geſicht ganz außerordentlich an den Kiefern und gegen das Kinn hin, und giebt gegen den übrigen Körper dem Kopfe ein mageres kleines Anſehen. Die Naſe iſt ſehr flach, kaum ſechs Pariſer Linien hoch. Die Zähne ſind klein; der übrige Körper iſt ſehr gut gebildet.

Die Schädel der Nord-Amerikaner haben eine große, breite, ziemlich viereckige Fläche des ſehr niedriggedrückten Scheitels, der ſich dagegen zu beiden Seiten nach den Schläfebeinen zu, recht kugelicht wölbt; ſtatt daß die Ränder des Plani Semicircularis beim Mumienkopf, von den Hochbeinen an nach dem Schädel convergiren, ſo divergiren ſie hingegen bei dieſem ſehr auffallend. Die Backenknochen ſind ſehr hervorſtehend und tief ausgewölbt, und die Naſenhöhle iſt ſehr geräumig und weit. Die Augenbraunenbogen ſind ſehr groß und hoch gewölbt. Die Geſichtslinie iſt ziemlich ſenkrecht, der Hinterkopf merklich breiter, als bei Europäern, geſchweige, als beim Neger- oder Mumienkopf. Die Vorderzähne des Oberkiefers laufen wie Meißel in eine ſcharfe Schneide, völlig das entgegengeſetzte Extrem der Mumienzähne. Die flachen Knochen ſind ſehr dünn, und der ganze Kopf ſehr leicht; alſo in allen faſt das Widerſpiel vom Neger. Ein Schädel vom Hond Eyland aus Amerika gleicht einem Negerſchädel. Der Kopf iſt von den Seiten zuſammengedrückt, das Hinterhaupt lang, die Kiefer ſpringen vor, die Naſenknochen ſind klein, die Augenhöhlen groß, die Stirne und das Wangenbein flach, und die Schneidezähne haben die Breite der gewöhnlichen Backenzähne; im Ganzen iſt der Schädel Affen- oder gar Hunde- ähnlich. Der Kopf der Caraiben

Digitized by Google

iſt im Ganzen wie von oben nach unten zuſammengedrückt, und gleichſam hinterwärts hinausgepreßt. Die Stirn iſt ſehr niedrig, vorzüglich in der Mitte wo das Stirnbein an die Pfeilnaht ſtößt, hat es einen merklichen Höcker. Durch das hinterwärts Hinausragen des Hinterkopfes, haben die übrigen Schädelknochen eine verſchiedene Lage erhalten; ſo z. B. ſind die Augenhöhlen weniger tief, als gewöhnlich, und ihre obere Wand iſt vorgetrieben. Die Wangenbeine ſind erhaben und die Naſenbeine kurz. Dieſe ſonderbaren Geſtalten rühren indeſſen durch die künſtliche Umformung des weichen Kinderkopfes her, wie einige bewährte Augenzeugen die Verfahrungsart umſtändlich beſchreiben, welches ſich auch aus dem auffallenden Hügel zwiſchen dem Stirnbeine und den Seitenbeinen ſehr leicht erklären läßt; denn indem der zarte Kopf des neugebornen Kindes an dieſer Stelle bloß knorplicht iſt, ſo wird ſich, wenn man die Stirn hinlänglich preßt, allmählig dieſe Stelle in den Höcker herausgeben müſſen. Nach Charlevoix haben einige Wilden in Canada runde, andere niedergedrückte Schädel, beides ſollen Wirkungen der Kunſt ſeyn. Die Eskimos und Grönländer ſind klein, aber großköpfig, und haben flache Geſichter mit vollen Backen, doch ohne eingedrückte Naſe. Die Feuerländer haben dicke Backen, breite Schultern und Bruſtkörper, eine kurze unterſetzte Statur, dünne Schenkel, dicke Knie hagere Beine. Die Schädel der Mallikoleſen ſind nach Förſter's eigener Beobachtung von der Naſenwurzel an aufwärts mehr platt, und hinterwärts zuſammengedrückt, und unter allen Menſchen deshalb am affenähnlichſten. Die Neuholländer ſind kleinerer Statur und die Neuſeeländer ſind groß und ſtark; jedoch nur dünnbeinig.

Was die Verſchiedenheit des Gerippes nach der Individualität betrifft, ſo haben einige

Digitized by Google

Menſchen durchaus mehr dicke, als lange Knochen, andere dagegen umgekehrt wohl länger und breiter, aber nicht in dem Verhältniß auch dickere Knochen. Das Gerippe einiger Menſchen hat bisweilen, ohne allen Verdacht der Kränklichkeit, einen großen oder kleinen Kopf, breite oder ſchmale Schultern, eine erhabene oder platte Bruſt, einen gebogenen oder geraden Rücken, ſchlanke oder kurze Lenden, dicke oder dünne Hüften, geſtauchte oder geſtreckte Schenkel, hohe oder niedrige Schienbeine, lange oder kurze Hände. Selbſt die Subſtanz oder die Feinheit des Kerns der Knochen ſcheint verſchieden zu ſeyn. — Auch nach den Nahrungsmitteln können die Knochen verſchieden ſeyn, das heißt nach dem Genuſſe vegetabiliſcher odee thieriſcher Koſt. Daß die Nahrungsmittel darauf Einfluß haben müſſen, gewahrt man bei dem Genuſſe der Färberröthe oder bei dem Einathmen des Staubes der Färberröthe in den Krapp- oder Röthemühlen; denn bei den verſtorbenen Arbeitern aus dergleichen Krappmühlen hat man die Knochen ganz roth gefärbt gefunden; auch der Genuß der warmen und der kalten Speiſen hat Einfluß auf den Körper. — Gewohnheit, Lebensart und Kleidung hat gleichfalls Einfluß auf die Verſchiedenheit der Knochen. So ſollen die Nord-Amerikaner die Köpfe ihrer neugebornen Kinder mit einem Säckchen Sand und durch das Niedrigerlegen in der Wiege platt drücken, und dadurch die beſchriebene Form erzwingen. Bei den Türken ſollen die Ammen die kugelige Form des Kopfes erzwingen, welches auch oft bei uns geſchieht, daß ſie den Kopf gleich nach der Geburt eine runde Form geben, indem ſie ihn ſanft mit den Händen dazu drükken, welches aber im Preußiſchen den Hebammen bei Strafe unterſagt iſt, weil dadurch viele Organe in ihrer fernern Ausbildung gehindert werden können. — Die Druſen ſuchten dagegen auf dem Libanon die

Digitized by Google

Köpfe ihrer Kinder länglich zu formen. Die Mohren oder Neger ſollen ihren Kindern die Naſen platt drücken, wenigſtens iſt dieſes Anfangs geſchehen, jezt werden ſie mit dergleichen Naſen geboren; denn die zu Kaſſel gebornen Mohrenkinder hatten daſſelbe platte Geſicht, ohne daß es ihnen eingepreßt wurde; auch die großen aufgeſtülpten Lippen kommen nicht vom Plattdrücken. Die Schädel der Perſer ſollen, weil ſie das Haupt bedeckten, ſchwächer, die der Aegyptier, weil ſie es ſchoren und bloß trugen, ſehr viel ſtärker geweſen ſeyn. Die Schädel der Neger ſind auch härter, als diejenigen der Europäer, welches wahrſcheinlich auch davon herrührt, daß ſie ihn unbedeckt tragen. Die ſchon oben, S. 583, bemerkte Verſchiedenheit der Form des Schädels zwiſchen einem Deutſchen und Holländer, ſoll von der verſchiedenen Art die gewickelten Kinder in die Wiege zu legen herkommen. Die Zähne der Aegyptier erhielten vielleicht durch das Leben von bloßen Pflanzen und zähen Wurzeln, die oben, S. 585, angeführte Geſtalt. — So ſuchen die Europäerinnen der höheren Stände durch Schnürbrüſte die natürliche Form der Brusthöhle an ihren Töchtern gerade umzukehren, ſtatt daß ſie der Natur überlaſſen oben ſchmal und unten breiter wird, liebt man ſie unten ſchmal und oben breiter. Man erreicht dem Scheine nach auf eine Zeitlang ſeinen Zweck, bis endlich nach fünf und zwanzig Jahren, oft früher, die Verkrüppelung, oder eine hohe Schulter, das iſt, ein wahrer Buckel hervorbricht. Ferner bemühen ſie ſich die Schulterblätter viel dichter, als es natürlich iſt, an den Rücken zu preſſen, oder durch allerhand Inſtrumente wenigſtens den ganzen Rückgrad ſo gerade, als möglich, zu zwingen. Bei Haarkräuslern oder Friſeurs, Peruquiers, die beſtändig mit der einen Hand den Kamm führen, und mit der andern Hand das Haar bloß ruhig halten, erhöht ſich endlich die Bruſthöhle durch

die anhaltende Wirkung der Muskeln der Schulter auf der eigentlich arbeitenden Seite. Auch die Drahtzieher, welche durch die Ziehſtange die Drehſcheibe in Bewegung ſetzen, haben durch die Anſtrengung, mit beiden Händen die Stange im Kreiſe zu drehen, erhöhete Schulterblätter und eine zuſammengepreßte Bruſt. Die Bruchbänder ſollen am Schambeine einen Knochenauswuchs veranlaſſen. Vieles Reiten in früher Jugend krümmt die untern Gliedmaſſen; vieles Knien macht die Knieſcheiben endlich breiter. Durch die Handthierung der Bäcker beim Brodbacken erhalten ſie eingebogene Knien, ſo daß die Beine nicht zuſammen, ſondern von einander abſtehen, gleich den Füßen unter einer Bank. So veränderten die Europäerinnen der höheren Stände ihre Füße durch das Tragen der Schuhe mit hohen Abſätzen endlich ſo, daß die Fußwurzel und der Mittelfuß einen natürlich ſtarken Bogen bildete, und nach dem fünf und zwanzigſten Jahre ſchlechterdings nicht mehr gerade ausgeſtreckt werden konnte; ſehr oft iſt Verwachſung der Gelenke die Folge davon. Durch dieſe hohen Abſätze erhielt das ganze Skelett eine andere Richtung, Schob man nämlich unter die Ferſen eines gerade ſtehenden einen eben ſo hohen Keil, als die Abſätze betrugen, ſo mußte er nothwendig vorwärts fallen, wenn er ſich nicht durch Ueberbeugung nach hinten oder Zurückſtreckung hilft. Die Chineſinnen machen ihre Füße durch das Einzwängen in Holzſchuhe vollends ganz unbrauchbar. Man findet auch bei allen die gewöhnliche Schuhe tragen, die Zehen mehr oder weniger verrenkt, wo nicht mehr oder weniger verkrüppelt, und die ſogenannten Hühneraugen ſind Produkte enger Schuhe. — Auch Krankheitsſtoffe verändern die Knochen. Liegt z. B. Eiter an einem Knochen, ſo ſcheint er ihn allmählig zu erweichen, gleichſam ſchaumig zu machen und aufzulöſen, ohne

daß das Ueberlegen des Knochens weiter, als der Eiter reicht, leidet, der daher auch in ſolchen Fällen bloße Löcher zeigt. Solche aufgelöſete Knochen pflegen, ſo lange die Stelle nicht geöffnet iſt, weder ſchwarz zu ſeyn, noch heftig zu riechen. Bisweilen wird der Knochen ganz zerfreſſen, ſo daß ſichtliche Stücke von demſelben abgehen nnd ſich mit dem Eiter vermiſchen oder im Eiter hinabſinken. Gemeiniglich wird ein verdorbener Knochen erſt dann Kohlſchwarz und ſtinkend, wenn die Luft zu ihm tritt. Die ſogenannte Engliſche Krankheit, Rachitis, macht nicht nur die Knochen der Kinder weicher und die Endſtücke dicker, ſondern ſie giebt ihnen auch ein eigenes misfarbiges Anſehen; ſ. den Art. Engliſche Krankheit, Th. 11, S. 19 u. f. Bei den ſogenannten Cretins, aus welchen Einige eine verſchiedene Menſchengattung machen, die aber wahrſcheinlich, ja wohl gewiß bloß Kranke ſind, ſteigt das Hinterhauptsſtück des Grundbeins vom großen Rückmarksloche ſenkrecht in die Höhe, ſo daß dieſes ganze Loch mit der Centrallinie des Körpers in einer Ebene liegt; ſelbſt die Gelenkknöpfe liegrn nach vorne zu und der Zapfen liegt mit dem Körper des Flügelſtücks in einer Horizontalfläche. Von innen angeſehen iſt dieſer Zapfen eher erhaben, als daß er die gewöhnliche Verbindung zeigte, wodurch der Hirnſchale viel Raum entgeht und der Knoten des Gehirns ſehr zuſammengedrückt wird. Die Seitenblutleiter müſſen, um zur Halsvenengrube zu kommen, nochmals in die Höhe ſteigen, und die Halswirbel müſſen einen großen Bug nach vorne machen, um zu den Gelenkknöpfen zu gelangen. Soweit iſt genug, um zu beweiſen, daß dieſes nicht bloß eine Krankheit der Haut, ſondern ſelbſt der feſteſten Theile iſt, die mit der oben erwähnten Engliſchen Krankheit Verwandſchaft zu haben ſcheint. — Bloßes Waſſer in dem Kopfe, treibt die Knochen auseinander, die Hirn-

Digitized by Google

ſchale vergrößert ſich, und überlebt es das Kind, welches doch nur ſelten geſchieht, ſo wird es auch verhältnißmäßig dicker. Auch Waſſer oder Eiter in der Bruſt treibt bisweilen die Ribben auseinander. Eine Geſchwulſt der Aorte ſchiebt die Knochen aus ihrer Lage, und treibt ſie ſelbſt auf. Eiter oder ſonſt eine Geſchwulſt dehnt bisweilen die Oberkieferhöhle ungeheuer aus, ſo ſehr, daß der Knochen ſo dünn wie Papier wird. Auch veneriſches Gift verdirbt die Knochen, und zerfrißt ſie bisweilen. Die Knochen waſſerſüchtiger Perſonen enthalten bisweilen ſtatt des Marks eine gallertartige Flüſſigkeit, und werden gleichſam magerer. Wird ein Knochen mit Verluſt ſeiner Beinhaut entblößt, ſo ſtirbt er leicht ab, Auch beim Skorbut verderben die Knochen auf eine eigene Art; ſie werden weich, ſchwammig, brechen auch wohl von ſelbſt, nachdem dieſe Stelle bis zu einem knorplichten Weſen erweicht worden. Bei der Gicht werden die Knochen von ihren Knorpelflächen allmählig entblößt, reiben ſich auf einander und erhalten polirte Oberflächen. In einigen ſelten ſcheinenden Krankheiten wird ein Knochen aufgetrieben, gleichſam aufgeblaſen, ſchwammig, und ſehr leicht, in andern ebenfalls aufgetrieben, aber zu gleich dicht, feſt, ſteinhart und ſchwer. Ein faulender Knochen wird kohlſchwarz und verbreitet einen eigenen, höchſt widerlichen Geruch. Aus dieſem hier Angeführten über die Knochen der Skelette wird man leicht beurtheilen können, mit welcher Vorſicht man beim Sammlen der Knochen zu Werke gehen muß, um nicht ſchadhafte zu erhalten, nach welchen man denn oft den Knochenbau des Körpers ganz falſch beurtheilen kann; es iſt alſo nöthig, auf die oben angeführten Krankheiten ꝛc., welche auf die Knochen Einfluß haben, genau zu merken, Man findet auch noch die Knochen in Hinſicht ihrer Bereitung und Aufbewahrung verſchieden.

Digitized by Google

läßt man z. B. im Knochen das Fleiſch unter Waſſer ſo lange faulen, bis es ſich ſehr leicht von dem Knochen abſondern läßt, und wäſſert man es während und nach der Reinigung fleißig, ſo werden ſie durch ein vorſichtiges Bleichen, welches weder in zu ſtarker Sonnenhitze, noch in zu ſchattigen Orten geſchehen muß, ohne alle Künſteley am weißeſten und ſauberſten, nur müſſen die Knochen nicht von zu alten Körpern ſeyn. Die weißeſten Knochen liefern junge ſchwindſüchtig und waſſerſüchtig gewordene Perſonen; weniger weiß und ſauber werden ſie, wenn man durchs Kochen das Fleiſch von ihnen zu bringen ſucht, da ohnehin durch die Hitze der Schmelz der Zähne losſpringt. Solche Knochen laſſen ſich in verſchloſſenen Schränken Jahrhunderte lang, ohne merkliche Veränderung, aufbewahren. Bisweilen findet man in den Gräbern menſchliche Knochen, die durch und durch ſchon grün ſind, und wie ein Turkis ausſehen, welches von nahegelegenem Kupfer oder Meſſing kommt, wie der flüchtige Salmiakgeiſt beweiſet. Mumienknochen enthalten ſelbſt in ihren Höhlungen Aſphalt oder Judenpech und Cedernharz, welches ſich ſtatt des Marks in ſolche hineinzieht.

Das Skelett wird nicht nur in der Anatomie zum Studium der Knochen für Aerzte und Wundärzte, ſondern auch in den bildenden Künſten, beſonders in der Zeichenkunſt, zum Studium der Lage der Knochen, ihrer Verbindung mit einander ꝛc. gebraucht. Ueberhaupt iſt die Knochenlehre, Oſteologie, dem Künſtler eben ſo wichtig, wie ſie dem Arzte iſt; denn nie wird ein Künſtler mit Sicherheit einen ſchönen nackten Körper darſtellen, wenn er nicht die richtige Lage der Knochen oder Gebeine, welche den Bau des Körpers überall unterſtützen, und aufrecht halten, und ſo zuſagen in Anſehung deſſelben das ſind, was das Bauholz einem Gebäude oder in einem Hauſe iſt, weiß.

Digitized by Google

Meiner's Grundriß der Geſchichte der Menſchen.
Blumenbach. Diſſertatio de generis humani varietate nativa; und ſeine Decas collectionis ſuae craniorum diverſarum gentium. Goett. 1790. — Deſſen Knochenlehre, S 287 und 346.
Große's Magazin der Naturgeſchichte der Menſchen, 2r Band, 1s St.; 3r Band, 1s St., S. 136.
D'Ulloa, Voyage dans l'Amerique meridionale. Tom. 2, pag. 77. — Deſſelben Voyages au Nord. Tom. 5, pag. 14, 15.
Göttingenſches Magazin, 1r Bd., 1s St., S. 109.
Bonn, Deſcriptio theſauri oſſium morboſorum Havii, No. 463, p. 137.
Le Vaillant Voyage dans l'intérieur de l'Afrique. Paris, 1790, Tom. 2, pag. 117.
Mémoires de l'Academie royale des Sciences de Paris, 1723. p. 324.
Krug, Geſchichte von Grönland, S. 169.
Sömmerig's vom Baue des menſchlichen Körpers, 1r Th., Frankfurth am Main, 1791, S. 66 u. f.

Skenographie, Fr. Scenographie, eigentlich die Beſchreibung einer Scene; man gebraucht dieſes Wort auch von der perſpectiviſchen Vorſtellung eines Hauſes und eines Modells in erhabener Arbeit.

Skiographie, Fr. Sciographie, die Vorſtellung im Profil oder der perſpectiviſche Durchſchnitt der innern Theile eines Gebäudes, als der Zimmer, Kammern, Treppen ꝛc.

Skizze, Fr. Esquiſſe, Ital. Schizzo, in der Zeichen- und Malerkunſt, der Entwurf eines Gemäldes oder der Entwurf zu einem auszuführenden Gemälde; auch ein Gemälde, welches angefangen, aber nicht ausgeführt worden. Unter den Skizzen ſind einige nur bloße Gedanken, andere dagegen weit ausgeführter; daher kann man ſie in mehrere Abtheilungen bringen, nämlich: in Andeutungen, in ausgeführten und in vollendete Skizzen. Bei der erſten Art, den Andeutungen, hat der Künſtler, Maler oder Zeichner,

Digitized by Google

bloß die Idee zu einem Bilde, einem Gemälde, nur leicht aufgezeichnet, nur bloß das Maaß zu den Figuren, Gruppen ꝛc. angedeutet; nirgends iſt Ausführung, Alles bloß Contur. In der zweiten Art ſind die Gedanken ausgeführter, die Figuren ſchon mehr ſchattirt, mehr ausgemalt; und in der letztern, ſteht die ganze Skizze vollendet mit Schatten und Licht, in ſo weit es zur Skizze gehört, da; der Zeichner oder Maler hat hier alles genau berückſichtiget und erwogen, ſo daß nach dieſem Entwurfe das Gemälde angefertiget werden kann; es iſt gleichſam der Geiſt, die Seele, die in das Gemälde übertragen wird; daher haben gute Skizzen bei Künſtlern und Kunſtfreunden einen hohen Werth, und werden, wenn ſie von alten Meiſtern ſind, faſt ſo theuer bezahlt, als die Gemälde ſelbſt; ſie werden auf Kunſtausſtellungen ausgeſtellt und bewundert. Es verſteht ſich hier, daß es Skizzen von großen, erhabenen Gegenſtänden ſeyn müſſen, z. B. aus der Religions- oder weltlichen Geſchichte, aus der Mythologie ꝛc., kleinere Skizzen, würden auf einer Ausſtellung von Künſtlern wohl beachtet, aber vom Publikum übergangen werden. — Eigentlich ſoll der Name Skizze nur kleinen angefangenen Gemälden zukommen, welche als Muſter zu größeren, die der Maler darnach malen will, gebraucht werden; und Entwurf, Anlage, ſollen blos von einem angefangenen Gemälde verſtanden werden, daß man noch fertig machen will, welches doch nicht mit den Skizzen geſchieht. Das Wort iſt aus dem Italieniſchen und aus den Malerſchulen der Italiener, wo es zuerſt Anwendung fand, um den Entwurf eines Gemäldes anzuzeigen. Es iſt nachher bei der Verbreitung der Malereien bei allen Nationen eingeführt worden, wo dieſe Kunſt blühte. Auch Schriftſteller haben ſich dieſes Wortes zur Bezeichnung kleiner, leicht entworfener Erzählungen, Bruchſtücke von Reiſebeſchrei-

Digitized by Google

bungen ꝛc. bedient, wie z. B. Meisner, deſſen Skizzen bekannt ſind.

Skizziren, Fr. Esquisser, in der Malerei, mit dem Bleyſtifte oder auch mit dem Pinſel einen leichten Entwurf von einem Werke machen, welches man im Kopfe hat. Man ſagt daher einen Gedanken ſkizziren, der Gegenſatz davon iſt, ausarbeiten, endigen, ausführen, Fr. arrêter, terminer, finir.

Sklave, Servus, Fr. Esclave, Engl. Slave, Ital. Schiavo, eine Perſon, welche einer andern eigenthümlich zugehört, und welche nicht freiwillig, ſondern durch Zwang unter ihre Botmäßigkeit gekommen, ſei es nun durch Erbſchaft, oder durch Kauf, Tauſch ꝛc., und die daher verpflichtet iſt ihrem Angehörigen, Herren, alle nur mögliche phyſiſche und moraliſche Dienſte zu leiſten. Daher Jemanden zum Sklaven machen. Jemandes Sklave ſeyn, ſeiner Willkühr als ein Sklave unterworfen ſeyn. Ein Sklave ſeiner Leidenſchaften ſeyn, ſich von ihnen ohne Widerſtand beherrſchen laſſen. Da die Gefangenen noch bei den meiſten unkultivirten oder rohen Nationen, die man mit dem Namen Barbaren belegt, als ſolche Sklaven angeſehen und behandelt werden, ſo bedeutet Sklave in engerer Bedeutung oft einen ſolchen Gefangenen. Nach dem Adelung iſt dieſes Wort, ſo wie die Bedeutung von einer Nation der Sklaven oder Sclaven entlehnt worden, weil die ehemaligen Deutſchen und andere benachbarte Völker die Gewohnheit hatten, die Gefangenen, welche ſie im Kriege von ihnen machten, als ſolche eigenthümliche Knechte zu behandeln und die Einwohner der von ihnen eroberten Gegenden zu Sklaven zu machen, woher denn auch noch die Leibeigenſchaft in den ehedem von Sklaven und den mit ihnen verwandten Nationen bewohnten Provinzen herrührt. Man ſchrieb den Namen dieſer Nation im Lateiniſchen ehemals am

Digitized by Google

häufigſten Sclavi und im Griechiſchen σκλαβοι. In den neueren Zeiten hat man angefangen, in dieſem Worte, wenn es die Nation bezeichnet, den Gaumenlaut zu verbannen und Slaven zu ſchreiben, mit der Behauptung, daß dieſe Schreibart die richtigſte ſey. Nach dem B. A. Kercſelich de Corbavia, in ſeinem zu Zagrab herausgekommenen Werke: de regnis Dalmatiae, Croatiae etc., ſoll der eigenthümliche Name Sklave und nicht Slave lauten, wie aus Urkunden daſelbſt bewieſen wird, obgleich die Ruſſen, Dänen, ꝛc. ſo ſchreiben. Adelung ſagt noch: daß der eigenthümliche Name einer Nation zu einem allgemeinen Nennworte geworden, hat mehrere Beiſpiele vor ſich. So führt Friſch aus dem Thomas Magiſter an, daß Καρ bei den Griechen gleichfalls einen leibeigenen Knecht bedeutet habe, weil οἱ Καρες, das iſt, die Karier, zuerſt als Knechte verkauft worden. Sklav ſtatt Sclave zu ſchreiben, iſt ein neuer Gebrauch im Deutſchen, wo es angeht, das k mit dem c zu vertauſchen; auch Adelung iſt der Meinung, daß es beſſer ſey, obgleich er es auch in ſeinem großen Wörterbuche der Deutſchen Sprache unter Sclave aufführt, jedoch dabei bemerkt, daß es der Deutſchen Sprache freilich angemeſſen ſey, dieſes Wort, wenn es ein allgemeines Nennwort iſt, Sklave zu ſchreiben; man müßte denn aber auch Scorbut, Scorpion, Scrupel ꝛc. mit einem k ſchreiben, welches aber noch nicht ſo allgemein ſei, daß es zur Regel dienen könnte. Freilich zur Zeit Adelungs, als er ſein Wörterbuch herausgab, noch nicht, aber jetzt, wie ſchon bemerkt, führt man es überall ein oder ſucht es in guten Schriften einzuführen und behält das c nur da bei, wo ſich das k mit der Ausſprache durchaus nicht verträgt, und das c einen Mittelton zwiſchen dieſem Buchſtab und dem k bildet, alſo nicht völlig hart, ſondern weich ausgeſprochen wird.

Digitized by Google

Wenn die Sklaverey entſtanden oder auf welche Weiſe man zuerſt Sklaven gemacht hat, iſt wohl nicht ſchwer zu erklären. Der Stärkere überwindet den Schwächeren und macht ihn ſich dienſtbar; dieſes iſt gewiß der Urſprung. In den meiſten Ländern hat die Sklaverei bei den Weibern ihren Anfang genommen, wie man noch aus der Behandlung derſelben bei den Wilden erſieht; ſ. oben, unter Sitte, S. 505 u. f.; auch artet der häusliche Dienſtſtand in Sklaverey aus. So bietet ein armer, ein unwiſſender Menſch einem Herrn ſeine Arme an, um von ihm unter gewiſſen Dienſtleiſtungen ernährt zu werden, dieſer gewöhnt ſich daran, ſich bedienen zu laſſen, und betrachtet den Dienſtleiſtenden als ein ihm zugehörendes Gut. Die Gewohnheit zu gebieten erzeigt Härte und Eigenſinn; man befiehlt und ſtraft unaufhörlich nach bloßen Einfällen, nach bloßer Laun e, und der Diener iſt nichts mehr als ein Sklave. Dieſes iſt die Geſchichte der Sklaverey in der Kindheit aller bürgerlichen Geſellſchaften. Nachdem ſich aber die bürgerliche Verfaſſung immer mehr und mehr entwickelte und die Regierungen ſich verſchiedentlich geſtalteten, ſo fand man auch andere Mittel ſich Sklaven zu verſchaffen. Hierzu diente nun nicht nur der Krieg, worin die Gefangenen zu Sklaven gemacht wurden, ſondern auch andere Vorwände liehen bald dem Stärkeren und Reicheren dazu die Mittel, worunter auch Wohlthätigkeit und Dienſtfertigkeit gehören. Wenn ein Inſulaner auf Mindanao ſeinen Sohn aus der Sklaverey loskauft, ſo macht er ihn nachher zu ſeinem eigenen Sklaven, und eben ſo hart verfahren auch die Kinder mit ihren Eltern. Der Schuldner wird der Sklave ſeines Gläubigers, und wenn man demjenigen, der Alles verloren hatte, nichts abnehmen konnte, ſo nahm man ihm ſeine Freiheit. So hat auch der Fiskus oft die Sklaverey als Strafe gebraucht. Man

Digitized by Google

beſtrafte den Verbrecher, indem man ihn verkaufte, und ſo gab es Fälle genug, wodurch die Sklaverei möglich geworden und einen Schein des Rechts von Seiten der Gebieter gewonnen. Durch die Lehnsverfaſſung wurde eine andere, vorher unbekannte Art von Sklaverey, die auf dem Grund und Boden haftet, eingeführt. Der Leibeigene lebte nicht im Hauſe ſeines Herren, aber er war demungeachtet ihm unterworfen und wurde von ihm mit dem Viehſtande und dem Gute verkauft, welches er bewohnte; ſ. Leibeigen und Leibeigenſchaft, und die Entdeckung von Amerika gab zu einem neuen Sklavenſyſteme Veranlaſſung und gewiß zu dem drückenſte und unmenſchlichſten.

Was nun Sklave in der Geſellſchaft, im Staate, anbetrifft, ſo iſt dieſer Stand bei den alten Völkern, Iſraeliten, Griechen, Römern, alten Deutſchen, im Art. Knecht und Knechtſchaft, Th. 41, S. 286 u. f. ſchon ausführlich abgehandelt worden, ſowohl was die Geſchichte dieſes Zuſtandes betrifft, als auch die beſonderen oder einzelnen Arten des Sklavenſtandes; auch findet man darüber Manches in dem ſehr ausführlichen Artikel Leibeigen und Leibeigenſchaft, Th. 70, S. 440 u. f., welcher Zuſtand doch auch eine Art Sklaverey iſt. Hier wird alſo nöthig ſeyn, über die Sklaven, den Sklavenſtand, die Sklaverey und den Sklavenhandel zu ſprechen, welcher Menſchenhandel, beſonders ſeit der Entdeckung der neuen Welt mit den Negern getrieben worden, ſo wie auch von denjenigen Sklaven, welche von den Barbareskenſtaaten durch Korſaren auf dem Meere ꝛc. gemacht worden, alſo von den Chriſtenſklaven in den Mohamedaniſchen Ländern. Ehe ich jedoch hiermit beginne, will ich über die Sklaven bei den alten Deutſchen das Nöthige hier ſagen.

Ueber die Sklaven der alten Deutſchen

iſt zwar ſchon, wie oben erwähnt, unter Knecht und Knechtſchaft, Th. 41, S. 362 u. f., Einiges geſagt worden; indeſſen bleibt hier noch zur Ergänzung des dort Geſagten der eigentliche Sklavenhandel derſelben hier abzuhandeln übrig. Bei den alten Deutſchen oder Teutſchen galten die Sklaven für eine vorzügliche Waare, die ſie ſowohl an Auswärtige verhandelten, als auch von denſelben einhandelten. Die alten Deutſchen ſchätzten den Ackerbau nur geringe, weil Krieg und Jagd ihre Hauptbeſchäftigung war, und deshalb mußten ſie auch bei der ſpäterhin ſteigenden Kultur, bei der Vermehrung ihrer Bedürfniſſe, auf eine größere Anzahl Anbauer deſſelben Bedacht nehmen. Anfangs tödteten ſie die im Kriege gemachten Gefangenen, um ihre feindlichen Nachbaren dadurch zu ſchwächen, wie alle rohe Völker, bei denen noch kein Schatten von Kultur ſich gezeigt hat; nachdem ſie ſich aber zu cultiviren anfingen, mehr Grundeigenthum und geräumigere Wohnungen erhielten, ſo ießen ſie auch die Gefangenen am Leben und machten ſie zu Sklaven, die ihnen das Feld bauen und auch zu ſonſt mancherlei Nutzen ſeyn mußten, wodurch ſie eben den Zweck, die Feinde an Anzahl zu ſchwächen, erreichten. Ein zweites Mittel ſich Sklaven zu verſchaffen war das Spiel, welches ſie leidenſchaftlich liebten, und welches daher oft mit dem Verluſte ihrer Freiheit endigte. Ein drittes Mittel waren die an ihren Küſten oder in der Nähe derſelben Schiffbruch gelittenen Schiffe, deren Güter ſie ſich nicht nur zueigneten, ſondern auch die ſich an das Land geretteten Perſonen wurden ihre Sklaven; dann erhielten ſie Zuwachs daran durch die freiwillige Anerbietung, entweder aus Hungersnoth oder aus chriſtlicher Andächteley; durch die geſchehene Ausſetzung gleich nach der Geburt; durch die Fremdlingſchaft oder das ſogenannte Wildfangsrecht, weil ein jeder, der ohne den

geheiligten Schutz des Gaſtrechts den Deutſchen Boden betrat, ein allgemeiner Feind war; durch Unvermögenheit ſeine Schuldenlaſt zu tilgen; durch unebenbürtige Heirath mit Sklaven; durch gebrochene Geisſelſchaft; Verluſt im Zweikampfe; Uebergebung zum Pfande, und durch gewiſſe Verbrechen.

Der Krieg war eigentlich ein unerſchöpflicher Quell der Deutſchen Knechtſchaft, der aber nicht bloß mit fremden Völkern geführt wurde, ſondern zuweilen unter der eigenen Nation, die ſich ſehr oft wegen ihrer nomadiſchen Lebensart drängte, ſo diente er auch eben nicht zum Wachsthume der ganzen Volksmaſſe. Erſt durch ihre großen Wanderungen vermehrte ſich der Nationalreichthum an Mannſchaft. Fangen wir die Römiſche Epoche unſerer Deutſchen Geſchichte nur mit dem Markomanen Kriege unter Mark Aurel an, wodurch die alten Grenzen Deutſchlands gegen die Römer wieder hergeſtellt und die nächſtangrenzenden Staaten durch den Deutſchen Menſchenraub faſt ganz entvölkert worden ſind, ſo gewahren wir, daß ſich dieſe Verwüſtungen unter Valerian, Diokletian, Konſtantin dem Großen, und unter den folgenden Kaiſern von Zeit zu Zeit wiederholen; ja die Alemannier, Franken, Burgunder und Sachſen brachten von ihren Heerzügen ganze Herden Menſchen als Sklaven zurück. Der Einbruch der Franken in Gallien, und die von Klodewig gewonnene Schlacht bei Zülpich vermehrte hauptſächlich in Oberdeutſchland die Leibeigenſchaft. Die Franken, das mächtigſte Volk unter den Deutſchen, erregten den Neid der Sachſen, welches ſehr viele Kriege unter den zwei Völkerſchaften verurſachte, und meiſt zum Vortheile der Erſten ausſchlug. Dadurch ward Frankreich mit einem Heere von Sächſiſchen Sklaven überſchwemmt, und dieſe Anzahl wuchs noch ſehr anſehnlich unter Karl dem Großen, der ſie dreißig Jahre mit Vor-

Digitized by Google

theil bekriegte; unter eben dieſem Kaiſer nahmen auch die Slaviſchen Kriege ihren Anfang, die beinahe kein Ende hatten. Mit beſonderer Bitterkeit wurden dieſe Kriege ſeit Otto dem Großen geführt, beſonders unter dem Braunſchweigiſchen Herzog Heinrich dem Löwen, und unter Markgraf Albrecht dem Bären von Brandenburg, welche Fürſten ſo grauſam mit ihnen verfuhren, daß ſie dadurch Meklenburg, Pommern, Wagrien, und die Mark Brandenburg faſt ganz entvölkerten, indem die wenigen Ueberreſte zu den Dänen und Pommeranern flüchteten; allein dort eben ſo wenig Mitleiden fanden, daß ſie vielmehr von ihnen an die Sorben, Böhmen und Pohlen verkauft wurden. Man mußte daher die verödeten Länder wieder mit Koloniſten aus Flandern, Holland, Friesland und Weſtphalen beſetzen, denen zur Anlokkung große Vortheile eingeräumt wurden, woraus das Flämmiſche und Holländiſche Recht in Niederdeutſchen Bauergütern entſtanden iſt. Der öſtliche Markgraf Gero bezwang die Lauſitzer, nahm ihnen all ihr Landeigenthum weg und theilte es unter ſeinen Sächſiſchen Rittern aus. Das Volk mußte aber theils als Leibeigene den Feldbau fortſetzen, und theils wurde es nach Sachſen in die Knechtſchaft geſchleppt. Die unglückliche Slaviſche Nation ward ſeit Kaiſer Heinrich dem Vogeler faſt in ganz Deutſchland zerſtreut und ihre Anzahl wurde ſo groß, daß man bald alle Leibeigene Sklaven nannte, und auf dieſe Art der Geſchlechtsname einer edlen Völkerſchaft zur Benennung der niedrigſten Volksklaſſe machte. Der allgemeine Haß und die große Verachtung gegen die Wendiſchen Völker hat auch in Nieder-Deutſchland wo dieſe Unglücklichen einſt von ihren Siegern vertheilt wurden, eine härtere Gattung von Deutſcher Knechtſchaft hervorgebracht, als im Reiche oder im ſüdlichen Deutſchland. Man hielt an verſchiedenen

Digitized by Google

Orten in Europa, vorzüglich in Deutſchland, große Sklavenmärkte; ſo hatte man Sklavenmärkte zu Rom, Lyon, an der Preußiſchen Seeküſte und in den meiſten Deutſchen Handelsſtädten. Auf dieſen Märkten wurden oft die Sklaven gegen gewiſſe Sachen eingetauſcht; häufig gegen Pferde, wie ſolches der Erzbiſchof Lullus zu Mainz berichtet, und daher gab man auch von einem Sklaven eben ſo viel Zoll, als von einem Pferde. In einer Fuldiſchen Karte wird für einen Sklaven zum Pferde noch ein Schild und eine Lanze zugegeben; dagegen bekam der heilige Rembert, Erzbiſchof von Hamburg, für ſein Pferd eine ganze Anzahl gefangener Chriſten. Die Gothen gaben manchmal für ein Stück Brod einen Sklaven hin. Unter den Franken galt ein brauchbarer, wohl unterrichteter Sklave 12 Goldſchillinge. Sie wurden oft ſchaarenweiſe aneinander gefeſſelt verkauft, ſo, daß man ganze Herden an groß und klein auf einmal erhielt. Im Leben des heiligen Eligius, Biſchof von Nayon wird erzählt, daß von ihm manchmal zwanzig, dreißig bis funfzig zuſammen, und zuweilen ganze Schiffsladungen von hundert Stücken aufgekauft worden wären, die aus Männern, Weibern und Kindern und aus allerlei Nationen, Sachſen, Britten, Gallier, Römer und Mauren beſtanden hätten. Helmold zählt 7000 Sklaven, die auf einmal auf dem Markte zu Meklenburg feil waren*). So gab es einige Sklavenhändler, die große Lieferungen in die entfernteſten Länder beſorgten. Die Wenden brachten viele aus Böhmen und Rügeland die Donau herauf. Liutprand ſagt von den Einwohnern von Verdün: ſie hätten junge Knaben ihrer Schamglieder

*) Audivi a referentibus, quod Mecklenburg, die fori de captivitate Danorum DCC. numero sunt animae omnes venales, si suffecissent emtores. Chron. Slav. L, II. c. 12.

beraubt und ſie ſehr theuer nach Spanien an die Araber verkauft*). In Frankreich führten die Juden dieſen Mauriſchen Sklavenhandel, und der Erzbiſchof Agobard von Lyon hielt deswegen heftige Strafpredigten an die Chriſten. Den Sarazenen in Afrika lieferten die Venetianer vom Sklavenmarkte zu Rom eine große Anzahl Chriſten. Da man ihnen aber dieſes Gewerbe verboten hatte, ſo erkauften ſie dieſelben von den Seeräubern des Mittelländiſchen Meeres, und führten ſie jenen zu, bis ihnen der Doge auch dieſes unterſagte **). Aus den Formeln des Mönchen Markulfs gewahrt man, wie häufig der Deutſche Sklavenhandel vom 5ten bis ins 9te Jahrhundert geweſen. Die 21ſte Formel des 2ten Buches enthält einen Akt, daß Jemand auf öffentlichem Markte von einem Sklavenhändler in Gegenwart einer gehörigen Anzahl Zeugen einen Sklaven für eine beſtimmte Summe Geldes erkauft, und ihn von demſelben in ſeine Gewahrſam übergeben und zum vollſtändigen Eigenthume erhalten hätte. Dieſes in Vergleichung

*) Carsamatiam autem Graeci vocant, amputatis virilibus et virga eunuchum, quos Verdunenses ob immensum lucrum facere solent, et in Hispaniam ducere L. VI. c. 3.

**) Hier ſind dieſe Stellen: Hoc passi sumus a fautoribus Judaeorum, non ob aliud nisi quia praedicavimus Christiani, ut mancipia eis Christiana non venderent, ut ipsos Judaeos Christianos vendere ad Hispanos non permitterent, nec mercenarios domesticos habere. Litt ad. Lud. Pium de insolentia Judeor. Tom. I. opp. Ed. Baluz. p. 62. — Contigit plures Veneticorum hanc Romanam advenisse in urbem negotiatores: et mercimonii nundinos propagantes multitudinem mancipiorum virilis scilicet et femini sexus emere visi sunt, quos et in Africam ad paganam gentem nitebantur deducere. Anastas. in vita Zachariae P. R. ad a 747. — Quo tempore mercatores Veneti lucri cupidi a piratis et latrunculis mancipis comparabant, et transfretantes de eis commercium faciebant. Cui manifesto facinori Ducis obviare volentes pie decreverunt, ne quis de mancipiis commercium faciat, vel in navibus recipiat. Dandul. in Chron. ad a 878 p. 186.

Digitized by Google

mit dem Kapitulare Karls des Großen von 779, Kap. 19 lehrt uns zugleich die Förmlichkeiten, die beim Menſchenhandel damals erforderlich waren. Im 2ten Buche, Formel 22, kommt noch ein dergleichen Kaufbrief vor und begreift ſeine unter Bürgern übliche Form. Man trifft unter den alten Formeln verſchiedene Kaufbriefe an, worin ſich freigeborne Leute ſelbſt an einen Andern zu Sklaven verkauften. Der Kontrakt wurde in ihrem Namen aufgeſetzt und genau bemerkt, daß ſie den Kaufſchilling für ihre Perſon, der oft in einer geringen Summe beſteht, vom Käufer baar und richtig empfangen hätten, und ſich daher ihm zum Eigenthume übergäben, um mit ihnen, wie mit ſeinen andern Sklaven zu verfahren, ſie zu verkaufen, zu vertauſchen oder zu züchtigen. Auf eine ähnliche Art, war auch der Contrakt abgefaßt, wenn ſich einer für eine vorgeſchoſſene Summe ſelbſt zum Pfande verſchrieben hatte. Ueberhaupt aber durften die Contracte über Sklaven nicht bei Nacht geſchloſſen werden, ſondern bei hellem Tage und in Gegenwart von Zeugen. Daß übrigens die Sklaven als eine ordentliche Waare angeſehen worden, ſehen wir aus den Fränkiſchen Zollordnungen. Man zahlte für jeden an der Zollſtätte eine Seiga, das iſt, einen Pfennig, wenn man ihn zum Verkauf vorbei führte; hatte man ihn aber zum Gebrauche im Hauſe beſtimmt, ſo war er zollfrei. Die Sklaven gingen durch den Handel oft ſehr ſchnell aus einer Hand in die andere, und kamen auf dieſe Art in das Ausland. Mit dem Sklavenſtande waren die Handwerke verbunden oder dieſe wurden von Sklaven betrieben. Wenn daher Gregor von Tours anführt, daß bei den Franken die auf dem Markte feil geſtandenen Sklaven jedesmal von den Käufern befragt worden wären, was für ein Handwerk ſie verſtänden, ſo iſt davon die Urſache die Gewohnheit der Deutſchen ihre

gröberen Bedürfniſſe an Schiff und Geſchirre, an Waffengeräthe und Bauſachen ſich durch ihre Leibeigenen anfertigen zu laſſen. Man findet deswegen in den Saliſchen, Burgundiſchen und Longobardiſchen Geſetzen Servi aratorii, argentarii, aurifici, Sartorii, Sutores, Carpentarii, Molinarii, fabri aerarii et serrarii, und die Beſchreibung der älteſten Deutſchen Handwerker bei Rhode geht meiſt auf Knechte. Ihre mancherlei Handthierungen und Handwerke kann man auch aus andern alten Geſetzen und aus den Kapitularen erſehen. In dem Anhange des Saliſchen Geſetzes von Karl dem Großen kommen Schweinhirten, Schmiede, Weingärtner, Müller, Wagner, Jäger und verſchiedene Künſtler vor. In den Bayerſchen und Burgundiſchen Geſetzen, werden auſſer dieſen noch Goldſchmiede und Virbicarii genannt. Am ausführlichſten iſt das Kapitulare Karls des Großen über ſeine Meiereyen, S. 45, darin ſtehen Schmiede, Gold- und Silberarbeiter, Schuſter, Drechsler, Wagener, Schwerdtfeger, Falkner, Seifenſieder, Brauer, Becker, Netzmacher; zu den übrigen Handarbeiten wurden die weiblichen Sklaven gebraucht. Die Handwerker hatten ſowohl auf den Kaiſerlichen Villen, als bei den Klöſtern ihre eigenen Werkſtätte, die ihnen ihre Leibherren erbauet hatten. Im Leben des Biſchof Gebhards von Coſtanz heißt es, daß er aus ſeinen beſten Sklaven Köche, Becker, Gaſtwirthe, Walker, Schuſter, Gärtner, Wagner, und andere Meiſter in beſondern Künſten gemacht hätte. Man unterſcheidet daher in den Stiftern von ihnen diejenigen Leibeigenen, welche die häuslichen und wirthſchaftlichen Arbeiten zu verrichten hatten und nannte ſie Dage Schalci (von Tage und Schalk, Knecht) ſoviel als Tagelöhner, Hausknechte. Dahin rechnete man zuweilen auch Becker, Viehhirten, Fiſcher, Köche und Badeknechte. In einer Urkunde von 1445

beklagt es Herzog Philipp der Gütige von Burgund das zum Nachtheil des gemeinen Weſens in den Klöſtern alle Handwerker und Handthierungen getrieben würden. Die Kunſtſtücke der Laien kamen nach und nach faſt alle in die Hände der Geiſtlichkeit, indem ſie, ehe man über die Contracte ſchriftliche Akten auſſetzte, als Sinnbilder einer geſchehenen Schenkung von Grundeigenthum übergeben wurden. Daher trifft man noch gegenwärtig das meiſte Hausgeräth der alten Deutſchen in den Kirchenſchätzen an. Und es wäre zum Nutzen der Alterthümer zu wünſchen, ſagt Fiſcher *), daß man davon Abzeichnungen und Beſchreibungen hätte. Aber nicht den Sklaven allein überließ man dieſe Beſchäftigung, ſondern auch Freie, Freigelaſſene und ſelbſt der Adel verfertigte mancherlei Kunſtſachen. Harald Hardraad und der Graf Rognwald Kolſon in den Orkneyinſeln rühmen hauptſächlich unter den Künſten, die ſie gelernt hatten, die Schmiedekunſt. Die übrigen Handwerke ſtanden unter Aufſicht der Hauswirthin.

Der Einführung der Chriſtlichen Religion verdankten die Sklaven eine beſſere Behandlung; die Zahl der Leibeignen verminderte ſich und der freie Verkehr mit Menſchen, als eine Waare, ward eingeſtellt. Die Geiſtlichen bemüheten ſich die Freilaſſung der Sklaven zu bewirken, indem ſie den Grundſatz auszubreiten ſuchten, daß man ſich durch die Freilaſſung ſeiner Sklaven das ewige Seelenheil erwerben könnte; ja ſie nöthigten ſogar ſolche bußfertige Sünder, die ſelbſt keine Leibeigene beſaßen, daß ſie ſich welche kauften, um ſie hernach in der Kirche feierlich frei zu laſſen. Die Prieſter ſelbſt kauften ſich Sklaven auf und widmeten ſie dem geiſtlichen Amte oder beſtimmten ſie

*) Geſchichte des teutſchen Handels, 1r Theil. Hannover, 1788, S. 42, 43.

zum Lehrſtuhle, wodurch ſie ihre Freiheit erhielten. Die Deutſche Freilaſſung war aber von ganz eigener Beſchaffenheit. Der Leibeigene blieb theils wegen der Hörigkeit, theils wegen des Beſitzes des Bauerguts, welches ihm ſein Herr zugleich mitgegeben hatte, noch in einiger Dienſtbarkeit; ſie leiſteten noch allerlei Frohndienſte und bezahlten ihre Gülte; ſofern war aber jene noch von der alten Verfaſſung verſchieden, daß dieſe nicht mehr willkührlich gefordert werden durften, ſondern entweder durch den Contract oder durch das Herkommen beſtimmt waren. Gegen die Sitte der heidniſchen Völker in Europa ihren Göttern Sklaven zu opfern, die ſie von den Nachbarn gekauft hatten, eiferte gleichfalls die Geiſtlichkeit, und der heilige Olaus, König in Norwegen, rief daher einmal drohend aus: Ich will eins der blutigſten Opfer bringen. Nicht ſchlechte und niedrige Sklaven ſollen es nach dem Gebrauche ſeyn, ſondern die Vornehmſten im Volke will ich dazu ausleſen. Auf den Bericht des heiligen Bonifacius, daß die Neubekehrten in Deutſchland ihre Sklaven den alten Heiden zuweilen zum Menſchenopfer verkauften, ermahnte ihn Pabſt Gregor der Zweite ernſtlich, dieſen Gräuel nicht länger zu dulden und die Miſſethäter als Todſchläger zu beſtrafen. Karlomann befahl im Jahre 743 auf der Leptiniſchen Synode, daß das Wehrgeld desjenigen verfallen ſeyn ſollte, der ſeine Sklaven an die Heiden verkaufen würde, und wenn er ſie zum heidniſchen Menſchenopfer hergegeben hätte, ſo ſoll er gleich einem Todſchläger mit dem Kirchenbanne belegt ſeyn. Es wurden deshalb von den heidniſchen Völkern auf den Grenzen ſehr große Sklavenmärkte gehalten, wie wir es von den alten Preuſſen wiſſen, die ſich ohnehin zu ihrem Menſchenopfer die ſchönſten Perſonen auszuleſen gewohnt waren. Nach den alten Conciliens ſchlüſſen und nach den Staatsgeſetzen war dieſer

Digitized by Google

Handel doppelt unerlaubt; einmal, weil überhaupt keine Sklaven auſſer Landes geführt, und dann, weil ſie nicht den Juden oder Ungläubigen überlaſſen werden ſollten. Auf der Kirchenverſammlung zu Chalons ward im Jahre 650 unter Klodowig dem 2ten can. 9. die Verordnung gemacht, daß kein Sklave auſſer den Fränkiſchen Staaten verkauft werden ſollte, damit nicht, wie es daſelbſt heißt, die Chriſten in einige Gefangenſchaft oder gar in die jüdiſche Sklaverei gerathen möchten. Ein Geſetz der Alemannen verbot überhaupt allen Verkauf der Chriſtenſklaven an Juden und Heiden. Man fing auch an durch verſchiedene Geſetze den Verkauf der Kinder, der auch nur im höchſten Nothfall Statt fand, einzuſchränken. Man verordnete anfangs, daß ſie durch die Zulegung des ſechſten Theils ihres Kaufpreiſes wieder ausgelöſet werden könnten, und damit ſie auf dieſe Weiſe um ſo gewiſſer wieder in ihre vorige Freiheit zurückkehren möchten, ſo geſtattete man keinen weiteren Verkauf derſelben auſſer Landes; ſpäterhin galt eine Verordnung, wodurch ſie nur auf ſieben Jahre zur Knechtſchaft verkauft werden konnten. Endlich unterſagt das Weſtgothiſche Geſetz durchaus allen Handel mit den Kindern. Nach dem Franzöſiſchen Rechtsgelehrten Euſebe von Lauriere ſollen die alten Deutſchen ihre Kinder verkauft, auch darüber, wie die Römer, das Jus Vitae et Necis ausgeübt haben; allein dieſem war nicht ſo, der aus dem Verkaufe der Kinder gezogene Schluß iſt falſch. Dergleichen Verkäufe hatten immer eine außerordentliche Urſache zum Grunde, und kamen nicht von der Unnatur des Volkes. Es entſtand nämlich bei ihnen alle Augenblicke wegen ihres geringen Ackerbaues Theurung und Hungersnoth; daher waren ſie genöthiget, wenn ſie nicht ihre Kinder vor ihren Augen vor Hunger ſterben ſehen wollten,

Digitized by Google

ſie dem reicheren Theil der Nation für den Unterhalt als Sklaven zu überlaſſen.

Karl der Große unterſagte im Kapitulare von 779, c. 19, allen Verkauf der Sklaven auſſer den Fränkiſchen Marken und bedrohte die Uebertreter mit der Acht. Auch ließ derſelbe auf der Kirchen-Verſammlung zu Rheims, Can. 2, befehlen, daß der Sklavenhandel überhaupt nur unter Chriſten beſtehen, und ein jeder, welcher ſeine Knechte den Juden oder den Heiden verkaufen würde, die Gemeinſchaft der Kirche verloren haben und ſein dieſerhalb geſchloſſener Contract unverbindlich ſeyn ſollte. Indeſſen fanden ſich doch viele Chriſten als Knechte bei den Juden, die aber, ſobald ſie nicht mehr bei ihrem Herrn bleiben wollten, und ſich ein Chriſt ſie für einen billigern Preis zu kaufen anbot, unverzüglich entlaſſen werden mußten. Eben das Verbot Sklaven nicht an Auswärtige oder an Heiden zu verkaufen, galt auch in andern Reichen; ſo erließ der König Kanut in England ein ſolches Verbot*). Durch dergleichen Verbote erhielt der auswärtige Sklavenhandel einen gewaltigen Stoß und konnte ſich kaum noch als Schleichhandel erhalten, der aber auch ſehr unbequem war, da die Biſchöfe auf einer eigenen Synode den Auftrag erhalten hatten, in ihren Sprengeln fleißig nachzuforſchen, ob Jemand Sklaven außer Landes geſchickt oder Chriſten an Juden und Heiden verkauft hätte, oder ob die Juden mit chriſtlichen Sklaven Gewerbe trieben. Indeſſen blieb der Schleichhandel in einzelnen Gegenden immer noch ſehr groß, wie z. B. unter den Nordalbingern, die zuweilen ſogar die leibeigenen Chriſten, die von den heidniſchen Sklaven entflohen,

*) Can. 2 Praecipimus, ne Christiani passim in exilium vendantur, vel in gentilitatem, ne forte pereant animae. Im Concilio Aenhamensi von 1009 heißt es: Ne Christiani et innocentes extra patriam vendantur.

Digitized by Google

und zu ihnen geflüchtet waren, zu Knechten machten, und ſie wieder an dieſelbe zurück verkauften, bis der heilige Anſchar, Erzbiſchof zu Hamburg, dieſes Uebel endlich unter ihnen gänzlich ausrottete. Selbſt der innere Sklavenhandel bekam viele Einſchränkungen; denn bei jeder Reichsprovinz waren wieder einzelne Verbote, die jede Sklavenlieferung auſſer Landes verwehrten. Im Alemanniſchen Geſetze, C. 37, §. 1, heißt es: Sklaven ſollen nicht außer der Provinz weder an Chriſten, noch an Heiden ohne Erlaubniß des Herzogs verkauft werden; und §. 4 iſt der Uebertreter des Geſetzes mit dem Verluſte des Kaufpreiſes und mit der Acht zu beſtrafen. Herzog Taſſilo von Bayern gebot ebenfalls in ſeinem Edikte, daß keine Sklaven über die Grenze verkauft werden, und daß demjenigen, der dies nicht beobachten würde, ſein Wehrgeld verfallen ſeyn ſollte. Auch das Frieſiſche Geſetz, Tit. XVII., §. 5, belegt den Verkäuſer eines Sklaven an die Heiden mit dem Verluſte des Wehrgeldes. Der heilige Wulſtan zerſtörte durch ſeine heftigen Predigten den großen Sklavenmarkt zu Briſtol, wo eine Menge Sklaven aus ganz England zuſammenkamen und an die Iren verkauft wurden. Sein Eifer that auch bei den übrigen Britten eine gute Wirkung, daß dadurch der berühmte Conzilienſchluß der zweiten Londner Kirchen-Verſammlung vorbereitet wurde, der überhaupt allen Menſchenverkauf unterſagte. Dieſes hinderte aber nicht die Veräußerung der Leibeigenen als Glebae adscripti mit den Grundſtücken, ſie konnten jetzt nur nicht mehr als eine Handelswaare aus der Hand verkauft werden. Die Nachrichten der Schriftſteller, daß im Anfange des 14ten Jahrhunderts keine Sklaven mehr im Reiche exiſtirt hätten, iſt daher nicht ſo zu verſtehen, als wenn gar keine Leibeigenſchaft mehr vorhanden geweſen wäre, ſondern man muß es ſo erklären, daß damals die alte ſtrenge Knechtſchaft aufgehört hätte, wo man

Digitized by Google

die Menſchen als ein vollkommenes Eigenthum zu jedem Gebrauche habe verkaufen können. Hieraus kann man ſich auch die Urſache erklären, warum ſich im 13ten Jahrhunderte die Leibeigenſchaft ſo ſehr vermindert hat. Man trifft zwar keine Urkunde an, durch welche die Leibeigenſchaft in einem ganzen Lande oder Diſtrikte aufgehoben worden wäre; allein die Anzahl Akten auf der andern Seite, wie ganze Herden Leibeigene freigelaſſen oder wenigſtens der Kirche als bloße Zinsmänner überlaſſen worden, iſt ſehr bedeutend. Auch findet man nicht nur, daß alle theologiſche Bücher, kanoniſche Geſetze und Kirchenakten mit ſolchen Grundſätzen angefüllt ſind, ſondern auch die weltlichen Geſetzbücher, wie man es aus dem Sachſen- und Schwabenſpiegel erſieht, die durchaus behaupten, daß die Leibeigenſchaft nicht aufgehoben, auch erhielten die Leibeigenen dadurch hin und wieder mehr Freiheiten; denn wenn gleich nach der Osnabrückiſchen Eigenthumsordnung, C. III., §. 4, jeder Eigenthumsherr die Erlaubniß hat, ſeine Leibeigenen frei aus der Hand zu verkaufen, ſo darf ſie der neue Erwerber doch nicht mit neuen Unpflichten und Dienſten beläſtigen. Es heißt am angeführten Orte: „Es ſteht auch dem Eigenthumsherrn frei, die Eigenbehörige an Andere zu übertragen oder zu veräußern, und wird dann derjenige, welcher dieſelbe rechtlicher Weiſe tit. oneroso vel lucrativo erhandelt, gekauft, oder an ſich gebracht hat, Eigenthumsherr. Dieſer ſoll es aber denn bei den althergebrachten Pflichten bewenden laſſen, und die Eigenbehörige mit neuen Dienſten oder Auflagen der jährlichen praestandornm, oder, daß ſie davor Geld erlegen ſollen, auch ſonſt über die althergebrachte Gewohnheit, wenn beſonders die Erben nicht vergrößert ſind, ſondern in dem Stand, wie ſie vorher geweſen, verblieben, nicht beſchwehren.“— Die zunehmende Bevölkerung beförderten die Leibherren

Digitized by Google

ganz beſonders, und ſie ließen dieſerhalb kleine Belohnungen der Fruchtbarkeit ausſetzen, wodurch die leibherrlichen Einkünfte vermehrt wurden, weil jeder Leibeigene für ſeine Perſon alle Jahre einen Zins entrichten und dem Eigenthumsherrn nach dem Tode einen Theil ſeines Vermögens verlaſſen mußte. Die geſchehene Ueberlaſſung einiger Grundſtücke an dieſelbe, hob die Leibeigenſchaft nicht auf, und war ſchon ſeit den Zeiten des Tacitus bei ihnen üblich, wie auch bis auf die neuere Zeit. S. auch die oben angeführten Art. Leibeigen und Leibeigenſchaft.

Der Sklavenhandel und die Greul der Sklaverei in den Kolonien, können nicht genug mit ſchwarzen Farben geſchildert werden, als es ſchon geſchehen, und wäre des Las Caſas Abſicht bei dem Vorſchlage die Neger zu Sklaven zu machen, nicht rein und lauter geweſen, indem er die eingetretenen Abſcheulichkeiten nicht in der Größe vorher überſehen konnte, als ſie ausgeübt worden, ſo müßte auf ſeinem Andenken noch jetzt der Fluch nicht nur aller der Unglücklichen, die ſeit der Zeit durch unmenſchliche Behandlung theils auf dem Transport nach ihrer Beſtimmung, theils in Sklavenketten gemordet worden ſind, ſondern auch der Rechtſchaffenen, die den Sklavenhandel verabſcheuen, ruhen.

Bei der Entdeckung von Amerika oder vielmehr nach derſelben, als die Spanier ſich ſchon im Beſitze eines großen Theils der neuen Welt befanden, gingen dieſe ſtolzen Europäer unmenſchlich mit den Eingebornen um, um ſie gänzlich auszurotten, und da dieſes nicht möglich war, ſo raubte man den übrig Gebliebenen die Freiheit. Man rechtfertigte dieſes Verfahren auf eine ſonderbare Art. Nach Lopez de Vega ſoll man den Amerikanern den Vorwurf gemacht haben, daß ſie Tabak rauchten und ſich den Bart nicht wachſen ließen, und man habe auf dieſes Verbrechen das Recht: ſie zu Sklaven der Spanier zu machen, ge-

gründet. Hierzu kam der Eifer für die Religion, und um dieſe auszubreiten glaubte man, Menſchen, die keine Chriſten ſeien, der Sklaverey unterwerfen zu dürfen. Alle Peruaner, denen man daher das Leben ſchenkte, wurden anfangs zu einer ſechsmonatlichen Sklaverey verurtheilt, und nachdem dieſe Zeit abgelaufen, erlaubte man ihnen zum Scheine nach ihren Hütten zurückzukehren, ſchoß ihnen aber Verſchiedenes vor, was ſie, aus Noth gezwungen, annehmen mußten; ſie waren daher genöthiget, um los zu kommen, erſt dieſe Schuld zu tilgen; ſie wurden alſo gezwungen ihrer Freiheit zu entſagen oder ins Gefängniß zu wandern. Die Weiber und Kinder ſtellten ſich als Bürgen dar, und wurden dadurch auch Sklaven. Die Bewohner von St. Domingo wurden wie das Vieh zuſammengekoppelt und ſo zur Arbeit getrieben. Dieſe Unglücklichen vergifteten ſich entweder, oder ſie hungerten ſich zu Tode. Einige knüpften ſich an die Bäume auf, nachdem ſie vorher ihre Weiber und Kinder aufgeknüpft hatten. Columbus brachte einige Amerikaner nach Europa; allein ſchon während der Ueberfahrt ſuchten ſie ſich umzubringen, ſo daß man genöthiget war ſie zuſammenzufeſſeln. Hierdurch geriethen ſie aber in eine Art Raſerei, welche ſich nur mit dem Tode endigte. Diejenigen, welche man nach Barzellona brachte, ſetzten die Zuſchauer durch ihr Winſeln und Geſchrei in Schrecken. Die eingebornen Amerikaner, welche Sklaven der Europäer geworden, gehörten in den ehemaligen Spaniſchen Beſitzungen den Domainen oder andern Privatperſonen an. Sie mußten in den Queckſilberbergwerken ganz nackt arbeiten, damit ſie nichts verſtecken konnten, und ſtarben darin zu Tauſenden fort. Nach den Geſetzen durfte Niemand einen Peruaner zur Arbeit in den Bergwerken zwingen; allein dieſes Geſetz ward übergangen, und die Uebertretungen wurden durch Beſtechungen wieder gut ge-

macht. So verhielt es ſich auch mit dem andern Geſetze, nach welchem ein Eigenthümer, der einen Indianer mit zu harten Arbeiten überhäuft, ſo daß er darüber ſtirbt, dafür einen andern Indianer verlieren ſollte. Dieſe Strafe wurde aber keinem auferlegt und daher das Verbrechen täglich begangen. Die Geiſtlichen ſelbſt leiteten die Indianer mit dem Stocke. Mußte daher nicht den Las Caſas, der ſeinen Vater auf der erſten Reiſe des Columbus begleitete, und der von ſanfter, gelaſſener Gemüthsart war, das Elend der ſchuldloſen Indianer ſo rühren, daß er ſpäterhin, wie oben angeführt worden, Alles anwandte ihre Ketten zu löſen. Ihr Unglück bewog ihn ein Geiſtlicher zu werden, um ihre Bekehrung zu bewirken und ſie dadurch den Händen ihrer Unmenſchen, ihrer Tieger zu entreiſſen. Er nahm ſelbſt den Titel und die Würde eines Biſchofs von Chiappo in Mexico nur an, um dadurch den Spaniern Ehrfurcht einzuflößen, und ſo auf ihr Herz zum Vortheil der armen Indianer zu wirken; allein vergebens; denn dieſe Aufführung, die ihn zum Abgott der Unterdrückten, und zum Schrecken der Unterdrücker machte, wurde ſo hart von ſeinen Feinden mitgenommen, daß er genöthiget ward, dieſe Würden niederzulegen, und ſeine Nation, wie oben angeführt worden, vor den Richterſtuhl der ganzen Welt zu fordern, und der Erfolg war, daß die Schwarzen die Ketten tragen mußten, welche man den Indianern abnahm. Hiermit war aber die Rache der Spanier gegen die Indianer nicht gedämpft, ſondern ſie benutzten ihre ſchwarzen Sklaven jene zu unterdrücken; denn da die erkauften Neger ganz von dem Willen und den Einfällen ihrer Herren abhingen, ſo wurden ſie auch zu ihren Lüſten gebraucht, und dadurch erhielten ſie Vorzüge, die ſie ſich ſo gut zu Nutze machten, um die Mexikaner zu unterdrücken oder doch wenigſtens einen unverſönlichen Haß zwiſchen den

Freien und den Sklaven zu unterhalten. Das Geſetz hegte nur dieſe Abneigung, und traf noch wirkſamere Maaßregeln, um alle Verbindungen unter ihnen zu verhüten. So iſt den Negern verboten, bei Strafe für die Männer verſtümmelt und für die Weiber hart gezüchtiget zu werden, einen Liebesumgang mit den Indianern zu haben, und daher ſind die Neger große Anhänger der Spanier, da ſie im Gegentheil in den andern Beſitzungen die ſtärkſte Feindſchaft gegen die Europäer hegen.

Las Caſas Herausforderung ſeiner Nation beſtand in zwei Schriften, die eine gab er im Jahre 1542 heraus: Ueber die Mittel, Indien zu verbeſſern, und überſandte ſie Kaiſer Karl dem Fünften; die zweite Schrift führt den Titel: die Verheerungen Indiens. In beiden Schriften ſchildert er den ſchlechten Zuſtand Indiens, und hält den Tyrannen dieſes unterjochten Landes das Unrecht und die Grauſamkeit vor, unter welcher die unglücklichen Indier in den drückendſten Ketten der Sklaverey ihr Leben aushauchen müßten. Er zeigte, daß es das Chriſtenthum entehre, dieſe Mitgenoſſen einer Religion der Menſchlichkeit, der ſchrecklichſten Unmenſchlichkeit Preis zu geben, und ſie auf Koſten der Habſucht zu morden; allein ſeine Vorſtellungen fanden nicht nur kein Gehör, ſondern man fing auch an ihn, als Vertheidiger der Menſchlichkeit, zu haſſen und zu verfolgen. Dieſes ſchreckte aber den muthigen Las Caſas nicht zurück, Alles für ſeine neu gewonnenen Glaubensbrüder zu thun. Da aber alle Vorſchläge, Ermahnungen und Bitten vergeblich waren, ſo ſchlug er leider im Drange der Umſtände den Tyrannen Weſt-Indiens vor, die abzunehmenden Ketten der chriſtlichen Indier den heidniſchen Schwarzen an zu legen, und von dieſem Vorſchlage an datirt ſich der die Menſchheit entehrende Sklavenhandel. Und wenn man hier

zugeben muß, daß auch Las Casas einen nicht zu billigenden Vorſchlag gethan, der, wenn gleich keine Chriſten, doch immer Menſchen betroffen, ſo läßt ſich dieſes mit der damaligen Zeit, dem Drange der Umſtände und dem Spaniſchen Deſpotismus entſchuldigen; wenn aber in der neuern Zeit, in welcher die Fackel der Aufklärung das Feld der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit wohlthätig erhellte, und die chriſtliche Religion auch unſere ſchwarzen Brüder erleuchtet; ein Pitt (1799) beſchäftiget ſeyn konnte zur größern Ausbreitung des Sklavenhandels noch Kolonien anzulegen, ſo muß man erſtaunen! und wenn gleich dieſer große Miniſter im Jahre 1804 ſelbſt ſcheinbar auf die Abſchaffung deſſelben drang, ſo kann dieſes die böſe Meinung von ſeinem Gefühle für Menſchlichkeit nicht entkräften. —

Die meiſten Sklaven und der größte Handel mit denſelben wird in Afrika, beſonders auf der Weſtküſte dieſes Welttheils, von dem Kap Verga, bis zum Kap Lopez und Kap Negro, welches Küſtenland man Guinea nennt, betrieben. Die Einwohner dieſes Landes ſind ſchwarz und gehören zur Negerrace. Das Eigenthumsrecht, das einige Menſchen in dieſem Lande über andere erworben, iſt ſehr alt, nur nachdem die Europäer nach Menſchen, als nach einer couranten Waare geizten und ſuchten, iſt dieſes Recht über die Gebühr ausgedehnt worden. Kein Eigenthumsherr hat nämlich das Recht einen Menſchen, der im Sklavenſtande geboren iſt, zu verkaufen; er kann nur diejenigen Sklaven veräußern, die er erwirbt, entweder im Kriege, wo jeder Gefangene, wenn er nicht ausgewechſelt wird, ein Sklave iſt, oder als eine Buße, für ein ihm angethaenes Unrecht, oder wenn er ſie als ein Zeichen der Erkenntlichkeit empfangen hat. Dieſes Geſetz, welches zum Beſten der gebornen Sklaven gemacht zu ſeyn ſcheint,

Digitized by Google

iſt aber ſpäterhin, nachdem die Europäer die Ueppigkeit auf den Küſten von Afrika eingeführt haben, unzulänglich. Es wird täglich durch die abgeredeten Streitigkeiten eludirt oder vereitelt, die zwei Herren gegen einander erregen, damit ſie wechſelsweiſe zu einer Buße verurtheilt werden, die ſie in gebornen Sklaven bezahlen, mit denen ſie nachher vermöge dieſes nämlichen Geſetzes nach Gefallen walten können. Das Sittenverderben hat ſich den Privatperſonen und den Landesfürſten mitgetheilt; ſie haben häufige Kriege miteinander angefangen, um Sklaven zu bekommen. Sie haben ferner die Gewohnheit eingeführt, nicht nur diejenigen, die einen Angriff auf das Leben oder das Eigenthum eines Mitbürgers gethan hatten, mit der Sklaverey zu beſtrafen, ſondern auch diejenigen, die auſſer Stand waren, ihre Schulden zu bezahlen, und diejenigen, welche die eheliche Treue verletzt hatten. Dieſes iſt mit der Zeit die Strafe der geringſten Vergehungen geworden, da ſie anfangs bloß für die größten Verbrechen beſtimmt war. Man hat nicht aufgehört die Verbothe, ſelbſt der gleichgültigſten Dinge zu vermehren, bloß um das Einkommen aus den Strafen mit den Uebertretungen zugleich zu vermehren. Die Ungerechtigkeit hat ferner weder Ziel, noch Maaß gekannt, um ſich dieſe Opfer zu verſchaffen. Die Oberhäupter in denen von den Küſten entfernten Gegenden, laſſen Alles, was ſie von Menſchen auſſerhalb den Dörfern antreffen, aufgreifen und nach den Küſten ſchleppen. Um das Geſchrei der Erwachſenen zu verhüten, werden ihnen Knebel in den Mund geſteckt; die Kinder ſteckt man in Säcke, und auf dieſe Weiſe wird Alles, was man habhaft werden kann, auf die grauſamſte Weiſe fortgeſchleppt und verhandelt. Werden dieſe Menſchenräuber durch Zuſammenrottung der Dorfbewohner ꝛc. ergriffen und zu dem Landesherrn geführt, der den Auftrag, den er

ſelbſt gegeben hat, immer verleugnet, ſo erkauft dieſer, unter dem Vorwande, Recht darüber ergehen zu laſſen, dieſe ſeine Abgeſchickten an die Schiffe, mit denen er einen Handel geſchloſſen. Dieſer verhaßten grauſamen Kunſtgriffe ungeachtet, haben doch nicht ſo viele Sklaven geliefert werden können, als die Kaufleute verlangten. Die Sklaven ſind für den Handel der Europäer in Afrika, was das Gold in unſerm Handel mit der neuen Welt iſt. Die Negerköpfe ſtellen das baare Geld der Staaten in Guinea oder längſt der Küſte von Guinea vor. Alle Tage tauſcht man dieſe Münze gegen Luxuswaaren aus, die ſie verzehren und zerreiſſen, und ihr Geld oder ihre Waare, als Kapital als Landesſchatz betrachtet, ſchwindet ohne reellen Erſatz dagegen zu haben, weil ſie nicht ſo leicht nach Verhältniß des Gebrauchs wieder hervorgebracht wird oder ſich ſo leicht nicht wieder erzeugt, als jene. Der Sklavenhandel wäre auch dieſerhalb an den Küſten dieſes Landes ſchon geſunken, hätten die Küſtenbewohner nicht die Völker tiefer im Lande mit den fremden Sitten angeſteckt, von denen ſie faſt alle Sklaven bekommen, die ſie den Europäern liefern. Vor beinahe achtzig Jahren klagte man ſchon, daß die Sklaven wegen Mangel auf einen viermal ſo hohen Preis geſtiegen wären, weil man ſie größtentheils mit Oſtindiſchen Waaren bezahlte, die damals in Europa doppelt ſo hoch geſtiegen waren, als vor der genannten Zeit. Man mußte in Afrika doppelt ſo viel dieſer Waaren geben; die Amerikaniſchen Pflanzörter, wo der letzte Handel mit Negern geſchieht, waren alſo genöthiget dieſe verſchiedenen Preiserhöhungen zu tragen, und daher viermal ſo viel zu bezahlen, als ehemals. Das entferntere Oberhaupt, welches ſeine Sklaven verkauft, empfing weniger Waare, als vor funfzig Jahren derjenige bekam, der die Seinigen nahe an der Küſte verkaufte. Die Profite der Mittelsmänner, die Ko-

Digitized by Google

ſten der Reiſe, die bisweilen auf 3 Prozent ſteigende Abgaben, die man an die Oberhäupter bezahlen mußte, durch deren Land man zu gehen oder zu reiſen genöthiget war, nahm die Differenz der Summe hin, die der erſte Verkäufer empfing, und die der Europäiſche Kaufmann bezahlte. Dieſe Koſten ſtiegen täglich wegen der Entfernung der Orte, wo es noch Sklaven zu verkaufen gab. Je weiter dieſer erſte Markt entfernt ſeyn wird, je größer werden die Koſten der Reiſe werden, ſagt ein gewiſſer Schriftſteller der damaligen Zeit, ſie werden ſo hoch ſteigen, daß ſo wenig von dem, was der Europäiſche Kaufmann geben kann, übrig bleiben wird, um es dem erſten Verkäufer zu biethen, daß dieſer ſeinen Sklaven lieber wird behalten wollen; alsdann wird der Sklavenhandel aufhören. Wie würde aber dieſer Schriftſteller ſich wundern, wenn er ſeine Vorherſagung ſo wenig eingetroffen und den Sklavenhandel noch bis jetzt fortgeſetzt ſehe, wenn auch gleich nur noch als Schleichhandel, da der öffentliche Handel ſcheinbar verboten iſt.

Auf den Küſten von Guinea treten die Menſchen- oder Sklavenhändler in Geſellſchaft zuſammen, und machen Arten von Karavanen aus, indem ſie auf zwei bis dreihundert Meilen weit verſchiedene Koppeln von dreißig bis vierzig Sklaven der Küſte zuführen, die das nöthige Waſſer und Korn, überhaupt Proviant tragen, um in den dürren Wüſten, durch welche man reiſen muß, leben zu können. Um ſich nun der Sklaven zu verſichern, ohne ihren Marſch zu mühſam zu machen, wird jedem Sklaven eine 8 bis 9 Schuh lange hölzerne Gabel um den Hals gehängt. Dieſe Gabel iſt hinten mit einem vernieteten Nagel ſo geſchloſſen, daß der Kopf nicht durch kann. Der Stiel der Gabel, der von ſehr ſchwerem Holze iſt, fällt vorn herüber, und iſt dem, der ſie am Halſe hat, ſo beſchwerlich, daß er, obgleich er Arm und Bein frei hat,

Digitized by Google

weder gehen, noch die Gabel anſheben kann. Wenn man ſich auf dem Marſche ſetzen will, ſtellt man alle Sklaven hintereinander, legt und befeſtiget jede Gabel mit dem Ende auf die Schulter des Vordermanns, welches ſo von einem Sklaven zum andern bis auf den allervorderſten geht, deſſen Gabel von einem der Führer getragen werden muß. Man kann ſelten andere Feſſeln anlegen, ohne ſelbſt die Laſt davon zu empfinden. Um aber ruhig auf dem Transporte ſchlafen zu können, binden die Sklavenhändler die Arme eines jeden Sklaven an den Niet der Gabel, die er trägt, feſt. Auf dieſe Art wird es ihm unmöglich zu fliehen, noch das Geringſte zur Wiedererlangung ſeiner Freiheit zu verſuchen. Dieſe Vorſicht iſt ſehr nöthig für den Tyrannen; denn wenn der Sklave einmal ſeine Ketten abwerfen kann, ſo iſt er frei; denn die Geſetze, die dem Eigenthümer den Beſitz ſeines Sklaven verſichern, und die ihm denſelben zu allen Zeiten wieder in die Hände liefern, ſchweigen zwiſchen dem Sklaven und dem Sklavenhändler, der das verachteſte unter allen Gewerben treibt. Da die Sklaven in der Regel aus entfernten Gegenden kommen, ſo geſchieht dieſes immer in großer Anzahl. Dieſe Einrichtung iſt um die Unkoſten des Transportes zu vermeiden nothwendig. Die Zwiſchenzeit von einer Reiſe zur andern, die wegen dieſer Sparſamkeit ſchon lange ausfallen muß, währt oft aus beſonderen Urſachen noch länger. Die gewöhnlichſte derſelben iſt der Regen, der macht, daß die Flüſſe austreten, und dadurch die Paſſage gehindert wird, wodurch der Handel ſtockt. Die gute Jahreszeit, um im Innern von Afrika zu reiſen, fällt zwiſchen den Monat Februar und September, und vom September bis in März findet man bei der Rückkehr der Händler den gröſten Ueberfluß an dieſer Waare.

Man treibt den Sklavenhandel dies- und jenſeits

oder auf der Süd- und Nordſeite der Linie. Die erſte, unter dem Namen von Angola bekannte Küſte, hat nur drei Hafen, Cobindo, Loango und Malymbo, die allen handeltreibenden Nationen geöffnet ſind, zwei andere, St. Paul von Loando und und St. Philipp von Benguela waren ehemals nur den Portugieſen geöffnet. Dieſe Häfen liefern ungefähr ein Drittheil der Schwarzen, die nach Amerika gebracht werden, auch ſollen ſich dieſe Sklaven weder durch Verſtand, noch durch Arbeitſamkeit auszeichnen. Die zweite, welche man mit dem allgemeinen Namen der Goldküſte bezeichnet, iſt reicher an Rheden, jedoch ſind ſie nicht alle dem Handel gleich günſtig; denn der Zwang, den die Europäiſchen Forts an verſchiedenen Orten eingeführt haben, hält die Sklavenhändler davon zurück. Mit gänzlicher Freiheit werden die Geſchäfte zu Anamabu und Calbari getrieben, woſelbſt ſich auch die meiſten Sklavenhändler verſammeln. Im Jahre 1768 ſind aus Afrika 164,000 Sklaven geholt worden, nämlich die Engländer für ihre Kolonien auf den Inſeln 53,000, in dem nördlichen Feſtlande 6,300; die Franzoſen 23,500; die Holländer 11,300; die Portugieſen 8,700; die Dänen 1,200. Dieſe Unglücklichen ſind nicht alle nach dem Orte ihrer Beſtimmung hingelangt; der achte Theil iſt auf der Fahrt umgekommen, welches von dem engen Zuſammenſchichten im Schiffsraume herrührte, gleichſam wie die Heringe und Sardellen in den Fäſſern, ſo daß die Luft in dieſem Käfich verpeſtet iſt, dazu die ſchlechte und wenige Koſt, ſo daß es kein Wunder iſt, wenn noch mehr ſtarben. Die Sklaven werden zwar zur Erholung ein paarmal des Tages auf das Verdeck geführt, um friſche Luft zu ſchöpfen; allein dieſes wirkt nur geringe auf ihre Geſundheit, weil ſie doch den größten Theil des Tages in ihrem verpeſteten Kerker bleiben müſſen. Ueberhaupt begeht man mit

dieſen unglücklichen Opfern eines barbariſchen Vaterlandes alle nur mögliche Greuel; ſo ſegelte das Schiff Zong, Kapitain Luke Collingwood von der Inſel St. Thomas an der Küſte von Afrika, mit 442 Neger-Sklaven und 17 Weißen am Bord mit der Beſtimmung nach St. Domingo ab. Durch das enge Zuſammenpacken ſtarben gleich anfangs der Reiſe ſechzig, die übrigen, im kränklichen Zuſtande, hatte der Kapitain nicht Luſt an den Ort ihrer Beſtimmung zu bringen, weil er auf der Reiſe einen noch größeren Verluſt zu haben glaubte; er entſchloß ſich daher, ſie alle über Bord werfen zu laſſen, wodurch er die volle Summe auf die Unterſchriebenen in England zu bekommen hoffte. Er gab deshalb vor, ſich verirrt zu haben, indem er Jamaika für St. Domingo genommen, ließ das Schiff windwärts gehen, und indem er vorgab, daß es ihm am Waſſer fehle, ſuchte er 133 kranke Sklaven aus und ließ ſie von der Schiffsmannſchaft über Bord werfen, und ſo in einer Zwiſchenzeit von einigen Tagen wieder 90; dann noch einmal 26, und 10 Sklaven, welche ein ähnliches Schickſal fürchteten, ſprangen freiwillig ins Meer, ſo daß von der ganzen Ladung nur noch 127 Sklaven übrig blieben, mit dieſen und noch 480 Gallonen Waſſer lief er in den Hafen ſeiner Beſtimmung ein. Dieſer Fall kam im Gerichtshof (Court of Kings Bench) zu London vor. — Von den oben angeführten 164,000 Sklaven hat jede Nation die Sklaven, die ſie gekauft, in ihren Kolonien zum Landbau angeſtellt, nur Groß-Britannien hat den Spaniern 4000 überlaſſen, und ungefähr 3000 durch den Schleichhandel in die Franzöſiſchen Beſitzungen eingeführt. Wenn man nur die Zahl der Menſchen, die ſich Afrika jährlich rauben läßt oder die durch die Oberhäupter aus ihrem Vaterlande auf dieſe grauſame Weiſe verbannt worden, auf 60,000 anſchlägt, und jeder Sklave zur Stelle 79 Rthlr. koſtet, ſo

Digitized by Google

beträgt die ganze Summe, die Afrika dafür empfängt, 4,840,000 Rthlr. Indeſſen iſt die oben angeführte Summe der Neger noch viel zu niedrig angeſchlagen worden; denn im Jahre 1771 holten die Engländer 47,146 Neger aus Afrika, wovon der Antheil der Liverpoler Kaufleute allein 29,250 betrug. Hierzu wurden aus Großbritannien, einige kleine Fahrzeuge ungerechnet, 195 Schiffe abgeſchickt, nämlich 107 von Liverpool, 58 von London, 25 von Briſtol und 5 von Lancaſter. Um eine nähere Ueberſicht von dem ganzen Handel zu bekommen, mag hier die Angabe von Campbell(*), wie viel Neger-Sklaven aus den Hauptländern, wo ſie aufgekauft worden, in dem genannten Jahre von den Engländern geholt worden, ſtehen. Von ihrer Faktorey am Senegalfluſſe, die ihnen durch den Pariſer Frieden 1763 abgetreten worden, haben 43 Schiffe, auſſer 400 Tonnen Arabiſchen Gummi, 3810 Sklaven gehabt. Nach der Gegend von Kap Roxo an bis an die Goldküſte ſind 56 Schiffe hingeſegelt und haben 11,960 Sklaven abgeholt, und an der Goldküſte 29 Schiffe 7525 Sklaven. Aus dem Königreiche Benin und der Küſte, wo die Flüſſe Benin, der alte und neue Kallabar fließen, ſind 13,301 Sklaven auf 63 Schiffen fortgebracht worden. Die ganze Küſte von Angola hat auf 4 Schiffen nur 1051 Sklaven geliefert. Wenn man nun nach dieſem Verhältniß die Zahl der Sklaven annimmt, welche die übrigen Nationen aus Afrika holen, ſo kann man, ſchlecht gerechnet, die Anzahl der Sklaven die jährlich aus Afrika geholt werden, auf 75 bis 80,000 anſetzen, und ſeit den 1770ger Jahren hat dieſer Handel bis auf die neueſte Zeit, das heißt, bis zur Abſchaffung deſſelben, eher zu, als abgenommen, alſo ſind jährlich

*) Survey of Great Britain, Tom II, p. 624 u. f.

noch weit mehr Sklaven geholt worden; denn nach dem 6ten in England publicirten jährlichen Bericht der Directoren der Afrikaniſchen Kompagnie, wird gemeldet, daß im Laufe des Jahres 1810 nicht weniger, als 70 bis 80,000 Neger von der Weſtküſte von Afrika als Sklaven nach Amerika transportirt worden ſind; vorzüglich zwiſchen Kap Palma und Benguela, wo dieſer Handel beſonders ſtark getrieben wird, weil die zu Biſſao angelegte Portugieſiſche Niederlaſſung ihn aus allen Kräften beſchützt; allein es iſt bekannt, daß troß des Verbots die Amerikaner und ſelbſt die Engländer den größten Theil daran haben; ſie tragen nur Sorge ſich mit Spaniſcher oder Portugieſiſcher Flagge zu decken.

Die Engländer und Holländer haben die Sklaven von jeher wohlfeiler gekauft, als die Franzoſen, und die Portugieſen am wohlfeilſten, weil ſie ihre Schiffe von Braſilien aus mit Tabak und Branntwein, den ſie aus ihrem eigenen Boden ziehen oder ſelbſt gewinnen, ſpediren; auch kam ihnen der ausſchließende Handel auf den Küſten zu gute, die auf 200 Meilen lang ſind, und 30 bis 40 Meilen tief ins Land hineingehen. Der Handel der Franzoſen mit dieſer Menſchenwaare war ſchon beſchränkter, wie derjenige der Engländer und Holländer, weil ſie nicht ſo, wie jene, durch die Unzulänglichkeit ihres Aſiatiſchen Handels und durch die Unvollkommenheit einiger zum Handel nöthiger Manufakturen, Kommiſſion, Fracht, Aſſekuranz zu bezahlen brauchen, um einige Waaren, die unentbehrlich ſind, aus fremden Häfen zu bekommen. Auſſer den Portugieſen bezahlen alle übrigen Völker ihre Sklaven mit denſelben Waaren, welche in Säbeln, Flinten, Pulver, Eiſen, Branntwein, Nürnbergerwaaren, wollenen Zeugen, Oſtindiſcher Leinwand ꝛc. beſtehen. Die Nationen, welche nordwärts der Linie wohnen, haben eine kleine weiße Muſchel, die ſie von

den Maldiven bekommen, zu ihrer Münze angenommen; jenſeits der Linie fällt dieſes Mittel aber zum Eintauſch weg; denn man verfertiget dort zum Zeichen des Werthes ein kleines Stück Zeug aus Stroh, das 1½ Schuh lang und 1 Schuh breit iſt. Dieſes wirkliche Zeichen iſt nur der vierzigſte Theil eines idealen Werthes, den man ein Stück nennt. Nach dieſem Gelde werden die Waaren, welche den größten Werth haben, berechnet, man ſagt ſie gelte eins, zwei, drei, vier oder mehrere Stücken. Jedes Stück koſtet, dem erſten Einkaufe nach, beinahe einen Dukaten, und man gab zu Ende des verwichenen Jahrhunderts 35 bis 36 Stücken für einen Neger, die Abgaben mit berechnet. Die ſtärkſte dieſer Abgaben beſteht in einem Grazial, welches man einem von der Regierung beſtellten Mäkler, der immer einen Mittelsmann zwiſchen dem Käufer und Verkäufer abgiebt, ſchenken muß. Dieſem Mäkler muß man zu ſchmeicheln und ihm ſich ergeben zu machen ſuchen; denn er iſt bei dem Wetthandel der Europäer untereinander in Hinſicht der Sklaven und bei dem ſteigenden Werthe derſelben, eine wichtige Perſon geworden. Eine zweite Abgabe, die zwar nur unter dem Namen eines Geſchenks verlangt wird, aber nichts deſto weniger ein erzwungener Zoll iſt, beſteht darin, was man dem Landesherrn und ſeinen vornehmſten Bedienten zahlen muß, um die Erlaubniß zum Handeln zu bekommen. Die Summe wird nach der Größe des Schiffes abgemeſſen und kann auf 3 Prozent angeſchlagen werden. Man darf ſich übrigens nicht wundern, daß die Europäer ſo viele Sklaven von der ſogenannten Sklavenküſte bekommen, da die deſpotiſchen Negerfürſten mit ihren Unterthanen auf das Grauſamſte verfahren und ſie nach Willkühr opfern, wie der König von Dahomeh oder Dahomy auf der genannten Küſte Sklavenopfer zum Zeitvertreibe für

Digitized by Google

ſich und ſeine Höflinge anſtellen läßt und deſſen Pallaſt ganz mit Menſchenſchädeln geziert iſt.

Auſſer den Portugieſen hatten die übrigen Handeltreibenden Nationen Europas den Afrikaniſchen Handel ausſchlieſſenden Kompagnien unterworfen, welche zu ihrer Sicherheit Forts anlegten. Unter den vielen Factoreyen der Engländer, waren die von Kap-Corſo an der Goldküſte und zu Fort-James auf einer Inſel am Eingange des Gambra-Fluſſes die anſehnlichſten und einträglichſten. Man hatte zwar viele derſelben wieder verlaſſen, indeſſen blieben noch ſechzehn übrig, die ſich den Alleinhandel auf der Küſte anmaßten, nämlich ſie nöthigten die Eingebornen nur an ſie zu verkaufen, und die Fremden nur von ihnen zu nehmen; Letztere wurden auch ſchon durch die Forts von dem Handel mit den Küſtenbewohnern abgehalten. Als aber ſpäterhin die Gegenden, woran das Fort lag, nichts mehr liefern konnten, ſo ſank der Sklavenhandel, indem die weiter im Innern des Landes wohnenden Völker ihre Sklaven lieber nach den freien Häfen, wo ſie die Käufer wählen konnten, hinbrachten; und die Factoreyen, die anfangs bei der großen Bevölkerung der Küſte ſo viel Vortheil ſchafften, ſanken daher mit der Verminderung oder Erſchöpfung der Quelle, der Sklaven, die ſie jetzt mit weit mehr Koſtenanfwand aus dem Innern holen mußten, herab. Auch machte England im Jahre 1752 dieſem Monopole ein Ende, indem die Nation den Intereſſenten alle dieſe befeſtigten Factoreyen, worin nur 120 Mann lagen, für 112,142 Pfd. St. 3 Schill. 3 Penc., n[illegible], unſerem Gelde ungefähr 672,853 Rthlr., abkaufte, d[illegible] Unterhaltung jährlich an 13,000 Pfd. St. nach unſerem Gelde 78,000 Rthlr. gekoſtet hatten. Die Nationen, welche jetzt auf dieſen Küſten Kolonien und Forts beſitzen, ſind: die Portugieſen, Engländer, Niederländer und Dänen.

Da ſowohl der Tranſport der Sklaven, als auch die Schwierigkeit ſich dieſelben zu verſchaffen große Vorſicht erheiſcht, ſo bedient man ſich lieber der kleinen, als der großen Schiffe zn dieſem Handel. In der Zeit, da eine kleine, nahe an der Küſte liegende Strecke Landes in vierzehn Tagen bis drei Wochen eine Ladung lieferte, ſparte man dabei, wenn man große Schiffe hatte; denn man konnte Sklaven, die alle eine Sprache redeten, verſtehen, verpflegen und tröſten; allein ſpäterhin, da die Sklaven in den Factoreyen ꝛc. abnahmen, da ſich jedes Schiff kaum 60 bis 80 Sklaven monatlich verſchaffen konnte, welche 200 bis 300 Meilen weit hergebracht wurden, von der Strapaze einer ſo langen Reiſe erſchöpft ſind, fünf bis ſechs Monate lang im Angeſichte ihres Vaterlandes auf den Schiffen bleiben müſſen, alle verſchiedene Sprachen reden, in der Ungewißheit des Schickſals, das ſie erwartet, leben, und immer in dem Wahne ſind, daß die Europäer ſie freſſen und ihr Blut trinken werden, da giebt ihnen das Heimweh, die Langeweile und Angſt ſchon den Tod oder es macht ſie krank, ſo daß Scharbock, Ausſatz und andere anſteckende Krankheiten zuweilen eine ganze Schiffsladuug dieſer unglücklichen Geſchöpfe aufreibt, noch ehe das Schiff einmal in See ſticht, und beſonders bei der Unmöglichkeit die Kranken von den Geſunden abzuſondern. Ein kleines Schiff dagegen, welches 200 bis 300 Neger führen kann, vermindert, wegen der kurzen Zeit, die es ſich an der Küſte aufhält, den größten Theil der Zufälle und des Verluſtes, die ein Schiff von 500 bis 600 Sklaven auszuhalten hat. Daher hatten die Engländer, die dieſen Handel am weiteſten getrieben haben, an der Gewohnheit, nur Fahrzeuge von 120 bis 130 Tonnen nach den Gewäſſern, die ſich vom Senegal an bis an den Fluß Volta erſtrecken, abgehen zu laſſen, und nur nach Callabar ein wenig anſehn-

Digitized by Google

lichere hinzuſchicken, weil daſelbſt der Handel etwas lebhafter iſt, und ſie dort ihre Hauptladungen zuſammen bringen.

Bei dieſem Handel oder vielmehr bei der Schifffahrt nach der Sklavenküſte iſt noch Manches zu berückſichtigen. Erſtlich ſehen viele Unternehmer mehr auf die Größe, als auf den Gang ihrer Schiffe, worin ſie durch ihre eigene Habſucht betrogen werden, weil ſolches die Reiſe verlängert, deren Dauer man aus allen möglichen Gründen einſchränken ſollte; zweitens ſegelt man von Europa zu allen Zeiten dahin, ohne auf diejenige Zeit zu merken, welche die Winde und Ströme zur Fahrt beſtimmen, um in dieſen Gewäſſern anzulangen. Man hat daher eine große und kleine Fahrt; die Letztere iſt die geradeſte und kürzeſte; ſie iſt bis an den entfernteſten Hafen, wo die Sklaven zu haben ſind, und nur 1800 Meilen lang. Man kann ſie vom Anfange des Septembers bis zu Ende Novembers in 35 bis 40 Tagen zurücklegen, weil dann die Winde und Ströme vom Anfange der Fahrt bis zum Ende günſtig ſind; auch läßt ſie ſich wohl im December, Januar und Februar, aber mit weniger Sicherheit und Glück unternehmen. Dieſe Gewäſſer ſind vom Anfange des März bis zu Ende des Auguſtes nicht mehr ſchiffbar, weil man in dieſer Zeit ſtets gegen furchtbare Ströme kämpfen müßte, von denen man nordwärts getrieben wird, und gegen den Südoſtwind, welcher unabänderlich weht. Die Seefahrer müſſen ſich daher in dieſer Jahreszeit von den Küſten entfernt halten, in das offene Meer ſteuren, und zwiſchen Afrika und Braſilien, bis gegen den 26ſten oder 28ſten Grad ſüdlicher Breite ſegeln, und ſich dann der Küſte von Guinea nähern, um etwa 150 bis 200 Meilen windwärts des Hafens, wo mau landen will, im Angeſichte der Küſte zu kommen. Dieſe Fahrt beträgt 2500 Meilen und erfordert 90 bis 100 Tage um ſie

zurückzulegen; dieſes iſt die große Fahrt. Ohne die Länge dieſes Weges zu rechnen, nimmt derſelbe die zum Handel und zur Rückkehr günſtige Zeit hin; die Schiffe werden von Windſtillen befallen, durch ungünſtige Winde aufgehalten, durch Ströme fortgeriſſen; das Waſſer mangelt, die Lebensmittel verderben und die Sklaven bekommen den Scharbock. Ferner ſind die nordwärts der Linie gebornen Neger den Pocken ausgeſetzt, welche durch eine ſehr ſonderbare, die Gefahr aber ſehr vermehrende, Beſchaffenheit dieſer Nation, ſelten vor dem vierzehnten Jahre bei ihnen ausbrechen. Dringt nun dieſe Seuche in ein noch vor Anker liegendes Schiff, ſo giebt es bekannte Mittel die Heftigkeit derſelben zu hemmen; allein ein damit auf ſeinem Wege nach Amerika befallenes Schiff, verliert oft ſeine ganze Ladung Sklaven. Diejenigen, welche der Linie ſüdwärts geboren ſind, haben ſtatt dieſer Krankheie eine andere, die ſich in einer Art Beule zeigt, deren Gift auf der See durchbricht und ſchlimmer wird, und ſich niemals aus dem Grunde heilen läßt.

Ein noch wichtiger Punkt beim Sklavenhandel iſt die Erhaltung der Neger auf den Schiffen. Obgleich allen nach Afrika handelnden Nationen, die den Negerhandel getrieben und noch im Stillen unter den dieſen Handel begünſtigenden Flaggen treiben, die Erhaltung ihrer Sklaven auf der Fahrt gleich wichtig iſt, ſo iſt doch die Behandlung bei einigen verſchieden; nur darin ſtimmen ſie alle überein, daß ſie ihnen Bohnen, mit ein wenig Reiß vermiſcht, zur Nahrung reichen. Die Engländer, Holländer und die Dänen halten die Mannsleute ſtrenge in den Eiſen und legen oft den Frauensleuten noch Handſchellen an, wozu ſie die Schwäche der Mannſchaft auf den Schiffen zwingt. Die Franzoſen dagegen, welche ſtärker bemannte Schiffe haben oder deren Schiffmannſchaft

Digitized by Google

weit zahlreicher iſt, geſtatten den Sklaven ſchon eine größere Freiheit, weil ſie zahlreicher ſind; ſie nehmen drei oder vier Tage nach der Abfahrt Allen die Feſſeln ab. Alle miteinander, beſonders aber die Engländer, ſind zu nachſichtig gegen den Umgang ihrer Matroſen mit den Sklavinnen; dieſe Unordnung iſt Schuld an dem Tode von drei Viertel von denjenigen, welche die Fahrt nach Guinea jährlich aufreibt; nur die Portugieſen ſind während der Fahrt vor Empörungen und andern Unglücksfällen geſichert, welches daher kommt, daß ſie aufmerkſamer ſind, und mehr Vorſorge hegen, nur freigelaſſene Neger zu ihrem Schiffsvolke zu nehmen. Die durch die Reden und den Zuſtand ihrer Landsleute ruhig geſtellten Sklaven machen ſich eine ziemlich günſtige Vorſtellung von dem Looſe, das ihrer wartet, und dieſe Beruhigung macht, daß man beiden Geſchlechtern damit tröſtet, zuſammen zu wohnen ꝛc.; bei andern Fahrzeugen würde aber dieſe Geſelligkeit die ſchrecklichſten Folgen nach ſich ziehen.

Was nun den Verkauf der Sklaven in Amerika anbetrifft, ſo verkaufen nicht alle Nationen ihre Waaren auf einerlei Weiſe. Der Engländer, der auf dem allgemeinen Markte, alles, ohne Unterſchied, eingekauft hat, ſchlägt ſeine Ladung im Ganzen los und ein einziger Kaufmann erſteht ſie gewöhnlich, und verkauft ſie dann einzeln an die Landeigenthümer. Was ſie verwerfen, wird entweder durch den Schleichhandel oder mit Erlaubniß in die fremden Pflanzörter geſchafft, wo die Käufer mehr durch den niedrigen Preis der Neger angelockt, als durch die ſchlechte Beſchaffenheit derſelben abgeſchreckt werden. Die Portugieſen, die Holländer, die Franzoſen und die Dänen, die keinen Abgang für hinfällige und gebrechliche Sklaven wiſſen, nehmen dergleichen in Guinea niemals an. Alle vereinzeln ihre Ladungen, ſo wie der Eigenthümer der Pflanzungen oder die Pflanzer es ver-

Digitized by Google

langen. Der Kauf wird entweder auf baares Geld oder auf Kredit geſchloſſen. Wenn der Zahlungs-Termin auf $1\frac{1}{2}$ Jahre hinausgeſetzt iſt, wie es in den Franzöſiſchen Beſitzungen nur zu oft der Fall iſt, ſo müſſen die Arbeiten der Neger dann ſchon $\frac{2}{3}$ ſeines Kaufpreiſes eingebracht haben, und iſt dieſes nicht der Fall, ſo rührt es von andern Urſachen her. Bei dem Sklavenverkaufe werden auch von einigen Händlern, die alle Menſchlichkeit verleugnen, die kranken Sklaven in einen engen Raum geſperrt und dann ihrem Schickſale überlaſſen, auf eine oder die andere Art umzukommen, entweder zu verhungern oder durch Krankheiten. Auch ſtellt man bei den kränklichen Sklaven das ſogenannte Greifen, den Greifkauf an, der auf folgende Weiſe veranſtaltet wird: das Schiff, worauf ſich die Sklaven befinden, die auf dieſe Weiſe losgeſchlagen werden ſollen, wird durch Segeltuch verdunkelt und die Käufer hineingelaſſen, welche dann mit einer Heißgier vorwärts dringen und ſo viele Sklaven greifen, als ſie gebrauchen. Uebrigen's wird bei allen Verkäufen keine Rückſicht auf Verwandte ꝛc. genommen. Mann und Weib, Eltern und Kinder werden mit ſolcher Gleichgültigkeit getrennt, als es unter uns noch nicht mit dem Viehe geſchieht.

Zuſtand der Sklaven in den Kolonien. Der Zuſtand der Sklaven in den Pflanzungen Amerikas, beſonders Weſtindiens, iſt wirklich bemitleidungswürdig, nur Wenigen fällt ein erträgliches Loos, nämlich das, wenigſtens menſchlich behandelt zu werden. Es ſcheint, als wenn die Pflanzer Weſtindiens mit encruſtirten Herzen geboren würden, oder ſie verhärteten ſich im Laufe ihrer Praktik dermaßen, daß ſie das Unglück dieſer von ihrem Vaterlande, ihren Verwandten, Freunden und Bekannten getrennten Menſchen nicht nur nicht rührt, ſondern ſie auch noch die

Digitized by Google

Tage derſelben, bei einer ſchon drückenden Arbeit, durch Peinigungen aller Art verbittern wollen, ſo daß ein ſolcher Unglücklicher ſeine Tage verwünſchen muß, indem er der Hölle Pein zu erdulden glaubt, und ein Engländer, Hr. Woolrich, ſagt: daß der beſte Sklavenmeiſter in Weſtindien ſeine Sklaven noch nicht ſo gut behandelt, wie der ſchlimmſte Herr ſeine Diener in Europa. — Man theilt die Sklaven in zwei Klaſſen, die erſte Klaſſe enthält diejenigen Sklaven, welche zum Gebrauche der Plantagen gekauft werden, die zweite, Innſklaven genannt, müſſen ſowohl in, als auſſer dem Hauſe gewiſſe Arbeiten verrichten. — In dem ganzen Amerikaniſchen Archipelagus iſt der Zuſtand der Neger erbarmungswürdig. Eineenge, ungeſunde, von aller Bequemlichkeit entblößte Hütte iſt ſeine Wohnung; ſein Bett beſteht aus einer Hürde, die den Körper eher zerſchlägt, als ihm die nöthige Ruhe verſchafft. Sein ganzes Hausgeräth beſteht aus einigen irdenen Töpfen und einigen hölzernen Schüſſeln. Seine Kleidnng beſteht aus einigen Stücken grobes Leinen, welches kaum hinreicht ſeine Blöße zu decken, noch weniger ihn gegen das Ungemach der Witterung ſowohl vor der unerträglichen Hitze bei Tage, als auch der gefährlichen Kühle des Abends und der Nacht zu ſchützen, und was man ihm an Maniok, geſalzenem Rindfleiſche, Stockfiſch, Früchten und Wurzeln giebt, reicht kaum hin, ſein trauriges Leben zu friſten. Hierzu kommt nun noch, daß er unter einem brennenden Himmelsſtriche, und unter der immer aufgehobenen Peitſche ſeines unmenſchlichen Auſſehers zu einer beſtändigen Arbeit verdammt iſt. So ruft man die Feldſklaven in Weſtindien des Tages zu ihrer Arbeit, und wenn ſie dann nicht zur rechten Zeit erſcheinen, ſo werden ſie durchgepeitſcht. Sie fangen ihre Arbeit auſſer der Erndtezeit mit Tagesanbruch an und endigen ſie

Digitized by Google

bis zum Untergange der Sonne, wobei ihnen nur des Morgens eine halbe und des Mittags zwei Stunden zur Erholung und zum Eſſen Zeit gelaſſen wird. Auſſer der gewöhnlichen Arbeit verlangt man noch, daß ſie für das Vieh Gras leſen ſollen, welches ſie nur entweder zur Mittagszeit beim heißen Sonnenbrande, oder nach der Arbeit am Abende thun können. Zur Zeit der Erndte müſſen ſie noch länger arbeiten, ja ſo lange, als ſie nur können. Die Arbeit verrichten ſie in Reihen unter der Peitſche des Aufſehers, der über eine gewiſſe Anzahl zu gebieten hat. Daß übrigens dabei Greulſcenen vorfallen, wie man ſie bei den roheſten Barbaren nicht antrifft, wird man ſich leicht denken können. So ſah Hall eine Frau ſitzen, die ihr Kind ſäugte, und welche in dieſem Zuſtande gewaltſam durch furchtbare Peitſchenhiebe aufgetrieben ward; auch Sir G. Yonge macht die Bemerkung, daß die Weiber gewöhnlich unrichtige Wochen hielten wegen der grauſamen Behandlung, die ſie erdulden müßten *). Wie angeſtrengt ſie arbeiten müſſen, beweiſet folgender Fall. Ein Mädchen war bei einer Mühle angeſtellt, um ſolche zu unterhalten; der Schlaf übermannte ſie, ſie fiel gegen die Rolle und verlor eine Hand, mit der ſie der Mühle Arbeit geben wollte. So werden den Arbeitern bei den Mühlen, wenn ſie durch Ueberarbeitung in Schlaf verfallen, oft die Arme ergriffen und abgeriſſen. Wenn gleich der Zuſtand der Sklaven in den Kolonien überall beklagenswerth iſt, ſo herrſcht dennoch einige Verſchiedenheit in der Behandlung. So geben z. B. diejenigen Pflanzer, welche eine große Strecke Landes beſitzen, ihren Sklaven gewöhnlich ein Stück Land, welches zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe hinreichen muß. Zu der

*) Abstract. of the Evidence, pag. 53, 54, 55.

Bearbeitung dieſes Landes können ſie einen Theil des Sonntages verwenden, und dann die wenige Zeit, die ſie an den andern Tagen von der Eſſenszeit abbrechen können, wenn ſie nicht, wie ſchon oben bemerkt worden, noch Gras ſuchen müſſen. In den enger eingeſchränkten Eilanden giebt der Einwohner ſelbſt die Nahrungsmittel her, die größtentheils übers Meer herkommen. Ueberhaupt iſt bei der Beköſtigung der Sklaven folgender Satz bei den Pflanzern angenommen worden: entweder ſie geben ihnen Acker, wie oben angeführt worden, oder ſie erhalten Mundvorrath oder ſie erhalten Beköſtigung und Acker zuſammen. Die beſte Beköſtigung iſt zu Barbados. Nach dem Generale Fottenham bekommt dort jeder Sklave ein Maaß Grütze auf 24 Stunden, und mitunter einen halben verfaulten Hering; denn wenn dieſe Fiſche für die Weißen unbrauchbar geworden, werden ſie für die Sklaven gekauft. Das Höchſte, was ihnen in der Woche zugeſtanden wird, ſind 9 Maaß Korn und 1 Pfd. Salzfiſche. Als ein Beweis, daß Manche nicht geſättiget worden, ſollen ſie verweſete Kadaver der Thiere gegeſſen haben, gleich den Hyänen, und wenn man die Eigenſchaft des Stehlens ihnen zueignet, ſo iſt ihnen dieſe nur durch den Hunger geworden. Man hat in einigen Kolonien ein Mittel zur Unterhaltung der Neger erdacht, das ſowohl für den Landbau, als auch für die Menſchen gleich verderblich iſt. Man ſchenkt ihnen nämlich einen Tag in der Woche, an welchem ſie ſich entweder durch Arbeiten in den benachbarten Pflanzungen oder durch Raub oder Plünderung ſo viel verdienen können, als ſie zum Unterhalte auf die ganze Woche brauchen.

Die ſogenannten Innſklaven, die Sklaven im Hauſe, werden beſſer bekleinet und beköſtiget, auch haben ſie weniger Arbeit, als die Feldſklaven; allein ſie ſind dafür den Launen ihrer Gebieter und Gebiete-

Digitized by Google

rinnen ausgeſetzt, welche durch ihre Grauſamkeit ihnen das Leben ſo verbittern, daß ſie gern mit den Feldſklaven tauſchen. Die Sklaven außer dem Hauſe ſind Boten, Träger ꝛc., und haben die Verpflichtung, ihrem Gebieter täglich eine feſtgeſetzte Summe zu liefern. Auſſer dieſem Unterſchiede, der aus der Lokalität der Amerikaniſchen Eilande entſpringt, hat auch jede Europäiſche Nation ihre eigene Art, die Sklaven zu behandeln. Der Spanier braucht ſie zu Gefährten ſeiner Trägheit; der Portugieſe zu Werkzeugen ſeiner ſchändlichen Lüſte; der Holländer zu Schlachtopfern ſeines Geizes; der Engländer behandelt ſie noch am beſten und giebt ihnen auch reichlichere Nahrung, als ſie bei den übrigen erhalten; und wenn er gleich die Ehen unter ſeinen Schwarzen niemals befördert, ſo empfängt er doch die Kinder, die aus freiern Verbindungen entſpringen, mit Gütigkeit, als ein Geſchenk der Natur, und verlangt ſelten vom Vater und der Mutter eine Arbeit oder einen Zoll, der ihre Kräfte überſteigt. In ſeinen Augen ſind die Sklaven bloß phyſiſche Weſen, die man nicht ohne Noth aufreiben und ſtumpf machen muß; er macht ſich aber nie mit ihnen gemein, lächelt ihnen niemals zu, ſpricht auch nicht mit ihnen; es hat gerade das Anſehen, als ſchämte er ſich ſeinen Sklaven merken zu laſſen, daß die Natur ihm einige Aehnlichkeit mit ihnen gegeben habe; auch wird er von den Sklaven gehaßt, obgleich ſie ſich übrigens beſſer bei ihm befinden, als bei den andern Nationen. Der Franzoſe behandelt ſeine Sklaven nicht mit Stolz, nicht mit Verachtung; er geht mit ihnen wie mit ſittlichen Weſen um, und dieſe Behandlung macht, daß ſie zu vergeſſen ſcheinen, wie ſehr ihr Herr ſich beſtrebt durch ihren Schweiß Vermögen zu erwerben, daß er immer das Maaß ihrer Arbeiten übertreibt, und es ihnen oft an Lebensunterhalt fehlen läßt. Selbſt die Glaubensverſchiedenheit der

Digitized by Google

Europäer hat Einfluß auf das Schickſal der Neger in Amerika. Die Proteſtanten, die den Bekehrungsgeiſt nicht haben, laſſen ſie in der Mohamedaniſchen Religion, oder in dem Heidenthume, worin ſie geboren und erzogen worden, unter dem Vorwande, daß man Chriſten nicht in der Sklaverey halten könne. Die Katholiken dagegen bemühen ſich, ihnen einigen Unterricht in der chriſtlichen Religion zu geben, ſie zu taufen; aber weiter erſtreckt ſich ihre chriſtliche Liebe auch nicht; denn zur Erleichterung des unglücklichen Zuſtandes ihrer neuen Glaubensbrüder thun ſie nichts, ja ſie rechnen ihnen dieſe Bekehrung als eine große Gunſt an, die ſie durch Verdoppelung der Arbeit wieder gut zu machen haben; alſo nicht Liebe war das Bekehrungsgtſchäft, ſondern nur Eigennutz.

Die Beſtrafung der Sklaven geſchieht gewöhnlich mit einer Peitſche, die aus Kuhhaut gemacht, ſo derb iſt, daß man ein Pferd damit zerfleiſchen kann. Der oben erwähnte Hr. Woolrich hat ſich überzeugt, daß man in einer Diele oder Brett durch einen Peitſchenhieb Vertiefungen wahrnehmen konnte. Die Verwundungen und Streifen ſind oft ſo tief, daß man die Finger hineinthun kann, und ſo beſchaffen, daß kein Menſchenalter ſie verwiſchen wird. In dem Abstract of the Evidence *) pag. 66—67, findet man Beiſpiele von der unmenſchlichen Behandlung durch Peitſchenhiebe angeführt. So hat Hr. Fitzmaurice ſchwangere Weiber gekannt, die ſo furchtbar gepeitſcht wurden, daß ſie in Folge dieſer Behandlung unzeitige Niederkunft hielten. Davidſon kannte ein Mädchen, eine Negerin, welche zwei Tage nach der Peitſchung am Brande der Wunden ſtarb. Jackſon erzählt, daß ein Neger unter den

*) Dieſes ſind gerichtliche Belege, welche dem Unterhauſe (House of commons) von Augenzeugen dieſer Greulthaten vorgelegt werden.

Peitſchenhieben ſeinen Geiſt aufgegeben. Dieſes ſind zwar unmenſchliche, aber immer noch gelinde Strafen gegen die auſſerordentlichen, die bei Vergehungen der Neger angewendet werden, und die allen Glauben an Grauſamkeit überſteigen, wenn ſie nicht durch glaubwürdige Augenzeugen erzählt würden. So hat Kapitain Rap Sklaven gekannt, die erſt mit der Peitſche zerfleiſcht, hernach in ein Stockhaus geworfen worden, und dann eine Kette von 60 bis 70 Pfund ſchwer um ihren Leib und ein Gewicht von 66 Pfd. ſchwer an die Kette befeſtiget erhielten, wenn ſie zur Arbeit in das Feld getrieben wurden. Der Hals war in einen großen eiſernen Kragen geſpannt, der mit zwei bis vier hervorſtehenden Haken verſehen iſt, wodurch ſie gehindert werden ſich zu legen oder zu ſchlafen. Nach dem Doctor Harriſon wurden einem Neger in Jamaika Schrauben geſetzt, daß der Brand an Händen und Füßen entſtand, und dieſes bloß des Verdachtes wegen, daß er ſeinem Herrn, einem Aufſeher, eine Summe Geldes entwendet haben ſollte, welches ſich nachher als falſch erwies. Der Herr kannte die Beſtrafung des Negers, gab ihm aber keine Entſchädigung. Nach dem ſchon oben erwähn n Hrn. Fitzmaurice ſoll bei einem Plantagen-Meiſter, Rushic genannt (der Name mag der Nachwelt hier aufbehalten bleiben), auf Jamaika geſchmolzenes Zinn auf die nackten Sklaven getröpfelt worden ſeyn, ſo daß derſelbe durch dieſe Grauſen erregende Behandlung in drei Jahren 40 von 60 ſeiner Sklaven umbrachte. Die übrigen Scheußlichkeiten dieſes Plantagen-Meiſters, eines zweiten Robespierre, ſind nicht bekannt, ſondern unterdrückt worden. Ein Aufſeher eines Gutes in Grenada warf einen Sklaven in ſiedendes Zuckerrohr; er ſtarb vier Tage darauf. Nach der Ausſage des Kapitain Cook ſoll eine Frau, Rachel Lauder genannt, eine Sklavin fürchterlich

Digitized by Google

geprügelt, und ſie würde ſie ſogar getödtet haben, wenn man ſie nicht daran verhindert hätte. Des Mädchens Verbrechen beſtand darin, daß ſie nicht Geld genug vom Borde des Schiffes, wohin ſie von ihrer Zuchtmeiſterin geſchickt worden, um ihre Reize feil zu bieten, nach Hauſe gebracht hatte. Der ſchon oben erwähnte Lieutenant Davidſon erzählt, daß die Frau eines Predigers! zu Port-Royal brennenden Siegellack auf ihre Neger zu tröpfeln pflegte, nachdem ſie durchgepeitſcht worden; er ſelbſt wurde als Chirurgus zu einem dieſer Unglücklichen abgeſchickt, deſſen Bruſt furchtbar verbrannt war. Zu dieſen außerordentlichen Beſtrafungen der Sklaven ſind die Veranlaſſungen immer nur geringe, immer keine Kapital-Verbrechen, ſondern nur, daß ſie zu ſpät ins Feld gekommen, oder daß ſie nicht genug Gras aufgeleſen, oder daß ſie ſich zu lange aufgehalten haben, wenn ſie weggeſchickt worden; oder daß ſie wegen übergroßen Hunger Lebensmittel geſtohlen haben oder Teller zerbrochen haben ꝛc. Bei Kapital-Verbrechen, wie Weglaufen ꝛc., werden die Strafen nur verlängert, die Qual iſt ausgeſuchter. Ueberhaupt geſchieht das Strafen hier ganz willkührlich, ganz nach den Launen der Gebieter oder Gebieterinnen; denn Geſetze gegen dieſe Unmenſchlichkeiten giebt es nicht, und wenn ſie da ſind, ſo werden ſie umgangen.

Fig. 8719 zeigt einen gefeſſelten Sklaven bei der Arbeit; a iſt der Maulkorb; b das Halseiſen oder den Halskragen mit den Stacheln; c die ſchwere eiſerne Kette mit dem Gewichte; d die Beinſchellen. — Fig. 8720 ſtellt ein Paar Handſchellen vor, mit welchen die männlichen Sklaven eingeſchloſſen werden; die rechte Hand ruht auf dem einen, die linke auf dem andern; ſie werden dadurch beinahe in Berührung gebracht und durch ein kleines Schloß am Ende zuſammen befeſtiget. — Fig. 8721 ſtellt ein Paar Bein-

ſchellen vor. Der rechte Knöchel eines Mannes iſt an den linken eines andern auf eben die Art befeſtiget. Man gebraucht dieſe Beinſchellen in den Behältniſſen der Sklavenſchiffe, damit die Neger nicht entlaufen oder wenn das Schiff in See iſt, nicht ins Meer ſpringen können, um ihrer Qual zu entgehen. — Fig. 8722 ſtellt eine Daumſchraube vor. Die Daumen werden durch zwei abgerundete Löcher in dieſes Inſtrument gezwängt. Durch die Umdrehung eines Schlüſſels hebt ſich ein Riegel vermöge der Schraube von a zu b, wodurch der Druck immer ſchmerzhafter wird, jemehr man drehet, ja man kann beim Fortfahren des Drehens machen, daß das Blut unter den Nägeln hervorſpritzt. Durch Hinweglaſſung des Schlüſſels c läßt man die gefolterte Perſon im konvulſiviſchen Schmerz ohne Mittel ſich zu befreien Dieſe Schraube wird bei Fällen des Eigenſinns angewendet, wo der Sklave nicht geſtehen will, oder in andern Fällen nach Willkühr. — Fig. 8723 iſt ein Maulſperrer. Die punktirten Linien in der Figur zur rechten Hand der Schraube, ſtellen vor, wenn er geſchloſſen, die ſchwarzen Linien, wenn er offen iſt. Er öffnet ſich bei a b durch eine unten angebrachte Schraube, mit einer Naß am Ende. Dieſes, auch den Chirurgen unter dem Namen Speculum oris bekannte, Inſtrument hat man erfunden, um einen geſchloſſenen Mund zu öffnen, und es wird gebraucht bei der ſogenannten Maulſperre. Bei den Sklaven bedient man ſich deſſelben, wenn ſie eigenſinnig ſind, und keine Nahrungsmittel zu ſich nehmen, ſondern ſich zu Tode hungern wollen; man ſperrt ihnen dann mit dieſem Inſtrumente den Mund auf, und bringt ihnen Speiſen hinein.

Die Krankheiten, welchen die Sklaven in Amerika unterworfen ſind, oder die ſie in der Sklaverey bekommen, ſind der Piau und das Magenweh,

Digitized by Google

zwei ihnen eigene Krankheiten. Der Pian zeigt ſich durch einen trocknen, zirkelförmigen Ausſchlag, der die Haut manchmal bedeckt, der aber gemeiniglich geſchwürartig und mit einem weißlichen ins Gelbe fallenden Mehle gleichſam überſtreuet iſt. Man hat den Pian mit der Luſtſeuche gleichſtellen wollen, weil einerlei Mittel beide Uebel hebt, allein dieſes ſoll nicht der Fall ſeyn. Alle aus Guinea kommende oder auf den Eilanden geborne Neger, männlichen oder weiblichen Geſchlechtes, bekommen ihn einmal in ihrem Leben; es ſcheint daher ein angeerbtes Uebel zu ſeyn, eine Art eines innern Giftes, welches heraus muß, wie bei den Pocken, und es iſt ein höchſt ſeltener Fall, daß eine Perſon ihn zum zweiten Male bekommt, wenn er aus dem Grunde geheilt worden. Daß er nicht anſteckt, geht daraus hervor, daß die Europäer dieſe Krankheit, ungeachtet des häufigen, faſt täglichen Umganges, den ſie mit den ſchwarzen Frauensleuten, den Negerinnen haben, faſt niemals bekommen. Letztere ſäugen die weißen Kinder und ſtecken ſie mit dem Pian nicht an. Bei dem Magenweh wird die Haut und die Geſichtsfarbe der damit Befallenen olivenfarbig, ihre Zunge weiß, ein unüberwindlicher Schlaf übermannt ſie, ſie ſind ohnmächtig und zur geringſten Thätigkeit unfähig. Es iſt eine gänzliche Vernichtung, ein Hinſinken der Maſchine. In dieſem Zuſtande iſt der Menſch ſo muthlos, daß er ſich lieber todt ſchlagen läßt, als daß er ſich bewegt. Bei dem Ekel vor gelinden und heilſamen Nahrungsmitteln haben ſie eine Art Leidenſchaft vor allem, was ſalzig oder gewürzt iſt. Die Beine ſchwellen, die Bruſt tritt voller Schleim und Wenige kommen davon. Die Meiſten erſticken zuletzt, nachdem ſie ſich mehrere Monate unter vielen Schmerzen abgezehrt haben. Dieſe Krankheiten raffen in Amerika jährlich den ſiebenten Theil der dort hingebrachten Neger auf. Das

Magenweh ſcheint aus einem dickgewordenen Geblüte zu entſpringen, welches der Kummer über die Entfernung vom Vaterlande, die ſchlechte Nahrung, die grauſame Züchtigung bei der geringſten Kleinigkeit, ja oft ganz ohne alles Verſchulden, erzeugt. Auch eine tiefe Melancholie zeigt ſich bei ihnen, beſonders auf den Schiffen, wenn ſie von ihrem Vaterlande nach Amerika transportirt werden. Hr. Iſaak Wilſon hat angeführt, daß das Schiff, worauf er ſich als Chirurgus befand, und das 370 Tonnen und 602 Sklaven hatte, 155 Sklaven verlor, und von den andern Schiffen, welche mit dem genannten in Geſellſchaft ſegelten, und demſelben Inhaber angehörten, verlor das eine von 450 Sklaven 200, das zweite von 466, 73, das dritte von 546, 158; und von den vieren zuſammen ſtarben, nach der Abladung ihres Ballaſtes, 220 Sklaven, und ein anderes Schiff, welches zu gleicher Zeit mit dem genannten einlief, verlor 362 Sklaven. Alle dieſe Sklaven ſind von einer tiefen Melancholie befallen worden, welche in Lamentiren und klagenden Geſängen ausbricht, in welchen ſie den Verluſt ihrer Verwandten, Freunde und das Vaterland betrauern. In dieſer Melancholie gehen ſie ſo weit ſich zu ermorden, und dreien von dem Schiffe Iſaak Wilſons iſt dieſer Verſuch wirklich gelungen. Andere weigern ſich ſtandhaft Nahrung zu nehmen, und wenn die Peitſche und andere ſtrenge Mittel gebraucht wurden, ſie zum Eſſen zu zwingen, ſo ſahen ſie dem wachhabenden Officier frei ins Geſicht, und murmelten in ihrer Sprache: bald werden wir nicht mehr ſeyn. Schon dieſe Melancholie, verbunden mit ſchlechter Koſt, verurſacht ein Hinſchwinden aller Kräfte, welches in einen Durchfall ſich auflöſet, woran, trotz der kräftigſten Gegenmittel, viele ſterben. Uebrigens ſterben bei gehöriger Pflege dennoch viele Sklaven wegen der unglück-

Digitized by Google

lichen Geiſtesſtimmung, ſagt Herr Wilſon; denn auf ſeinem Schiffe ließen es weder die Eigenthümer, noch der Kapitain an Aufmerkſamkeit fehlen; die Sklaven wurden eben ſo gut, als die Schiffs-Mannſchaft behandelt, und dennoch ſtarben viele daran.

Ueber die Sklaven und den Sklavenhandel haben ſich ſchon früher verſchiedene Stimmen erhoben. So äußert ſich der berühmte George Whitfield bei ſeiner Religions-Reiſe in Amerika über die Sklaven in einem Briefe von Georgia an die Einwohner von Maryland, Virginien und Nord- und Südkarolina, wie folgt: „Als ich kürzlich durch Eure Provinz auf meinem Wege hierher kam, wurde ich von dem Mitgefühle heftig ergriffen über den unglücklichen Zuſtand der armen Neger. Ob es geſetzlich iſt Chriſtenſklaven zu kaufen und dadurch den Nationen, von denen ſie ſolche kaufen, anfeuern in immerwährendem Kriege miteinander zu leben, will ich nicht zu entſcheiden auf mich nehmen. Ich bin aber überzeugt, daß es Sünde und ein Verbrechen iſt, wenn ſie ſolche gekauft, ſie ſo zu mißhandeln, als ob es Vieh ſei, nein noch ärger; und was auch für beſondere Ausnahmen gemacht werden mögen, was ich menſchlicher Weiſe vorausſetze, daß es der Fall iſt. Ich fürchte, daß Ihr insgeſammt, die Ihr Neger haltet, dieſen Vorwurf gerechter Weiſe verdient; denn Eure Sklaven arbeiten mehr wie das Vieh und die Pferde thun, worauf Ihr reitet. Dieſe, wenn ſie ihre Arbeit gethan haben, werden gefüttert und gepflegt; aber viele Neger werden ermattet durch Arbeit in Euren Plantagen, ſind verbunden ihr Korn noch nach ihrem Zuhauſekommen zu mahlen. Eure Hunde werden geliebkoſet, geſchmeichelt an Eurem Tiſche; aber Eure Sklaven, welche Ihr gewöhnlich mit dem Namen Hunde oder Vieh belegt, haben nicht ein gleiches Privilegium. Kaum iſt ihnen vergönnt die Brodrinden, die von Eurem Tiſche fallen,

aufzuheben, ohne zu erinnern, welche Anzahl in die Hände der unmenſchlichen und grauſamen Aufſeher gerathen, welche ihren Rücken mit der Peitſche gefühllos zerfleiſchen, bis ſie zuletzt der Tod aus dieſen Teufelsklauen erlöſet. Als ich durchreiſete, beſah ich mir Eure Plantagen, die ich gut kultivirt, eure Häuſer geräumig gebauet, und Euch im Ueberfluſſe fand; allein mein Blut erſtarrte dabei, wenn ich bedachte, wie viele Eurer Sklaven weder zu eſſen, noch Bekleidung haben, obgleich alle Bequemlichkeiten, deren Ihr Euch erfreuet, deren ſaurer Schweiß hervorgebracht hat.“ — Pope, in ſeinem Verſuch über den Menſchen (Essay on man) regt das Mitleid für die armen Sklaven an, indem er den Geiz und die Grauſamkeit der Gebieter tadelt. — Thomſon in ſeinen Jahreszeiten (The Seasons) malt den Sklavenhandel, als ein grauſames Geſchäft, indem er zeigt, wie der Hayfiſch die Sklavenſchiffe verfolgt, um die Beute zu erhaſchen, die ihm hier von den ins Meer geworfenen Sklaven wird, und daß er gierig auch die Theilnehmer dieſes Handels verſchlingen möchte, die Guineen mit Blut färben. — Cowper ſchildert den Zuſtand der Sklaven mit lebhaften Farben, indem er zeigt wie der Menſch ſeinen Bruder ſich unterwirft, an Ketten legt und durch Arbeit und Peitſchenhiebe ſeinen ſauren Schweiß erpreßt ꝛc. Auch Shenſtone, Richard, Savage, ließen ſich in ihren Gedichten über den Sklavenhandel aus. Bei ſo vielen Stimmen von allen Seiten gegen den Sklavenhandel, beſonders aber ſeit der Trennung der vereinigten Staaten von Nord-Amerika vom Mutterlande, wo die Stimmen immer lauter und heftiger wurden, und ſeit 1789 dieſer Gegenſtand ſogar öfterer im Engliſchen Parlamente vorkam, ſo fand er dennoch überall großen Wiederſtand, ſogar Pitt widerſetzte ſich mit Kraft, wie auch ſchon oben angeführt worden, den

Digitized by Google

Vorſchlägen zur Abſchaffung deſſelben. Späterhin änderte ſich aber immermehr die allgemeine Stimme und die Sklavenhändler verloren die meiſten ihrer Anhänger, ſo daß 1807 der größere Theil auf Abſchaffung dieſes Handels drang. Vier Jahre ſpäter fanden ſich keine Stimmen, welche ſie unterſtützte, und das Parlament genehmigte eine Bill, nach welcher ſie für Staatsverräther erklärt werden. Vorher wurden nämlich diejenigen, welche Sklavenhandel trieben, bloß durch Confiscation des Schiffes und der Ladung, und durch Geld beſtraft. Der Gewinn war aber zu groß, als daß nicht einige Speculanten gereizt wurden, ihre Kapitale aufs Spiel zu ſetzen, beſonders da, wenn bei drei Verſuchen, nur einer gelang, ſie keinen Verluſt zu erleiden hatten. Aus dieſem Grunde ſchlug Herr Brugham im Monat Junius 1810 im Engliſchen Parlamente vor, auf den Sklavenhandel perſönliche Strafen zu ſetzen, und fand keinen Widerſpruch. In der folgenden Sitzung ſchlug er eine Bill vor, die in beiden Häuſern durchging, und am 14ten Mai 1811 vom Könige ſanctionirt wurde. Nach derſelben iſt jeder Handel mit Sklaven, welchen Engliſche Unterthanen in irgend einem Theil der Welt treiben, als ein Hochverrath gegen den Staat erklärt, und wird mit höchſtens fünfjährigen und wenigſtens dreijährigen gezwungenen Arbeiten beſtraft. Dieſer Strafe unterliegen die Kapitaine, Chirurgen, Aufſeher ꝛc., welche ſich auf einem Schiffe, das Sklavenhandel treibt, befinden und deſſen Beſtimmung wiſſen. Die Matroſen, Schreiber, Bedienten, Mäkler ꝛc. werden höchſtens mit zweijähriger Gefängnißſtrafe belegt, und von aller Strafe befreit, wenn ſie innerhalb der drei Monaten, nach ihrer Ankunft in England, diejenigen anzeigen, welche den Handel mit Sklaven getrieben haben.

Digitized by Google

Sobald der Sklavenhandel abgeſchafft worden, bildete ſich in England eine Geſellſchaft zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Neger in Afrika, unter dem Namen Institution Africaine. Dieſe Geſellſchaft beſchäftiget ſich hauptſächlich mit der Kolonie zu Sierra Leona auf der Pfefferküſte. Sie hat viele nützliche Pflanzen hinbringen laſſen und auch den Bengaliſchen Hanf mit großem Erfolge eingeführt. Es wurden, auſſer verſchiedenen Pflanzen, der Kaffeebaum, der Thee und die Chinapflanze angebauet. Auch wird ſchon Baumwolle und Reis ausgeführt. Auch wurden in Sierra Leona im Jahre 1810, 300 Kinder unterrichtet und einige junge Afrikaner nach London geſchickt, um die Lancaſtre-Methode nach Sierra Leona zu verſetzen. Im December 1810 und Januar 1812 wurde vom Senegal folgendes berichtet:

Die Ungewißheit, ob wir noch lange am Senegal und in Goree bleiben werden, läßt uns nicht hoffen, daß wir großen Einfluß auf die Gedanken der Einwohner über den Sklavenhandel haben werden, ſie betrachteten ihn ſeit alten Zeiten für eins der unſchuldigſten Gewerbe, und haben bei demſelben ſo viel gewonnen, daß ſie ſehnlichſt die Erneuerung deſſelben wünſchen. Die der hieſigen Niederlaſſung am nächſten wohnenden Eingebornen ſind eine ſchöne Menſchenrace und werden auch für die ſchönſten Neger der Küſte gehalten. Sie lieben die Europäer und man kann bei ihnen ganz ſicher ohne Waffen reiſen. Wir gehen täglich durch Dakar und Goree und finden überall bei den Negern die gaſtfreundſchaftlichſte Aufnahme. Wenn dieſe Niederlaſſungen immer in Engliſcher Gewalt bleiben, ſo wird die Abſchaffung des Sklavenhandels viel gewinnen; ſo lange aber die Einwohner oder Eingebornen die Erneuerung des Sklavenhandels erwarten, kann man keinen vollkommenen Erfolg hoffen. Die Kriege, welche ſonſt ſehr häufig waren, und bei welchen ſehr viele Gefangene gemacht und zu Sklaven verkauft wurden, ſind jetzt ſehr ſelten. Wenn ſie ſtatt haben,

Digitized by Google

ſo begnügen ſich die ſtreitenden Partheien damit, einander Vieh wegzunehmen und einige Gefangene zu machen, welche dann von ihren Verwandten wieder mit Ochſen, Getreide und Tabak losgekauft werden. Das Rauben durch plötzliche Ueberfälle iſt jetzt ſelbſt unter den Afrikanern nicht mehr bekannt. Neuerdings hat man bloß zwei oder drei Beiſpiele, daß Kinder wegen der Bezahlung einiger vor der Ankunft der Engländer gemachten Schulden genommen, aber ſogleich wieder zurück gegeben wurden. Die Sklaverey beſteht hier nur noch dem Namen nach, und es iſt faſt kein Unterſchied zwiſchen dem Herren und ſeinem Sklaven, ſie arbeiten miteinander, eſſen und trinken aus demſelben Gefäße, ſchlafen unter einem Dache ꝛc. Ich glaube, daß einige Miſſionaire in beiden Niederlaſſungen ſehr nützlich ſeyn würden, um einige Kenntniß unter den Einwohnern und denjenigen, welche ſie oftmals beſuchen zu verbreiten. Auch ſcheint das Engliſche Parlament endlich die Gewaltthätigkeiten, welche die Pflanzer in den Kolonien gegen ihre Sklaven ausüben, beſtrafen zu wollen. Die Dinge, welche bei Gelegenheit der Verhaftung der Hrn. Hogge und Huggins bekannt gemacht wurden, enthalten Schauder erregende Details. Der Erſte hatte ſeit mehreren Jahren große Verbrechen begangen, wäre aber doch der Strafe entgangen, wenn er nicht von den Weißen wäre gehaßt worden, und hätte einen ſeiner Richter zum Duell aufgefordert. Dieſerhalb wurde er vor Gericht gezogen, und überwieſen, daß er auf die grauſamſte Art viele Sklaven umgebracht habe; deſſen ungeachtet empfahl ihm die Jury, welche ihn für ſchuldig erkannte, der Güte der Richter, und der Gouverneur der Inſel, Hr. Elliot, konnte nur durch Geſchicklichkeit und Standhaftigkeit die Vollziehung des Urtheils bewirken. Er mußte ſogar, um die Ruhe zu ſichern, die Miliz der Inſel herbei kommen laſſen. Der andere Pflanzer, Huggins, wurde losgeſprochen, ob es gleich durch Zeugen und durch eigenes Geſtändniß bewieſen war, daß er auf dem öffentlichen Platze, in Gegenwart mehrerer Magiſtratsperſonen ſeine Sklaven barbariſch geſchlagen habe, indem er dem einen 165 Peitſchenhiebe, dem andern

Digitized by Google

187, einem dritten 212, einem vierten 242, und endlich einer Frau 290 geben ließ, und ſogar noch bei der Letzten ihren Bruder zum Vollziehen ſeines wilden Zornes machte. Er wurde deſſen ungeachtet frei geſprochen und ſogar der Drucker einer Zeitung mit Gefängnißſtrafe belegt, weil er dieſe Thatſache in einer benachbarten Inſel bekannt gemacht hatte. In der Depeſche des Gouverneurs Elliot, in welcher er von dieſem ſonderbaren Rechtsfall Rechenſchaft giebt, drückt er ſich auf folgende Art aus: Dieſe außerordentliche Thatſachen können nur erklärt werden, wenn man die oben gemachte Behauptung annimmt, daß nämlich die vorgeblichen Gerechtigkeits-Tribunale unſerer meiſten Inſeln aus Leuten beſtehen, die des Richteramtes unwürdig ſind.

Dieſe Kolonie der freien Neger hat ſich aber ſeit der Zeit ſehr gehoben und ganz der menſchenfreundlichen Gründung entſprochen; ſie zählt bereits 17 Ortſchaften mit 16,671 Einwohner. Ueberall ſind Schulen angelegt, in welchen die Neger im Leſen, Schreiben und Rechnen und in der chriſtlichen Religion unterrichtet werden. Durch einen im Jahre 1825 abgeſchloſſenen Vertrag, hat der König von Sherbro und die Königin von Ya-Comba den ganzen Landſtrich Sherbro-Bullem an dieſe Kolonie abgetreten.

Wie ſchon oben, S. 625, bemerkt worden, wird der Sklavenhandel, troß aller Verbote und Strafen, immer noch betrieben; auch die neueſte Zeit zählt Beiſpiele davon auf. Die Urſache liegt an der Quelle ſelbſt, nicht an denen, die daraus ſchöpfen; denn ehe nicht die Einwohner der Küſtenländer Afrikas, wo dieſer Handel getrieben wird, einen gewiſſen Grad von Civiliſation erreicht haben, iſt auch an Aufhebung oder vielmehr Zerſtörung dieſes Handels nicht zu denken, und ſo ſehr auch die Britten in den neuen Kolonien ihn zu verhindern ſuchen, ſo wird er dennoch fortgeſeßt, und wenn nicht öffentlich, doch auf einem Schleichwege. Der Reiz der Neger auf den Skla-

Digitized by Google

venküſten nach kurzen Waaren aller Art, Brannt=
wein ꝛc. iſt unbeſchreiblich, und ſie geben Alles hin um
dieſe zu beſitzen. Die Fürſten ſelbſt verkaufen ihre
Unterthanen um Branntwein, Spiegel, Flinten,
Schellen ꝛc. Um dergleichen Sachen verkaufen die
Neger ihre Kinder, Eltern, Nachbar; ſie ſchleppen
dieſe Schlachtopfer nach den Handelskomptoirs und
übergeben ſie den Kaufleuten. Die Mulatten von
Loanda verführen alle Mädchen; nach einigen Jahren
kommen ſie wieder zu ihnen, und nehmen ihnen die
Kinder unter dem Vorwande, daß ſie ihnen eine beſſere
Erziehung geben wollen, weg, um ſie zu verkaufen.
Merolla ſagt dieſes auch von den Portugieſen.
Nach demſelben Reiſebeſchreiber locken die Weiber
in Benguela, mit ihren Männern einverſtanden, an=
dere Männer an ſich. Der Mann bemächtiget ſich
ſogleich ſeines Nebenbuhlers und verkauft ihn bei der
erſten Gelegenheit ungeſtraft. Nach Le Maire
hatte ein alter Neger einſtens beſchloſſen, ſeinen Sohn
zu verkaufen, dieſer aber ſein Vorhaben geargwohnt,
und geſchwind ſeinen Vater an einen Kaufmann
verkauft. Die Kinder der Neger beſchäftigen ſich ge=
wöhnlich mit der Verjagung der Vögel, welche die
Feldfrüchte verzehren; wenn ſie ſich aber verirren, ſo
werden ſie aufgefangen und verhandelt. Die Inſulaner
auf dem Biſſagos lieben ausnehmend ſtarke Getränke,
wenn nun ein Schiff ankommt, ſo iſt der Schwächere
immer ein Raub des Stärkeren. Alles dieſes beweiſet,
daß die Einwohner oder die Bewohner der Sklaven=
küſten ſelbſt grauſam gegen ſich ſind und ſich aus
Rach= und Habſucht oft gegenſeitig opfern, ohne die
vielen verbotenen Mittel= und Schleichwege zu berück=
ſichtigen, wodurch ſie ſich dieſe Opfer ſchaffen oder zu
verſchaffen ſuchen, und beſonders die reichen und vor=
nehmen Bewohner jener Länder, die bei der Deſpotie,
womit ſie über die Niedern herrſchen, auch willkührliche

Mittel erſinnen, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, wie auch ſchon oben, S. 618, angeführt worden. — Das ſich gegenſeitig Rauben oder Stehlen, um ſich zu verkaufen, findet, auſſer auf den ſchon oben angeführten Küſten von Afrika, auch bei den Tataren, im nördlichen Aſien, in Sibirien, und in vielen Provinzen von China ſtatt. Wenn ein Tatar eine Manns- oder Frauensperſon antrifft, die keinen Paß vom Könige vorzeigen können, ſo bemächtiget er ſich ihrer, und macht aus ihnen einen Theil ſeines Vermögens. Nach Tavernier ſoll in Circaſſien ehemals folgender Rechtsgrundſatz bei Eheleuten, welche ſich nicht vertragen konnten, geherrſcht haben. Wenn nämlich das unzufriedene Ehepaar ſeine Klage vor den Herrn des Ortes brachte, ſo kam derjenige Theil gut weg, der zuerſt kam. Kam nämlich der Mann zuerſt, ſo ließ der Herr die Frau einziehen und verkaufen, und dem Wittwer gab er eine andere Frau; kam hingegen die Frau zuerſt, ſo fand das Gegentheil ſtatt.

In Afrika iſt der Sklavenſtand in den deſpotiſchen Neger-Reichen erbarmungswürdig, und ihr Loos kann nur dadurch gemildert erſcheinen, daß es ihr eigenes Vaterland iſt, wo ſie dergleichen Schmach erdulden müſſen, ſo z. B. dürfen die Sklaven in Angola und in vielen andern Afrikaniſchen Reichen nur auf den Knien mit ihren Herren ſprechen; man begräbt ſie nicht einmal, ſondern wirft ihre Leichen auf den Schindanger, wo ſie den wilden Thieren zur Nahrung dienen. Entflieht ein Sklave von der Goldküſte, und man erhält ihn wieder, ſo verliert er das erſte Mal ein Ohr, zum zweiten Male das zweite, und zum dritten Male kann ihn ſein Herr an die Europäer verkaufen, oder ihn tödten. In Iſſini, einem Negerreiche auf der Zahn- oder Elfenbeinküſte, können die Sklaven bei dem geringſten Verſuche zu entweichen am Leben beſtraft werden. Auch auf den Oſtindiſchen Inſeln behandelt

Digitized by Google

man die Sklaven unmenſchlich. Auf den Maldiven macht man ſich aus einem Sklaven ſo wenig, daß er ſo zuſagen dem Publikum Preis gegeben iſt; denn diejenigen, welche einen Sklaven mißhandeln, werden entweder gar nicht oder doch nur halb ſo ſtrenge beſtraft, als andere, welche dies bei einer freien Perſon thun. Auf Java beſteht die geringſte Strafe eines Sklaven darin, daß man ihm ein Stück Holz an einer Kette an den Hals hängt, welches er, ſo lange er lebt, mit herum ſchleppen muß. In Batavia, der Holländiſchen Oſtindiſchen Beſitzungen auf Java, hängt das Leben des Sklaven von den eigenſinnigen Launen ſeines Herren ab, der das geringſte Verſehen ſehr hart beſtraft. Man bindet ihn nämlich an einen Pfahl, ſtäubt ihn ſo, daß das Blut herabrieſelt und der Leib mit Wunden bedeckt iſt; damit er indeſſen an den erhaltenen Wunden nicht ſterbe, ſtreuet man Salz und Pfeffer in ſeine Wunden; in anderen Beſitzungen tröpfelte man die ſo Gemißhandelten Harz in die Wunden. Es iſt unmöglich alle die Grauſamkeiten aufzuführen, die Menſchen gegen Menſchen begehen und dadurch die Menſchenwürde ſchänden, ſich dadurch unter das Thier herabſetzen.

Wenn gleich einige Europäiſche Nationen die Negerſklaven den eigenſinnigen Einfällen ihrer Herren und dem willkührlichen Richterſpruche der Obrigkeit Preis gaben und geben, ſo haben doch andere gewiſſe Geſetze eingeführt, die aber eben nicht zu Gunſten der armen Sklaven ſprechen. So hatten die Franzoſen ihre Codenoir, aus welchem man den Zuſtand der Negerſklaven in Amerika beurtheilen kann. Hier einige Artikel aus dieſem Codex: Die Sklaven ſollen keine großen Stöcke tragen, ſie müßten denn Briefträger ſein. Sollen ſie ſich weder bei Tage, noch bei Nacht an irgend einem Orte unter dem Vorwande einer Hochzeit oder anderer Veranlaſſung, bei Strafe

von Stockſchlägen, und wenn ſie es wiederthun, bei Lebensſtrafe, zuſammenrotten. Allen Weißen auf den Inſeln ſoll erlaubt ſeyn, den Negern Alles wegzunehmen, was ſie bei ſich haben, wenn ſolches auch die Früchte ihres eigenen Fleißes wären, wofern ſie nicht ein Billett von ihrem Herren vorzeigen können. Der Sklave, der ſeinen Herrn, oder ſeine Frau, oder ſeine Kinder blutrünſtig oder ins Geſicht geſchlagen, ſoll am Leben beſtraft werden. Wenn ein Sklave zum zweiten Male entläuft, ſo ſoll ihm ein Bein abgehauen und er gebrandmarkt werden. Thut er's zum dritten Male, ſo büßt er ſeine That mit dem Leben. Kein Herr darf ſeinen Sklaven frei laſſen, wofern er nicht von den Gouverneurs oder von den Intendanten der Kolonien die Erlaubniß dazu ſchriftlich erhält. Man beklagte ſich in den Kolonien, daß die Herren ihre Sklaven ungeſtraft hinrichten laſſen; hierauf bezieht ſich nun zwar ein Artikel zu Gunſten der Sklaven; allein er iſt ſo geſtellt, daß die Herren gewöhnlich der Strafe entgehen. Dieſer Artikel heißt nämlich: Wir befehlen, daß man den Herrn, der ſeinen Sklaven umgebracht, peinlich belangen, und ihn, nach Verhältniß der Umſtände, beſtrafen ſoll. In ſolchen Fällen, wo eine Entlaſſung von der Strafe Statt finden kann, ſollen unſere Bedienten dieſe ertheilen dürfen, ohne daß man ſich an uns zu wenden braucht. Aus Allem, was über die Sklaven und ihre Behandlung angeführt worden, wird man gewahren, daß man dieſe jetzigen Unruhen, das Losreißen der Kolonien von den Mutterländern größtentheils dieſen barbariſchen Behandlungen zuſchreiben muß; denn hätte man die Sklaven menſchlich behandelt, ſie nicht ärger, wie das Vieh zur Arbeit angeſtrengt und ihnen dabei die elendeſte Koſt gereicht, würden ſie wahrlich nicht ſo einſtimmig auf ihre Freiheit gedrungen und ſie mit ſo vielem Blute erkauft haben. Allein bei

Digitized by Google

einer Behandlung, wie ſie bei uns noch kein Karrengaul, keine Mähre vor einem Sandwagen oder vor einem Charlottenburger*) genießt, konnten ſie ſich da wohl ferner einer ſolchen Behandlung unterwerfen, wieder zurückkehren in ihren Kerker; wieder in das Joch, welches mit ihrem Blute bezeichnet worden, da ſie die Thore der Freiheit geöffnet ſahen? Wären dieſe Unglücklichen wie Menſchen behandelt worden, würden ſie nur halb das Loos empfunden haben, was bei uns freie Dienende genießen, ſie würden bei ihrer geringen Kultur dieſen Weg nicht betreten, ihn nicht gefunden haben, aber ſo macht das übertriebene Unglück erfinderiſch, und wenn es auch auf einige Zeit die Kräfte lähmt, ſo kehren dieſe doch bald mit erneuerter Kraft wieder, wie dieſes in der Geſchichte ſo oft vorkommt; denn daß nur wirkliche Grauſamkeit eine Sehnſucht bei Sklaven hervorbringen kann, aus ihrem Zuſtande herauszutreten, und ſich zu empören, beweiſen die vielen Fälle, da man Sklaven von freien Stücken in Freiheit ſetzen, ſie aber ſolches nicht annehmen wollten. Als nämlich die Könige von Frankreich den Baronen ihre angemaßte Gewalt zu entreißen ſuchten, weigerten ſich die an die Sklaverey gewöhnten Leibeigenen ihrer Freiheit zu genießen; man mußte ſie durch Geſetze dazu zwingen. Louis Hutin verordnete, daß diejenigen, welche ihre Freiheit nicht annehmen würden, große Geldſtrafen erlegen ſollten. Auch in neuerer und neueſter Zeit findet man Beiſpiele genug, daß in den Staaten, wo man die Bauern frei machen will, ſich viele dieſer Freiheit widerſetzten und dem Separations-

*) Wagen, welche Perſonen für ein Geringes täglich, beſonders aber des Sonntags, nach der Stadt Charlottenburg bei Berlin bringen, und in der Regel ſehr abgemagerte Pferde vorgeſpannt haben, die nur durch die Peitſche in Bewegung erhalten werden können.

Kth.

geſchäft große Schwierigkeiten in den Weg legten. Auch haben die Sklaven ſchon oft verſucht ſich durch Empörung gegen ihre Herren zu befreien. Die Geſchichte zählt oder ſtellt Beiſpiele dieſer Art genug auf, wo die Bedrückungen ſo weit gingen, daß ſie ihr Schickſal nicht mehr ertragen konnten und ihre Bedrücker und Peiniger mit gewaffneter Hand angriffen, um ihr Leben ſtatt unter der Folter, in der Schlacht zu enden. Die freigelaſſenen Volſinier bewieſen den Völkern von Toskana, daß ſie ſich, weil die Gewalt keine Zügel kennt, wie die übrigen allen Ausſchweifungen überlaſſen dürften. Sie bemächtigten ſich der obrigkeitlichen Gewalt, unterwarfen ihre alte Herren einer Art von Sklaverey und machten ein Geſetz bekannt, welches ihnen das Recht gab, die Mädchen, welche ſich an freie Männer verheiratheten, zuerſt zu beſchlafen. Die Sklavenkriege der Römer waren blutiger, als die Puniſchen, und die Züge der Grauſamkeit und Rachſucht der Soldaten des Spartacus und des Mamelus erfüllen beim Leſen mit Schrecken. Man muß bei ſolchen Aufſtänden immer die Rohheit und Wuth der ſich Empörenden berückſichtigen, die keine Grenzen kennt, daher oft die Brutalität dieſer Empörer bis auf das Aeußerſte getrieben worden. So empörten ſich im Jahre 1358 die Leibeigenen in den nördlichen Provinzen Frankreichs, um ihre Herren umzubringen. Sie erſtürmten das Schloß eines dieſer Herren, knüpften ihn auf, nachdem ſie in ſeiner Gegenwart ſeine Frau und ſeine Tochter geſchändet hatten. Frau und Kinder wurden erſt gezwungen, vom Fleiſche ihres Vaters zu eſſen, und dann die ganze Familie ermordet und das Gebäude in den Brand geſteckt. Die eingebornen Peruaner erklärten im Jahre 1742 einen Mann zu ihrem Könige, der ſich für einen Abkämmling der Incas ausgab. Die Spanier zerſtreuten bald dieſen elenden Haufen der

Empörer; allein die Gefangenen ſagten einſtimmig aus, daß dieſe Verſchwörung dreißig Jahre gereiſt habe. Die Neger, die auf den Schiffen oder in den Kolonien ihre Sklavenketten zerbrechen, ermorden gewöhnlich die Weißen mit aller erſinnlichen Wuth. Nichts kommt ihrer Klugheit und Kühnheit gleich, wenn ihnen die Verzweiflung Waffen in die Hand giebt. In den Wäldern von Surinam leben viele entlaufene Neger die alle Holländer, die ſie habhaft werden können, ermorden. Derſelbe Fall iſt in Braſilien, wo die aus den Kolonien ꝛc. in die Wälder entlaufenen Neger alle Weiße aufpaſſen und ſie ermorden. Ueberhaupt hegen ſowohl die Neger, als auch die Farbigen einen grenzenloſen Haß gegen die Weißen, welches ſie auch in der neueſten Zeit bewieſen, wo die Neger ſich mit den Farbigen auf St. Domingo verbanden, alle Weißen von der Inſel verjagten und einen Negerſtaat unter dem Namen Hayti gründeten; auch in der Trennung des Spaniſchen Süd-Amerikas vom Mutterlande hat es nicht an dergleichen Scenen gefehlt, ſo auch in Braſilien. Daß die Neger eben nicht feige ſind, haben ſie oft bewieſen, ſelbſt ihre Standhaftigkeit auf dem Blutgerüſte; denn die Gewohnheit gequält zu werden und zu leiden, erzeigt bei ihnen eine bewunderungswürdige Geduld und Standhaftigkeit. Man hört ſie daher ſelten ſchreien oder ſich beklagen, und man kann dieſes wahrlich nicht für Stumpfſinn, ſondern man muß es für Seelengröße halten. Labat hat Neger geſehen, welche gerädert und gefoltert wurden, ohne einen Seufzer auszuſtoßen. Ein Neger wurde verbrannt, ohne dabei Niedergeſchlagenheit zu zeigen; er forderte noch auf dem Scheiterhaufen eine Pfeife Tabak und rauchte immer fort, ſelbſt nachdem ſeine Beine vom Feuer ergriffen wurden. Zwei Neger wurden verurtheilt, der eine zum Strange, der andere zum Staubbeſen; der Beicht-

vater verſah ſich und breitete den zum Tode, der nicht ſterben ſollte; man bemerkte erſt den Irrthum in dem Augenblicke, da er vom Henker herabgeſtoßen werden ſollte; er wurde alſo befreiet und der andere mußte beichten; da ſich dieſer bloß auf den Staubbeſen gefaßt gemacht hatte, ſo ſtieg er doch mit eben der Gleichgültigkeit zur Leiter hinauf, mit welcher der andere herabgeſtiegen war, gleich, als wenn ihn die eine Strafe ſo wenig gerührt hätte, als die andere. Atkins ſah bei ſeiner Unterſuchung der Sklaven einen langen Mann, welcher mit Verachtung auf ſeine Geſellſchafter herabſah, die ſich, ohne darüber empört zu ſeyn, viſitiren ließen. Er wandte die Augen nie nach den Kaufleuten hin. Wenn man ihm befahl, er ſollte aufſtehen und das Bein ausſtrecken, ſo gehorchte er nicht. Sein aufgebrachter Herr brachte ihm empfindliche Hiebe auf ſeinen nackten Leib bei; der Neger ertrug Alles ſtandhaft, ohne einmal zu ſeufzen; nur ein Paar Thränen brachen durch; allein er ſuchte ſie zu verbergen, gleichſam als wenn er ſich ſeiner Schwachheit geſchämt hätte. Es war, nach Atkins, ein Oberhaupt einiger Dörfer, die ſich dem Handel der Engländer widerſetzt hatten. — Ein Neger auf Jamaika, ſeines Lebens überdrüßig, wollte ſich ermorden. Er begab ſich daher zu ſeinem Herren, einem Britten, der ihn gemißhandelt hatte, und redete ihn, wie folgt, an: Die Ungleichheit iſt ein Naturgeſetz, und wenn uns das Schickſal zur Sklaverey verdammt, ſo muß man es ſich gefallen laſſen; indem ich mich aber meinem Herren unterwerfe, behalte ich noch eine Empfindung, die ich nicht erſticken kann. Wenn nämlich meine Feſſeln mir unerträglich werden, ſo muß ich entweder mein oder meines Tyrannen Leben endigen. Wenn uns ein harter und grauſamer Herr durch Mißhandlungen zu Boden drückt, fühlt er wohl allen Haß, mit welchem man ihn verabſcheut, und weiß er auch,

daß die Furcht vor den Martern das Süße der Rache nicht aufwiegt! Der Tod war nie ein Unglück für Sklaven, er iſt oft ein wares Gut für ſie. Sie haben freilich die Kraft der Geſetze und die Macht der Vorurtheile auf ihrer Seite; allein die Sklaven behalten doch wenigſtens die Kraft ihrer Arme. Genießen Sie Ihre Rechte; denn Herrſchen iſt ſüß und Gebieten hat Reiz. Ich ſage Ihnen nichts von Menſchlichkeit, weil ich glauben muß, daß es auf der Erde gar keine Menſchlichkeit giebt. Man ſagt, jemehr man ſeine Sklaven drückt, deſto mehr Kraft giebt man ſeiner Seele. Machen Sie ſich dieſes Vorurtheil zu Nutze, ohne etwas davon befürchten zu müſſen. Wir können uns nicht vereinigen; aber jeder von uns kann zu ſeinem Herren ſagen: Was Du auch thuſt, ſo bleibſt Du immer ein Menſch, und Du wirſt Dich immer gegen mich vertheidigen und ſchützen müſſen. — Der Neger ſetzte noch einige andere beſondere Umſtände hinzu, die auf ſeinen Herren Beziehung hatten, öffnete ſich dann die Bruſt unter den Augen ſeines erſchrockenen Herren. Hieraus wird man gewahren, daß die Neger und Indier eben ſowohl Standhaftigkeit, Muth, Selbſtverleugnung, Ehrgefühl, kurz Tugenden beſitzen, welche der kultivirteſte Europäer manchmal nicht hat, warum ſollten ſie daher nicht, durch den Druck aufs Aeußerſte gebracht, zur Empörung gegen ihre Tyrannen Kraft in ſich fühlen! Zum Glück für die Sklaven-Inhaber ſind dergleichen Empörungen nicht ſehr häufig, beſonders wenn man das Mißverhältniß der Anzahl der Herren zu der der Sklaven in Erwegung zieht, welches allerdings für die Sicherheit der Erſtern ſehr fürchten macht. In Athen verhielten ſich die Sklaven zu den freien Bürgern faſt wie zwanzig zu eins. Privatperſonen trugen kein Bedenken eine große Anzahl derſelben in ihren Häuſern zu halten. So hatte Titus Minucius,

Digitized by Google

ein Römiſcher Ritter, 400, und Plinius ſagt von einem gewiſſen Cäcilius, daß er in ſeinem Teſtamente 4000 Sklaven vermacht habe. Dieſe Sklaven der Alten wurden zwar nicht geachtet und mit Stolz behandelt, indem jeder vornehme Römer einen Sklaven an ſeiner Thür angekettet hielt, gleich einem Hunde; allein ſie hatten weniger zu arbeiten, als die Neger in den Kolonien, daher waren ſie mit ihrem Looſe eher zufrieden. Die Europäer in den Kolonien ſind bei ihren Sklaven, indem ſie ſolche mit Arbeiten überhäuſen und noch dabei die Peitſche führen, anders zu Werke gegangen, um jede Meuterei zu unterdrücken. Denn nimmt man einige unbeträchtliche Empörungen aus, die bald durch grauſame Todesſtrafen unterdrückt wurden, ſo haben die Pflanzer ꝛc. keine erhebliche Verſchwörungen zu fürchten, und ihre Sicherheit beruht auf einigen Grund; denn die Niederlaſſungen der Europäer werden durch Forts und durch Kanonen geſchützt, wogegen wehrloſe Sklaven nichts machen können. Ferner kommen die aus Afrika weggeführten Neger nicht alle aus einem und demſelben Lande, ſondern aus verſchiedenen Staaten, und daher ſprechen ſie auch ganz verſchiedene Sprachen und können ſich alſo nicht unter einander verſtehen; auch haſſen die Neger des einen Stammes die Glieder des andern, und ihre gegenſeitige Erbitterung geht ſo weit, daß ſie lieber unter den Händen der Europäer ſterben, als einem nicht zu ihrem Stamme gehörigen Sklaven ihre Freiheit verdanken wollen. Die Pflanzer vermiſchen dieſe Racen und geſtatten einer Pflanzung keinen Verkehr mit einer andern. Ergreiſt einer das Schwerd, ohne von ſeinem Herren dazu befehlicht zu ſeyn, ſo wird er auf die empfindlichſte und grauſamſte Weiſe beſtraft, und wenn ſie die Kriegsübungen der Europäiſchen Truppen ſehen, werden ſie von einem unbeſchreiblichen Schrecken ergriffen. Man hat ſich

übrigens vor den Sklaven ſo wenig gefürchtet, daß man im Kriege, wo man ſie gebrauchte, den Ausgang des Treffens auf ſie ankommen ließ, und dieſe Unglücklichen fochten tapfer; gleichwohl vergaßen die Herren nicht, daß ſie Sklaven fechten ließen. Auch in den Feldzügen war ihr Schickſal hart. Bei den Römern und andern Völkern zogen ſie nackt zur Armee. Die Sklaven der Franken hatten keine andre Waffen, als eine Pike und einen Degen. Zur Zeit des Hugo Capet dienten die Leibeignen mehr als Schanzen und Wälle, als wie Soldaten. Man ſetzte ſie allen Gefahren aus, ohne ihnen Mittel zur Vertheidigung zu geben, obgleich man die Pferde bepanzerte. Da ſich die Gothen nach der Eroberung von Spanien ſehr ſchwach fanden, ſo verordneten ſie, daß jeder Gothe den zehnten Sklaven ins Feld ſtellen ſollte; hätten ſie einen Aufſtand erregt, ſo würden die freien Soldaten ſie kaum haben bändigen können. Uebrigens hat Montesquieu ſehr Recht, wenn er ſagt: Der Menſch gewöhnt ſich an Alles, ſelbſt an die Sklaverey, wenn nur der Herr nicht ſelbſt härter iſt, als die Sklaverey. — Dieſe liebe Gewohnheit rechtfertiget ſo Manches und muß es auch rechtfertigen, weil es ſo iſt; wie wäre ſonſt manche Plackerei zu ertragen! Die Sklaven haben von jeher das Schickſal des Viehes gehabt, ja ſie ſind bisweilen noch härter behandelt worden, wie auch ſchon oben, S. 632, und S. 650, angeführt worden. Plato läßt den Sklaven in ſeinen Geſetzen, ſo wie andere Völker in den ihrigen, das natürliche Recht ſich zu vertheidigen nicht zukommen. Die alten Geſetzgeber und Philoſophen waren ſo ſehr an die Sklaven gewöhnt, daß ſie ſolche für ein natürliches Uebel anſahen. In Sparta ließ man ihnen bei Kränkungen oder Beſchimpfungen nie Gerechtigkeit wiederfahren, und in Rom ſah man, wenn ein Sklave unrecht litt, bloß

Digitized by Google

auf den Vortheil ſeines Herren; eben ſo ungerecht waren in dieſen Stücken die Germaniſchen Völkerſchaften. Man erklärte ſie ſogar für unwürdig, ein gerichtliches Zeugniß abzulegen. Im Gothiſchen Geſetzbuche, Bd. III, wird der Sklave als Zeuge verworfen und ſeine Klagen werden für unglaubwürdig erklärt; nur die Sklaven des Königs ſind davon ausgenommen, weil ihre Dienſte um den Monarchen ſie dazu fähig macht. In Athen gewöhnte man ſie zu allen möglichen Kränkungen, und wenn ein Sklave ein edles Gemüth blicken ließ oder edle Geſinnungen äußerte, ſo wurden ſie ſogleich erſtickt. Man ſtäupte und ſchalt ſie von Zeit zu Zeit ohne allen Grund tüchtig aus, damit ſie nur einen recht ſklaviſchen Charakter behalten möchten. Ließen ſie ſichs einfallen, oder nahmen ſie ſichs heraus, einen freien Menſchen in Abſicht auf Gang, Geberden, Kleidung, Putz ꝛc. nachzuahmen, ſo wurden ſie gleich unbarmherzig beſtraft; ſelbſt den Namen freier Menſchen durften ſie nicht führen. So ließ Domitian den Pomposianus züchtigen, weil er zweien ſeiner Sklaven den Namen Hannibal und Magon gegeben hatte; auch durften ſie dem Dienſte gewiſſer Götter nicht beiwohnen; denn man glaubte, daß ihre Gegenwart den Zorn der Unſterblichen rege machen und die Opfer beſudeln würde. Solon geſtattete den freien Männern die Knabenliebe, verbot ſie aber den Sklaven; auch durften ſie ſich nicht ſalben und räuchern. Die unſchuldigſte Handlung wurde zu einem Verbrechen gemacht, und als ſolches beſtraft. War zum Beiſpiel ein Sklave zu geſchwätzig, ſo wurde ihm die Zunge abgeſchnitten. Man folterte die Sklaven wegen der Verbrechen ihrer Herren. Wenn man ein gewiſſes Factum mit dem Zeugniß freier Menſchen und auch mit der Ausſage der Sklaven belegen konnte, ſo zogen die Richter die Folter der Sklaven, als einen

Digitized by Google

ſichern und untrüglichen Beweis vor. Wenn ein Mann argwöhnte, daß ſeine Frau ihm untreu ſei, ſo ſpannte man die Sklaven auf die Folter, um zu erfahren, ob ſie davon nichts wüßten. Die ſich im ſüdlichen Europa niedergelaſſenen nördlichen Völker, hatten gleich grauſame Geſetze oder ſie nahmen wenigſtens die Römiſchen an. Das Gothiſche Geſetzbuch erneuerte die alten Anordnungen über dieſe Materie und ſetzt hinzu: Man kann die Sklaven auf die Folter ſpannen, wenn etwas gegen den König, die Nation und das Vaterland geſagt worden; auch im Fall einer Mordthat und falſcher Münze. Nach dem Livius, Buch 7, mußten die Römer eine Abgabe bezahlen, wenn ſie Sklaven frei laſſen wollten, welche Abgabe viel einbrachte. In der Folge wurde die Freilaſſung der Sklaven ſehr beſchränkt; der letzte Wille eines Sterbenden, wodurch er einer großen Anzahl Sklaven die Freiheit ſchenkte, wurde gar nicht erfüllt, wenn ſie nicht der Verordnung gemäß war. Wer nur zwei Sklaven hatte, konnte ſie beide freilaſſen; von vieren konnte man zwei, von ſechſen, drei; von achten, vier; von ſiebzehn, fünf; von achtzehn, ſechs frei laſſen; ſtieg die Anzahl von achtzehn bis dreißig, ſo konnte man den dritten, ſtieg ſie bis hundert, den vierten und war ſie noch größer den fünften Theil in Freiheit ſetzen; nie aber durfte man im Teſtamente mehr als hundert frei laſſen; ſ. auch Th. 41, S. 354 u. f. Man zwang ſie zur Heirath, damit ſie Sklaven zeugten. Heirathete ein Sclave eine freie Perſon, ſo wurde eine ſolche Verbindung durch die Geſetze der Weſtgothen für infam erklärt und die Kinder einer ſolchen Ehe waren von der Ehre die Waffen zu tragen ausgeſchloſſen. Ein Geſetz des Egiga verbietet dem Herren eines Sklaven, ihm die Hand, die Naſe, die Lippen, die Zunge, den Fuß abzuhauen, und ihm ein Auge auszureiſſen, in ſofern der Richter nicht gegen=

wärtig iſt. Daß man übrigens die Sklaven weniger achtete, als die Thiere, beweiſet, daß ein Biſchof von Soiſſons im Jahre 1155 ein ſchönes Pferd ſuchte, um ſeinen Einzug in die Stadt halten zu können. Dasjenige, was er fand, wurde mit fünf Leibeigenen von ſeinen Gütern, zwei Weibern und drei Männern, bezahlt. Nach Pigafetta bezahlt man in Agola für einen großen Europäiſchen Hund zwanzig Sklaven. Man ißt daſelbſt das Hundefleich ſehr gern, und Battel ſah einen gemeinen Hund gegen zwei Sklaven einhandeln. Die Azanaphis, an der Küſte von Arguin, geben nach Cadamoſto zwölf bis vierzehn Sklaven für ein Pferd ꝛc. Bei den Römern ſetzte man die Sklaven, wenn ſie alt wurden, auf eine Inſel der Tiber aus, um daſelbſt Hugers zu ſterben, oder man ließ ſie auch unter ſeinen eigenen Augen verhungern, wie es der weiſe Cato mit den ſeinigen that. Vedius Pollio, Römiſcher Bürger, fütterte die Fiſche in ſeinem Fiſchhalter mit dem Fleiſche der Sklaven. — Ein Albuçius züchtigte ſeine Sklaven vor der Begehung eines Fehlers, um ſie aufmerkſamer zu machen, und eine Frau befahl ihre Sklaven hinzurichten, und gab bei der Erinnerung des Mannes: man könne mit dem Leben der Sklaven doch nicht ſo leichtſinnig ſpielen, zur Antwort: Iſt denn der Sklave auch Menſch! — Die Edelleute in Dännemark konnten einen Bauer und einen Bürger tödten, wenn ſie einen Thaler auf die Leiche legten. Friedrich der Dritte ſuchte dieſes Privilegium dadurch abzuſchaffen, daß er verordnete, ein Bauer, der einen Edelmann tödte, ſollte nur zwei Thaler auf den Leichnam legen. Es gab auch eine Zeit, da man von der Strafe ein Wildpret erlegt zu haben befreiet war, wenn man beſcheinigen konnte, man habe eigentlich einen Leibeigenen tödten wollen. Da nun die Sklaven einmal ein Opfer der Politik und der Grauſamkeit

Digitized by Google

ihrer Herren waren, ſo mußten ſie auch bald ein Opfer des Aberglaubens werden. Im Tempel zu Mexico wurde der Sklave ein Jahr lang gefüttert, ein Jahr lang angebetet, und nachher geopfert. Die Neger auf Sierra Leona halten Menſchenblut für zu koſtbar, als daß es vergoſſen werden dürfe; gleichwohl verewigten ſie auf den Gräbern vornehmer Perſonen eine Menge von Sklaven. Die Europäer opferten die von ihnen unterjochten Amerikaner leichtſinnig auf, ſo, daß in einem Jahre mehr als 200,000 umkamen, die das Gepäck der Spanier fortſchleppen mußten.

Mit dem Leben der Sklaven hat man bei den Alten eben ſo geſchaltet, wie mit ihren Gütern. Schon in den älteſten Zeiten war das Recht, ſie umzubringen, geheiliget. Moſes erklärte denjenigen für unſtrafbar, der ſeinen Sklaven ſo mißhandelt, daß er erſt nach 2 Tagen ſtirbt. Wenn die Zahl der Heloten ſo groß wurde, daß man ſie für gefährlich hielt, ſo bewaffnete man die kühnſten Spartaner mit Dolchen, um ſie ermorden zu laſſen. Dieſe Ermordung geſchah am hellen Tage, während welcher Zeit die Heloten mit ihren Arbeiten beſchäftiget waren. Durch viele Römiſche Geſetze wurden die Sklaven zum Tode verurtheilt, die ſich im Hauſe eines ermordeten Herren befanden, oder auch an einem Orte, wo ſie die Stimme eines Menſchen bei einem ſolchen Vorfall hören konnten. Wer einen Sklaven in einem ſolchen Falle in Schutz nahm, wurde wie der Mörder beſtraft. — Der Sklave, welchem ſein Herr befahl, daß er ihn umbringen müſſe, war unſtrafbar; auf der andern Seite hatte der Herr das Recht, den Sklaven niederzuſtoßen, wenn er ihm nicht gehorchen wollte. Auch derjenige Sklave wurde beſtraft, der ſeinen Herrn nicht verhinderte, ſich das Leben zu nehmen. Wurde ein Herr auf einer Reiſe ermordet, ſo wurden ſowohl diejenigen, welche bei ihm geblieben, als auch die andern, welche

Digitized by Google

die Flucht ergriffen, hingerichtet. Dieſe Geſetze, ſagt Montesquieu (XV. 17) beſtraften ſelbſt diejenigen, deren Unſchuld erwieſen war; ſie gründeten ſich ganz auf das Recht des Krieges, nur mit dem Unterſchiede, daß man hier im Schooße des Staats ſelbſt Feinde zu finden glaubte. Man muß ſich übrigens wundern, daß Nationen, die ſelbſt ſo eiferſüchtig auf ihre Rechte und Freiheit waren, dennoch andere zu Sklaven machen konnten. Die Lacedemonier waren nicht die einzigen, welche die Dienſtbarkeit mitten in einem freien Lande einführten; die Korynophoren in Sycion, die Peneſten in Theſſalien, die Klaroten auf Kreta, die Gymniten in verſchiedenen Theilen von Griechenland, die Proſpelaten in Arkadien, die Leleger in Karien, die Mariandiner bei den Herakleoten, und die Juden in Aegypten, waren den Heloten gleich *). Die Römer, die allein für ihre Freiheit fochten, ja dafür gar nicht zur Ruhe kommen konnten, unterwarfen ſich Andere und machten ſie zu Sklaven. Welchen Begriff von Freiheit hatten wohl dieſe Völker und auf welcher Höhe der Kultur, wenn man den Kulturmeſſer anlegt, ſtanden ſie? —

Bei den Alten iſt der Sklavenſtand und Sklavenhandel von allen Nationen als rechtmäßig anerkannt worden; wenigſtens findet man nicht, daß die Sklaverey bei ihnen in Schriften angegriffen worden wäre, dagegen findet man ſie ſowohl von den Schriftſtellern, als von den Regierungen vertheidiget. Ariſtoteles ſucht in ſeiner Politik, B. 1, zu beweiſen, es gebe natürliche Sklaven. Die Rede des Spartacus an die Sklaven, machte keinen ſonderlichen Eindruck; man hielt den Vertheidiger der Menſchheit für einen Sophiſten oder Rebellen. In

**) De Pavv. Recherches philos. sur les Egyptiens et les Chinois. Tom. II.

Digitized by Google

der neuern Zeit iſt Vieles zur Begünſtigung der Sklaven geſchrieben worden. Melon und Andere bedauern die Abſchaffung derſelben in Europa. Nach ihnen würden die Nationen begüterter ſeyn, wenn man dieſen Fehler nicht gemacht hätte. Man hat ſogar geſagt, daß Mitleid und Barmherzigkeit die Sklaverey einführen; denn nach dem Völkerrechte müſſen die Kriegsgefangenen zu Sklaven gemacht werden, wenn man ſie nicht hinrichten will. Nach dem Römiſchen Rechte war es den Schuldnern erlaubt ſich ſelbſt zu verkaufen, und nach dem Naturrechte ſind die Kinder eines Vaters, der ſie als Sklave nicht ernähren kann, eben ſo gut Sklaven, als ihr Vater. Dem Chriſtenthume, als dem Verbreiter der wahren Kultur und Humanität, und ſeinen Auslegern, den Geiſtlichen, haben wir es zu verdanken, daß der Sklavenſtand ſchon größtentheils abgeſchafft worden, oder doch wenigſtens eine ganz andere Geſtalt erhalten hat. Der Pabſt Alexander der Dritte wagte es im 12ten Jahrhunderte die Sklaverey abzuſchaffen; er verbot ſie im dritten im Lateran gehaltenen Concilium; man widerſetzte ſich aber ſeinen Excommunikationen und Befehlen, und es blieben ſo viele Sklaven und Leibeigene als zuvor. Nach der Entdeckung von Amerika unterſuchte man die Frage, die Sklaverey betreffend, ſehr ernſtlich; und ungeachtet der Barbarey jenes Zeitalters, fing man doch in Europa an, ſich von den Rechten der Menſchheit ungleich richtigere Begriffe zu machen, als Griechen und Römer vorher davon gehabt hatten. Die Indianer wurden im Jahre 1511 auf St. Domingo ſo grauſam behandelt, daß die Miſſionarien wider dieſe Grauſamkeit predigten. Der Pater de Monteſino zeichnete ſich beſonders durch ſeine Unerſchrockenheit aus. Ein Spaniſcher Befehlshaber verklagte ihn, und führte in ſeiner Klage an, daß er die Befehle des Königs aus den Augen ſetze. Der

Digitized by Google

König ließ die Sache durch eine eigene Commiſſion unterſuchen, und nie iſt wohl ein edlerer Rechtsſtreit vor dem Richterſtuhle der Nation anhängig gemacht worden, und nie haben die Richter ein rühmlicheres Geſchäft zu vollbringen gehabt. Diejenigen, welche zum Vortheil der Indianer ſprachen, ſtellten vor, daß alle Menſchen frei geboren werden, und daß man unmöglich einer Nation, wider welche man ſich nicht beklagen könne, die Freiheit rauben dürfe. Die Gegner dagegen ſagten: man müſſe die Indianer als Kinder betrachten, die in einem Alter von funfzig bis achtzig Jahren weniger Verſtand hätten, als die Europäer in ihrem zehnten; ſie ſetzten hinzu, die Indianer könnten ſich weder regieren und leiten, noch die einfachſten Wahrheiten begreifen. Sie ſeyen gegen ihre armſelige Lage ſo unempfindlich, daß ſie, der auf ihre Bekleidung verwandten Sorge ungeachtet, die Kleider zerreiſſen, um nackt in den Wäldern herumlaufen zu können; ſie überließen ſich, ohne Scham, allen Arten von Ausſchweifungen, und Müßiggang ſcheine ihr höchſtes Gut zu ſeyn; daher ſie blos durch die Nothwendigkeit, arbeiten zu müſſen, in der Unterwürfigkeit erhalten werden könnten. Endlich ſeien ſie um ſo viel weniger fähig von der Freiheit einen guten Gebrauch zu machen, da ſie mit der Verſtandloſigkeit der Kinder die Laſter der verdorbenen Menſchen verbinden. Monteſino widerlegte dieſe Einwürfe; ſeine Gegner hingegen erſchöpften alle Gründe für die Sklaverey; ſie ſtrichen ihren politiſchen Nutzen ſorgfältig heraus. Monteſino war bereit auf Alles zu antworten; allein es war ſchwer die Gegenparthei vollkommen zu beſiegen. Das Urtheil erſchien und zeigte, daß der König die Richtigkeit der Vorſtellungen des Monteſino einſah. Es lautet: Man ſolle die Indianer für frei anſehen, allein die eingeführte Regierungsform ſolle bleiben, das heißt, man erkannte die Rechte dieſer

Digitized by Google

Völker auf die Freiheit, allein deſſenungeachtet hielt man ſie in einer harten oder drückenden Sklaverey. Was Las Caſas in Mexico für die armen Indianer gethan, iſt ſchon oben, S. 615 und S. 616, angeführt worden. Im Jahre 1683 wollte man in Rom den Eifer Alexander des Dritten in Abſchaffung der Sklaverey nachahmen. Das Kardinalcollegium wandte ſich an die Miſſionarien in Angola mit bitteren Klagen über den Sklavenhandel, und munterte ſie zugleich auf dagegen zu predigen, damit dieſe böſe Gewohnheit abgeſchafft würde; allein der Erfolg hat dieſe chriſtliche Anmahnung nicht gerechtfertiget. Da man mit der Sklaverey der Indianer und der Farbigen nicht ſo durchkommen konnte, ſo hat man den Sklavenhandel mit Negern vertheidiget. Man führte an: es ſey unmöglich freie Neger einem Staate einzukörpern; denn Dummheit und Verdorbenheit des Gemüths ſeien die Hinderniſſe, die ihrer Freilaſſung im Wege ſtänden, und dennoch haben die Quäker die Neger in Penſilvanen in Freiheit geſetzt und ſie zu Gliedern und Unterthanen der Kolonien gemacht, wo ſie eben ſo ruhig und friedſelig, als die Engländer leben. Man hat ferner den Satz aufgeſtellt: die Neger wären es allein, die die Kolonien anbauen könnten, und die Produkte Amerika's würden weit theurer ſeyn, wenn man ſich nicht der Arme der Neger bedienen wollte; allein auch hierauf kann man erwiedern, daß auch die Weiſſen die Pflanzungen anbauen können, daß die Arbeit der Neger weit mehr koſtet, als die Arbeiten freier Menſchen, und daß man zur Abkürzung und Erleichterung der ſchwierigſten Arbeiten wohl Mittel finden könnte, wie man ſie in den Staaten der Freiheit gefunden hat. So hat man zum Beiſpiel auf einigen Weſtindiſchen Inſeln die Erfahrung gemacht, daß man mit eben ſo gutem Erfolge Ochſen zum Zuckerbau gebrauchen kann. Auch beweiſen die

Digitized by Google

leibeigenen Arbeiten in den Salz- und Steinkohlengruben in Schottland, daß das Sklavenhalten mehr koſtet; denn jene koſten den Eigenthümer mehr, als freie Tagelöhner, welches auch einleuchtet, indem ſie, auſſer der Nicht-Beköſtigung, auch weit ſtrenger arbeiten, weil ſie Lohn empfangen, und der Herr weiter für ſie nicht zu ſorgen braucht. Die Sklaverey iſt auch der menſchlichen Geſellſchaft, ſo wie überhaupt der bürgerlichen Verfaſſung nachtheilig; ſie tödtet die Induſtrie, vermindert die Wege des Erwerbs und die Volksmenge, und folglich auch die Stärke und Sicherheit des Staats. Ihr Einfluß auf die Sitten der Völker iſt eben ſo fürchterlich; denn ſie macht nicht nur den Gebieter, ſondern deſſen ganze Familie unempfindlich, verderbt den Charakter und erſtickt jeden Funken von Humanität. Nach Hume war die Hausſklaverey die Urſache von der Barbarei der älteren Zeiten. Auch Kraft und Energie geht ſowohl bei den Herren, als bei den Sklaven verloren. Der Herr, ans Herrſchen über Sklaven gewöhnt, wird, ſo hart er auch gegen die Sklaven iſt, weichlich im Schooße ſeiner Familie, in dem er Anſehen und Vergnügen genießt. Was geht ihn das Wohl des Staates an, wenn er nur dasjenige aufrecht erhält, wovon ſeine Exiſtenz abhängt. Ja die Pflanzer beneiden ſich unter einander, und ſehen ſcheell auf ihre gegenſeitige Produktionen; nur das gemeinſame Intereſſe ihrer Sicherheit untereinander in Rückſicht auf die immer zur Empörung geneigten Sklaven, verbindet ſie einigermaßen, alſo nur allein das Intereſſe auf ihre Sicherheit. Die Sklaverey drückt dem Geiſte eine faſt nicht vertilgbare Erniedrigung ein; ſie macht den Sklaven laſterhaft, weil das Betragen gegen ihn von Seiten ſeines Gebieters und deſſen Familie nur mehr denn zu oft laſterhaft iſt, weil es auf Willkühr beruht, weil er ſich Alles gefallen laſſen muß; worauf können alſo ſeine Gedanken

Digitized by Google

bei einer ſolchen Behandlung anders gerichtet ſeyn, als gleichfalls auf laſterhafte Streiche, die er zu begehen gedenkt. Man hat ſich oft über die Sittenverderbniß der Sklaven beklagt; allein ſie verdienen Nachſicht und Entſchuldigung, wenn man ihre Behandlung, ihre Lage rc. berückſichtiget. Die Sklaven der Römer, ſagt man, waren laſterhaft, daß man ihrer Freilaſſung Grenzen ſetzen mußte. Das Uebel wurde aber dadurch nicht gut gemacht. Die Römer, die ihre Sklaven verdorben hatten, beſtraften ſie mit ihren eigenen Laſtern. Ein in der Geſchichte ſo feſt begründeter Satz, der aber immer verkannt und nicht gewürdiget wird, obgleich eine Menge Beiſpiele ſolches beweiſen.

Die aufgeklärten Europäiſchen Nationen haben die armen Neger in den Kolonien ſchon ſehr oft in Schriften in Schutz genommen; ſie haben ihr Unglück beklagt, bejammert; allein alle dieſe edlen Empfindungen ſind in Europa auch verhallt; ſie gelangen nicht oder nur ſelten in denjenigen Theil der neuen Welt, wo die Sklaven unter der Knute ſeufzen, und gelangen ſie auch wirklich dahin, ſo werden ſie unterdrückt, weil man hier bloß der Stimme des Eigennutzes folgt. Vergeblich ſtellt man dem Herren die Gefahr vor Augen, die ihm droht, vergeblich erinnert man ihn, wie ſüß die Rache für ein verwundetes Gemüth iſt; allein er iſt taub. Sollte man es glauben, daß eine Prophezeiung in der philoſophiſchen und politiſchen Geſchichte der Beſitzungen und des Handels der Europäer in beiden Indien*) ſchon nach kaum funfzig Jahren eintreffen würde. Dieſes giebt wieder einen Beweis von dem, was oben, S. 652, ſchon erinnert worden. Es heißt nämlich

*) Aus dem Franzöſiſchen überſetzt rc. von J. Mauvillon, 4r. Th. Hannover, 1776, S. 237.

daſelbſt: „Doch was ſage ich. Es ſchweige die unnütze Stimme der Menſchlichkeit gegen die Nationen und ihre Herren; vielleicht iſt ſie niemals in öffentlichen Geſchäften zu Rathe gezogen worden. Je nun! Wenn denn der Eigennutz allein Rechte auf eure Seele hat, ihr Völker Europas, ſo hört noch, was ich euch hier ſage. Eure Sklaven brauchen weder eure Großmuth, noch euren Rath, um das gotteslāſterliche Joch, das ſie unterdrückt, zu zerſchlagen. Die Natur redet lauter als Philoſophie und Eigennutz. Schon haben einige ermordete Weiße einen Theil unſerer Verbrechen gebüßt; ſchon ſind zwei Kolonien flüchtiger Neger entſtanden, welche durch Traktaten und durch die Macht vor eurem Frevel geſichert ſind. Gift hat von Zeit zu Zeit einige Schlachtopfer gerächt. Verſchiedene haben ſich eurer Unterdrückung durch einen freiwilligen Tod entzogen. Dieſe Umbringungen ſind lauter Blitze, die das Gewitter verkündigen, und es fehlt den Negern nichts, als ein Anführer mit hinreichendem Muthe, um ſie zur Rache und zum Blutbade zu leiten. Wer iſt er, der große Mann, den die Natur zur Ehre des menſchlichen Geſchlechtes vielleicht hervorbringen ſollte? Wo iſt er, jener neue Spartacus der keinen Craſſus finden wird? Alsdann wird der ſchwarze Codex verſchwinden und wie ſchrecklich wird der weiße werden, wenn der Sieger nur aufs Vergeltungsrecht achtet?" — Blicken wir nun jetzt auf die neue Welt, auf das ehemalige St. Domingo, und auf das Spaniſche Amerika; welche Veränderung! Die Erfüllung der Prophezeiung. — Keine Unterdrückung, keine Tyranney hat beſtand, ſie wird früher oder ſpäter furchtbar gerächt. — Montesquieu hat ſich nicht entſchließen können die Frage von der Sklaverey im Ernſte abzuhandeln; überhaupt iſt derjenige, der das Syſtem der Sklaverey im Ernſte behauptet, ein Feind der menſchlichen Ge-

Digitized by Google

ſellſchaft und deren Aufklärung. Er theilt gleichſam die Geſellſchaft, nach einem gewiſſen Schriftſteller, in zwei Klaſſen berechtigter Mörder, nämlich in die der Unbedrücker und in die der Unterdrückten. Es wäre eben ſo gut, man riefe den Menſchen zu: Wenn ihr euer Leben erhalten wollt, ſo raubt mir es geſchwind, denn ich ſtelle dem eurigen nach. Man kann hier freilich einwenden, das Recht der Sklaverey erſtrecke ſich nur auf die Arbeit und Freiheit, nicht aber auf das Leben; allein hierauf iſt zu erwiedern: derjenige, der den Gebrauch meiner Kräfte beſtimmt, waltet auch über mein Leben, das von dem freiwilligen und gemäßigen Gebrauche meiner Fähigkeiten abhängt; denn was iſt das Daſeyn für denjenigen, der es nicht als ſein Eigenthum gebrauchen kann? Ich kann zwar meinen Sklaven nicht tödten; ich kann aber ſein Blut Tropfen für Tropfen unter der Peitſche eines Henkers vergieſſen; ich kann ihm alle erſinnliche Schmerzen und Arbeiten auferlegen; ihm alle angenehme Empfindungen rauben; ich kann von allen Seiten die Grundfeſten und Triebfedern ſeines Lebens ergreifen und heimlich untergraben; ich kann durch langſame Martern den unglücklichen Keim erſticken, den eine Sklavin in ihrem Schooße trägt. Die Geſetze ſchützen einen Sklaven nur vor einem ſchleunigen Tod, bloß darum, um einer Grauſamkeit das Recht zu laſſen, ihn alle Tage zu tödten. Es iſt möglich, daß die Neger boshaft, argliſtig und von eingeſchränkter Fähigkeit ſich zeigen, weil ſie unter der Peitſche dazu gezwungen werden ſich zu verſtellen und einen andern Charakter anzunehmen; und daß ſie ſelbſt die Ueberlegenheit unſeres Verſtandes anerkennen, iſt unter der Peitſche und an Ketten ſehr natürlich; denn ſie erkennen unter ſolchen Umſtänden Alles an, ja dieſe Anerkennung geht ſo weit, daß ſie ſogar ihre Keuſchheit und Schamhaftigkeit Preis gegeben, aber nicht etwa

von ſelbſt, ſondern durch Mißhandlungen. Man hat ſchon früher bemerkt, daß die Neger vortreffliche Anlagen zu den ſchönen Künſten beſitzen, beſonders zur Muſik und Dichtkunſt. Ganz beſonders reizbar ſind ihre Organe gegen die Macht der Muſik. Ihr Gehör iſt ſo richtig, daß in ihren Tänzen wohl hundert mit einem Male bei dem Takte eines Liedes aufſpringen und mit einem Schlage niederfallen. Sie hängen ſo zu ſagen an der Stimme eines Sängers, an der Seite eines Inſtrumentes. Bei ihren Arbeiten iſt die Bewegung ihrer Arme und ihrer Füße immer nach dem Takte. Die Muſik belebt bei ihnen den Muth und erweckt die Trägheit. Rührt ein Gegenſtand, eine Begebenheit einen Neger, gleich macht er ein Lied darauf, welches zu allen Zeiten der Urſprung der Dichtkunſt geweſen. Es erſcheint wunderbar, daß einerlei Lied, bloß eine beſtändige Wiederholung derſelben Töne, ſie zwei ganze Stunden lang beſchäftigen kann, und arbeiten oder tanzen macht. Ihre Melodien ſind faſt immer in $\frac{2}{4}$ Takt, und die allerluſtigſten führen immer einen Anſtrich von Schwermuth mit ſich, und was ſie in allen andern Fächern ſowohl des Wiſſens, als der Künſte und Handwerke leiſten, beweiſen uns, obgleich erſt im Werden, die neu errichteten Negerſtaaten in Amerika und die Kolonien der freien Neger bei den Britten in Afrika ꝛc. Es iſt unbegreiflich, wie ſich Menſchen ſo herabſetzen können, gleichſam die Peiniger ihrer Brüder zu werden; wie ſie ſich abmühen können, Andere zu quälen und immer unter der Zuchtruthe zu halten, ſich ſelbſt wegen der Empörungen immerwährende Sorgen zu machen; da ſie ihre Plantagen und Felder durch Freie weit beſſer und mit wenigeren Koſten und Mühen bearbeiten laſſen können, als durch Sklaven, die alle Geſchäfte nur mit Widerwillen und durch Zwang verrichten, weil ſie ſich entfernt von ihrem Vaterlande nur

Digitized by Google

als Opfer der Habſucht betrachten. Der Freie, der ſich zu Arbeiten verdingt, hat auch Luſt zur Arbeit; er leiſtet für ſeinen Lohn doppelt ſo viel, wenn wir Alles berechnen, als der Sklave, und man iſt dabei ohne Sorgen in ſeinem Hauſe. Wenn dieſes die Pflanzer berückſichtigten, ſich von der Gewohnheit, Sklaven zu halten, losriſſen, oder wenn ſie ſich, Noth gedrungen, welche halten müßten, ſie menſchlicher behandelten, ſie Rechte genießen ließen, welche die Menſchheit ehrten, ſo würden ihre Felder gewiß fleißiger angebauet und ſie mehr Früchte erndten, als es auf dieſe Weiſe geſchieht, wo das Erdreich nur mit dem Schweiße und Blute von Unglücklichen gedüngt wird.

Dank ſey es den Miſſionarien, Dank ſei es den katholiſchen Geiſtlichen, die von wahrer chriſtlicher Liebe, vom Gefühle der Menſchlichkeit ergriffen, ſich gegen dieſe Tyranney erhoben, die Freiheit des Menſchen von der Kanzel herab verkündigten, und die Deſpotie mit ſchwarzen Farben malten, Fegefeuer und alle Marter verkündeten, die Tyrannen zu ſchrecken. Ihre Bemühungen, auch die Neger zu retten, haben zwar nicht viel gefruchtet, weil der Deſpot göttliche und menſchliche Rechte mit Füßen tritt; aber auch ihn ereilt die Strafe früher oder ſpäter, wie wir dieſes auch in neueſter Zeit geſehen haben. Keine Deſpotie iſt von Dauer und kann es auch nicht ſeyn, weil ſie unnatürlich iſt und ſich daher die Natur ſelbſt an dem Frevler rächt. — Der Sklavenſtand iſt ein widernatürlicher Zuſtand, ſagt ein Geiſtlicher; alles was dazu hilft den Menſchen darin zu erhalten, iſt eine Frevelthat gegen ſeine Perſon. Alle Hände, die ihn an die Tyranney eines Einzigen feſſeln, ſind feindſelige Hände. Der Tyrann vermag für ſich nichts, er iſt nur die Triebfeder der Bemühungen, die alle ſeine Untergebene anwenden, um einander zu unterdrücken. Er unterhält ſie in dem Zuſtande eines beſtändigen Krieges,

Digitized by Google

der den Raub, Brand, die Verrätherei und den Mord mancherlei Art rechtfertiget. So wie das Blut, das in ſeinen Adern rollt, ſo ſtammen alle Verbrechen aus ſeinem Herzen und vereinigen ſich zuletzt wieder daſelbſt. Caligula ſagte: Wenn das menſchliche Geſchlecht nur einen Kopf hätte, ſo wolle er ſich eine Freude daraus machen, ihn abzuſchlagen, und Socrates, wenn ſich alle Laſter auf ein Haupt ſammeln ließen, ſo müßte man daſſelbe herunter hauen. Caligula war ein Unmenſch, ein blutdürſtiger Tyrann, Sokrates dagegen ein Weiſer. Ulrich von Hutten, der biedere Deutſche, ſagt an einem Orte: Laßt mich in das Feldlager ziehen, ich finde da Soldaten, aber keine Schmeichler und Rückenbeuger, die Werkzeuge der Tyranney. — Hatte wohl Ulrich von Hutten zu ſeiner Zeit Recht? —

Die Frage: auf welche Weiſe man den Zuſtand der armen Sklaven in den Kolonien Amerika's verbeſſern könnte? haben ſchon mehrere Menſchenfreunde ſeit längerer Zeit vor ihren Richterſtuhl gezogen; ſie löſet ſich ſogar jetzt daſelbſt durch die eigene Befreiung in einzelnen Staaten von ſelbſt auf; allein da es immer noch viele Kolonien dort giebt, wo Sklaven gehalten werden, ſo ſollen die Vorſchläge, die man zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Neger gethan, hier kurz angeführt werden. Der erſte Schritt zu dieſer Verbeſſerung beſteht darin, daß man den natürlichen und ſittlichen Menſchen kennen lernt. Diejenigen, welche die Neger an den Sklavenküſten kaufen; diejenigen, welche ſie nach Amerika bringen, und dann diejenigen, welche über ihre Arbeit gebieten, glauben von Standes und der eigenen Sicherheit wegen dazu verpflichtet zu ſeyn, dieſe Unglücklichen zu unterdrücken. Das Herz der Verwalter iſt jeder Empfindung von Mitleiden verſchloſſen, kennt keine andere Triebfedern, als

Digitized by Google

Furcht und Gewalt, und braucht ſie mit aller Unmenſchlichkeit einer erbettelten Herrſchaft. Wenn die Eigenthümer der Pflanzungen aufhörten, die Sorge für ihre Sklaven für zu geringe zu achten, und ſich einem Geſchäfte der Menſchlichkeit unterzögen, das in jedem Betrachte eine Pflicht für ſie iſt, ſo würden ſie bald ihre Grauſamkeit einſehen. Die Geſchichte aller Völker würde ihnen beweiſen, daß man die Sklaverey wenigſtens gelinde machen müſſe, wenn ſie einträglich ſeyn ſoll; daß die Gewalt die innere Widerſpenſtigkeit der Seele nicht hemmt, daß der Vortheil des Herren es erfordert, daß der Sklave Luſt zum Leben habe, und daß man nichts mehr von ihm zu erwarten hat, ſobald er ſich nicht mehr vor dem Tode fürchtet. Dieſer Vorſchlag in Ausführung gebracht, würde gewiß viele Veränderungen nach ſich ziehen. Man würde der Nothwendigkeit nachgeben, Weſen, die zur mühſamſten Knechtſchaft verdammt ſind, von der man ſeit dem Urſprunge der Sklaverey gehört hat, auf eine ſchickliche Art zu ernähren, zu kleiden und unter Dach zu bringen. Man würde einſehen, daß es der Natur nach unmöglich iſt, daß diejenigen, die nicht den geringſten Nutzen von dem Schweiße ihrer Arbeit genießen, ſo viel Einſicht, Sparſamkeit, Thätigkeit und Kraft haben ſollen, als der Menſch, der das ganze Einbringen ſeiner Arbeit genießt; nach und nach würde man dann zu jener politiſchen Mäßigkeit gelangen, die darin beſteht, die Arbeiten zu ſparen, die Strafen zu lindern, dem Menſchen einen Theil ſeiner Rechte wieder zu ſchenken, um deſto ſicherer den Zoll der Pflichten, die man ihm auferlegt, zu empfangen. Der Erfolg von dieſer weiſen Sparſamkeit wäre die Erhaltung von einer großen Menge Sklaven, die auſſer dieſer Sorge durch die von Heimweh, Verdruß und Betrübniß entſtandenen

Krankheiten, wie auch ſchon oben, S. 640 u. f. angeführt worden, hingeraft werden.

Nicht den Negern iſt es beizumeſſen, daß ſie ſich nicht in den Feſſeln ihrer Sklaverey vermehren wollen, ſondern der Grauſamkeit ihrer Herren, die es dahin zu bringen gewußt, das Verlangen der Natur zu vereiteln. Sie verlangen von den Negerinnen ſo harte Arbeit vor und nach ihrer Schwangerſchaft, daß ihre Leibesfrucht nicht zur Reife kommt, oder wenn es der Fall iſt, ſie die Niederkunft nicht lange überlebt. Man hat bisweilen Mütter geſehen, die durch die Züchtigung, die ihnen die Schwachheit ihres Zuſtandes nicht recht arbeiten zu können, zuzog, zur Verzweiflung getrieben, ihre Kinder aus der Wiege reiſſen, um ſie in ihren Armen zu erſticken, und ſie dadurch der Grauſamkeit ihrer Gebieter für die Folge zu entreiſſen. Die ſchwarzen Thaten, deren Abſcheulichkeit auf die Europäer zurück fällt, müßten dieſen die Augen öffnen, die Menſchheit nicht ſo mit Füßen zu treten, wie es bisher geſchehen, und wenn ſie auch nicht die Wohlthäter ihrer Sklaven werden wollen, ſo müßten ſie doch aufhören ihre Henker zu ſeyn. Wenn ſich die Pflanzer entſchlieſſen, den Müttern, welche eine Anzahl Kinder bis ins ſechſte Jahr erzogen haben, die Feſſeln abzunehmen, ihnen die Freiheit zu ſchenken, ſo würden alle Negerinnen in der Sklaverey, durch die Hoffnung eines ſo großen Vortheils belebt, nach welchem alle trachteten, den aber nur wenige erhalten würden, wetteifern ihre Kinder gut zu erziehen, deren Anzahl und Erhaltung ihnen einen ruhigen Zuſtand verſchaffen würde, an der Stelle der Nachläßigkeit und des Laſters. Wenn dann die Pflanzer eine weiſe Einrichtung treffen, um ſich dieſe neuen Unterthanen zu ſichern, durch die Bande der Menſchlichkeit zu feſſeln, ſo werden ſie ihren Feldbau durch die eigene Bevölkerung und ohne fremde Mittel zu unterhalten und zu er-

Digitized by Google

weitern im Stande ſeyn. Auch wird ſich mit der Zeit und bei der immer weiter um ſich greifenden Aufklärung, auch in Afrika, die Anzahl der Sklaven vermindern, ja die Rekrutirungen der Sklaven der Kolonien werden ganz aufhören, indem die Afrikaner die Menſchen zum Anbau ihrer Ländereyen werden ſelbſt gebrauchen lernen; auch der gegenwärtige Schleichhandel, durch das Verbot der Sklavenausfuhr herbeigeführt, wird den Preis derſelben ſo erhöhen, daß man wird Bedacht nehmen müſſen die Neger in den Kolonien zu ſchonen, um ihre Fortpflanzung dadurch zu begünſtigen, und ſich ſelbſt, wie ſchon oben bemerkt worden, Arbeiter zu erziehen, die williger und thätiger arbeiten werden, als Menſchen, die ihrem Vaterlande, ihren Familien, Freunden ꝛc. unfreiwillig entriſſen worden, und daher den Schmerz der Trennung im Innern tragen. Das Mittel, die in der Kolonie gebornen Schwarzen an die Stelle der ausländiſchen zu brauchen, bietet ſich von ſelbſt dar. Man braucht dazu nur die Kinder der Neger zu pflegen, die auf den Inſeln geboren werden; und dann dafür zu ſorgen, daß man eine gleiche Anzahl Manns- und Frauensleute zuſammen bringe, oder einige Jahre mehr Frauensleute, um deſto eher dem Mangel des Verhältniſſes zwiſchen beiden Geſchlechtern abzuhelfen. Letztere Vorſicht würde allen Negern den Genuß der Liebesfreuden verſchaffen und ſie auf dieſe Weiſe mit ihrem Schickſale ausſöhnen und ſie auch vermehren. Man hat geſehen, daß ſie größtentheils den ſchwarzen Frauensleuten, die ihnen Liebe und Sklaverey zu Gefährtinnen gegeben haben, bis in den Tod getreu ſind; ſie begegnen ihnen mit dem Mitleiden, das Unglückliche wechſelſeitig, ſelbſt aus der Härte ihres Schickſals, ſchöpfen; ſie erleichterten ihnen die Laſt ihrer Arbeit, indem ſie ſich wenigſtens mit ihnen betrübten, wenn die Mutter, wegen übermäßiger Arbeit, oder Mangel

Digitized by Google

an Nahrung, ihrem Kinde weiter nichts, als eine verſiegte oder von ihren Thränen feuchte Bruſt reichen kann. Die Frauenzimmer ſind, obgleich man es ihnen nicht zur Pflicht macht keuſch zu ſeyn, doch unwandelbar in ihren Verbindungen, wenn ſie oft die Eitelkeit, von den Weißen geliebt zu werden, wankelmüthig macht. Dieſes iſt zum Unglück eine Verſuchung zur Untreue, der ſie nur zu oft Gelegenheit haben nachzugeben. Diejenigen, die die Urſache dieſes Geſchmacks an Negerinnen, der bei Europäern unnatürlich ſcheint, geſucht, haben ſie in der Beſchaffenheit der Himmelsluft gefunden, die unter der heißen Zone unwiderſtehlich zur Liebe reizt; in der Leichtigkeit, ohne Zwang, und ohne anhaltende Aufmunterung dieſe unüberwindliche Neigung zu befriedigen; in einem gewiſſen ſtarken Reiz von Schönheit, den man an den Negerinnen findet, ſobald ſich das Auge an ihre Farbe gewöhnt hat, beſonders in einem Temperamentsfeuer, das ihnen die Macht giebt, die feurigſten Entzückungen einzuflößen und zu empfinden. Auch rächen ſie ſich, ſo zu ſagen, wegen der demüthigenden Anhänglichkeit ihres Standes, durch die zügelloſen Leidenſchaften, die ſie bei ihren Herren erregen, und unſere Buhlerinnen in Europa verſtehen die Kunſt, ein großes Vermögen zu verzehren und die Beſitzer an den Bettelſtab zu bringen, nicht beſſer, als die Negerinnen; nur haben die Afrikanerinnen den Vorzug vor den Europäerinnen in ihrer wahren Leidenſchaft für die Männer, von denen ſie gekauft werden. Mehr als einmal hat man der Treue ihrer Liebe das Glück verdanken müſſen, Verſchwörungen zu entdecken und zu verhindern, durch welche alle Unterdrücker unter dem Meſſer ihrer Sklaven gefallen wären. —

Wo man den Negern in den Kolonien die Freiheit geſchenkt, ihnen die Feſſeln abgenommen hat, da bauen ſie auch mit gutem Erfolg die kleinen Pflan-

Digitized by Google

zungen, die man ihnen geſchenkt hat, oder die ſie durch ihren Fleiß erworben haben. Man fürchtete vielleicht, daß die leichten Mittel auf einem von Natur fruchtbaren Boden unthätig zu leben, unter einem heißen Himmel die Kleider zu entbehren, die Menſchen in Müſſiggang ſtürzen möchte; allein dieſes iſt nicht zu befürchten, wie die neueſten Zeiten in Amerika beweiſen. Man gebe den Unglücklichen, wo ſie noch in Sklaverey ſind, unter Bedingungen die Freiheit; man gebe ihnen ein zweites Vaterland, und man wird ſich bald von dem Flore der Kolonie überzeugen; man wird bald ſehen, was freie Arme wirken können.

Wenn ein Portugieſe, Alonzo Ganzales, der Erſte war, der im Jahre 1434 auf der Küſte von Guinea, der jetzigen Sklavenküſte, bei dem Kap Bojador, einige Einwohner raubte, und durch den glücklichen Erfolg aufgemuntert, ihm viele ſeiner Landsleute folgten, ſo war dagegen ein Engländer, Morgan Godwyne, 247 Jahre ſpäter, im Jahre 1681, der Erſte, der gegen den Negerhandel ſchrieb. Ihm folgte im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts Benezet, der in Amerika gegen den Menſchenhandel predigte, und zugleich für den Unterricht der Neger ſorgte. Im Jahre 1754 machten die Quäker ein Kirchengeſetz, daß Negerhandel und Sklaverey ſich mit dem Chriſtenthume nicht vereinbaren laſſe. Viele von ihnen gaben ſchon damals ihre Neger frei, viele erſt in der Folge. Im Jahre 1772 entſtanden große Bewegungen gegen dieſen Handel in England; dem Parlamente wurden eine Menge Bittſchriften überreicht, beſonders von Quäkern, ſie wurden aber alle verworfen; indeſſen hörten einzelne Menſchenfreunde nicht auf, die Sache der unglücklichen Neger mit Eifer zu verfechten; bis der Ruf ſie zu befreien immer allgemeiner ward. Beſonders hat hierzu Ramſays Schrift, die im Jahre 1783 herauskam, beigetragen; ſie brachte

Digitized by Google

Freunde und Feinde, Menſchen und Unmenſchen in Aufruhr; beſonders drohte der Ausgang der 1780er Jahre dem Sklavenhandel den Untergang, weil ſich in den letztern der genannten Jahre viele brave Männer aus allen Klaſſen und Ständen der Sache der armen Neger annahmen; allein man konnte doch erſt zur Abſchaffung dieſes Handels in den erſten Lüſtern des gegenwärtigen Jahrhunderts, wie ſchon oben angeführt worden, dringen. Die Londoner Geſellſchaft zur Abſchaffung des Negerhandels hatte durch Beihülfe ihres verdienten Vorſtehers, Granville Sharp, guten Fortgang. Nach der bekannt gemachten Liſte ihrer Mitglieder und deren Beiträge, hatte ſie bis zum 12. Auguſt 1788 baar eingenommen 2760 Pfd., wovon der größte Theil auf den Druck ſolcher Schriften verwendet wurde, die von der grauſamen Behandlung der Neger Nachricht ertheilen, und die Mittel an die Hand geben, wie dieſen Uebeln abgeholfen und der Handel überhaupt abgeſtellt werden könne. Von den Parlamentsdebatten über dieſen Gegenſtand ſind 11,500, von Ramſay's Schriften 4000, von Falconbridges Nachrichten und ähnlichen Pamphlets 15,000 Exemplare gedruckt worden. Das Conſeil hat ſich durch eifrige Bemühungen detaillirte Nachrichten über die große Sterblichkeit auf Sklavenſchiffen verſchafft und auf der andern Seite hat es durch ſehr viele Zeugniſſe und Beweiſe dargethan, daß die Neger bei einer beſſeren Behandlung ſich durch ſich ſelbſt vermehren können, ohne daß es einer neuen Zufuhr bedürfe. Man müſſe daher ſtrenge auf das Verbot des Sklaven- oder Negerhandels halten. Die Sklaven, welche die Neger einmal haben, müßten menſchlicher behandelt werden; ihr Leben, ihre Geſundheit, ihr Eigenthum müßten unter dem Schutze der Geſetze ſtehen. Keinem Sklaven ſollte man die Freiheit verſagen dürfen, wenn er ein

Digitized by Google

beſtimmtes Löſegeld bezahlen kann; er möchte es nun ſelbſt erſpart oder von ſeinen Freunden erhalten haben. Man ſollte die Pflanzer auf alle Weiſe anſmuntern, ihnen die Freiheit zu ſchenken; anſtatt ſie, wie auf den Franzöſiſchen Inſeln geſchehen, daran zu verhindern, wo man keine Neger ohne beſondere Erlaubniß entlaſſen durfte, die nie für mehr, als einen ertheilt ward, und 2000 Livres koſtete. Man ſollte Prämien für einen beſonderen Grad des Fleißes, der Treue und der Geſchicklichkeit für ſie ausſetzen, und da ſie ſehr ergiebig ſind, ſo würde dieſes Mittel ungemein wirkſam ſeyn. Man ſollte für ihren Unterricht ſorgen, man ſollte ſie mit einem Worte als Menſchen behandeln, ſie würden dann der Menſchheit, wie die neuen Negerſtaaten in Amerika beweiſen, keine Schande machen.

Die Quäker haben ſich ſchon lange, wie ſchon oben angeführt, beſonders aber im Jahre 1772 für die Rechte der Menſchheit verwandt, worin ſie beſonders in Amerika ſehr glücklich geweſen ſind. Die Geſellſchaft zu Philadelphia hatte Franklin zu ihrem Vorſteher; ſie verbot Schiffe zum Sklavenhandel nach den Afrikaniſchen Küſten zu ſenden; man darf auch keine Neger aus Penſilvanien nach den ſüdlichen Provinzen ausführen, Virginien und Maryland mit einbegriffen. Die Afrikaner haben gleiches Recht mit allen freien Einwohnern erhalten, Prozeßſachen vor geſchworenen Richtern zu führen. Schon von der Conſtituirung des Amerikaniſchen Freiſtaates an gab man faſt allgemein ſeinen Abſcheu und Widerwillen gegen den Sklavenhandel zu erkennen. Der Scherif der Stadt Philadelphia gab ſich alle Mühe zu verhindern, daß die Neger nicht öffentlich verkauft wurden, wenn ein Concours über das Vermögen ihres Herren entſtand. Verſchiedene Perſonen von allen chriſtlichen Gemeinen haben ihren Negern in ihrem Teſtamente die Freiheit gegeben und ihnen noch über-

dies ein Vermächtniß zu ihrer erſten Einrichtung hinterlaſſen. Die Aſſecuradeurs zu Philadelphia, von denen ein Drittheil zur Gemeine der Quäker gehört, zeichnen alle nicht gern auf Schiffe, die zu dieſem Handel gebraucht werden. Nur Wenige unter ihnen, die nicht Glieder der Gemeine ſind, verletzen dieſe Regel. Man hat Aſſecuranzen von 10,000 Pfund auf dergleichen Schiffe eröffnet und es wurden nur 1600 Pfund gezeichnet, da es doch ſehr leicht geweſen wäre, die volle Summe für jeden andern Gegenſtand des Handels zu verſichern. Kein Eingeborner beſchäftigte ſich mit dieſem Handel und nur ein einziges Handelshaus nahm noch Theil daran zu Ende des verwichenen Jahrhunderts. Die Geſellſchaft zu Neu-York, die nach dem Muſter von jener errichtet iſt, und von dorther alle nöthigen Nachrichten erhielt, zählt unter ihren Vorſtehern die angeſehenſten Glieder des Staats. Auch in Virginien herrſchte eine den Negern ſehr günſtige Meinung zu der gedachten Zeit. Man behauptete, daß der Gebrauch der Sklaven die Trägheit der Weißen ſehr befördere und ihre Wirkſamkeit und Induſtrie zerſtöre, ſo daß viele nützliche Geſchäfte ſchlecht verwaltet, und andere ganz vernachläßiget wurden, bloß aus Mangel an Thätigkeit, der durch die herrſchende Sitte der Sklaverey genährt wird. Man hat auch behaupten wollen, daß das Zuckerrohr nicht anders, als durch Sklaven gebauet werden könne; dieſes widerlegt hinlänglich die Erfahrung. In Siam, in China, in ganz Indien wird es von freien Händen gebauet. Conchinchina allein bauet ſo viel Zucker, daß man jährlich 800 Millionen Pfund ausführt. Ueberdies verbraucht man eine große Quantität im Lande ſelbſt; die Einwohner halten den Zucker für ſehr geſund, vermiſchen ihn mit allen Nahrungsmitteln, und geben überdies das Rohr den Elephanten und Pferden. Die Erfahrung beweiſet auch, daß man

Digitized by Google

den Pflug eben ſo gut, als Negerhände zum Aufbrechen der Erde gebrauchen kann. Dieſe Bearbeitung würde weit wohlfeiler ſein; ſie würde manchen Negern das Leben erhalten, die jetzt unter dieſer Arbeit erliegen, welche gerade die ſchwerſte von allen iſt. Durch die Unterſuchungen, die man über den Sklavenhandel angeſtellt, iſt man auch noch auf verſchiedene andere bisher unbekannte Folgen dieſer unmenſchlichen Sitten aufmerkſam geworden. Dahin gehört das unverkennbare Sittenverderbniß der Einwohner in den weſtlichen Eilanden; es wird wohl größtentheils durch die Ruchloſigkeiten veranlaßt, die man ſich gegen die Neger erlauben darf. Dieſes gilt nicht nur von den Ausſchweifungen des Zorns und der Rachſucht, ſondern auch von andern Unordnungen. Man darf auch ferner den Mangel der Einwohner ꝛc., welche die Waffen führen können, nicht überſehen. Es iſt nicht möglich, daß die wenigen Weißen dieſe mächtigen Beſitzungen, im Fall eines Angriffes, vertheidigen können, und die Neger zu bewaffnen, darf man nicht wagen; denn man müßte fürchten ihnen das Racheſchwerd in die Hände zu geben.

Ueber die Bedrückung der Neger in den Kolonien ſprechen ſich, auſſer den ſchon oben, S. 644, angeführten Dichtern, auch noch folgende mit vieler Wärme aus: Pratt, der Verfaſſer der Leiden des Almoona, Maria und Harriet Falconar, und Miß Williams. Die Gedichte der drei Letzteren zeichnen ſich vorzüglich durch edle und warme Empfindung der Menſchlichkeit in Hinſicht der unglücklichen Neger aus. Pratt ſchildert in ſeinem Gedichte über die Menſchlichkeit mit Wahrheit und Wärme die Verhältniſſe des Menſchen im Allgemeinen in Rückſicht auf Freiheit und Knechtſchaft, nicht bloß in Beziehung auf Sklaverey, ſondern auf die Knechtſchaft in allen Theilen der Welt, auch in dem kultivirten Europa.

Digitized by Google

Mit der eigentlichen Sklaverey beſchäftiget er ſich vorzüglich im erſten Buche und zeigt ſehr anziehend ihren Urſprung, und wie ſehr die natürlichen Rechte der Menſchen dadurch gekränkt worden. Der Verfaſſer des Gedichts über die Leiden des Almoona zeigt weniger Kunſt, als freie und lebhafte Empfindung, welche er mit um ſo größerer Wahrheit darſtellt, da er ſelbſt in Afrika und Amerika Zeuge Grauſen erregender Ungerechtigkeit war. Der Stoff des Gedichts iſt eine wahre Begebenheit. Als nämlich die Engländer im Jahre 1655 Jamaika eroberten, begab ſich ein Sklave zu ihnen, der ſich ſehr vortheilhaft auszeichnete; ſein Name war Almoona. Kurz vor dem Einfall der Engländer hatte ihm ſein Herr ſein Weib genommen, das er mit der größten Leidenſchaft liebte. Vergebens bat er oft ſeinen Herrn auf die rührendſte Weiſe, daß er ſie ihm wiedergeben möchte. Als die Engländer kamen, fand er Gelegenheit ſie zu ſehen. „Du biſt mir, ſagte er, theurer, als je. Es iſt mir nicht möglich Dich wieder in meine Arme zu ſchließen, aber ich will mein Recht behaupten, und Dich von Deinem Elende befreien. — Er ſtieß ihr einen Dolch in die Bruſt und flüchtete zu den Engländern. Im Schlachtfelde traf er auf ſeinen Herrn und erſchlug ihn. Die Engländer gaben ihm ſeine Freiheit. Er lebte noch bis zum Jahre 1718, allein in finſterer Schwermuth. — Was nun die Abſchaffung des Negerhandels betrifft, ſo ward dieſer Gegenſtand, wie oben, S. 644, erwähnt worden, ſchon im Jahre 1789 im Parlamente öfters beſprochen, und er wäre ſchon eher zur Reife gediehen, als in den erſten Lüſtern des gegenwärtigen Jahrhunderts, wenn mehrere Staatsmänner ſich nicht immer gegen die Aufhebung deſſelben geſträubt hätten. Im Jahre 1788 beſchäftigte ſich das Parlament bloß mit Berathſchlagungen über vorläufige Einſchränkungen, die aber auch nicht ohne

Widerſpruch blieben. Am 2ten Junius 1788 ſchlug Esquire William Dolbes eine Bill vor, um den Transport der Neger aus Afrika nach Weſtindien und andern Gegenden etwas erträglicher für ſie zu machen. Es heißt darin:

In jedem Schiffe, wo der Raum zwiſchen den beiden Verdecken nicht unter 5 Fuß hoch iſt, oder wo die Kajüte zur Lagerſtelle für die Neger eingerichtet iſt, ſollte der, welcher das Schiff führt, vom 10ten Juny 1788 an, nicht mehr Neger einnehmen dürfen, als fünf Perſonen, gegen 3 Tons Kargaiſon, wenn das Schiff nicht über 160 Tons hält, und drei Perſonen gegen 2 Tons, wenn es darüber hält. Wenn hingegen in einem Schiffe der Raum zwiſchen den beiden Verdecken unter fünf Fuß iſt, oder wenn die Kajüte nicht zur Lagerſtelle für die Neger eingerichtet iſt, ſollte der Schiffer nicht mehr als eine Perſon gegen 1 Ton einnehmen dürfen. Als der Maaßſtab der Trächtigkeit der Schiffe ſollte das Zertifikat angeſehen werden, welches in der im 26ſten Jahre der Regierung Georg des Dritten gegebene Akte for the further Increase and encouragement of shipping aud navigation vorgeſchrieben iſt. Für jeden Neger, der gegen dieſe Vorſchrift am Bord genommen würde, ſollte eine Geldbuße von 20 Pfd. entrichtet werden, wovon die eine Hälfte dem Könige und die andere Hälfte dem Ankläger anheimfällt.

Nachdem die Bill zu mehreren Malen von dem Unterhauſe unterſucht worden, wobei alle dawider angebrachten Umſtände ſorgfältig erwogen wurden, und worin die Rede des Herrn Beaufoy*) eine der vorzüglichen war, ging ſie am 18ten Junius durch, und ward noch an demſelben Tage in das Oberhaus gebracht, wo ſie aber lebhafte Debatten verurſachte, weil

*) The speech of Mr. Beaufoy Tuesdai June 18, 1788 in a Committee of the wohole House von a Bill for regulating the conveyauce of Negroes from Africa to the Westindies. London 1788.

Digitized by Google

viele Billſchriften dawider eingebracht wurden. Der Herzog von Chandos wollte ſie noch ſo lange ausgeſetzt ſehen, bis die Frage von der Abſtellung des Handels entſchieden wäre; der Graf Stanhope aber beſtand eifrig auf die Nothwendigkeit, gleich gewiſſe Einſchränkungen zu machen, weil auf die Art, wie die Neger transportirt würden, fünf von Hundert zur See ſtürben. Auf ſeinen Vorſchlag ward daher die Bill am 25ſten Junius von dem Committé unterſucht und nach vielen Debatten darüber vereinigte man ſich dahin, daß ſie erſt vom 1ten Auguſt an in Kraft geſetzt werden ſollte. Allein der Staats-Sekretair Lord Sidney ſagte bei der Gelegenheit, das Parlament müſſe ohne Aufſchub entweder die Neger gleich befreien oder über dieſe Materie bis zu dem Tage, wo es ſeinen Beſchluß faſſe, das ſtrengſte Stillſchweigen beobachten; denn es würde von den gefährlichſten Folgen ſeyn, wenn die Neger in den Kolonien erführen, daß die Nation ſich mit ihrer Freilaſſung beſchäftigte, während die Pflanzer für die Fortdauer ihrer Knechtſchaft ſtreiten. Am 27ſten und 30ten Junius ward ferner die Bill von dem Commité unterſucht und dabei unter andern auf den Vorſchlag des Herzogs von Richmond eine Klauſel zur Entſchädigung der Kaufleute ertheilt, welche durch die Vorſchriften der Bill jetzt verlieren würden. Hierauf ward ſie am 2ten Julius auf das Neue vorgenommen. Lord Hawkesbury ſagte unter andern, daß er ſich jederzeit dawider ſetzen werde, daß man durch irgend eine gewaltſame Akte den Negerhandel aufhebe, indem der Ein- und Verkauf der Neger ein ſehr erheblicher Handelszweig ſei; denn der Wohlſtand der Amerikaniſchen Inſeln beruhe größtentheils auf deſſen Beibehaltung; auch wären die Neger zur Bearbeitung des Bodens der Kolonien unentbehrlich ꝛc. Er wolle daher folgende Beſtimmungen in Vorſchlag bringen:

Digitized by Google

1) Daß Niemand ſich befaſſen dürfte als Kapitain eines Negerſchiffes eine Reiſe nach Afrika zu machen, wenn er nicht vorher ſchon eine Reiſe als Equipagenmeiſter, oder drei Reiſen als zweiter Unter-Equipagenmeiſter gemacht habe; 2) daß es verboten werde, mit irgend einem Schiffe, von welchem Kaliber es auch ſeyn möge, die Reiſe anzutreten, ohne einen Wundarzt am Bord zu haben; 3) daß es den Kaufleuten unterſagt werde, das Leben ihrer Neger verſichern zu laſſen, ausgenommen gegen Feuer, Schiffbruch, Aufſtand und Aufbringen von See-Räubern oder Feinden; 4) daß man jedem Kaufmann eine Prämie von 100 Pfd. verſichere, der von hundert Sklaven nicht mehr als zwei auf der Reiſe von Afrika nach Amerika verlieren würde, ſo wie dem Wundarzt des Schiffes in eben dieſem Falle eine Prämie von 10 Pfd., jedoch müßte der letzte Vorſchlag, weil es eine Ausgabe des Staats beträfe, zuvor von dem Unterhauſe unterſucht werden. Lord Walſingham pflichtete dieſen Vorſchlägen vollkommen bei. Der Herzog von Chandos fürchtete dagegen, daß die vorgeſchlagenen Klauſeln ſowohl, als die Bill ſelbſt, die Neger zu einer Empörung anreizen und die Kolonien einer ſehr großen Gefahr ausſetzen würden. Der Herzog von Richmond hielt die vorgeſchlagenen Beſtimmungen für nothwendig und heilſam. Er ſagte, daß er ſich von den vorgeſchriebenen gefährlichen Folgen der Bill keinen Begriff machen könnte, daß die Sklaven, wie man jenſeits behauptete, den König, die Pairs und das Haus der Gemeinen als ihre Freunde anſehen, glaube und wünſche er mit Eifer. Es wäre gewiß ſehr zu wünſchen, daß alle Unterthanen von Großbritannien, die Regierung und die geſetzgebende Verſammlung geneigt glaubten, ſich jederzeit mit ihrem Vortheile zu beſchäftigen, und ihnen den Schutz und die Gunſt zu gewähren, deren ſie bedürfen; hieraus folgt aber nicht, daß

Digitized by Google

die Neger ſo weit gehen müßten ſich einzubilden, daß der König und das Parlament daran dächte, ſie ganz frei zu machen ꝛc. Drei von dem Lord Hawkesbury vorgeſchlagene Beſtimmungen wurden einmüthig angenommen. Den Tag darauf war die Bill ganz verleſen und noch auf den Vorſchlag des Lord Hawkesbury die Klauſel hinzugefügt, daß diejenigen von der Verbindlichkeit, ſie zu befolgen, frei ſeyn ſollten, welche ſchon vorher mit einem fremden Reiche einen Contract wegen Lieferung einer Anzahl Sklaven geſchloſſen hätten. Hierauf ging die Bill mit 19 Stimmen gegen 11 durch. Am 4ten Julius ward ſie wieder in das Unterhaus, wo Herr Steele, einer von den Secretairen der Schatzkammer, vorſchlug, die Unterſuchung der im Oberhauſe vorgenommene Verbeſſerungen zu verwerfen. Die Motion ward ohne Debatten angenommen. Es wurde nun eine neue Bill von William Dolbes in Vorſchlag gebracht, welche von der vorhergehenden nur darin verſchieden war, daß die vorgeſchlagenen Veränderungen eingerückt wären. Dieſe Bill ward noch an demſelben Tage dreimal verleſen und gebilliget, dann ins Oberhaus gebracht; hierauf ward eine dritte Bill in das Haus der Gemeinen gebracht und dann ins Oberhaus, wo ſie am 11ten Julius zum dritten Male geleſen und genehmiget ward. Der König ertheilte auch den Aſſent. Während die Anordnungen dieſer Regulating Bill in Ausübung gebracht wurden und man in Liverpool ſchon im Sommer 1788 die Sklavenſchiffe nach Vorſchrift derſelben bauete, beſchäftigte ſich das Conſeil mit einer genauen ſorgfältigen Unterſuchung der Gründe für und wieder die Abſchaffung dieſes Handels. Der 27ſte April 1789 war zur Unterſuchung dieſer Sache im Unterhauſe beſtimmt; ſie mußte aber wegen Hastings Verhör ausgeſetzt werden. Am 12ten Mai ward ſie endlich zum erſten Male vorgetragen. Die Ver-

Digitized by Google

ſammlung war zahlreich. Wilberforce ſprach mit Begeiſterung. – Er ſchilderte die ſchädlichen Mittel, wodurch die Sklavenhändler in Afrika ſich der Neger bemächtigten; den grauſamen und unmenſchliche Transport nach Weſtindien, wobei er zugleich bewies, daß von 100 Negern im Durchſchnitt 50 bis 60 ſterben, ehe ſie Weſtindien erreichen oder ſich an das dortige Klima gewöhnen; die ſchreckliche Behandlung, wenn ſie in Weſtindien ankommen, wo man ihnen Merkurius und andere ſchädliche Arzneymittel giebt, um ſie mit Vortheil auf dem Markte verkaufen zu konnen; die Schädlichkeit dieſes Handels für die Europäer, da von 920 Matroſen, die dazu gebraucht werden, jährlich 216 umkommen, wenn auf andern Seereiſen von einer gleichen Anzahl in einem Jahre nicht einmal 87 ſterben; die nachtheiligen Wirkungen deſſelben für die Kultur der Inſeln, welche ſicher gewinnen würde, wenn man Ackergeräthſchaften einführte, da ein Pflug eben ſo viel ausrichtet, als 100 Sklaven. Wilberforce legte hierauf folgende Punkte vor, die von dem Committé, welchem die Behandlung der Sache übergeben worden, in näherer Erwägung gezogen werden ſollen.

1) Die Anzahl der Sklaven, welche jährlich von der Küſte von Afrika in Brittiſchen Schiffen transportirt werden, wird auf 38,000 geſchätzt. Die Anzahl derer, welche nach den Brittiſch-Weſtindiſchen Inſeln gebracht werden, beträgt nach einer fünfjährigen Mittelzahl der Jahre 1782—1787 ungefähr 22,500, und die Anzahl derer, welche auf dieſen Inſeln bleiben, iſt, ſo weit man aus den Zahlregiſtern ſehen kann, nach derſelben Mittelzahl 17,500.

2) Werden die Neger größtentheils, welche auf Europäiſchen Schiffen ausgeführt werden, aus den innern Theilen des feſten Landes von Afrika gebracht; viele von ihnen aus ſehr weit entlegenen Gegenden. Man kann nicht genau beſtimmen, auf welche Weiſe

dieſe Perſonen zu Sklaven gemacht werden; nach der Angabe der Sklaven ſelbſt in den innern Theilen von Afrika und in den Gegenden, welche näher an der Küſte liegen, kann man ſie unter vier Klaſſen bringen. a) Kriegsgefangene; b) freie Menſchen, die Schulden-halber, oder zur Strafe von wahren oder unſchuldigen Verbrechen gekauft werden, beſonders wegen Hurerey und Zauberey, in welchen Fällen ſie gewöhnlich mit ihrer ganzen Familie verkauft werden, oft zum Vortheil derer, von welchen ſie verurtheilt werden; b) Hausſklaven, welche für Rechnung ihres Herren verkauft werden; an einigen Orten bloß nach ſeinem Gefallen, an andern nachdem ſie von ihm zuvor wahrer oder erdichteter Verbrechen wegen verurtheilt worden; c) Perſonen, welche durch mannigfaltige Handlungen der Gewaltthätigkeit, Unterdrückung oder Betrügerei in die Sklaverey gerathen. Dergleichen Handlungen werden entweder von ihren Fürſten und Anführern gegen ihre Unterthanen ausgeübt, oder von einzelnen Perſonen gegen einander, oder auch von den Europäern, die ſich mit dieſem Handel beſchäftigen.

3) Verurſacht der Handel, welchen die Europäer auf der Afrikaniſchen Küſte treiben, um Sklaven einzukaufen, viele und blutige Kriege unter den Eingebornen; erzeugt ungerechte Beſchuldigungen und Strafen wegen erdichteter und fälſchlich vergrößerter Verbrechen; befördert Handlungen der Gewaltthätigkeit, Unterdrückung und Niederträchtigkeit; hindert den natürlichen Fortſchritten der Kultur und Aufklärung in dieſen Ländern.

4) Das feſte Land in Afrika liefert in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande verſchiedene wichtige Handelsartikel, welche für den Brittiſchen Handel und die Manufakturen höchſt wichtig ſind, und jenem Welttheile in einem vorzüglichen Grade eigenthümlich angehören; der Boden und das Klima ſind durch Erfahrung ſehr bequem gefunden worden, um andere Artikel hervorzubringen, welche die Engländer entweder jetzt ganz oder doch größtentheils von fremden Nationen holen müſſen. Wahrſcheinlich kann vermittelſt dieſer Vortheile ein ausgebreiteter, freundſchaftlicher Handel mit Afrika an die Stelle des Handels treten, welchen wir jetzt mit Sklaven führen; wenigſtens in ſo fern, daß wir hin-

Digitized by Google

längliche Retourwaaren für die Ladungen erwarten können, welche jetzt mit Brittiſchen Schiffen dahin gebracht werden. Dieſer Handel muß allem Vermuthen nach in demſelben Verhältniß zunehmen, in welchem Afrika mehr angebauet und verbeſſert wird.

5) Hat die Erfahrung gelehrt, daß der Sklavenhandel ſehr ſchädlich und verderblich für die Brittiſchen Matroſen iſt, die dazu gebraucht werden; es iſt von ihnen eine weit größere Anzahl geſtorben, als auf den Königlichen an der Küſte von Afrika ſtazionirenden Schiffen, und auf Handelsſchiffen, die zu andern Reiſen gebraucht werden.

6) Die Art, wie die Sklaven von Afrika nach Weſtindien gebracht werden, zieht ihnen viele und grauſamen Leiden zu, welchen durch keine Anordnung vorgebeugt werden kann; dies verurſacht, daß eine große Anzahl jährlich auf der Reiſe umkömmt.

7) Auch von den nach Weſtindien gebrachten Sklaven ſterben ſehr viele in den Weſtindiſchen Häfen, ehe ſie daſelbſt verkauft werden. Dieſer Verluſt iſt in der Aſſembly auf der Inſel Jamaika ungefähr auf 4½ Proc. von der eingeführten Anzahl angegeben; erfahrene Aerzte ſchreiben ihn größtentheils den Krankheiten zu, woran ſie während der Reiſe geſammelt haben, ſo wie auch der Art, wie man ſie auf den Schiffen behandelt, wo dergleichen Krankheiten auf kurze Zeit gehemmt werden, um die Sklaven in den Stand zu ſetzen, daß ſie gleich verkauft werden können.

8) Der Verluſt, der neulich, in den 1780ger Jahren, eingeführten Neger während der drei erſten Jahre nach ihrer Ankunft, beträgt wieder einen beträchtlichen Theil der ganzen eingeführten Anzahl.

9) Die natürliche Vermehrung der Sklaven in Weſtindien wird vornämlich gehindert a) durch das ungleiche Verhältniß zwiſchen den Geſchlechtern bei der Einfuhr aus Afrika; b) durch die allgemeine Sittenloſigkeit unter den Sklaven und den Mangel an angemeſſenen Verfügungen zur Ermunterung der Ehe und Kinderzucht; c) durch die eigentlichen Krankheiten, welche unter ihnen herrſchen, und zuweilen der übermäßigen Arbeit und der grauſamen Behandlung zuzuſchreiben ſind, zuweilen auch von zu wenigen oder unreinen Nahrungsmitteln herrühren;

d) durch Krankheiten, welche eine große Anzahl Neger in ihrer Kindheit angreifen, oder welchen die aus Afrika eingeführten Neger vorzüglich ausgeſetzt ſind.

10) Die geſammte Anzahl der Sklaven auf der Inſel Jamaika, war im Jahre 1768 ungefähr 167,000, im Jahre 1774 ward ſie vom Gouverneur Keith auf 193,000 angegeben; im Jahre 1787 war ſie nach der Angabe des Lieutenant Gouverneur Clarke ungefähr 256,000. Vergleicht man nun dieſe Zahlen mit der Anzahl derer, welche eingeführt und auf der Inſel geblieben ſind, ſo wie ſolche für die Jahre 1768 bis 1774 in den Berechnungen angegeben ſind, die Hr. Fuller dem Committé übergeben, und für die Jahre 1775 bis 1787 in den Berechnungen des General-Inſpecteurs; nimmt man ferner nach den Berichten der gedachten Aſſembly dieſer Inſel $\frac{1}{12}$ für die Summe derer an, welche am Bord nach der Ankunft ſtarben, ſo iſt in einer Periode von 19 Jahren der Ueberſchuß der Geſtorbenen über die Gebornen $\frac{7}{8}$ Proc. geweſen, wenn man die mittlere Anzahl der daſelbſt befindlichen Sklaven zum Maaßſtabe annimmt. In den erſten ſechs Jahren der gedachten Periode betrug der Ueberſchuß der Geſtorbenen etwas mehr als 1 Proc., in den letzten dreizehn Jahren nur $\frac{3}{5}$ Proc. der Mittelzahl; und dennoch wird in dem Berichte von der Inſel Jamaika angegeben, daß in der letzten Periode 15,000 Neger in den häufigen Orkanen und wegen Mangel an Zufuhr umgekommen ſind.

11) Die geſammte Anzahl der Sklaven auf der Inſel Barbados war nach den Berechnungen, welche Hr. Braithwaite dem Committé übergeben hat, im Jahre 1768 70,706, im Jahre 1774 74,874, im Jahre 1780 68,270, im Jahre 1781 nach dem Orkan, 63,248, im Jahre 1786 62,115. Vergleicht man dieſe Zahlen mit der Zahl aller eingeführten Sklaven, ohne etwas für die wieder ausgeführten in Anſchlag zu bringen, deren Hr. Braithwaite nicht erwähnt, ſo war der Ueberſchuß der Geſtorbenen in den zehn Jahren von 1764 bis 1774 ungefähr 5 Procent, in den ſieben Jahren von 1774 bis 1780 ungefähr $1\frac{1}{3}$ Proc., der Mittelzahl aller zu gleicher Zeit lebender Sklaven. Zwiſchen 1780 und 1781 erlitt die Zahl der Sklaven einen Abgang vor

5000; in den ſechs Jahren 1781 bis 1786 war der Ueberſchuß der Geſtorbenen noch etwas weniger, als $\frac{7}{8}$ Proc.; in den drei Jahren von 1783 bis 1786 nicht völlig $\frac{1}{3}$ Prozent der Mittelzahl. Ohne Zweifel iſt während dieſer ganzen Zeit eine Anzahl Neger ausgeführt, allein beträchtlich mehr in der erſten, als in der letzten Periode.

12) Die Berechnungen für die Leewards-Inſeln, für Dominica, Granada und St. Vinzent enthalten keine hinlängliche Data, um den Zuſtand der Bevölkerung dieſer Inſeln zu verſchiedenen Zeiten mit der Anzahl der nach und nach eingeführten und wieder ausgeführten Sklaven zu vergleichen. Wenn man aber auf den gegenwärtigen Zuſtand dieſer Inſeln die Schlüſſe anwendet, welche in Anſehung von Jamaika und Barbados erwieſen ſind; wenn man erwägt, daß man durch angemeſſene Mittel die Urſachen hemmen kann, welche bisher die natürliche Vermehrung der Sklaven gehindert und eingeſchränkt haben, wenn man noch dazu nimmt, daß man nicht ſo viele Handarbeiter nöthig haben wird, ohne daß die Pflanzer im mindeſten darunter leiden; ſo iſt es klar, daß keine beträchtliche oder anhaltende Ungleichheit zwiſchen den Gebornen und Sterbenden entſtehen könne, wenn man aufhört, Sklaven aus Afrika einzuführen.

Dieſe Sätze verurſachten große Bewegungen; denn man wußte, daß Hr. Wilberforce aus guten Quellen geſchöpft hatte; man konnte den Erfolg vorausſehen, wenn dieſe Sätze für bewieſen angeſehen würden. Daher wandten die Vertheidiger des unmenſchlichen Handels alle Mühe an, um den Streich abzuwehren. Lord Penrhyn, ihr eifriger Verfechter, übergab dem Unterhauſe am 20ſten Mai die Bittſchriften der Kaufleute und Schiffspatronen zu Liverpool, der Eiſenarbeiter, der hypothekariſchen Gläubiger der Pflanzer, aller Intereſſenten in dem Weſtindiſchen Handel und der Bürgerſchaft zu Liverpool. Herr Brook Watſon übergab eine ähnliche Bittſchrift von allen Kaufleuten und ſonſtigen Intereſſenten des Zuckerhandels in London. Nicht genug; auch

viele Kaufleute, Pflanzer und Andere, die bei dem Handel mit den Weſtindiſchen Eilanden intereſſirt ſind, verſammelten ſich in der London Tavern, worin ſie folgende Punkte feſtſetzten, die vom dem Sekretair James Allen unterzeichnet, und durch den Druck bekannt gemacht worden. Die Punkte lauten:

1) Die Sklaverey hat als ein Zuſtand des menſchlichen Geſchlechtes in Afrika ſeit den älteſten Zeiten, und viel eher exiſtirt, als die Europäer an den Küſten dieſes Welttheils handelten.

2) Von den Sklaven, welche die Engliſchen Kaufleute einhandeln, ſind einige Kriegsgefangene, welche auf dem Schlachtfelde erwürgt, oder dem Aberglauben oder der Grauſamkeit des Negers geopfert ſeyn würden, wenn man nicht die Hoffnung gehabt hätte, ſie zu verkaufen; andere ſind Verurtheilte, deren Strafe nur in Sklaverey verwandelt iſt, andere ſind geborne Sklaven, oder ſind es ihrer Schulden wegen geworden.

3) Der Handel mit Afrika kann niemals der Nation große Vortheile bringen, auch nie bis auf einen gewiſſen Grad ausgebreitet werden, ſobald man die Sklaven davon ausnimmt; im Gegentheil zieht der Ankauf der Sklaven nicht die nothwendige Folge nach ſich, daß die Eingebornen in dem Zuſtande eines beſtändigen Krieges unterhalten und in den Fortſchritten der Civiliſation zurück gehalten werden.

4) Die Eigenthümer der Zuckerplantagen haben mit allen übrigen Unterthanen des Reichs ein gleiches Recht in dem freien Genuß ihres rechtmäßig erworbenen Eigenthums geſchützt zu werden.

5) Ihr Eigenthums-Recht gründet ſich auf Ueberlaſſung oder Verkauf der Krone und auf Parlaments-Akten und Briefe.

6) Das Kapital, welches gegenwärtig an Landeigenthum, Negern, Gebäuden, Möbeln und Lebensmitteln in den Weſtindiſchen Inſeln liegt, beträgt 70 Millionen Pfund.

7) Dieſer Werth hängt einzig und allein von der Bearbeitung des Landes ab, alſo wird jedes Syſtem, welches den Eigenthümern die Mittel entzieht, ihr Feld zu bearbeiten, den Werth dieſes Kapitals vermindern.

Digitized by Google

8) Seit der Anlegung der Kolonien iſt es in allen Engliſchen und fremden Inſeln allgemeiner Gebrauch geweſen, das Land durch Neger bearbeiten zu laſſen.

9) Iſt es durch Erfahrung bewieſen, daß die Conſtitution der Europäer ſich nie an den Ackerbau in den Weſtindiſchen Eilanden gewöhnt; man könnte alſo dort das Land nicht mehr bauen, wenn man ſich nicht dazu eine hinlängliche Anzahl Neger verſchafft.

10) Natürliche Urſachen, und die unglücklicherweiſe in jenen Gegenden nur zu häufigen Zufälle, bewirken in dieſen Inſeln eine beſtändige und ſchnelle Verminderung der Neger. Dieſe Sterblichkeit kann nie durch die Anzahl der Gebornen aufgewogen werden.

11) Wenn man ſich in Anſehung der Kultur des Landes allein auf die Erhaltung der Bevölkerung durch die Anweſenden verläßt, ſo läßt man das Intereſſe der Pflanzer ſelbſt, und aller ihrer Hypothekariſcher Gläubiger, unter welchen viele Rentenirer, Wittwen und Waiſen ſind, auf den ungewiſſen Verſuch ankommen, der noch nie angeſtellt iſt; ſollte er fehlſchlagen, ſo wird er, wo nicht den gänzlichen Untergang, doch großen Verluſt für viele Unſchuldige nach ſich ziehen, die ſich theuer ein Recht erkauften, welches ſie geſichert glaubten, durch das ſeit ſo langer Zeit in den Kolonien eingeführte Syſtem, ja durch verſchiedene Akten des Parlaments.

12) Die Manufakturen, der Schiffsbau, die Schifffahrt, und die Staatseinkünfte von Großbritannien ſind bei dem Handel mit Afrika und den Weſtindiſchen Eilanden weſentlich intereſſirt; alſo werden alle dieſe Gegenſtände abnehmen oder blühen, je nachdem man die Pflanzer mehr oder weniger in den Stand ſetzt, die Kultur der Weſtindiſchen Eilande zu verbeſſern.

13) Nach dem Berichte des Königlichen Conſeils hat bloß der Zoll von den nach Afrika und den Kolonien ausgeſchifften Waaren 2,306,959 Pfd. betragen. Der Werth der von den Zuckerinſeln eingeführten Waaren beträgt nach der Schätzung des Generalinſpekteurs 5,389,045 Pfd.; ſo wie der Werth der Afrikaniſchen Naturwaaren 117,817 Pfd., alſo zuſammen 5,506,871 Pfd. Sterl.

14) Die Trächtigkeit der Schiffe, welche von den Inſeln abgegangen, nebſt denen, die dort aus Afrika angekommen ſind, betrug im Jahre 1787 zuſammen

Digitized by Google

249,331 Tons. Die Anzahl der Matroſen, welche auf ſelbigen nur während des gedachten Jahres gebracht wurden, war 21,000. Die Einkünfte während eben dieſes Jahres betrugen 1,627,142 Pfd.

15) Der Handel mit den Kolonien und der Sklavenhandel ſind eine wahre Schule für die Marine.

16) Die Franzoſen geben gegenwärtig eine Prämie oder Gratification von 40 Livres pr. Ton von jedem Schiffe, das aus einem Franzöſiſchen Hafen nach Guinea befrachtet wird, und eine Prämie von 160 bis 230 Livres für jeden Neger, der in ihre Kolonien eingebracht wird.

17) Die Spanier haben nämlich verſchiedene Häfen in Südamerika für die Einfuhr der Neger eröffnet; ſie haben dieſe Häfen ſogar für frei in Anſehung aller Fremden erklärt, wenn die Schiffe auch nach fremden Orten beſtimmt wären; bloß um den Landbau in ihren eigenen Kolonien zu ermuntern; wie die ausdrücklichen Worte in der Königlichen Anordnung lauten.

18) Die Amerikaniſchen vereinigten Staaten haben verſchiedene Schiffe zu dieſem Handel befrachtet.

19) Der Miniſter hat erklärt, daß man den klagenden Partheien, welche das Opfer dieſer groſſen Handelsrevolutionen werden würden, das heißt, den Kaufleuten und Manufakturiſten, keine Schadloshaltung und Vergütung zugeſtehen würde; gleichwohl ſind die Schiffe der Kaufleute zu keinem andern Handel zu gebrauchen; die Waaren der Fabrikanten können größtentheils in keinem andern Hafen abgeſetzt, und überhaupt an Niemand verkauft werden, als an Pflanzer, ihre Pächter oder ihre Gläubiger. Dieſe Erklärung iſt ſelbſt beunruhigend für jeden, der in dieſem Handel intereſſirt iſt, oder an dem Wohlſtande des Landes Theil nimmt, widerſpricht jedem Grundſatze von Gerechtigkeit, und kann aus keiner andern Urſache fließen, als weil man die groſſen Uebel nicht vorherſieht, welche daraus entſtehen können. Sollte die Geſetzgebung ſie gut heiſſen, ſo würde ſie gerade zu dahin wirken, alles Zutrauen auf Handels-Unternehmungen, auf die Zuverläſſigkeit

königlicher Briefe und auf die Glaubwürdigkeit des Parlaments zu verbannen.

Auf dieſe Weiſe wurde von allen Seiten die allgemeine Aufmerkſamkeit auf die Verhandlung dieſer Sache rege gemacht. Es wurde Parthei für und wider den Sklavenhandel genommen. Die Gallerie war immer zum Erdrücken voll, wenn dieſer Gegenſtand im Unterhauſe zur Sprache kam. Die Majorität gegen den Sklavenhandel aus Menſchenliebe, die Minorität für denſelben aus Eigennutz; indeſſen ſo ſehr von allen Seiten auf Abſchaffung deſſelben gedrungen wurde, ſo ward doch nichts entſchieden; denn die Debatten waren wild und planlos. Das Publikum war in ſeiner Meinung über den Ausgang dieſer wichtigen Angelegenheit ſehr getheilt; die Meiſten glaubten, daß die Oppoſition ſiegen würde, man wettete zehn gegen vier, daß die Abſchaffung dieſes Handels nicht Statt haben werde, und man hatte Recht, die Oppoſition ſiegte und der Handel dauerte noch bis zu der oben, S. 645, angeführten Zeit fort. Auch die Schriftſteller nahmen Parthei für und wider die Sache, und es ſind über einen Gegenſtand wohl nie ſo viele Schriften erſchienen, als in den Jahren 1788 und 1789, wovon einige unten vorkommen werden. Man ſuchte einen Mittelweg ausfindig zu machen, in dem man Sklaverey (Slavery) und Sklavenhandel (Slavetrade) unterſchied. Beſonders machte Burke dieſen Unterſchied, und ſuchte zu beweiſen, daß wenn man dieſes Uebel auch nicht ganz heben könne, man es doch wenigſtens unſchädlich zu machen ſuchen müſſe. Die größten Grauſamkeiten wurden allemal gegen die armen Neger ausgeübt, ehe ſie in die Hände der Pflanzer kamen. Uebrigens handelte das Parlament gar nicht unrecht, wenn man auch denen, die durch Aufhebung des Handels

Schaden litten, keinen Erſatz geben wollte. Der Kaufmann müßte bei ſeinen Speculationen ſowohl auf den Verluſt, als auf Gewinn rechnen; denn wenn es einmal ausgemacht wäre, daß der Sklavenhandel für das gemeine Beſte nicht zuträglich wäre, ſo könnten einige wenige Privatperſonen nicht erwarten, daß man das allgemeine Wohl ihrem Intereſſe aufopfern werde. Die Weſtindiſchen Inſeln ſelbſt würden dabei gewinnen. Man ſehe an dem Beiſpiele von Circaſſien und andern Ländern, daß in einem Lande, wo Sklaverey herrſche, keine Kultur möglich ſei. Auf dieſe Weiſe durch häuſige Parlaments-Debatten veranlaßt, findet man auch die Mittel aufgedeckt, wie die Europäer ſich Menſchen zu verſchaffen ſuchten; denn die hartnäckigſten Vertheidiger des Sklavenhandels können es nicht leugnen, daß die Europäer durch mancherlei Mittel die Sitten der Neger verderbt haben. Sie hatten gleich allen Wilden ſtarke Leidenſchaften; die Europäer wußten dieſe auf ihre Waaren zu lenken, und da, wie bekannt, alle wilde Nationen vorzüglich den Branntwein lieben, der ihnen durchaus ſchädlich iſt, da er ihre Leidenſchaften entflammt, ſo haben die Europäer ihre wilden Begierden gereizt und ſie zuerſt mit dem Genuſſe deſſelben bekannt gemacht, den ſie dann ſpäterhin auf alle Weiſe ſich zu verſchaffen ſuchten. Man kann alſo mit Recht ſagen, daß die Europäer die Kriege und Gräuel ſelbſt veranlaßt haben, welche gegenwärtig begangen werden, um Sklaven zu machen und ſie verkaufen zu können; ſie haben noch mehr gethan, ſie haben geradezu ſelbſt die Gewaltthätigkeit geübt, oder die Eingebornen dazu gereizt.

Die Anzahl der Negerſklaven, welche in dem Jahre 1789 in Weſtindien lebten, iſt nach Chalmer's Angabe in dem Berichte der oben gedachten Kommiſſion in

Jamaika	256,000	Skl. zu 40 Pfd. iſt	10,240,000	Pfd.
Antigua	37,808	= = = = =	1,312,320	=
Montſerat	10,000	= = = = =	400,000	=
Nevis	8,420	= = = = =	336,800	=
St. Chriſtoph	20,435	= = = = =	817,400	=
Virg. Inſeln	9,000	= = = = =	360,000	=
Barbados	62,115	= = = = =	2,484,600	=
Granada	23,926	= = = = =	957,040	=
St. Vinzent	11,853	= = = = =	474,120	=
Dominica	14,967	= = = = =	598,680	=
Bahama	2,241	= = = = =	89,640	=
Bermuda	4,919	Skl. zu 45 Pfd. iſt	221,355	Pfd.

zuſammen 461,684 Sklaven, deren Werth auf 18,401,955 Pfd. Sterling beträgt. Ueber die Wichtigkeit dieſes Handels für England haben die Vertheidiger deſſelben dem Unterhauſe folgende Berechnung vorgelegt:

Die ganze Ausfuhr nach den Zuckerinſeln hat im Jahre 1787 betragen	1,612,009 L.	5 S.	10 D.
Die Ausfuhr nach Afrika in eben dem Jahre	679,617 =	6 =	0
	2,291,626 =	11 =	10

Unter dieſer Summe betrug der Werth der ausgeführten Engliſch. Manufakturwaaren 1,896,318 L. 14 S. 7 D.
und von dieſen der Leinen- und Wollenwaaren 625,740 L. 1 S. 7 D.

Digitized by Google

Die ganze Einfuhr von den Zuckerinſeln hat in eben dem Jahre betragen:	6,539,415 L.	2 S.	0 D.
Die Einfuht von Afrika, die verkauften Neger einberechnet, betrug:	1,226,627 ⸗	19 ⸗	3 D.
zuſammen	7,767,045 ⸗	1 ⸗	3 ⸗
Die Einkünfte der Krone von den aus den Zuckerinſeln eingeführte Waaren betrugen	1,417,522 L.	7 S.	8 D.

Uebrigens hielten die zu dieſem Handel in dem gedachten Jahre gebrauchten Schiffe 388,300 Tons, und zu ihrer Bemannung wurden 20,000 Matroſen erfordert. Es iſt zu bewundern, daß man in dergleichen Berechnungen die Zuckerinſeln immer mit dem Negerhandel in Verbindung ſetzt, gleich als ob jene nicht ohne dieſen beſtehen könnten. Dieſer Satz iſt faſt bis zur Gewisheit erwieſen, und eben ſo ausgemacht iſt es, daß die angeblichen Vortheile des Negerhandels an ſich eine unpartheiiſche Unterſuchung nicht aushalten. Es iſt ungegründet, wenn die Vertheidiger des Negerhandels behaupten, daß die Brittiſche Ausfuhr nach Afrika bis 2,500,000 Pfd. Sterl. ſteigt; ſie war nie höher, als 800,000 Pfd.. Vor dem Jahre 1763 war ſie viel geringer, und während des Amerikaniſchen Krieges fiel ſie bis auf 239,000, ja bis auf 154,000 Pfd. Die Einkünfte der Regierung von dieſen Waaren ſind unbeträchtlich; faſt alle Waaren, die zum Negerhandel gebraucht werden, zahlen bei der Ausfuhr entweder gar keinen Zoll, oder man erhebt auch von den wirklich verzollten einen ſehr beträchtlichen Rückzoll.

Zu der ſchon oben, S. 622, angeführten Behand-

lung der Sklaven auf den Schiffen, will ich hier nun noch ins Beſondere diejenigen anführen, die ſie auf den Engliſchen Schiffen erdulden müſſen. Auf den genannten Schiffen werden ſie täglich mit Saubohnen oder gekochtem Reis geſpeiſt. Die Saubohnen zu eſſen zwingt man ſie, indem man ihnen eine Schaufel mit glühenden Kohlen an den Mund hält und ihnen dadurch die Lippen verbrennt; man gießt ihnen auch wohl, um Andere zu ſchrecken, glühendes Bley in den Hals. Bei gutem Wetter wird ein Theil täglich von acht Uhr Morgens bis fünf Uhr Nachmittags auf das Verdeck gebracht, zugleich aber an eine lange Kette feſtgemacht, daß ſie nicht über Bord ſpringen können. Zuweilen müſſen ſie auf dem Verdecke tanzen; die Widerſpänſtigen muntert man mit der Peitſche dazu auf. Bei Regen oder ſtürmiſchem Wetter werden die Luftlöcher der Sklavenbehältniſſe verſtopft, daß dann die Luft eben ſo peſtilenzialiſch, wie die Unreinigkeit ihres Auswurfs iſt. Fieber und Blutflüſſe raffen ſie bei lange anhaltender ſchlechter Witterung haufenweiſe weg. Die Kranken haben kein anderes Lager, als den harten Schiffsboden; daher wird ihnen durch die Bewegung des Schiffes, beſonders wenn ſie an der Ruhr leiden, Haut und Fleiſch von Schultern, Armen und Hüften gerieben. Sklavinnen fallen auf dem Schiffe oft aus Verzweiflung in die größte Raſerei, werden aber dennoch in der Zwiſchenzeit, wenn ihre Zufälle weniger heftig ſind, verkauft. Wenn die Sklaven ſo durch Krankheiten zugerichtet ſind, oder ſonſt ſolche Gebrechen bekommen, daß ſich in Weſtindien keine Abnehmer finden, ſo werden ſie entweder lebendig über Bord geworfen, oder man läßt ſie in dem Schiffsraume verhungern, und wirft ſie dann über Bord, um das Scheußliche, ſie lebendig über Bord zu werfen, zu verdecken. Dieſes geſchieht aus der Urſache, daß durch den geringen Preis kranker Sklaven

Digitized by Google

nicht der Mittelpreis aller übrigen vermindert werde, und der Kapitain ſeinen Antheil von der ganzen Verkaufsſumme von ſechs Schiffen verliert. Ein Kapitain kaufte eine größere Anzahl Sklaven ein, als das Schiff faſſen konnte; ſie mußten daher aufeinander liegen und die Hälfte derſelben ſtarb auf der Reiſe.

Die Szenen, die auf den Inſeln bei dem Verkauf der Neger vorfallen, ſind oft nicht weniger empörend. Bei dem Verkaufe, der Scramble genannt wird, ſtellt man eine Anzahl dieſer Menſchen in einen Platz zuſammen, wo denn die Käufer, wie beim Pferdekauf, die genaueſte Beſichtigung mit ihnen anſtellt, ſich von ihnen allerlei Proben vormachen läßt, um ſich die beſte Waare zu wählen. Man hat Pflanzerinnen geſehen, die aller Scham uneingedenk, die man ſelbſt bei den wildeſten Völkern antrifft, die männlichen Sklaven überall befühlt haben, um ſich die geſundeſten herauszuſuchen; hier mag der Vorhang fallen; denn wahrlich man weiß nicht, wen man für das würdigere Geſchöpf halten ſoll, eine ſolche chriſtliche Menſchenkäuferin, oder den armen heidniſchen Sklaven, der nur zitternd und angſtvoll aus den Mienen ſeiner Gebieterin zu errathen ſucht, welches Loos ſeiner harrt. Mis Williams beſchreibt dieſen ängſtlichen Augenblick mit vieler Empfindung*).

Man hat auch gefunden, daß dieſer Handel für das Leben der Europäiſchen Seeleute ſehr verderblich iſt. Nicht ſowohl das Klima, als auch die ſchlechte Be-

---

*) When borne at length to western Lands,
Chains on the beach the Captive stands,
Where Man, dire Merchandice! is sold,
And barter'd life is paid for gold,
Jn mute affliction, see thim try
To read his new possessor's eye;
If one blest glance of mercy there,
One half form'd tear may check despair.

handlung, welche die Matroſen auf den Schiffen erdulden müſſen, und dann die angeſteckte Luft auf den Schiffen verurſachen einen beträchtlichen Verluſt. So ſtarben im Jahre 1786 1125 Matroſen auf allen Sklavenſchiffen. Im Jahre 1787 ſtarben 631 von 3082 Matroſen, womit 88 Liverpooler Schiffe bemannt waren. Auch deſertiren viele der ſchlechten Behandlung wegen; auch werden ſie zum Theil, weil ſie krank oder zum Dienſte untauglich geworden ſind, wieder ihren Willen an der Küſte zurückgelaſſen. Auf dieſe Weiſe rechnet man den Verluſt eines jeden Sklavenſchiffes auf 15 Mann. Im Jahre 1786, wo der Handel überhaupt 5000 Matroſen beſchäftigte, beſtand der ganze Verluſt in 1950 Menſchen, das iſt beinahe 40 Prozent; auf einem Grönlandsfahrer beträgt er nur 1 Prozent; auf einem Weſtindienfahrer $2\frac{1}{3}$ Prozent, und auf einem Oſtindienfahrer 4 Prozent. Selbſt auf den Schiffen, welche von eben derſelben Küſte Holz holen, und dort noch länger verweilen müſſen, iſt der Verluſt geringer. Die Matroſen ſind der abwechſelnden Witterung und den Regengüſſen weniger ausgeſetzt, und werden nicht ſo ſchlecht gehalten. Auf den Sklavenſchiffen werden ſie mit äußerſter Härte behandelt, und bekommen überdies ſehr ſchlechte Koſt. Das Trinkwaſſer wird ihnen auf eine böswillige Art vorenthalten. Oben im Maſte wird ein Flintenlauf aufgehangen, wodurch ſie das Waſſer aus dem Faſſe ſchlürfen müſſen; alſo muß jeder, der trinken will, den Maſt zweimal hinauf und herunter klettern, um den Lauf zu holen und wieder an ſeine Stelle zu bringen; es finden ſich daher wenige Matroſen, die ſich freiwillig zu den Sklavenſchiffen begeben, man ſucht ſie daher mit Liſt zu bekommen, welches auf folgende Weiſe geſchieht. Man hat zu Liverpool und Briſtol öffentliche Häuſer, in welche die Matroſen einſprechen. Hier erhalten ſie nun von den Wirthen, die mit den

Digitized by Google

Kapitains der Sklavenſchiffe in Verbindung ſtehen, ſtarken Credit, bis ſie ganz verſchuldet ſind; in dieſem Falle macht ſich nun der Kapitain bemerkbar, verſpricht ihnen goldene Berge, und unter andern dreimonatliche Vorausbezahlung, da andere Kapitains nur einen Monat vorſchieſſen. Wenn ihnen nun auch der Kapitain eines Sklavenſchiffes monatlich 40 Schillinge giebt, da ſie auf andern Schiffen nur 30 bis 35 Schillinge erhalten, ſo bekommen ſie doch viel weniger, weil die Hälfte ihres Soldes in ſchlechtem Weſtindiſchen Gelde bezahlt wird. Um in Voraus jeden Anklagen vorzubeugen, muß jeder Matroſe dem Kapitain ſchriftlich beſcheinigen, daß er wegen übler Behandlung und anderer Beſchwerden nur bei ſolchen Perſonen klagen will, die der Kapitain in der Schrift namentlich aufführt; oft verpflichten ſich die Matroſen bei 50 Pfd. Strafe, gar keine Klage gegen den Kapitain anzuſtellen; die Kapitains erlauben ſich daher oft Züchtigungen, die alle Vorſtellungen überſteigen. So wurde ein Kapitain zu Briſtol in eine Geldbuſſe verurtheilt, weil er den bloßen Rücken eines Matroſen mit einem heißgemachten Eiſen hin und her beſtrichen und verſengt hatte; ein anderer lies in die Wunden eines heftig gegeiſſelten Matroſen geſchmolzenes Pech träufeln ꝛc.

Uebrigens veranlaßt der Sklavenhandel mannigfaltige Prozeſſe zwiſchen den Sklavenhändlern und den Pflanzern. Die meiſten Konkurs-Prozeſſe werden von Erſtern angeſtellt; von 3000 Prozeſſen, die in einem Jahre bei den Gerichten in Jamaika ſchwebten, waren 2700 Schuldklagen wegen nicht bezahlter Sklaven. Die Brittiſche Afrikaniſche Compagnie, die im Jahre 1750 aufgehoben wurde, hat zweimal banquerot gemacht; in den ſechs Jahren von 1772 bis 1778 waren bloß unter Liverpooler Sklavenhändlern Falliſſements von 710,100 Pfd. Sterl. Nicht

Digitized by Google

durch den Sklavenhandel iſt dieſe Stadt ſo empor gekommen, ſondern durch die ungehinderte Aufnahme der Fremden, den einträglichen Salzhandel, den auswärtigen Vertrieb der Mancheſterwaaren, und die ſo ſehr geſtiegene Bevölkerung von Lancaſchire, welche Provinz ihre meiſten Handelswaaren aus Liverpool nimmt. Auch hat dieſe Stadt es nicht empfunden, wie ſich während des Nordamerikaniſchen Krieges der Sklavenhandel ſo ſehr verminderte, daß die Zahl der dazu gebrauchten Schiffe von 100 bis auf 11 fiel. London und Briſtol, die gewöhnlich vierzig Schiffe zu dieſem Handel gebrauchen, fühlten es eben ſo wenig, als im Jahre 1778 aus ganz England nur 28 Schiffe damit beſchäftiget waren. Schottland und Irland haben ihn nie getrieben und zwei Städte in England haben ihn ſchon in den 1780ger Jahren eingeſtellt. Man hat auch zu erweiſen geſucht, daß am Ende weder die Engliſchen Kaufleute, noch die Pflanzer in den Kolonien bei dieſem abſcheulichen Handel gewinnen. Die Pflanzer würden ſich beſſer dabei befinden, wenn ſie ihre Pflanzungen bearbeiten könnten, ohne ſo oft neue Neger einzukaufen, worin immer ihre größte Ausgabe beſteht.

Die ſchon oben, S. 646, angeführte Kolonie Sierra Leona in Afrika hat ihren guten Fortgang beſonders dem Gouverneur Marwel, ſo wie ſeinem Vorfahrer Columbine zu danken. Die Regierung ſandte Unterhändler ab, um mit den Eingebornen des Scherbrofluſſes zu unterhandeln und ſie zu vermögen, mit den Engländern zur Abſchaffung des Sklavenhandels beizutragen. Einer dieſer Unterhändler war ſelbſt ein an dem Ufer dieſes Fluſſes geborner Schwarzer. Er wurde in ſeinem zwölften Jahre als Sklave nach Nordamerika geführt; erhielt aber ſeine Freiheit, da er zur Zeit des Amerikaniſchen Krieges zu der Engliſchen Armee überging. Er wohnte einige Zeit in

Digitized by Google

Neu-Schottland, wo er leſen und ſchreiben lernte, und ging dann nach Sierra Leona. Die Unterhandlungen waren ziemlich befriedigend; indeſſen beſteht der Handel mit Sklaven, beſonders der Schleichhandel von andern Nationen immer noch fort, und auch ſelbſt die Engländer treiben ihn noch unter der Hand, wie erſt neuerlich ein Fall bewieſen, wo ein Kapitain dieſerhalb beſtraft ward, weil der Gewinn durch das Verbot bedeutender geworden iſt. Wenn die Verachtung des Sklavenhandels wirklich bewirkt werden könnte, ſo würde die öſtliche Küſte von Afrika einen Impuls erhalten, der ſich nach und nach dem Innern dieſes Continents mittheilen würde. Die mit der öſtlichen Küſte von Afrika und mit Abyſſinien angeknüpften Verbindungen, ſollen die Mittel zur Verbreitung der Kultur und Civiliſation vermehren. Die von der Goldküſte erhaltenen Nachrichten beweiſen, daß die Beamten der Afrikaniſchen Geſellſchaft Befehl erhalten haben, ihre Aufmerkſamkeit auf den Ackerbau zu wenden; leider hat aber die Erneuerung des Sklavenhandels durch die Portugieſen die Negerfürſten dieſer Gegend in große Kriege verwickelt. Ein Beweis von den Fähigkeiten der Afrikaner hat ein Amerikaniſcher Schwarzer, der Kapitain Paul Caffee gegeben, welcher in ſeinem eigenen Schiffe, the Traveller, das er ſelbſt führte und deſſen Beſatzung faſt ohne Ausnahme aus Schwarzen beſtand, in London angekommen iſt. Dieſer Kapitain hatte von dem, was für ſeine Brüder durch die Compagnie von Sierra Leona und durch das Afrikaniſche Inſtitut gethan wurde, Nachricht erhalten, und wollte wiſſen, ob er nicht zur Beförderung dieſer wohlthätigen Anſtalten etwas beitragen könnte. In dieſer Abſicht hielt er es für nützlich das Etabliſſement zu Sierra Leona zu beſuchen, die Einwohner kennen zu lernen, und mit den Freunden der Afrikaner, welche dieſe

Digitized by Google

Kolonie bewohnen, in Verbindung zu kommen. Man verſchaffte ihm eine Lizenz, nach welcher er in Amerika eine Ladung für Sierra Leona einnehmen, und von dieſem Orte eine nach England zurückbringen durfte. Er kam im July 1811 zu Liverpool an und begab ſich bald nachher nach London, wo die Directoren, welche ihn ſahen, durch ſeine Einſicht, durch ſeine richtigen Beobachtungen, ſo wie durch ſeine Geiſteserhabenheit entzückt wurden. Er wurde dann zu einer Verſammlung des Commité des Afrikaniſchen Inſtituts gerufen, bei welcher auch der Beſchützer derſelben, Herzog von Glouceſter, zugegen war. Seine Geiſtesfähigkeiten und ſeine Herzensgüte machten auf alle, welche dieſer Verſammlung beiwohnten, den günſtigſten Eindruck. Er ſtattete von allem, was er in Afrika geſehen, Bericht ab, und theilte ſelbſt den Directoren mehrere Bemerkungen mit, welche von wichtigen Folgen waren. Uebrigens hat ſich der Kapitain Caffee bloß durch ſeinen Fleiß und ſeine Thätigkeit aus der Dürftigkeit emporgehoben. Auch die Geſellſchaft der Miſſionen in Afrika und vom Oriente wirkt vortheilhaft auf die Bildung der Afrikaner. Sie iſt nun ſchon eine Reihe von Jahren beſchäftiget, die Eingebornen von Sierra Leona zu bekehren; ſechs Miſſionaire daſelbſt viele arbeiten zu Rio Pongas, und haben viele eingeborne Kinder, größtentheils Söhne von Chefs, unter ihrer Leitung.

Was nun die Chriſtenſklaven bei den Mohamedanern anbetrifft, beſonders in der Berberey, ſo werden dieſe größtentheils von den Korſaren oder Seeräubern geraubt. Dieſes Raubſyſtem fing mit dem 16ten Jahrhunderte an oder hatte zu Anfange des 16ten Jahrhunderts ſein Beginnen. Die Stifter deſſelben waren zwei Söhne eines Töpfers auf der Inſel Lesbos Horuk und Schereddin oder Hayradin genannt, mit dem Beinamen Barbaroſſa, weil

Digitized by Google

der Aelteſte dieſer Brüder, Horuk, einen rothen Bart hatte. Sie verließen das Handwerk ihres Vaters, begaben ſich auf die See und geſellten ſich zu einer Bande Seeräuber. Hier thaten ſie ſich durch Kühnheit uud Betriebſamkeit ſo ſehr hervor, daß ſie Meiſter einer kleinen Brigantine wurden, und da ihnen das Glück im Laufe ihres Raubhandwerkes immer mehr lächelte, ſo befanden ſie ſich bald an der Spitze einer Flotte von zwölf Galeeren und vielen andern kleinen Schiffen, welche beſonders Horuk, als Admiral befehligte; ſein Bruder Schereddin befehligte unter ihm. Sie nannten ſich Freunde der See und Feinde aller derer, die darauf ſegeln, und ihr Name ward bald von der Straſſe der Dardanellen an, bis an die Straße von Gibraltar fürchterlich. Mit ihrem Rufe und ihrer Macht vergrößerten ſich auch ihre ehrgeitzigen Abſichten, und unterdeſſen, daß ſie als Korſaren handelten, nahmen ſie die Jdeen der Eroberer an und erlangten deren Gaben. Die Reiſen, die ſie an den Küſten von Spanien und Jtalien machten, brachten ſie oft nach den Häfen der Berberey, in welchen man ſie ſehr gern ſah; denn ſie bereicherten die Bewohner durch den Verkauf ihres Raubes und durch die große Verſchwendung der Schiffsleute. Die bequeme Lage dieſer Häfen, die den damals größten Handelsſtaaten der Chriſtenheit ſo nahe waren, erregten bei den Brüdern den Wunſch daſelbſt eine Niederlaſſung zu haben, welcher Wunſch auch bald in Erfüllung ging, indem Eutemi, König von Algier, den Barbaroſſa um Hülfe gegen die Spanier erſuchte, die in der Nähe ſeiner Hauptſtadt eine Feſtung erbauet hatten. Horuk nahm dieſe Einladung an, ließ ſeinen Bruder Schereddin auf der Flotte, und begab ſich an der Spitze von 5000 Mann nach Algier, wo er als ein Befreier aufgenommen ward; allein ſtatt dieſer angenommenen Einladung in der Hülfe-

Digitized by Google

leiſtung auch auszuführen, ließ er den König heimlich umbringen, und ſich an deſſen Stelle zum Könige ausrufen, wobei ihn ſeine geübten alten Soldaten unterſtützten, wogegen die leicht bewaffneten Truppen der Algierer nichts machen konnten. Er ſuchte ſich durch verſchiedene Künſte, die dem Geiſte des Volkes angemeſſen waren, feſtzuſtellen, war freigebig gegen diejenigen, die ſeinem Unternehmen günſtig waren, dagegen zeigte er eine grenzenloſe Grauſamkeit gegen alle, die ihm nicht wohlzuwollen ſchienen. Er dehnte nach dieſem erſten glücklichen Streich ſeine Macht noch weiter auf der Küſte aus, und wurde nach einem unglücklichen Gefechte mit den Spaniern auf der Flucht eingeholt und getödtet. Sein Bruder Schereddin, gleichfalls unter dem Namen Barbaroſſa bekannt, trat an ſeine Stelle als König von Algier, mit eben dem Ehrgeitze, eben der Fähigkeit, aber mit beſſerem Glücke. Er unterwarf, um ſicher zu gehen, ſeine Beſitzungen dem Schutze des Großherrn, von dem er eine ſolche Zahl Türkiſcher Soldaten erhielt, als zu ſeiner häuslichen Sicherheit gegen ſeine Unterthanen, und gegen äuſſere Feinde hinreichend war; und da der Ruf ſeiner Unternehmungen mit jedem Tage wuchs, ſo bot ihm der Sultan Solyman die Befehlshaberwürde über ſeine Flotte an, als die einzige Perſon, die durch Muth und Erfahrung dem Andreas Doria, dem größten Seeofficiere ſeiner Zeit, entgegen geſtellt werden konnte. Barbaroſſa begab ſich nach Konſtantinopel und gewann durch ſeine Gewandheit in den Künſten der Schmeichelei und der Vermeſſenheit eines Seeräubers das volle Vertrauen des Sultans und ſeines Veziers. Er legte ihm den Entwurf, ſich von Tunis, des zu damaliger Zeit blühendſten Königreiches, Meiſter zu machen, vor; der Plan wurde genehmiget und durch Liſt und Gewalt glücklich ausgeführt, nachdem er noch auf

ſeinem Zuge von Konſtantinopel nach Afrika mit einer Flotte von 250 Schiffen die Küſten Italiens verwüſtet hatte. Dieſe Verwüſtungen, die er nach ſeiner Eroberung von Tunis mit gröſſerer Grauſamkeit gegen Spanien und Italien fortſetzte, zogen ihm einen Krieg mit Kaiſer Karl dem Fünften zu, der mit einer Flotte, aus beinahe 500 Schiffen beſtehend, und über 30,000 Mann regulären Truppen am Bord habend, im Jahre 1535 von Cagliari abſegelte und nach einer glücklichen Fahrt im Geſicht von Tunis die Anker warf. Dieſer Krieg endete mit der Eroberung von Tunis, der Wegnahme der Flotte von Schereddin, die aus 87 Galeeren und Galioten beſtand, und 300 meiſtens kupfernen Kanonen, und der Errettung von 10,000 Chriſtenſklaven, unter denen verſchiedene Perſonen von Stande waren. Dieſe Sklaven ſollten auf den Vorſchlag des Barbaroſſa, ehe er eine Schlacht mit dem Kaiſer wagen wollte, alle niedergeſäbelt werden; allein ſeine vornehmſten Kriegsbedienten, obgleich ſie ihm ihren Beifall, eine Schlacht zu wagen, gaben, und ſo ſehr ſie durch ihr räuberiſches Handwerk gegen Auftritte des Blutvergieſſens und der Grauſamkeit abgehärtet worden, nahmen hier doch Anſtand einzuſtimmen, und ſo willigte Barbaroſſa, mehr aus Furcht ſie aufzubringen, als aus Menſchlichkeit darein, das Leben der Sklaven zu ſchonen. Wie er aber vorhergeſehen hatte, die Sklaven, durch ihre unglückliche Lage, in die Citadelle eingeſperrt, zur Verzweiflung gebracht, hatten, nachdem ſeine Armee eine kleine Strecke von der Stadt entfernt war, ihre Feſſeln zerbrochen, ihr Gefängniß geöffnet, die Türkiſche Beſatzung überwältiget und das Geſchütz des Forts gegen ihren vorigen Herren gekehrt, wodurch dem Kaiſer der Sieg erleichtert ward. Dieſer ſetzte den vertriebenen Muley Haſſem wieder auf den Thron, und ſchloß mit demſelben einen Tractat auf

folgende Bedingungen: daß dieſer ſein Königreich Tunis von der Krone Spaniens zu Lehn tragen und dem Kaiſer als ſeinem Lehnsherren huldigen ſollte; daß alle Chriſtenſklaven, die gegenwärtig in jenen Beſitzungen ſeien, ſie möchten ſeyn von welcher Nation ſie wollten, ohne Löſegeld in Freiheit geſetzt werden ſollten; daß kein Kaiſerlicher Unterthan künftig in Knechtſchaft gehalten; daß keinem Türkiſchen Korſaren in die Häfen ſeines Reiches zu kommen erlaubt ſeyn; daß ein freier Handel, nebſt der öffentlichen Uebung der chriſtlichen Religion allen Unterthanen des Kaiſers verſtattet werden; daß der Kaiſer nicht nur Goletta behalten, ſondern daß auch alle Andere befeſtigten Seehäfen in dem Königreiche ihm übergeben werden ſollten; daß Muley Haſſem jährlich 12,000 Kronen zum Unterhalte der Spaniſchen Beſatzung in Goletta bezahlen, daß er mit keinem Feinde des Kaiſers in ein Bündniß treten, und ihm jährlich zur Anerkennung ſeines Lehnstragens ſechs mauriſche Pferde und eben ſo viele Falken ſchicken ſollte. Nachdem er auf dieſe Weiſe die Angelegenheiten in Afrika in Richtigkeit gebracht, die Vermeſſenheit der Seeräuber gezüchtiget, den Schiffen ſeiner Unterthanen ein ſicheren Zufluchtsort verſichert, und ſeiner eigenen Flotte an der Küſte, von welcher her er am meiſten von Seeräubern beunruhiget worden, einen bequemen Standort verſchafft hatte, ſo ſchiffte er ſich wieder nach Europa ein, da die ungünſtige Witterung und die Krankheiten unter ſeinen Truppen ihm nicht verſtatteten den Barbaroſſa zu verfolgen. Dieſer fing daher bald wieder an ſein altes Handwerk zu treiben, und erſchien im Jahre 1543 mit einer Flotte von 110 Galeeren an der Küſte von Italien und landete auf Reggio, welches er ausplünderte und verbrannte. Während der Zeit, daß Barbaroſſa als Kapitain Baſcha die Türkiſche Flotte befehligte, war der Oberbefehl über

Algier einem abtrünnigen Verſchnittenen, dem Haſſem-Aga, anvertrauet worden, der in dem Dienſte Barbaroſſas alle Stufen durchgegangen, und dadurch eine große Kriegserfahrenheit erlangt hatte, die ihm zu deiſer Tapferkeit erfordernden Bedienung ſehr geſchickt machte; er übertraf ſelbſt ſeinen Lehrer an Kühnheit und Grauſamkeit in ſeinen Raubzügen gegen die chriſtlichen Staaten. Da nun Algier, nach der Eroberung von Tunis, der allgemeine Zufluchtsort aller Freibeuter oder Seeräuber geworden, und da dieſe von dort aus ihre Streifzüge nach den Küſten Spaniens und Italiens unternahmen, bei ihren Landungen ſich tief in das Land hinein wagten und ganze Dorfſchaften mit ſich in die Sklaverey führten, ſo unternahm Karl der Fünfte im October des Jahres 1541 einen zweiten Kriegszug nach Afrika, um Algier, das eigentliche Raubneſt, zu erobern und zu zerſtören; allein dieſes Unternehmen mißlang ſowohl zu Waſſer, als zu Lande, wie es ihm der erfahrene Seeheld Andreas Doria vorher geſagt hatte; denn es war zu ſpät in der Jahreszeit. Die Herbſtwinde machten jede Annährung der Algieriſchen Küſten gefährlich; auch vereitelte ein heftiger Sturm alle ſeine Verſuche; die Spanier mußten ſich, troß eines erfochtenen Sieges, mit Verluſt ihres Kriegsgeräths wieder einſchiffen, und nur mit großen Schwierigkeiten konnte er mit den elend zugerichteten Ueberbleibſeln ſeiner Flotte und Armee davon kommen. Dieſes war der Urſprung der ſeeräuberiſchen Staaten in der Berberey, die ſo viele Chriſten zu Sklaven gemacht und ſie unter der Peitſche ans Joch gekettet haben. Ein anderer kühner Seeräuber, Namens Dragut, eroberte Tripolis im Jahre 1551; auch Tunis wurden 1569 genommen, und wenn gleich Don Juan von Auſtria, Feldherr Philipps des Zweiten von Spanien, ſie den Türken im Jahre 1572 wieder entriß, ſo wurde ſie von dieſen doch wie-

der zwei Jahre darauf genommen, und die Spanier aus ihren Afrikaniſchen Beſitzungen bis auf Oran und Mazalquivir verdrängt. Was das Schickſal dieſer Raubſtaaten in der neueſten Zeit betrifft, bis auf die Eroberung Algiers von den Franzoſen, ſo ſehe man darüber den Art. Seeräuber, Th. 151, S. 713 u. f. nach.

Was nun die Sklaven ſelbſt betrifft, die ſich in den Händen der Mohamedaner befinden, ſo kann man ſich das Loos von vielen derſelben leicht vorſtellen, wenn man den Haß annimmt, womit die Anhänger Mohamets, beſonders aber die Türken, von jeher die Chriſten verfolgten, und wenn es auch Ausnahmen von der Regel gab und giebt, wo die Türken gegen die Chriſten Mitleiden und Erbarmen zeigten und ausübten, ſo waren und ſind dieſes nur einzelne Fälle, die ſich im Ganzen verlieren, wie ein Tropfen Waſſer im Ocean; ihr Loos verwandelt ſich nur dann, wenn ſie den Mohamedaniſchen Glauben, den Islam annehmen; ſie können dann zu den höchſten Ehrenſtellen gelangen; ſo lange aber dieſes nicht der Fall iſt, ſo gebraucht man ſie in der Türkey zu den niedrigſten Arbeiten, wobei ſie nach den Launen und der Gemüthsatr ihrer Gebieter oft der gröbſten und größten Mißhandlungen ausgeſetzt ſind. Bei den Arabern, Mauren ꝛc. in den Barbaresken-Staaten iſt ihr Loos zum Theil weit erträglicher, als bei den Türken, ja mitunter ſogar glücklich zu nennen. Wenn ein Korſar Beute gemacht hat, ſo werden die Chriſten von den eroberten oder erbeuteten Schiffen auf ſein Schiff gebracht, und Erſteres, wenn es gut iſt, wird mit einem Unterofficier und einigen Mauren beſetzt, und ſo nach Algier geführt; iſt es aber nicht viel werth, ſo wird es in den Grund gebohrt, nachdem er Alles, was ihm anſtändig iſt, daraus weggenommen hat. Hat der Korſar vor Algier Anker geworfen, ſo führt er ſogleich die Sklaven nach dem Königlichen Pallaſte, wo ſich

der Franzöſiſche und Engliſche Konſul einfinden und in Gegenwart des Deys diejenigen, welche etwa von ihrer Nation ſind, fragen, ob ſie etwa in Dienſten ſtehen oder bloße Reiſenden ſind. Die Letzteren werden dem Konſul, zu deſſen Nation ſie gehören, gleich ausgelie- liefert, die Erſten aber mit zu Sklaven gemacht. Der Dey läßt ſie nachher in eine Reihe ſtellen und ſucht ſich den achten Mann aus, der allemal der geſchickteſte oder ſtärkſte iſt. Er nahm oft den Kapitain, die Oberofficiere, die Schiffsleute und ins Beſondere die Zimmerleute, welche er ins Sklavenhaus des Staates ſchickte; die übrigen werden denjenigen überlaſſen, die ſie erbeutet haben.

Der Staat hat nicht allein bei dem Verkauf und Wiederverkauf der Sklaven einen großen Gewinn, ſondern auch dabei, daß kein Sklave wieder eingelöſet werden kann, von deſſen Löſegeld nicht zehn Prozent abgegeben werden, andere Abgaben, welche man das Abzugsrecht nennt, nicht zu gedenken. Wenn der Dey den achten Mann von den neuen Sklaven erhalten hat, ſo werden die andern nach dem Batiſtan oder Sklavenmarkt geführt, wo der erſte Verkauf geſchieht. Die Deleals oder Verkäuſer führen ſie den Markt auf und nieder, einen neben dem andern, und rufen mit lauter Stimme die Beſchaffenheit oder das Handwerk eines jeden Sklaven aus, und was darauf geboten iſt. Käufer von allen Nationen können dahin gehen und ihr Gebot thun, und der Meiſtbietende erhält den Sklaven. Ein Schreiber der Regierung iſt dabei zugegen und führt das Protokoll. Hierauf wird ein zweiter Verkauf im Königlichen Hauſe in Gegenwart des Deys vorgenommen; alle Käufer ſind verpflichtet dahin zu kommen, und wer ihn hier meiſtbietend kauft, erhält ihn erſt zu ſeiner freien Dispoſition. Der Preis des erſten Verkaufs im Batiſtan gehört den Freibeutern und dem Schiffsvolk; was beim zwei-

Digitized by Google

ten Verkauf zugelegt wird, kommt der Regierung zu gut, und dieſes iſt gemeiniglich noch einmal ſoviel, weil die Käufer beim erſten Verkaufe nicht hoch bieten. Was beim zweiten Verkaufe geboten wird, muß gleich baar bezahlt werden, Die Sklaven werden in drei Ordnungen eingetheilt, als in die Sklaven des Beylik oder des Staats, der Galeeren und der Privatperſonen. Die erſten tragen um die Beine einen eiſernen Ring und werden in die Bagnes oder Beylik vertheilt und zu verſchiedenen Dienſten gebraucht. Sie empfangen täglich drei kleine Brode, einen Strohſack oder eine kleine Matraẓe und eine rauhe Decke zum Bedecken oder darunter zu liegen. Die Bagnes ſind weniger beſſer, als ſtinkende Gefängniſſe. Hier werden ſie des Nachts eingeſchloſſen. In jedem derſelben haben dieſe Unglücklichen eine Kapelle für die freie Ausübung ihrer Religion. In dieſem Bagnes müſſen ſie ſich alle zu einer gewiſſen Stunde des Abends einfinden, und am folgenden Tage werden ſie wieder herausgelaſſen, um an ihre Arbeit zu gehen. — Die Galeerenſklaven gehören den Eigenthümern der Galeeren zu und werden in drei Bagnes vertheilt, wo das Schiffsvolk von den drei Galeeren ſich aufhält. Sie hatten keinen gewiſſen Unterhalt, ſondern mußten ſogar noch monatlich ihren Vorgeſeẓten etwas abgeben, die ihnen denn auch vergönnten ihr Brod zu verdienen, es ſei in Schenkhäuſern oder auf dem Meere, oder durch Handarbeit bei Andern; oder ſie gebrauchten ſie in ihren eigenen Gärten und Aeckern, wofür ſie ihnen den nöthigen Unterhalt gaben. Dieſes geſchieht aber nur, wenn die Galeeren nicht auf dem Meere waren, wiewohl dieſe ſelten und auch nur im Sommer auslaufen, und auch nicht alle drei zugleich. Dieſe drei Galeeren gehörten einem einzigen Herren, und Viele, die mit daran Theil hatten, gaben etwas Gewiſſes zu ihrer und der Sklaven

Erhaltung; deſſenungeachtet richtete der Staat alles nach Gutdünken mit dieſen Fahrzeugen ein. Die Anzahl der dazu beſtimmten Sklaven brachtem dem Eigenthümer und denen, die mit daran Antheil hatten, vieles ein, ſowohl durch's Löſegeld, als auch durch das, was ſie monatlich abgaben, um die Freiheit zu haben ihre Geſchäfte zu treiben. Als die Galeeren unbrauchbar wurden, hat man keine neuen wieder gebauet. Einige dieſer Sklaven haben Wirthshäuſer, wo jeder ohne Unterſchied Eſſen und Trinken für die Bezahlung haben kann, und ſie dürfen ſelbſt die Türkiſchen Soldaten mit Gewalt und Schlägen zur Bezahlung zwingen. Dieſe Gaſtwirthe verdienen ſehr viel auf den ungerechteſten Wegen, und können oft in einem Jahre das Geld zu ihrer Freiheit oder um ſich ihre Freiheit zu erkaufen, ja noch etwas darüber gewinnen; wenn ſie aber das Schuldige ihrem Herren bezahlen und noch etwas an den Wach=Bachy, ſo können ſie ganz nach ihrem Gefallen leben, ohne von Jemanden dieſerhalb zur Rede geſetzt zu werden. Was die Behandlung der Sklaven auf den Galeeren anbetrifft, ſ. unter Galeere, Th. 15, S. 663 u. f. — Die Sklaven der Privatperſonen ſind wieder von zwey Klaſſen. Einige ſind bloß zum Dienſte der Käufer, als in ihren Häuſern, Gärten, Meierhöfen oder Kramladen zu arbeiten, und dieſe ſind glücklich oder unglücklich, nachdem ihr Herr oder ſie ſelbſt geſinnt ſind. Viele von ihnen haben manchmal in den Häuſern, wo ſie hin verkauft worden, ſoviel, als ihr Herr zu ſagen; ſie ſchlafen in eben der Kammer, eſſen mit ihm, und werden öfters wie ſeine eigenen Kinder gehalten; hier arten ſie aber zuweilen aus, beſonders wenn es Leute von gewöhnlichem Schlage ſind, z. B. Matroſen, werden halsſtarrig und glauben ihrem Herrn alles bieten zu können, wodurch ſie ſich dann mancher üblen Behandlung ausſetzen. Die von der andern Klaſſe ſind die bemit=

Digitized by Google

leidungswürdigſten; es ſind gemeiniglich diejenigen, von denen man ein großes Löſegeld zu erhalten hofft. Sie werden von den Tagarins, einem aus Spanien vertriebenen Mauriſchen Volke, welches bloß mit Sklaven handelt, gekauft und müſſen arbeiten, ohne das Geringſte dafür zu bekommen, und werden durch allerhand harte Begegnungen gezwungen ſich theuer von ihnen loszukaufen. Gewöhnlich fallen dieſen Barbaren Leute von Stand und Vermögen in die Hände, die denn dieſe Härte zu empfinden haben, weil man weiß, daß ſie, um der üblen Behandlung zu entgehen, alles daran ſetzen, um aus ihrer Lage herauszukommen. Ein jeder, der Sklaven hat, hat auch die Freiheit ſie aufs Meer zu ſenden, und erhält den Theil von der Beute, den ſie gewinnen.

Die Loskaufung der Sklaven geſchieht auf dreierlei Weiſe: erſtlich durch chriſtliche Fürſten, zweitens durch chriſtliche milde Beiſteuer, und endlich durch chriſtliche Privatperſonen. In dieſen drei Fällen zahlt man gleich Abzugsgelder. Die öffentliche Loskaufung von Spanien geſchieht durch die ehrwürdigen Väter der Erlöſung. Dieſe müſſen mit einem Geleitsbriefe vom Dey verſehen ſeyn, und ihm bei ihrer Ankunft beträchtliche Geſchenke an Juwelen, Diamanten oder Geld machen. Der Dey läßt auch durch einen Aga-Bachy alles, was ſie an Geld und Waaren mitbringen, in Empfang nehmen, wenn er das Abzugsgeld in ſtarken Prozenten noch auſſer dem gleich abzieht. Nachher läßt ihnen der Dey zur Erleichterung ihrer Geſchäfte ein Haus miethen und giebt ihnen einen Dollmetſcher. Dieſe ehrwürdigen Väter von der Erlöſung ſind beſtändig gezwungen erſt einige Sklaven, deren Anzahl der Dey nach dem mitgebrachten Löſegeld beſtimmt, loszukaufen, wobei es nicht auf ihre freie Wahl ankommt. Hierauf kaufen ſie mit Beiſtand des Dollmetſchers diejenigen, die ſie auf

ihrer Liſte haben und müſſen darüber mit ihrem Herrn wegen des Preiſes handeln. Die Auslöſung geſchieht nur in ihren Häuſern. Wenn dieſe ehrwürdigen Väter alle Römiſch-katholiſchen Sklaven eingelöſet haben und ſie behalten noch Geld übrig, ſo müſſen ſie dafür auch die andern Chriſtenſklaven einlöſen, wenn ſie gleich nicht von ihrer Kirche ſind. Wenn Alles in Richtigkeit gebracht worden, ſo wird ein Tag beſtimmt, an welchem alle losgekauften Sklaven, nachdem vorher jeder von ihnen eine Kappe oder Borus empfangen, ſich ins Spauiſche Hoſpital begeben, worin eine große Meſſe geſungen wird, nach deren Endigung, ſie ins Königliche Haus geführt werden. Hier nehmen die ehrwürdigen Väter vom Dey Abſchied und begleiten die losgekauften Sklaven alle zuſammen bis zum Hafen, um ſie ſofort einzuſchiffen. Alle Losgekauften gehen Paar bei Paar durch die Stadt nach dem Schiffe, welches gleich unter Segel geht. Der Dey läßt alle Vorſicht gebrauchen, daß ſich unter ſie kein anderer Sklave miſcht. — Mit den Sklaven, die auf beſonderen Befehl losgekauft werden, geht es auf eben dieſe Art an; allein da diejenigen, welchen ihre Loskaufung aufgetragen wird, Zeit und Gelegenheit dazu in Acht nehmen, ſo erhalten ſie ſolche gemeiniglich um einen geringeren Preis, als jene Väter der Erlöſung. Sobald die Loskaufung in Richtigkeit gebracht worden, und die gewöhnlichen Abzugsgelder gegeben worden ſind, läßt der Reis von der Seemacht die losgekauften Sklaven einſchiffen, auf welchem Schiffe es ihm gefällt, und abſegeln, nachdem vorher ihre Namen auf den Reiſepaß aufgezeichnet worden, doch darf keiner derſelben noch das Geringſte in Algier ſchuldig ſeyn. — In Tunis und Tripolis wird es mit den Sklaven faſt eben ſo gehalten, wie zu Algier, auch hier kam in der mehr oder minder grauſamen Behandlung ihr Anſehen oder Vermögen mit im Spiele;

denn gerade diejenigen, von denen man ſich das meiſte Löſegeld verſprach, wurden auch am ſchlimmſten behandelt, weil man, wie ſchon oben angeführt worden, darauf rechnete, daß ſie, dieſer Behandlung wegen, ſich auch eher durch Geld befreien würden. Man that alſo Alles, um ſie zu reizen, die Mittel zu ihrer Löſung anzuſchaffen. Es war eine Politik der drei Raubſtaaten immer einen kleinen Krieg mit den chriſtlichen Mächten zu unterhalten, weil der Krieg den Korſaren mehr Gelegenheit giebt, beträchtlichere Beute zu machen, wovon der Staat ſehr viel Nutzen hat, ſowohl in Anſehung der Kaufmannsgüter und Anwuchs der Schiffe oder der Kapermarine, als auch in Anſehung der Sklaven. Der Gewinnſt, welchen jeder eingeſchiffte Sklave bringt, treibt alle Anderen an, ſich auch einſchiffen zu laſſen, wodurch die Raubſchiffe ſehr verſtärkt werden, ſo daß ſie im Stande ſind die größten und ſtärkſten Schiffe wegzunehmen. Eine andere Urſache war, daß die drei Raubſtaaten vermöge ihrer Grundſätze allemal durch eben dieſe Unglücksfälle viel gewinnen, wodurch die andern Staaten viel verlieren. Denn einer von ihren Hauptgrundſätzen über den ſie jederzeit genau hielten, iſt der, daß der Staat niemals etwas von ſeiner Macht verlieren darf, daher ſind die Herren eines verunglückten Kaperſchiffes verpflichtet, ein anderes von gleicher Beſchaffenheit wieder bauen zu laſſen. Fällt ein Türke oder Maurer in die Sklaverey, ſo betrachtet ihn der Staat als todt und bemächtiget ſich ſogleich, wenn er keine Kinder oder Brüder hat, ſeiner ſämmtlichen Güter und verkauft ſie zu ſeinem Vortheile. Auch in Anſehung des Solds gewann der Staat, weil diejenigen, die in die erledigten Plätze wieder eintraten, für einen geringen Sold dienen mußten. — In den Reichen Fez und Marokko ſoll der Zuſtand der Sklaven in früheren Zeiten weit härter geweſen ſeyn, als in neuerer Zeit;

auch iſt er wohl etwas übertrieben hart geſchildert worden; man hat auch wohl die Algieriſche Sklaverey, die ungleich härter iſt, mit der Marokkaſchen vermiſcht. In Marokko gehören alle Sklaven dem Könige, der nicht duldet, daß ihnen Jemand Unrecht thut. Wenn ein Europäiſches Schiff von einem Kaper genommen wird, ſo wird die chriſtliche Mannſchaft auf das Mauriſche Fahrzeug übergebracht und geplündert, doch behalten ſie jederzeit etwas auf dem Leibe, um ſich zu bedecken. Dieſes iſt der ſchrecklichſte Augenblick, wo ſie auf einmal ihre Freiheit und Alles, was ſie bei ſich haben, verlieren und in Ungewißheit wegen ihres fernern Schickſals ſchweben, dabei erhalten ſie ſchlechten Unterhalt und ſchlechtes Lager am Bord. Der zweite nicht minder angenehme Auftritt iſt, wenn ſie gleichſam im Triumph von einem barbariſchen Pöbel begleitet unter dem Freudengeſchrei der Weiber eingebracht werden, und nach Hofe reiſen müſſen, wo ſie dem Könige vorgeſtellt werden. Wenn dieſes geſchehen, werden ſie in der Judenſtadt einquartirt und bekommen täglich eine Blankille oder 4 Däniſche Schillinge, wovon ſie recht gut leben können, beſonders wenn mehrere ſich zu einer Haushaltung vereinigen. Ihre Arbeit iſt nach Beſchaffenheit der Umſtände eingerichtet. Von der Arbeit läßt man auch die Kapitains, Chirurgen, Reiſende und Frauenzimmer, nebſt denjenigen, die entweder ihre Männer ſind, oder dafür ausgegeben werden, frei bleiben. Diejenigen, die auf ihre Blankille Verzicht thun, oder ſie an den Kaid geben, der die Chriſten commandirt, können frei von der Arbeit werden, und zu Hauſe thun, was ſie wollen, gemeiniglich bereiten ſie Wein und Branntwein, den ſie an Chriſten und Juden, auch heimlich an Mauren verkaufen, wodurch ein Sklave in wenigen Jahren einige tauſend Dukaten verdienen kann. Auf dieſe Weiſe leben die meiſten beſſer, als

Digitized by Google

in ihrem eigenen Vaterlande und in der Freiheit. Die Sklaven, die unter den Marokkaniſchen Regierungen über zu harte Strafen klagen, haben Unrecht; ſie werden oft nicht nach Verdienſt, und ungleich gelinder, als Mauren und Juden bei gleichen Vergehungen beſtraft. Die allgemeinſte Strafe für mäßige Vergehungen iſt neue Mauern aufzuführen und die alten niederzureiſſen, und das Gefährlichſte beſteht jetzt darin, daß Eltern zuweilen ihre kleinen Kinder, beſonders Töchter, verlieren, welche die Mauren aus Religionseifer mohamedaniſch erziehen laſſen. Der Regent hat gemeiniglich einen Favoritſklaven, den er zu wichtigen Dingen gebraucht, als zur Uuterhandlung mit Geſandten, Konſuls, Kaufleuten, Mauren und Juden, weil er glaubt, daß er dazu Klugheit und Treue vor ſeinen eigenen Leuten beſitzt. Ein ſolcher war der Admiral Kaas ein Paar Jahre lang während ſeiner Sklaverey; ihm wurden die wichtigſten Dinge anvertraut. Die Sklaven haben einen Kaid über ſich, welcher gewöhnlich ein Seekapitain iſt, der ſie auf ſeine eigene Hand mit Prügeln beſtrafen kann, und dem Sultan wegen ihrer Aufführung Rechenſchaft geben muß. Die Anzahl der Sklaven, ſo wie ihr Löſegeld, iſt verſchieden, und Letzteres nicht ſehr hoch. In Salee werden die Sklaven eben ſo behandelt, nur gehören ſie in dieſer Marokkaniſchen Stadt nicht dem Regenten, ſondern Privatperſonen, und es kommt in Anſehung der Behandlung derſelben viel auf die gute Geſinnung ihrer Herren an. Sie werden zu Salee in die Maramuren oder Stadtgefängniſſe zuſammen eingeſperrt bis ſie vertheilt werden, und von Mohren die ganze Nacht ſehr genau bewacht. Bei ihrem Verkaufe ſind ſie vielerlei Muthwillen und Mißhandlungen der Barbaren ausgeſetzt. — Diejenigen Chriſten, die in Marokko zur Mohamedaniſchen Religion, zum Islam übergehen, die Rene-

Digitized by Google

gaten, werden eben nicht ſehr geachtet, ſie werden Aelſgh genannt, dagegen die Juden, welche übertreten, Aſelami. Dieſe Renegaten ſind theils Freiwillige, welches meiſtens Ueberläufer aus Sebta ſind, oder auch Sklaven, die dadurch ihre Umſtände verbeſſern wollen, theils ſind es Gezwungene, welches aber unter dem Könige oder Sultan Mulei Abd Allah, welcher ſagt, daß derjenige, welcher ſeinem Gott nicht getreu iſt, auch ſeinem Könige nicht getreu ſeyn könne, weit ſeltener geſchah, als unter den vorhergehenden Regierungen. Die meiſten Renegaten ſind Spanier, dann Franzoſen, hierauf folgen die Italiener, Portugieſen, Deutſche, Schweizer und Engländer; von Dänen ſoll es keine geben. Es wird bloß zur Annehmung des Glaubens erfordert, daß ſie ſagen: La Illah ela Allah Mohamed Raſul Allah, wenn ſie auch übrigens nichts weiter von der Religion wiſſen. Hierauf wird der Renegat in Mauriſchen Kleidern zu Pferde mit Muſik und einem großen Gefolge durch die Gaſſen geführt; er giebt ſich einen andern Namen, und ſucht ſich einen Vater aus, der ihn allemal in Vertheidigung nimmt. An dem folgenden Tage wird er beſchnitten. Renegaten dürfen ſich hier nur mit Negerinnen oder höchſtens mit den Töchtern der Renegaten verheirathen, und werden kaum im dritten, vierten Gliede für Mauren angeſehen. Sie haben einen Renegat-Kaide über ſich, der mit Gefängniß und Prügeln ſtrafen kann, die ſie auch öfters verdienen, weil ſie ein Abſchaum des menſchlichen Geſchlechtes, ohne Religion, ohne Treue und Glauben ꝛc., und bei Mauren und Chriſten verächtlich ſind. Sie können es nicht höher, als bis zum Reis oder Kaperkapitain bringen, wobei ſie ſtets von einem eingebornen Maurer beobachtet werden, und ſind Sklaven, die nie die Erlaubniß bekommen, aus dem Lande zu reiſen. Sie treiben verſchiedene Gewerbe, beſonders den

Digitized by Google

Schiffbau. Wenn die Kaper eine Priſe gemacht haben, ſo nimmt der Sultan, welcher die Schiffe bauen läßt, erſtlich den 5ten Theil zu ſich, womit er nach ſeinem Gefallen ſchaltet, obgleich gegen den Koran; hierauf nimmt er noch einen halben Theil, und alle Sklaven, wogegen er zum Belauf des halben Theils für die Kaper 50 Piaſter für jeden Sklaven ausbezahlt; dieſe übrige halbe Priſe wird unter die Mannſchaft vertheilt. Der Kaperkapitain nimmt die Kleider und Sachen des chriſtlichen Kapitains am Bord, die Waaren ausgenommen, und die Andern plündern die Mannſchaft, ſo gut, als ſie nur können. Die Beſtrafung der Sklaven beſteht in Stockprügeln, entweder auf den Hintern, oder auf den Bauch, oder unter die Füße; auch geſchieht dieſes Prügeln mit einem dicken ledernen Riemen. Dieſer Beſtrafungsart ſind aber auch die Juden und ſelbſt die Mauren unterworfen. In neueſter Zeit hat ſich hierin, nach Ali Bey, was ſowohl die Renegaten, als die Chriſtenſklaven anbetrifft, nicht viel geändert.

Auch die Juden ſind in Marokko, nach dem eben erwähnten Schriftſteller, Sklaven des Sultans, und dürfen ſich daher nicht aus dem Lande entfernen. Sie werden in einer drückenden Sklaverey gehalten. Ueberall im Reiche, ausgenommen in Tanger, dürfen ſie nicht unter den Mauren wohnen, ſondern ſind auf ein abgeſondertes Viertel einer jeden Stadt, wo ſie ſich aufhalten, beſchränkt. In Tanger wohnen ſie neben den Mauren, und ſind dadurch um ſo mehr vielen Unannehmlichkeiten ausgeſetzt; denn bei Streitigkeiten nimmt ſich der Maurer, wenn der Jude Unrecht hat, ſelbſt Recht, und wenn der Jude Recht hat und bei dem Richter klagt, ſo neigt ſich dieſer immer auf die Seite des Muſelmanns; ja es geht ſo weit, daß ein muſelmänniſcher Knabe einen Juden ſchimpſt und ſchlägt, wie alt und ſchwach auch Letzterer ſeyn

mag, ohne daß derſelbe berechtiget wäre, ſich zu beklagen und noch viel weniger ſich zu vertheidigen. Dieſe Ungleichheit erſtreckt ſich bis auf die Kinder. Die Mohamedaniſchen Kinder ſchlagen die Judenkinder, ohne daß Letztere ſich jemals nur im mindeſten vertheidigen. — Auf Befehl der Regierung müſſen die Juden eine eigene Kleidertracht haben, welche in weiten Hoſen, einem bis an die Knie reichenden Rock, einem auf der Seite hängenden Bournous oder Mantel, Pantoffeln und einer ſehr kleinen Mütze beſteht. Alle dieſe Kleidungsſtücke müſſen ſchwarz ſeyn, bis aufs Hemde, deſſen lange Aermel unbedeckt ſind und herabhängen. Wenn ſie vor Moſcheen vorüber gehen, müſſen ſie ihre Sandalen oder Pantoffeln ablegen, eben dieſes ſind ſie auch vor den Häuſern des Kaid, des Kadi und der vornehmſten Muſelmänner zu thun ſchuldig. Begegnen ſie einem Muſelmanne von vornehmen Stande, ſo müſſen ſie ſchnell bis auf eine gewiſſe Entfernung linker Hand vom Wege des Muſelmanns ausweichen, ihre Sandalen zwei bis drei Schritte hinter ſich laſſen, und eine demüthige Stellung dadurch annehmen, daß ſie den Körper ganz vorwärts krümmen, und zwar ſo lange, bis der Muſelmann vorüber iſt, und ſich bereits eine beträchtliche Strecke entfernt hat. Bequemen ſie ſich nicht auf der Stelle zu dieſer Erniedrigung, oder ſteigen ſie nicht vom Pferde, wenn ſie auf ihrem Wege einem Anhänger Mohamets begegnen, ſo werden ſie empfindlich beſtraft. Ali Bey war mehreremals genöthiget ſeinen Soldaten und Dienern Einhalt zu thun, welche über dieſe Unglückliche herfielen, um ſie zu mißhandeln, wenn ſie nicht ſchnell genug waren, und die ihnen von dem Muſelmänniſchen Despotismus vorgeſchriebene Stellung anzunehmen zögerten. In Fez, wo ſie in einer Vorſtadt auſſerhalb der Stadt wohnen, dürfen Männer und Frauen nicht anders als barfuß

Digitized by Google

in die Stadt kommen und müſſen hier eben ſo gut, wie zu Tanger, wenn ihnen der geringſte Soldat oder der armſeligſte Neger begegnet, der in Königlichen Dienſten ſteht, die Sandalen ausziehen. Auch zu Marokko hat das Judenquartier eine, eine halbe Stunde im Umfange betragende Ringmauer. Zur Nachtzeit und die Sonnabende wird das Thor dieſes Viertels verſchloſſen und von einem Kaid bewacht. Die Judenfrauen gehen auf den Straßen verſchleiert und barfuß und müſſen ſich, ſo ſchön ſie auch ſind, vor Negerinnen niederwerfen. Die Juden beſchäftigen ſich in den großen Städten, wie zu Tanger, Fez, Marokko ꝛc., mit den Künſten und Handwerken; ſie ſind Goldſchmiede, Blechſchmiede, Schneider ꝛc. ꝛc. Die vorzüglichſten Künſtler unter ihnen, ſtehen doch weit unter den ſchlechteſten Europäiſchen, und doch werden ſie unter den Mauren für ſehr geſchickt gehalten, man wird ſich daher leicht einen Begriff von den Maurenſchen Künſtlern machen. Im Stehlen beſitzen daſelbſt, jedoch die Juden eine auſſerordentliche Geſchicklichkeit und ſie rächen ſich für die üble Behandlung der Mauren, indem ſie dieſelben täglich übervortheilen und betriegen. — In Tripolis können, nach Ali Bey el Abaſſi, die Europäiſchen Renegaten ihr Glück machen und zu den erſten Staatsämtern gelangen. Der Admiral oder oberſte Befehlshaber der Marine iſt ein Engländer von Geburt und hat eine Anverwandte des Paſchas Sidi Youſſouf, welcher vor zwanzig Jahren über Tripolis herrſchte. Dieſer Regent war ſelbſt nicht ungebildet, ſprach ziemlich gut Italieniſch und liebte Pracht und Aufwand. Die Chriſtenſklaven, die hier auch der Regierung zugehören, werden daher gut gehalten, dürfen bei Privatleuten in die Dienſte gehen; ſie müſſen aber einen Theil ihres Verdienſtes der Regierung abgeben.

Die Frauenzimmer, welche in die Sklaverey der

Mohamedaner gerathen, haben in ſo fern, wenn ſie jung ſind, ein beſſeres Loos, daß ſie dann nicht zu arbeiten brauchen, indem ſie in die Harems der Großen verhandelt oder verkauft werden, wo man ſie dann mit aller nur möglichen Pracht unterhält, nur ſind ſie Gefangene, die von dem Willen ihres Gebieters abhängen. Welches Leben ſie ungefähr daſelbſt führen, iſt im Art. Serai, Th. 152, S. 343 u. f. zu erſehen Sind die zu Sklaven gemachten Frauenzimmer aber ſchon bei Jahren, ſo daß ſie keine Reize mehr beſitzen, ſo werden ſie in den Mohamedaniſchen Staaten, wo ſie nicht der Regierung zufallen, an Privatleute verkauft, die ſie zum Dienſte im Hauſe oder auf dem Felde gebrauchen. Im Ganzen iſt die Sklaverey der Chriſten bei den Mohamedanern bei weitem nicht ſo ſchlimm, als diejenige der Neger bei den Chriſten in den Pflanzungen Weſtindiens. Sie genießen nicht nur mehr Freiheit und können für Andere arbeiten, wenn ſie nur ihrem Herrn ein Gewiſſes abgeben, ſondern werden auch bei vielen Türken und Arabern, wie die Kinder des Hauſes behandelt, wenn ſie ſich gut betragen und in die Launen ihres Gebieters zu ſchicken wiſſen, welches Alles, mit einigen Ausnahmen, bei den chriſtlichen Pflanzern fortfällt, die nur allein auf ihren Gewinn ſehen, worauf der Türke aber weniger ſieht, weil er nicht den Handelsgeiſt beſitzt. Er iſt zufrieden, wenn ihm der Sklave nur das liefert, was er ihm im Hauſe oder auf ſeinen Feldern überträgt; er gebraucht ſie nicht ſtatt des Viehes, und behandelt ſie nicht mit ſolcher Grauſamkeit, wie oben angeführt worden; auch können ſie ſich loskaufen, wenn ſie ſich die dazu nöthige Summe erſpart haben. Ueber die Chriſtenſklaven bei den Türken, ſ. auch unter Türkey, in T., ſo wie unter Tripolis und Tunis. Ueber den Sklavenhandel im Königreiche Juda, ſ. unter Juda,

Digitized by Google

Th. 31, S. 285. u. f. Ueber den Sklavenhandel auf der Inſel Jamaika, ſ. unter Jamaika, Th. 28, S. 755 u. f.

Von der Sklaverey der Frauen. Auch die Frauen ſind bei mehreren Völkern der Sklaverey unterworfen oder befinden ſich im Zuſtande der Sklaverey. Bei den noch rohen, unkultivirten Völkern, den ſogenannten Wilden, die noch zu wenig von der Natur abweichen, das heißt, von ihrem Naturzuſtande, ſind die Weiber die Knechte ihrer Männer, wie auch ſchon oben, unter Sitte, S. 505, angeführt worden. Dieſe legen ihnen die ſchwerſten Arbeiten auf, und ſie müſſen die eigenſinnigen Einfälle der Männer befolgen, die ſie mit auſſerordentlicher Härte behandeln. In Ländern, in welchen man weiter in der Kultur gekommen, um ſchon einen Unterſchied unter Freiheit und Sklaverey wahrzunehmen, ſind ſie Sklavinnen ihrer Männer. Der Mann maßt ſich ſogar das Recht über Leben und Tod an; er verkauft ſie, jagt ſie weg, und nimmt mit ihnen vor, was er immer will. In den Republiken, in der Urform, wo die Vaterlandsliebe Alles überwiegt, vernichtet man alle Vergnügungen, die der Luxus bei einem ſklaviſchen Volke erſinnt, um ſich zu zerſtreuen; oder die die Regierungen erſinnen, um dem Volke einen Götzen zu geben, mit dem es ſich beſchäftiget, ein Spielwerk zum Augenverblenden; man liebt Rohheit und Kraft; denn nur dieſe hält man für die Bruſtwehre der Freiheit und des gemeinen Beſtens; man fürchtet daher den Einfluß der Weiber in die Staatsgeſchäfte, und alſo unterhält man ſich mit ihnen ſo wenig, als möglich, wie man es in Griechenland und in Rom in den erſten Zeiten der Republik gewahrt; zu Ende der Römiſchen Republik findet man in der Verſchwörung Catilina's ſchon Frauen verwickelt, wie Fulvia, welche dem Cicero die Verſchwörung entdeckte, und mehrere andere aus

Digitized by Google

den angeſehenſten Häuſern Roms. Bei den Griechen bewohnten ſie die innerſten Zimmer des Hauſes (Gynaeceum), wohin keine fremde Mannsperſon kam. — Unter dem Deſpotismus muß in den Sitten jeder Schatten von Freiheit ſchwinden. Der Umgang mit Frauen macht die Männer dreiſt, kühn und unternehmend, muthwillig, gefällig und witzig, lauter Eigenſchaften, die ſich zur Unterwürfigkeit nicht ſchicken, denen der Tyrann nicht hold iſt; daher werden Serails erbauet und die Frauen eingeſchloſſen. — In den Monarchien miſcht ſich die Nation nur in ſofern in die Staatsverwaltung, als ſie, die Monarchie, beſchränkt iſt, eine halb republikaniſche, halb monarchiſche Form hat, wie die Großbritanniſche und die Franzöſiſche Monarchie, wo ſie dagegen unbeſchränkt iſt, bleibt die Nation fern von derſelben; in beiden Fällen haben die Frauen Spielraum ſich zu bewegen; ſie haben eine vollkommene Freiheit und hängen nur in ſo fern von dem Manne ab, als dieſer ſie gut behandelt, ſonſt finden ſie Mittel zur Trennung ohne weitere Deſpotie. Auch können ſie Theil an Geſchäften nehmen; ſie ſind die Seele aller Vergnügungen; und daher iſt es Politik in einigen Monarchien, dem Volke ſo viele Vergnügungen und Zerſtreuungen, als möglich, zu gewähren, damit es von allen Schritten der Regierung abgelenkt werde und diejenigen Regierungen, die nur die Frugalität, die höchſte Mäßigkeit und Sparſamkeit lieben, mit mitleidigen Augen betrachte. Bringt es ein monarchiſcher Staat ſo weit, ſo hat er nicht das Mindeſte von den Gefahren der Anarchie zu befürchten. Daher iſt hier die Freiheit des Frauenzimmers auch von großem Nutzen, uneingedenk, daß die Kultur in jedem Staate den Frauen immer einen anſehnlichen Rang einräumen wird, indem ſie am meiſten zur geſelligen Bildung der Männer beitragen. S. auch oben, S. 506, 507.

Digitized by Google

Auf Amboina dienen die Weiber ihrern Männern wie Sklaven; ſie dürfen nicht mit den Männern ſpeiſen. Die Weiber der Karaiben dürfen nicht einmal in Gegenwart der Männer eſſen. Am Senegal müſſen ſie nach Brue einen Schleier vornehmen, ſo lange Männer gegenwärtig ſind; ſo bald dieſe ſich entfernen, legen ſie den Schleier ab. Die Frauen in Madura dürfen nicht einmal den Namen ihres Mannes ausſprechen; wollen ſie daher von ihren Männern reden, ſo bedienen ſie ſich allerlei Umſchreibungen, wodurch ſie ihre tiefe Ehrfurcht ausdrücken. Auf den Sklavenküſten in Afrika iſt es den Männern erlaubt, ihre Frauen bei demj geringſten Argwohn von Untreue an den Sklavenhändler zu verkaufen. Brue hat einſtens eine Sklavin gekauft, deren Eltern ihn nachher gebeten, ſie wieder gegen ein anderes Mädchen umzutauſchen, an welchem er mehr Gewinn habe; ich that es, ſagte dieſer Reiſebeſchreiber; das Mädchen, welches ich zurückgab, wurde in der Stelle aus den Staaten des Dames weggeſchaft; denn wenn es die Polizey erfahren hätte, ſo wäre ſie hingerichtet worden. In den meiſten Afrikaniſchen Reichen erkaufen die Männer ihre Weiber durch einige Geſchenke. Da es ſich nun oft trifft, daß der Neger mit ſeiner Frau unzufrieden iſt, den Preis, welchen ſie ihn gekoſtet, aber nicht einbüſſen mag, ſo verkauft er ſie um denſelben Preis an einen jüngeren Mann ſeiner Familie. Broeck hat am grünen Vorgebürge ſehr oft ſchwangere Negerinnen geſehen, die fünf bis ſechs Ochſenhäute auf dem Kopfe und ein Kind auf dem Rücken ſchleppen mußten, während der Mann nur ſeine Waffen trug. — Wenn ein Mandingo einige Tage aus ſeinem Hauſe abweſend war, ſo empfängt ihn die Frau bei ſeiner Zurückkunft knieend, in welcher Stellung ſie ihm auch zu trinken reichen muß, ſo oft er Durſt hat. Selbſt ſolche Männer, die nicht würdig

zu herrſchen ſind, und denen Geburt und Erziehung jede Art von Herrſchaft verſagt hat, wollen doch mehr, als die Weiber ſeyn. Nach Tavernier hat ein Bauer in Aſem oft vier Frauen; zu jeder ſagt er bei der Verheirathung mit ihr, welches Geſchäft ſie im Hauſe zu verrichten hat, auf welche Weiſe nun eine jede weiß, was ſie zu thun hat, ohne daß Streit unter ihnen entſteht. Wenn Männer eine von ihren Frauen über die übrigen erheben, ſo hat die Eiferſucht gar keine Gränzen und die Dienſtbarkeit wird dann ganz unerträglich. Die erſte Beyſchläferin des Königs von Ardra hat ein großes Anſehen. Die übrigen Beyſchläferinnen ſind ſämmtlich ihre Sklavinnen, welche ſie ſogar an die Europäer verkaufen kann. D'Elbee ſah acht auf dieſe Weiſe verkaufen. Auch von einer Art politiſchen Sklaverey werden die Frauen gedrückt, die ſich durch kein Bitten und Flehen mildern läßt. So erbt der König von Achem nach Beaulieu alle Güter ſeiner Unterthanen, wenn ſie keine Söhne hinterlaſſen. Ein Vater darf ſeine Töchter bei ſeiner Lebenszeit verheirathen; ſtirbt er hingegen, ehe ſie verſorgt ſind, ſo ſind ſie Eigenthum des Königs, der die ſchönſten in ſein Serail aufnimmt. Aehnliche Rechte hat der König von Bantam nach Houtmann's Bericht. Um daher die Töchter aus der Sklaverey des Königs zu erlöſen, verheirathen die Väter ihre Töchter ſchon in ihrem achten Jahre. Dann giebt es Länder, wo die Frauen Sklaven des Publikums ſind, und wo ihre Ehre und Schaam dem Erſten dem Beſten Preis gegeben wird, welches in Loango geſchieht. Die Frau, die einen Fremden in ihr Haus aufnimmt, muß die erſten beiden Nächte bei ihm ſchlafen; auch ſollen daſelbſt die Männer ihre Weiber, nach Merolla, umtauſchen, und als ihnen die Miſſionarien darüber Vorwürfe machten, gaben ſie zur Antwort: Es ſei unmöglich, daß man ſich immer

Digitized by Google

auf dieſelbe Nahrung einſchränken könne. — Bei den Otahittern giebt es Geſellſchaften, in welchen die Weiber allen Männern gemein ſind. — Die Tataren in Dageſtan nehmen die Weiber, wie die Bedienten zur Pracht, je mehr einer Weiber hat, um ſo mehr Anſehen hat er. Bei den Römern gab, nach einem Geſetze des Romulus, ein Ehemann ſeiner Frau den Abſchied oder er beſtrafte ſie mit dem Tode, wenn er ſie des Ehebruchs, des Giftmiſchens oder des Weintrinkens überführen konnte. Die Frau durfte dagegen den Mann unter gar keinem Vorwande verlaſſen. In der Folge wurde ſie gar ſeine Sklavin, die er verkaufen und hinrichten konnte; ſie wurde zu gleicher Zeit die Sklavin der ganzen Familie, weil ein Vater ſeine Tochter zwingen konnte, ihren Mann zu verlaſſen, wenn er gleich in die Ehe gewilliget hatte. Nach dem Cäſar ſollen die Gallier gleichfalls das Recht über das Leben und den Tod ihrer Weiber gehabt haben.

Die Weiber im Serail des Königs von Achem müſſen ſehr vorſichtig ſeyn, weil das geringſte Verſehen mit dem Tode beſtraft wird; keine Sklavin kann unter ſeine Beiſchläferinnen aufgenommen werden. Wenn ihm ein Kaufmann ein Mädchen zum Verkauf anböte, welches ſchon an Andere feil geboten worden, ſo würde er den Kopf darüber einbüſſen. Die Kinder werden ſehr weit vom Serail erzogen und ſie ſehen ihre Mütter nicht wieder. Wenn eine Frau des Königs von Loango ſchwanger iſt, ſo wittert der Tyrann, ſo klug auch immer ihr Betragen ſeyn mag, Untreue; eine Sklavin muß den Bonda trinken; erliegt ſie der Gewalt dieſes Giftes, ſo wird ſie noch lebendig begraben, und die Frau wird zum Scheiterhauſen verdammt. So giebt es Fürſten, welche ihre Frauen das Amt des Henkers auftragen. Der König von Juda ſchickt bisweilen, nach Desmarchais, drei bis vier hundert Frauen aus, welche die Häuſer der Unterthanen rauben und

Digitized by Google

umſtürzen, und da man ſie bei Lebensſtrafe nicht anrühren darf, ſo führen ſie ihre Aufträge ganz ruhig aus. Ein andermal ziehen ſie Heerweiſe aus, jede iſt mit einem langen Stabe bewaffnet; ſie machen die Befehle des Königs in den entlegenſten Provinzen bekannt. Iſt irgend ein großer des Reichs nicht Sklave genug, das heißt, dem Fürſten nicht genug unterthänig, ſo werden ſeine Güter von zwei bis drei Tauſend ſolcher Weiber verwüſtet, und da ſie, wie ſchon erwähnt, Niemand anrühren darf, ſo werden die Rebellen auf dieſe Weiſe leicht gebändiget. Auch mit Mord und Blut ſind dieſe Serails befleckt. So zog ſich Abdelchan, General im Königreiche Viſapour, des Krieges müde, in ſein Serail zurück, in welchem er 1200 ſchöne Weiber beiſammen hatte. Hier, im Genuſſe aller Vergnügungen, erhielt er den Befehl des Königs, ſeines Herren, die Armee wider Sewagy anzuführen; da er nun ſehr eiferſüchtig war, ſo ſchloß er ſich eine Woche lang mit ſeinen Weibern in ſein Serail ein, überließ ſich dem Genuß derſelben, und ließ ſie in dem Augenblicke ſeiner Reiſe ſämmtlich vor ſeinen Augen hinrichten. — Die Härte und Grauſamkeit derjenigen Kaufleute, welche die Harems der Mohamedaniſchen Großen mit Mädchen verſehen, iſt nicht zu beſchreiben. Hier eine Geſchichte, die Carre erzählt. „Ich ſah in der Arabiſchen Wüſte einen Mann, der ſehr niedergeſchlagen war uud höchſt unglücklich zu ſeyn ſchien. Ich fragte ihn nach der Urſache ſeiner Betrübniß. Er antwortete: Begieb Dich mit Deinem Führer hinter dieſen Hügel, ſo wirſt Du meine traurige Lage, in der ich mich befinde, kennen lernen, und mir vielleicht zu helfen ſuchen. Wir hatten kaum den Hügel erſtiegen, als wir eine Karavane erblickten, die aus vielen Knechten und ungefähr aus hundert Kameelen beſtand, auf welchen ſich zweihundert ſchöne Mädchen von zwölf bis funfzehn

Digitized by Google

Jahren befanden. Einige hatten ſich auf die Erde hingeworfen, ſchwammen in Thränen, und Verzweiflung malte ſich auf ihrem Geſichte, einige klagten und ſchrieen, andere riſſen ſich die Haare aus. Nie hat mich ein Schauſpiel ſo tief gerührt. Als der erſte Anfall von Schmerz vorüber war, fragte ich den Türkiſchen Kaufmann um den Grund der Klagen ſo vieler Unglücklichen. Er gab mir zur Antwort: Ich bin eigentlich der Unglückliche und meine Verzweiflung iſt hundertmal größer, als das Unglück dieſer Mädchen zuſammengenommen. Zehn Jahre lang habe ich ſie in Aleppo mit vieler Sorgfalt und Koſten aufgezogen, nachdem ſie theuer erkauft worden. Ich habe das ſchönſte Blut aus Griechenland, Circaſſien und Armenien zuſammen gebracht, und jetzt, da ich dieſe Mädchen nach Bagdad führen will, wo Perſer, Araber und Mongolen ſie einkaufen, ſehe ich ſie vor Durſt ſterben, weil ich den Weg durch die Wüſte nahm, der mir der ſicherſte zu ſeyn ſchien. — Dieſe Nachricht erfüllte mich mit Schrecken und ich verabſcheuete den Mann und ſein Gewerbe. Da ich aber ſeine ganze Geſchichte zu wiſſen wünſchte, ſo ſtellte ich mich an, als wenn mir ſein Schickſal nahe ginge. Er fuhr daher fort: Siehe die Gräber da, ich habe ſchon mehr als zwanzig Frauenzimmer und zehn Verſchnittene begraben; ſie ſtarben, weil ſie Brunnenwaſſer, welches mit verfaulten Heuſchrecken angefüllt geweſen, deren Geſtank alles anſteckt, getrunken hatten. Dieſes Waſſer iſt für Menſchen und Thiere ein tödtliches Gift. Jetzt müſſen wir alle von Kameelmilch leben, und wenn ich nicht durch einen Zufall Hülfe erhalte, ſo büße ich mein ganzes Vermögen in dieſer Wüſte ein. — Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, als ich mehrere dieſer unglücklichen Mädchen vor meinen Augen ſterben ſah, und die Zuckungen des Todes auf ihrem ſchönen Antlitze erblickte. Ich nä-

Digitized by Google

herte mich einem ſterbenden Mädchen, riß den Strick entzwei, an welchem unſere Waſſerſchläuche angebunden waren, und eilte ihm einen Trunk Waſſer zu reichen. Darüber wurde mein Arabiſcher Wegweiſer wüthend, und ich konnte aus ſeinem Toben die Härte ſeiner Nation abnehmen. Der Grauſame ſchoß einen Pfeil auf die Unglückliche ab, der ich zu Hülfe kommen wollte, und tödtete ſie; er ſchwur ſogar, er wolle alle übrigen erſchieſſen, woſern ich es mir einfallen ließe, unſere Lebensmittel mit ihnen zu theilen. Siehſt Du nicht, rief er mir mit Bitterkeit zu, daß wenn wir das wenige Waſſer, welches wir noch übrig haben, auf eine ſolche Art verſchwenden, wir bald ein ähnliches Schickſal zu befürchten haben? Er gab indeſſen dem Türkiſchen Kaufmann den Rath, er möchte einige von ſeinen Leuten nach den nicht ſehr entfernten Sümpfen von Taiba ſenden, wo ſie vielleicht Quellen finden würden, deren Waſſer nicht verdorben ſei. Allein der Türke fürchtete, daß die daſelbſt wohnenden Araber ihm den Reſt ſeiner Waare rauben dürften, wenn ſie es erführen; er machte ſich daher dieſen Rath nicht zu Nutze, und wir verließen die Karavane, ohne zu wiſſen, wie es derſelben nachher ergangen. Jetzt verloren dieſe unglücklichen Schlachtopfer alle Hoffnung. Bei unſerem Abſchiede klagten ſie laut, daß ihr Klagegeſchrei noch jetzt in meinem Herzen ertönt." Obgleich dieſe Erzählung des Carre etwas fabelhaft klingt, indem mehrere Umſtände darin ſich nicht gut vereinigen laſſen, und Caravanenführer in der Wüſte, wenn ſie kein Waſſer antreffen, und ihr Vorrath verzehrt iſt, Kameele ſchlachten, und ſich des in dem Haubenmagen dieſes Thieres befindlichen Waſſers zum Trinken bedienen, ſo iſt doch die Sache an und für ſich wahr, daß man junge Mädchen in Circaſſien, Griechenland ꝛc. aufkauft, oder ſie, wenn es angeht, raubt, ſie erzieht und an die Mohamedaniſchen Großen

Digitized by Google

für die Harems verkauft. Nach Chardin ſoll der Kaufpreis dieſer Schönheitswaare oft nur ſehr gering ſeyn. Die ſchönſten Mädchen ſollen, nach dieſem Schriftſteller, in Mingrelien zwiſchen dreizehn bis vierzehn Jahren nicht mehr als zwanzig, die Frauen aber nur zwölf Thaler koſten. In Konſtantinopel iſt der Marktplatz, worauf die weißen Frauen verkauft werden, verſchloſſen und wird nur an den Tagen geöffnet, wo Sklavinnen verkauft werden. Es iſt ein großer Hofraum, der in einer Höhe von drei bis vier Fuß mit einem Gerüſte umgeben iſt, auf welchem man die Sklavinnen ausſtellt. In die kleinen Zimmer, die dahinter liegen, werden die Frauenzimmer geführt, welche die Kaufluſtigen behandelt haben. Sie werden auf dem Gerüſte mit einem leichten Gewande, einer Art Decke, Tuch, welches ſie übergeſchlagen haben, ausgeſtellt. Der Verkäufer, der ſie verhandelt, hebt oder läßt von jedem das Tuch zur Hälfte abheben, ſo daß ſie ſo weit ganz nackt erſcheinen und von den Käufern betrachtet werden können. Auf dieſelbe Weiſe geſchieht es auch zu Bagdad und auf allen Sklavinnenmärkten im Morgenlande. Dieſe Märkte werden gut bewacht und Chriſten nur ſehr ſelten hineingelaſſen. Die ausgeſtellten Frauenzimmer werden hier gleichſam wie die Pferde und andere Nutzthiere auf den Viehmärkten betaſtet oder befühlt, und es entehrt wahrlich die Menſchheit. Die Großen oder Eigenthümer des Serails verlangen, daß ihre Frauen keine andern Bedürfniſſe und Wünſche haben ſollen, als welche ihnen die eigenſinnigen Launen ihrer Gebieter geſtatten. Die Leidenſchaften der Liebe ſind in den Augen ihrer Tyrannen ein Verbrechen, ſie ſollen nur ihnen getreu ſeyn, obgleich ſie oft einen ſolchen Tyrannen nicht zu ſehen bekommen. Einige Könige der Neger heirathen, nach Jobſon, ſechzehn Frauen, die ſich einzig und allein mit den Vergnügungen des Fürſten beſchäftigen.

Digitized by Google

Die Anzahl ihrer Beiſchläferinnen iſt nicht feſtgeſetzt, aber der geringſte Verdacht von Untreue hat den Tod zur Folge. Es gehört zum Zuſtande des Sklaven, daß er kein Eigenthum beſitze, ſondern ganz und gar ſeinem Herren zugehöre; dieſes iſt auch in vielen Gegenden der Fall mit den Weibern. Am Vorgebürge der guten Hoffnung, im Königreiche Benin, und überhaupt auf der ganzen weſtlichen Küſte von Afrika kann ihnen keine Erbſchaft zufallen. Ein ähnliches Geſetz findet man bei den Tataren, ſo wie auch bei den alten Bewohnern von Chaldäa und Arabien. Das bekannte rechtliche Urtheil des Moſes, B. 4, Kap. 27, belehrt uns, daß bis auf dieſe Zeit die Weiber nie in der Erbſchaft gefolgt. Dieſer Geſetzgeber geſtattete ihnen überhaupt nur in dem Falle ein Erbrecht zu, wenn im gleichem Grade kein männlicher Erbe vorhanden war. Man gelangt zum Beſitz und Genuß einer Frau, wie man ſich in den Beſitz anderer Hausgeräthe ſetzt; man kauft ſie. Sobald eine Frau ein Jahr mit einem Römer zugebracht, ſo gehört ſie ihm zu; ſtarb der Mann, ſo mußte die Frau bisweilen mit ihm in die andere Welt wandern, um ihn daſelbſt zu bedienen. Ein in Abſicht auf die Volksvermehrung dem Staatsintereſſe ſo ganz zuwiderlaufendes Geſetz, welches dennoch bei vielen Völkern eingeführt worden. Die Weiber der Heruler, die ſich nicht gleich auf dem Grabe ihrer verſtorbenen Männer erwürgten, wurden für infam erklärt. Die Dänen machten die geſetzliche Verordnung, daß beim Tode eines Mannes alle ſeine Weiber mit ihm verbrannt oder begraben werden müßten. In andern Ländern ſchien die Dienſtbarkeit der Weiber noch kein hinlänglicher Grund zu ſeyn, ein ſolches Opfer zu fordern; man ſuchte daher dieſem Opfer durch Scheingründe einen Anſtrich von Rechtmäßigkeit zu geben, und es hieß nun, alle Weiber müßten aus Liebe zu ihren Männern ihn in die andere Welt

Digitized by Google

begleiten; man miſchte ſogar die Religion mit hinein oder die Geiſtlichen ſuchten wenigſtens durch liſtige Kunſtgriffe den Frauen unmöglich zu machen, ſich einer ſolchen Aufopferung nicht zu unterziehen, wie z. B. in Oſtindien, in Bengalen und Malabar ꝛc. ꝛc.; ſ. auch unter Selbſtmord, Th. 153, S. 125 u. f. Bei dem Abſterben eines Inkas in Peru, wurden ſeine Beiſchläferinnen hingerichtet; ſ. den angeführten Theil, S. 125. Wenn die Dienſtbarkeit in der Selbſtverleugnung beſteht, ſagt ein gewiſſer Schriftſteller, ſo kann man ſagen, daß die Weiber bei den meiſten Völkern ihr ganzes Leben hindurch dieſe Tugend üben. Auſſer den allgemeinen Geſetzen, die in allen Ländern zu ihrem Nachtheile vorhanden ſind, hat man ſie auch noch mit einer Menge beſonderer Verordnungen beläſtiget. Viele derſelben beziehen ſich zwar auf die Regierungsform, auf Klima und die Gemüthsart der verſchiedenen Nationen; allein der Eigenſinn der Männer war deſſenungeachtet in den meiſten Fällen der Maaßſtab, wonach man ihnen ihre Vorſchriften beſtimmte. So durften z. B. die Weiber der alten Marſeiller keinen Wein trinken, und die Römerinnen, welche dieſe Verordnung übertraten, wurden mit der Strafe des Ehebruchs, das iſt, mit dem Tode belegt. In vielen Ländern mußten und müſſen noch die Weiber ein eingezogenes, ein wahres Sklavenleben führen; Politik, Schicklichkeit und Eiferſucht legen ihnen dieſe Ketten an; ein ſolches Gefängniß iſt noch unerträglicher, als die Dienſtbarkeit ſelbſt. Nach der Natur, ſagt ein Schriftſteller, iſt kein Weſen ſo ſehr zur Geſelligkeit gemacht, wie das Weib; zieht man aber die Geſchichte zu Rathe, ſo ergiebt ſich's, daß die menſchlichen Verordnungen gar nicht auf dieſes Prinzipium gegründet worden. Griechenland iſt voll von feilen Dirnen; in allen Griechiſchen Städten waltete die Liebe, nur den Frauen ward eine

erniedrigende Eingezogenheit zugemuthet. Die Griechinnen gingen nie unverſchleiert vor die Thür; bei öffentlichen Schauſpielen durften ſie nicht erſcheinen, ſie durften nicht einmal ohne Erlaubniß aus einem Zimmer in das andere gehen; ſie bewohnten, wie ſchon oben angeführt worden, die innerſten Zimmer des Hauſes, welches von großen Hunden bewacht wurde, um feile Männer abzuwehren. Perikles ſagt: Weiber, Eure Hauptſache ſey zu verhindern, daß das Publikum nicht von Euch rede; Euer größter Lobſpruch, den Ihr verdienen könnet, iſt, daß Ihr weder ein Gegenſtand des Tadels, noch des Lobes werden möget. In der Andromache des Euripides werden einer Dame darüber ſehr bittere Vorwürfe gemacht, daß ſie ſich auſſer dem Hauſe habe ſehen laſſen. Lyſias führt in einer ſeiner Reden eine Wittwe redend ein, die es für das größte Unglück, das ſie habe treffen können, hält, daß ſie an einem öffentlichen Orte erſcheinen müſſe. Solon ſuchte die Weiber dadurch zur Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten, daß er verordnete, keine Matrone ſolle aus ihrem Hauſe gehen, wenn ſie mehr Kleider und mehr Lebensmittel bei ſich habe, als man für eine Obole haben könne. Er befahl auch, daß jede Frau, wenn ſie ausgehe, eine Magd bei ſich haben müſſe, welche eine Fackel vor ihr hertragen ſoll. — Bei den Römern wurden die Frauen nicht nur noch mehr bewacht, indem man ſie in den engen Familienkreis einſchloß, ſondern ſie waren ſogar einer Vormundſchaft unterworfen, die erſt mit dem Tode aufhörte, und ihr heftiger und eiferſüchtiger Charakter, wie er noch gegenwärtig bei den Italienern zum Theil gefunden wird, verführte ſie bald zu einer Strenge, in welcher ſie die Griechen bei weiten übertrafen. Wie die Keuſchheits-Gürtel in der neuern Zeit, erfanden ſie verſchloſſene gläſerne Seſſel, in welchem die Damen arbeiteten und ſich auch mit denen unterhielten, die ſie zu

Digitized by Google

beſuchen kamen. Bei der Tafel wurde bloß das verheirathete Frauenzimmer zugelaſſen, das aber nicht liegen, ſondern dabei ſitzen mußte. Auch bei den neuern Völkern Europas findet man ähnliche Geſetze unr Gebräuche. Die Frauen in England ließen ſich bis zur Zeit der Revolution nie ohne Masken auf den Straßen ſehen, und auch noch gegenwärtig leben die Engländerinnen ſehr eingezogen, ja eingezogener, als alle übrigen Europäerinnen, welches daher kommt, daß ſich die Britten mit der Staatsverwaltung beſchäftigen, Handlung und Fabriken treiben oder ſich zur See befinden und daher ſeltener bei ihren Frauen ſeyn können. Dieſe ſind daher auf ſich und auf die Frauen-Geſellſchaft beſchränkt. Die Schottländerinnen ließen ſich vor ungefähr hundert Jahren nicht unverſchleiert auf den Straßen ſehen. — In Spanien und Italien, in welchen Ländern die Eiferſucht der Männer ſehr groß iſt, werden die Frauen auch ſtrenge bewacht. Man hat hier eine Art Infibulation, einen Keuſchheitsgürtel erſonnen, der aus eiſernem Drahte beſteht und die Hüften umgiebt, und vermittelſt eines Combinationsſchloſſes befeſtiget wird, deſſen Combination zur Oeffnung deſſelben nur dem Manne bekannt iſt; ſ. auch unter Schloß, Th. 156, S. 371. In Sicilien durfte ehemals, als die Sicilianer ſich für frei hielten, keine Frau in einem Gaſthofe beherbergt werden, wofern ſie nicht authentiſche Scheine und Atteſte vorzeigen konnte, oder ſie der Wirth genau kannte. Die Betten in den Gaſthöfen wurden bei der Nacht von der Wache unterſucht. — In Aegypten durfte kein Schuhmacher bei Lebensſtrafe den Frauen Schuhe machen, welche alte Gewohnheit der Kalif Hakim wieder eingeführt hatte, und bei den Sineſen oder Chineſen werden die Füße durch das Tragen von engen Holzſchuhen zum Ausgehen faſt ganz unbrauchbar gemacht. Nach dem Herodot

ſoll die Eiferſucht bei den alten Aegyptern ſo weit gegangen ſeyn, daß man nicht einmal den Einbalſamirern der Leichen getraut hat. Man fürchtete, daß dieſe Menſchen die weiblichen Leichname mißbrauchen könnten, die man ihnen daher nicht früher anvertraute, als bis ſie in Faulniß übergingen. In Perſien wird nach Boulaye der Ort, wo die Beiſchläferinnen des Schachs hinbegraben werden, für Jedermann geheim gehalten, damit der König nicht eiferſüchtig zu ſeyn brauche. Nach Houtman dürfen in Bantam die Söhne nicht ihre Mütter beſuchen, weil man befürchtet, daß ſich die Erſteren zu weit mit den Letztern einlaſſen können; und in China oder Sina dürfen ſich die Freunde und Verwandte einer Dame nicht ohne Erlaubniß des Mannes mit ihr unterhalten; nur den Vettern, die um vieles jünger ſind, wird es geſtattet, und ein Schwiegervater ſieht, nach Navarette, nach dem Hochzeitstage das Angeſicht ſeiner Schwiegertochter nie wieder. Die Sineſen ſollen ſo mißtrauiſch ſeyn, daß nicht einmal Bruder und Schweſter mit einander reden dürfen. In Perſien wurde den Weibern durch ein Geſetz verboten, ſich auswärtigen Mannsperſonen zu zeigen. Bei den barbariſchen Völkern, welche Europa im 4ten und 5ten Jahrhunderte überſchwemmten, findet man eine ähnliche Verordnung. Die Weſtgothen, welche ſich in Spanien niederließen, machten es ihren Aerzten zur Pflicht, keiner Frau die Ader zu öffnen, wenn nicht ihr Mann, Bruder, Sohn oder Vater und Mutterbruder zugegen wäre. Bei den Mongolen mußten die Frauen ehemals einen feinen Schleier über das Geſicht gezogen im Hauſe tragen, und ſie durften nicht anders, als in Gegenwart ihrer Männer, Kinder, Väter, Mütter oder einer andern zuverläſſigen Perſon aus dem Bette aufſtehen. Nach dem Tavernier werden ſie in Armenien ſo ſorgfältig eingeſchloſſen gehalten, daß viele

Digitized by Google

Männer das Angeſicht ihrer Weiber nie geſehen. Ein Schriftſteller macht hierbei die ſehr richtige Bemerkung, daß dieſes wahrſcheinlich ſehr reiche Leute ſeyn müßten, die mehr Frauen in ihrem Harem aufnehmen, als ſie nöthig haben und die dieſe Waare von ihren Commiſſionairs kaufen, ohne ſie näher zu unterſuchen. Nach Chardin ſoll es den Frauen in Perſien eben ſo wenig, als den Kindern erlaubt ſeyn, ſich ihre Kleider auszuwählen; keine Frau weiß am Morgen, welches Kleid ſie den Tag über tragen werde. Nach Ali Bey el Abaſſi*) ſind die Weiber in Tanger im Reiche Fez wenn ſie ausgehen, ſo über und über vermummt, daß es ſchwer hält ein Auge im Hintergrunde einer unbeſchreiblich großen Falte ihres Ghaiks zu ſehen. Sie ſind von der Geſellſchaft der Männer gänzlich ausgeſchloſſen und üben ſich nur im Schreien, welches ihre einzige Erhohlung zu ſeyn ſcheint; denn ſie benutzen jede Gelegenheit ſich darin zu üben. Im ganzen Reiche von Fez und Marokko ſind die Juden der größten Verachtung ausgeſetzt, ſie dürfen nur barfuß in die Städte kommen, und die Judenweiber, welche unverſchleiert gehen und an Schönheit alles, was die Einbildungskraft Griechiſcher Bildhauer als Ideal der Schönheit erſchuf, in ſich vereinigen, ſind der Gegenſtand der niedrigſten Verachtung; ſie müſſen gleichfalls barfuß gehen nnd ſich zu den reich geſchmückten Füßen ſcheuslicher Negerinnen niederwerfen; welche die thieriſche Zuneigung oder das Vertrauen ihrer muſelmänniſchen Anbeter beſitzen; nur daß ſie öfters die Maitreſſen der Maurer werden, ſöhnt ſie mit ihrem Geſchicke einigermaßen aus. In Afghaniſtan werden die Frauen, als das Eigenthum ihrer Männer betrachtet, weil ſie der Mann kauft. In

*) Reiſen in Afrika und Aſien :c., aus dem Franzöſiſchen. 1ſte Abth. Weimar, 1816, S. 22, S. 165 u. f.

den Städten ſind ſie immer nach Mountſtuart Elphinſtone*) in ein großes, weißes Hemde gehüllt, das bis auf die Füße reicht und ihre Geſtalt vollkommen verhüllt. Sie ſehen vermittelſt eines Netzwerkes in der weißen Haube, die ihren Kopf bedeckt; daher haben die Männer keine Gelegenheit die Mädchen zu ſehen, und dieſerhalb werden die Heirathen nur auf Kauf oder der Vortheilhaftigkeit wegen geſchloſſen.

Bei vielen Nationen im Ruſſiſchen Reiche, wie z. B. bei den Tſchuwaſchen, Tſcheremiſſen, Mordwinen, Wotjaken und Wogulen**), werden die Mädchen durch Freiwerber an die Männer verkauft. Der Preis pflegt zwiſchen 20 bis 50 Rubel zu ſeyn; auch für 5 bis 10 Rubel erhält Mancher ſeine Abſicht, ſo wie Reichere wohl 80 Rubel geben müſſen. Der Mann befiehlt nach der Verheirathung allein, und die Frau muß ohne Einwendung gehorchen; thut ſie dieſes nicht, ſondern zeigt ſich bösartig, ſo zerreißt er ihren Schleier, wodurch ſie auf immer geſchieden ſind. Bei den Kirgiſen werden die Mädchen gleichfalls zur Ehe verkauft. Der Mittelpreis eines Kirgiſiſchen Mädchens zur erſten Frau beſteht in 50 Pferden, 20 bis 25 Kühen bis 100 Schafen, ein paar Kameele oder einem Sklaven und einem Panzer. Arme Freier geben weit weniger, dagegen reichere auch weit mehr. Die zweite Frau iſt weit theurer, als die erſte, und dieſe wieder wohlfeiler, als die dritte ꝛc. Wenn bei der Hochzeit bekannt wird, daß die Braut nicht Jungfer geweſen, ſchlachten die Gäſte des folgenden Tages das Reitpferd des

*) Geſchichte der Engliſchen Geſandſchaft an den Hof von Kabul, im Jahre 1808. Aus dem Engliſchen überſetzt von Fr. Rühs, 1r Bd. Weimar, 1817, S. 282 u. f.

**) Beſchreibung aller Nationen des Ruſſiſchen Reiches ꝛc. ꝛc. 1ſte Ausg. Petersburg, 1776, S. 40—42.

Bräutigams, zerſtücken ſein Hochzeitskeid und verſpotten die Braut; der Schwiegervater muß aber den Bräutigam ſchadlos halten. Die reicheren Kirgiſen haben oft vier Frauen und mehrere Beiſchläferinnen.

Auch die Erziehung trägt an vielen Orten zu einer faſt kindiſchen Dienſtbarkeit bei. Die jungen Mädchen erlernen weder Geſang, noch Muſik, noch Tanz, womit ſich nur die feilen Dirnen abgeben. Man unterrichtet ſie nicht im Schreiben, ſondern höchſtens im Leſen, damit ſie allenfalls den Koran leſen können, den ſie nicht verſtehen. Unter Heinrich dem Achten war man in dieſem Stücke ungleich ſtrenger; denn man verbot den Weibern die Leſung des neuen Teſtamentes. — Die kranken Frauen haben auch noch in dieſem Zuſtande mit dem Deſpotismus im Oriente zu kämpfen. In China bewickeln ſie bisweilen ihre Hand mit einem ſeidenen Faden, deſſen äußerſtes Ende der Arzt anfaßt. Dieſer beurtheilt nun die Beſchaffenheit des Pulſes aus den Schwingungen des Fadens, und verordnet die Heilmittel auf gut Glück. Tournefórt konnte in dem Serail des Großveſirs, in das er wegen einiger Kranken geführt wurde, dieſe weder ſehen, noch ſprechen; er war durch eine Wand von ihnen geſchieden, in welcher Löcher gemacht waren, wodurch die kranken Frauen ihren Arm ſtecken mußten, um nach dem Puls zu fühlen. Wenn auch eine Frau mit dem Tode ringt, wird der Arzt nicht zugelaſſen; denn weil dieſe Deſpoten glauben, der Blick eines Fremden beflecke eine Frau, mache ſie vielleicht begierig nach fremden Mannsperſonen; errege Lüſte, die nur durch ſie angefacht werden dürfen; ſie ſind daher ihrer Umarmung nicht mehr würdig, wo dieſes geſchehen, wo ſie nur ein einziges Mal von andern Männern geſehen werden. Daß es in kultivirteren Staaten auch dergleichen Deſpoten geben möchte, wenn ſie es nur

wagen dürften ihre Eiferſucht durch ſolche Handlungen kund zu geben, iſt nicht zu bezweifeln. —

Wenn in kultivirten Staaten die Frauen nicht durchaus Sklavinnen ihrer Männer ſind, ſo verſtatten ſie dem Jünglinge und Mädchen, die einander heirathen wollen, dennoch keinen näheren Umgang. Ohne ſich um Gleichheit des Charakters und der Bildung zu bekümmern, müſſen ſie ſich durch Procuratoren lieben. Bei den heutigen Griechen komint das junge Frauenzimmer vor ſeinem Hochzeitstage gar nicht aus ſeinem Hauſe, und ihre Liebhaber müſſen ſie durch Boten abholen laſſen. Aus dieſen bisher angeführten Thatſachen muß man ſchließen, daß der Zuſtand der Frauen in Europa, in den civiliſirten und cultivirten chriſtlichen Ländern, bei weitem die Lage derjenigen in den andern Welttheilen bei den Mohamedanern übertrifft. Dieſes iſt eine Folge des Chriſtenthums. Dieſe Religion der allgemeinen Menſchenliebe und Duldung hält auch das andere Geſchlecht für Etwas, giebt es nicht der Deſpotie Preis. Den Frauen, überhaupt dem weiblichen Geſchlechte ſind dieſelben Geſetze vorgeſchrieben und dieſelben Verheiſſungen gemacht; ſie ſtehen mit den Dienern derſelben in einiger Verbindung. Unter den kirchlichen Ceremonien kommen aber einige vor, die bei den Morgenländern nie Eingang finden werden, nämlich die Ohrenbeichte und die letzte Oelung. Die Weiber ſollen indeſſen im Oriente die Mohamedaniſche Religion in jeder Rückſicht verfluchen, und die chriſtliche, der Strenge ihrer Vorſchriften ungeachtet, vorziehen, weil dieſe ihnen die Freiheit ſchenkt, und würden ſie durch den Deſpotismus im Oriente nicht niedergedrückt, hätten ſie die Freiheit der Europäerinnen nur in Hinſicht des Einfluſſes auf ihre Männer, ſo würde die chriſtliche Religion unter den Mohamedanern ſchnelle Fortſchritte machen, welches ſo unmöglich iſt.

In den Ländern, in welchen die Zahl der Weiber

geringer iſt, als die der Männer, haben ſie einige Vortheile über die Letzteren. Dieſe müſſen ſich ihnen gefällig zu machen ſuchen, um ihre Geneigtheit zu erwerben. Sowohl auf dem feſten Lande, als auch auf den Inſeln ſind die Beiſpiele nicht ſelten, daß eine Frau mehrere Männer nimmt. Der Urſprung dieſer Gewohnheit, die vielen Reiſenden ganz unbegreiflich iſt, hat ſeinen Grund in der Seltenheit der Weiber, und bei den ausgelaſſenſten Sitten werden reiche Weiber ſich öffentlich mehrere Liebhaber halten, welches an andern Orten oft nur heimlich geſchieht. Nach dem Strabo nahmen die Weiber in Medien eine gewiſſe Anzahl von Männern, und ein Weib, welches nur fünf Männer hatte, wurde ſo angeſehen, als wenn es noch ſchlecht verſehen ſei. Nach dem Cäſar ſoll dieſelbe Sitte in England üblich geweſen ſeyn; allein andere Schriftſteller geben dieſes nicht zu, ſondern berichten, daß daſelbſt nur die Gemeinſchaft der Weiber üblich war, und daß man wahrſcheinlich daraus geſchloſſen, daß die Vielmännerey durch die Geſetze geſtattet werde. Die Weiber aus den edleren Kaſten in der Gegend von Calinit dürfen ſich mehrere Männer nehmen, und es giebt einige unter ihnen, die zugleicher Zeit zehn Männer haben, die ſie als Sklaven ihrer Reize behandeln *). Nach den alten Gebräuchen der Genenos dürfen die Weiber ſo viele Männer nehmen, als ſie wollen. Die Nambouris, Braminen und die Nairen ſuchen zwar durch gütige Vorſtellungen und durch Geſchenke ſie zu bewegen, daß ſie nur einen Mann nehmen; allein gezwungen dürfen ſie nicht werden. Nach Dellon ſoll dieſe Vielmännerey nie Unordnungen veranlaſſen; denn derjenige, der die gemeinſchaftliche Frau beſucht, ſtellt ſeine Waffen an die

---

*) S. den Brief des P. Tachard, im 1ſten Bde. der Lettres edifiantes.

Digitized by Google

Thür, wodurch er die übrigen Mitmänner abhält. Die Kinder die aus einer ſolchen Ehe entſpringen, können ihre Väter nicht beerben; denn auſſer der Schwierigkeit ſie herauszukennen, glaubt man daſelbſt auch, daß ſie der Mutter allein zugehören. Auch in Tibet iſt die Vielmännerey erlaubt. Die Weiber verheirathen ſich daſelbſt mit mehreren Männern, die faſt ſämmtlich Anverwandte, bisweilen gar Brüder ſind. Das erſte Kind gehört dem älteſten Manne zu; die folgenden den übrigen Männern; nach der Folge ihres Alters. Wenn man den Lamas hierüber Vorwürfe macht, ſo geben ſie zur Antwort: Wir haben nicht Weiber genug. Dieſer Gebrauch rührt in Hindoſtan daher, daß die Vorurtheile, den Unterſchied der Kaſten betreffend, durch die Religion geheiliget wird. Kein Mann aus einer edleren Kaſte giebt ſich mit einem Weibe ab, welches zu einer niedrigeren Kaſte gehört. Wenn nun die Weiber einer Kaſte nicht ſo zahlreich ſind, daß ein jeder Mann eine Frau haben kann, ſo müſſen nothwendig mehrere Männer eine Frau nehmen. Auf den Marianen hat die Frau die Herrſchaft über das Hausweſen in Händen; der Mann kann ohne ihre Einwilligung darüber nichts verordnen. Benimmt er ſich nicht gut, iſt er mürriſch, zeigt er ſeiner Frau nicht genug Ergebenheit, die ſie von ihm verlangt, ſo mißhandelt und verläßt ſie ihn; ſie nimmt ihr Vermögen mit, ſo auch ihre Kinder, und dieſe achten den neuen Mann ihrer Mutter ſo hoch, wie ihren Vater. Ueberhaupt muß ſich der Mann hier ganz nach den Launen der Frau bequemen; wird ſie ihm ungetreu, ſo muß er ſich bloß an ihrem Liebhaber zu rächen ſuchen; wird hingegen in dieſem Stücke die Frau von ihrem Manne hintergangen, ſo erzählt ſie es den Weibern ihres Orts; dieſe verſammeln ſich mit Lanzen bewaffnet, verwüſten ihm ſeine Aecker und Alles was ihm zugehört; reißen ſeine Bäume und Früchte aus, treten

ſie mit Füßen, und zuletzt greifen ſie ihn ſelbſt an, und jagen ihn mit Schimpf und Schande aus ſeinem Hauſe. Wie können wir Europäer uns glücklich preiſen, daß dieſe Sitte nicht bei uns eingeführt iſt. — Ein Schriftſteller ſagt: Eine ſolche Sitte konnte ſehr leicht aufkommen; ein beleidigtes Weib durfte nur ihre Nachbarin aufwiegeln, ſo war gleich die Verſchwörung zur Rache da: ſie züchtigten dann den Treuloſen auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe, daß das Andenken einer ſolchen Begebenheit den Männern mehrere Jahrhunderte hindurch Schrecken einjagen konnte. Man darf ſich hierbei nur an das Beiſpiel einiger Europäerinnen erinnern, die den Mann, der ſeine Frau ſchlug, auf den Eſel ſetzten; allein auch umgekehrt verlangte Geoffroi Herr von Conventry unter der Regierung Eduard des Bekenners, daß ſeine Gemahlin ſich nackt auf ein weißes Pferd ſetzen und durch die Stadt ſpazieren reiten ſollte. Dieſer Geoffroi zog nämlich die Privilegien der Stadt Conventry ein, und ſeine Gemahlin ſuchte ihn mit ſeinen Unterthanen auszuſöhnen. Er gab nur unter der oben angeführten Bedingung nach. Sie trug lange Zeit Bedenken, dieſe die weibliche Scham und Delikateſſe beleidigende Zumuthung auszuführen; endlich entſchloß ſie ſich dazu. Sie befahl bei Lebensſtrafe, daß an dem dazu beſtimmten Tage und in der beſtimten Stunde ſich Jedermann entfernen und Thür und Fenſter verſchloſſen halten müſſe, wo ſie dann den Ritt ausführte. Charondas erlaubte den Frauen, ihren Mann wegzuſchicken, und ſich an einen zweiten zu verheirathen. Später wurde ihnen aber, nach Diodor XII., 7, verboten, einen jüngeren zu heirathen, als der Erſte war.

Ueber die Sklaven, die Sklaverey und den Sklavenhandel ſehe man nach:

Philoſophiſche und Politiſche Geſchichte der Beſiz-

zungen und des Handels der Europäer in beiden Indien. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen und Zuſätzen verſehen von J. Mauvillon. Hannover, 1774, 3r Theil, S. 65 u. f., 4r Th.; daſelbſt, 1776, S. 186 u. f.

Demeunier, über Sitten und Gebräuche der Völker ꝛc. Herausgegeben und mit einigen Abhandlungen vermehrt von M. Hißmann. 1r Bd., Nürnberg, 1783, S. 326 u. f.

Essay on the Impolicy of the American Slave-trade, 2. Edit., By Thom. Clarkson — Observations on a Guinea-Voyage. In a Series of Letters addressed to the Rev. Thom. Clarkson. By James Field Stanfield, late a Mariner in the Slave-trade. London, 1788.

Acount of the Slave-trade on the Coast of Africa; by Falconbridge late Surgeon in the Slave-trade. 2 Edit., 1788.

Letters on Slavery by Wm. Dickson. London, 1789.

The act of assembly of the Island of Jamaica for the better order and government of Slaves; commonly colled the consolidated act exhibiting most of the essential Regulations of the Jamaica Code noir; possed by the Assembly Decemb. 19, 1787. Communicated to the Public by Stephan Fuller, London, 1789.

Code of Laws for the Government of Slaves in Jamaica. London, 1789.

Liberal Strictures on Freedom and Slavery, occasioned by the numerous applica.ions to Parliament for the abolition of the Slave-trade. London, 1789.

An Essay of the Slave-Trade. London, 1788. (Der Verfaſſer liefert eine kurze Geſchichte der Sklaverey, aus welcher er ſeine Reſultate gegen die Abſtellung des Sklavenhandels herzukeiten ſucht.)

Consideration on the Abolition of Negro-Slavery. London, 1789.

The injustice of the African Slave-Trade proved from principles of natural Equity. A Sermon preached Jan. 11, 1789 by Robert Hawker, London, 1789.

Digitized by Google

Sermon on the African Slave-Trade, preached 30. Nov. 1788 by James Dore. London 1789.

Commercial Reasons for the Non-Abolition of Slavery. London, 1789.

A cool Address the Peoople of England on the Slave-Trade. London, 1789.

Thoughts on the Slavery of the Negroes as it affects the British Colonies in the West Indies humbly submitted to the consideration of both Houses of Parliament. London, 1788.

The Wrongs of Africa Part. 2 Edit. London, 1788.

Humanity or the Rights of nature, a Poem in five Books by Mr. Pratt. London, 1788.

The Wrongs of Almoona or the African's. Revengs A narative Poem, founded on historical facts. London, 1788.

A poem on the Bill lately passed for regulating the Slave-Trade; by Helen Maria Williams. London, 1788.

Poems on Slavery, by Maria and Harriet Falconar. London, 1788.

Memoire sur l'Esclavage des Negres, dans lequel on discute les motifs propres pour leur affranchissement, ceux qui sy opposent, et les moyens practicables pour ameliorer leur sort. Neuchatel et Paris, 1788.

Reflexions sur l'Esclavage des Negres etc. pr. Mr. Schwarz. Neufchatel, 1788.

La cause des Esclaves Negres et des Hábitans de la Guinée partée au Tribunal de la Justice, de la Religion et de la politique; ou Histoire de la traite et de l'Esclavage des Negres; preuves de leur illegitimité; moyens de les abolir sans nuire ni aux Colonies, ni aux Colons, par Mr. Frossard. Paris, 1789. 2. Vol.

Las Caſas, die Verheerung Weſtindiens. Aus dem Spaniſchen von D. W. Andrea. Berlin, 1790.

Deutſches gemeinnütziges Magazin, 2en Jahrgangs. 1ſtes Quartal, S. 193 u. f.; 3s Quartal. Leipzig, 1789, S. 10 u. f.

Fiſcher's Geſchichte des teutſchen Handels, 1r Th. Hannover, 1785, S. 28 u. f.

Hannöverſches Magazin, 25ſter Jahrgang, 1787,

S. 786 u. f. 26ſter Jahrgang, 1788, S. 1569 u. f., 1601 u. f.

Ehrmann's Geſchichte der merkwürdigſten Reiſen, welche ſeit dem 12ten Jahrhunderte zu Waſſer und zu Lande unternommen worden ſind: vom 2ten bis zum 12ten Bande. Frankfurt a. M. 1791—1794. Aus dieſem Werke ſind die meiſten Nachrichten über die Sklaverey und den Sklavenſtand der Neger ꝛc. in Afrika auf der Goldküſte ꝛc. genommen.

Theorie und Praxis der Handlungswiſſenſchaft. Breslau, 1777, S. 62.

Allerneueſte Mannigfaltigkeiten I, 503.

Göttingiſches Taſchenbuch vom Jahre 1782, S. 45.

Goetze, nützliches Allerley, IV, 306.

Wittenberger Wochenblatt, Jahrgang, 1788. S. 121.

Hammerdörfer, Monatsſchrift; Auguſt 1788. S. 665. — Auszug aus Newtons Schrift über den Sklavenhandel daſelbſt, S. 852.

Niederelbiſches Magazin, 1788, S. 438, 891.

Seybold, Neues Magazin für Frauenzimmer, 1788. S. 270.

Allgemeine Handelszeitung, 1780, S. 444. — Gothaiſche Handelszeitung, 1788, S. 348 u. f. — Allgemeine Handlungszeitung, 19r Jahrgang, 1812, Monat September, S. 772; 20r Jahrgang, 1813, Monat Junius, S. 513 u. f. und 637.

Eine genaue Beſchreibung des ſchrecklichen und unmenſchlichen Sklavenhandels. Nach dem Engliſchen vom Profeſſor Laffert, Berlin, 1822.

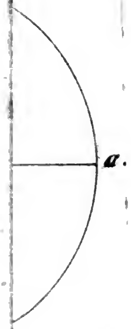
Ende des hundert und vier und funfzigſten Theiles.

Nachricht für den Buchbinder.

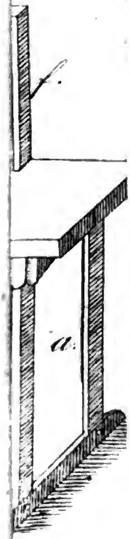
Die Kupfer werden, nach Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch an ein Blatt Papier angekleiſtert, damit ſie bequem herausgeſchlagen werden können.

Gedruckt bei L. W. Krauſe, Adlerſtraße Nr. 6.

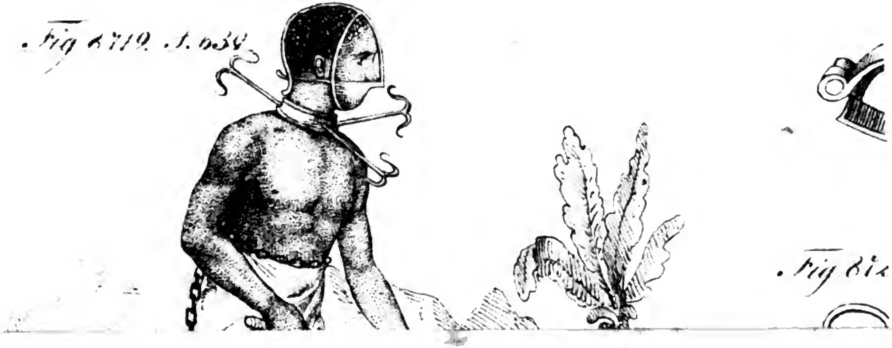
Digitized by Google



204



Digitized by Google



Digitized by Google

Di[illegible] Goog